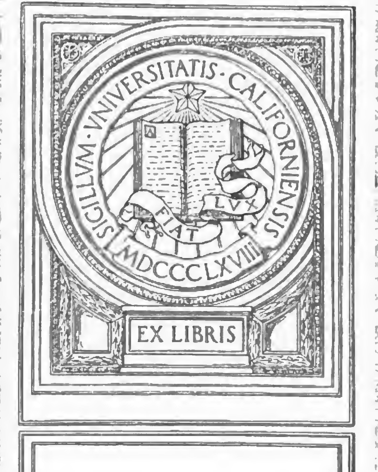


Bunte Bilder aus dem Sachsenlande

Sächsischer Pestalozzi-verein


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Hans Müller



Königin Carola,

Protektorin des Sächsischen Pestalozzi-Vereins.

Nach der neuesten photographischen Aufnahme von Müller & Pilgram in Leipzig.

G. Müller



unte Bilder

aus dem Sachsenlande.

Für Jugend und Volk.

Herausgegeben

vom

Sächsischen Pestalozzi-Vereine.

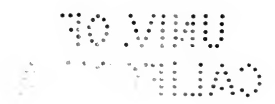
Mit zahlreichen Abbildungen.

(Der Ertrag ist zur Versorgung alternder, hilfsbedürftiger, verwaister Töchter vaterländischer Lehrer bestimmt.)

I. Band.

Sechste Auflage.

Leipzig.
In Kommission bei Julius Klinkhardt.
1898.



An den Leser.

Das vorliegende zweibändige Werk „Bunte Bilder aus dem Sachsenlande“ verfolgt einen doppelten Zweck.

Zunächst ist es dazu bestimmt, Großen und Kleinen, Alten und Jungen Kunde zu bringen von Land und Leuten, Kunde vom Leben und Treiben, Singen und Sagen der Bewohner der verschiedenen Gegenden unseres engeren Vaterlandes. Mit der genaueren Kenntnis der Heimat aber soll es ein lebhaftes Interesse für die Entwickelung derselben und für ihre Eigenartigkeiten und Schönheiten vermitteln und so eine Heimatsliebe erwecken und pflegen, die, wenn sie sich frei hält von Engherzigkeit und Überschätzung, die schönste Eigenschaft eines Staatsbürgers und die beste Grundlage des wahren, gesunden Patriotismus ist, der unserem deutschen Volke so not thut.

Daneben will das Buch aber auch darauf hinwirken, daß das Band der Liebe, welches das Herrscherhaus seit mehr denn 800 Jahren mit Land und Volk verknüpft, ein immer innigeres und festeres werde. An den verschiedensten Stellen nimmt es daher Bezug auf die Geschichte des erlauchten Hauses Wettin und auf den Einfluß, den die Herrscher desselben auf das Gedeihen und Blühen des Sachsenlandes und auf das Wohl des Sachsenvolkes ausgeübt haben.

Die zahlreichen Artikel sind in der Hauptsache geographischer und geschichtlicher Natur; und da man ein Volk in seiner Eigenart nicht zum geringsten auch aus Sitte, Sang und Sage kennen lernt, so ist auch diese Seite des Volkslebens nicht unberücksichtigt geblieben.

Die Beiträge für das Buch sind geliefert worden von Lehrern und Freunden der Jugend aus den verschiedensten Landesteilen. Einige dieser Beiträge erscheinen im Gewande der Wissenschaftlichkeit und sind die Frucht eingehender Quellenstudien und fachmännischer Einsicht, andere sind in Form und Inhalt mehr der Auffassungskraft des schlichten Mannes angepaßt; einige sind mehr belehrend, andere mehr unterhaltend, noch andere sind

reichlich mit Humor gewürzt. Sie sind also in ihrer Art ziemlich verschieden, aber in dem einen sind sie sich völlig gleich: alle sind hervorgegangen aus der Liebe zum Vaterlande.

Das Buch führt den Haupttitel „Bunte Bilder". Damit soll die bereits angedeutete Mannigfaltigkeit und Vielgestaltigkeit der einzelnen Artikel bezeichnet werden. Wie an dem leiblichen Auge des Wanderers die verschiedensten Naturbilder, so sollen die mannigfaltigen „Bilder" des Buches am geistigen Auge des Lesers vorüberziehen und Verstand und Herz desselben gleichzeitig anregen. Und was durch das Wort nicht geschieht, das sollen die vielen hübschen Illustrationen thun, die dem Texte beigegeben sind.

Das Buch will kein Lehrbuch im eigentlichen Sinne des Wortes sein; gleichwohl wird es aber neben der Unterhaltung auch zur Belehrung und zur Belebung des Unterrichtes in Schule und Haus mit Erfolg benutzt werden können. Möge es daher seinen Einzug halten in die verschiedensten Kreise und auch in die Schul- und Volksbibliotheken; möge es aber vor allem ein gerngesehener Gast in der Familie werden und überall dem Zwecke dienen, zu dem es geschrieben ward, nämlich Liebe pflanzen und Liebe pflegen bei Jungen und Alten zu Fürst, Volk und Vaterland!

Die Herausgeber.

Zur vierten Auflage.

Die ein Jahr nach dem Erscheinen der 3. Auflage nötig gewordene 4. Auflage ist nicht nur als eine verbesserte, sondern auch als eine wesentlich vermehrte zu bezeichnen; denn es haben 10 neue Artikel Aufnahme gefunden. Dabei sind alle ausgesprochenen berechtigten Wünsche berücksichtigt worden, und es darf sich diese Auflage daher wohl einer ebenso freundlichen Aufnahme versichert halten, wie sie ihren Vorgängerinnen zu teil geworden ist.

Die Herausgeber.

Inhaltsverzeichnis.

A. Verzeichnis der Artikel.

B. Verzeichnis der Abbildungen.

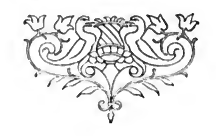


In Deutschlands Mitte liegt ein Garten Gottes,
Geschmückt mit allen Reizen der Natur.
Und ob auch vom Gebirg des Winters Schnee
Ins Niederland noch lange leuchtend glänzt,
Wenn hier schon milde Frühlingslüfte wehn:
Trägt doch das Land, was zur Behaglichkeit
Der fleißige, zufried'ne Mensch bedarf.
Auf breiten Äckern wogt das gold'ne Korn,
Auf fetterm Boden senkt die schweren Ähren
Der Weizen, beut der wohlgepflegte Baum
Zu seiner Zeit die edlen, süßen Früchte,
Und selbst die Traube reift am Bergeshang.
Auf blum'gen Wiesen fällt der saft'ge Halm
In Sommers Mitte unterm Schnitt der Sense,
Nach deren Werk genug noch übrig bleibt,
Um Schaf- und Rinderherden dort zu weiden.
Durch diesen Garten trägt der Elbe Strom
Des Binnenhandels stolz geblähte Segel,
Und von des Südens Bergen fließt ihm zu
Aus nie versiegten Adern neue Fülle.

An seinen Ufern läuft das Schienenband,
Sich schwingend über kühn gewölbte Brücken;
Es führt, was aus des Schachtes tiefem Schoß,
Was von der Berge waldbekränztem Rücken
Die fleiß'ge Hand gewann, was sie mit Kunst
Und Emsigkeit geschafft, hinab zum Thal
Und bringt, was überm Ocean gedieh,
Her zum Genuß und in der Werkstatt Räume.
　Und daß der treuen Arbeit nie das Ziel
Und nie der rechte Weg zum Ziele fehle,
Gebricht's an Stätten nicht, wo Aug' und Hand
Und Geist und Herz in innigem Verein
Gebildet wird für alles Gut' und Schöne.

　Dies ist dein **Vaterland!** Als duft'ge Blume
Ist es gefügt in Deutschlands Ehrenkranz,
Und was es ist, es ward's zum ew'gen Ruhme
Dem **Haus Wettin** in unverblich'nem Glanz.

Ferd. Engelmann.





Auf der Stammburg der Wettiner.

„Dort sind schon die Schachtberge, und drüben sehen Sie den Schweizerling. Auf seine bewaldete Höhe wandert das junge Volk Wettins an Sonn- und Festtagen gern hinauf; denn es ist gar schön da droben. Wenn wir die beiden Windmühlen im Rücken haben, sehen wir Wettin drunten im Thale."

So berichtete der biedere Wettiner Ackerbürger, indem er angesichts der beiden Windmühlen stehen blieb und seinen langschößigen Sonntagsrock wieder anzog. Seine kugelrunde, gesprächige Ehehälfte, mit der er von einer kleinen Reise zurückkehrte, klappte hierauf den Regenschirm zusammen, den sie in Ermangelung eines Sonnenschirms als Schutz gegen die brennenden Strahlen der Frühlingssonne aufgespannt hatte. Der Tag war heiß, und die Luft war still.

Der holperige Feldweg, auf dem wir ein und eine halbe Stunde lang von der Station Nauendorf an durch unabsehbare Feldpläne rüstig vorwärts geschritten waren, wurde allmählich steinig, und hier und dort traten bereits die breiten verwetterten Schichten des rötlichen Porphyrs zu Tage.

„Unser Städtchen ist steinreich und doch arm," sagte mein Begleiter, als er sah, daß ich einige Porphyrstücke aufhob und sie prüfend betrachtete. „Freilich," fuhr er fort, „müssen wir dem Himmel auch für diesen Reichtum danken; denn außer in den Schächten und Cichoriendarren und auf den Schiffen des Saalstromes sind viele Menschen in den Steinbrüchen beschäftigt und haben da ihr kümmerliches Brot. Doch wir sind dem Ziele nahe, — da drunten liegt Wettin!"

Mit einem Schlage hatte sich die Scenerie verändert. Von der Höhe eines Bergkammes blickte ich hinunter in das Thal. Meine Blicke schweiften über die altersgrauen Ziegeldächer des kleinen Bergstädtchens hin, dessen Häuschen dicht gedrängt wie Schwalbennester jenseits am Berghange klebten und sich bis auf den Rücken desselben hinaufzogen. Eins wie das andere gebaut, harmonierten sie prächtig mit dem Felsgestein, auf dem sie standen. Nur einige hoben sich durch lebhaftern Anstrich aus dem Häusermeer heraus, das die Türme der Kirche, des Rathauses und der Burg überragten. Der Tag war still und heiter und bot eine weite Fernsicht. Hier und dort glänzte das rötliche Gestein der schroffen Felswände. Drüben im Blauen sangen die Lerchen. Drunten zur Linken blinkte

und blitzte das silberne, vielfach gewundene Band des Saalstromes, der aus seinen Ufern getreten war und das Wiesengelände überschwemmt hatte. Und nun leuchtete und flimmerte es in dem wässerigen Grün der Auen und zwischen den knospenden Bäumen und Büschen kleiner Strominselchen, als habe die Sonne einen Demantregen über sie ausgeschüttet.

So, wie es da vor mir lag, und nicht anders hatte ich mir das alte Bergstädtchen Wettin gedacht: im Äußern unberührt vom Strome der Neuzeit, ein Denkmal ferner schöner Vergangenheit, ein würdiger Zeuge deutschen Fürstenruhms und deutscher Fürstengröße! Und voll Freude und Stolz hing mein Blick an den hohen Mauern und an den Turmzinnen der alten Burg, die sich im Süden auf einer scharf vorgestreckten Felszunge trotzig und kühn erhebt und die Dächer der Stadt weit überragt. Dieser ehrwürdige, schlichte, feste Bau, der mit dem Fels verwachsen scheint, der den Stürmen und Wettern fast eines Jahrtausends getrotzt hat, ist das schönste Symbol des edlen ruhmreichen Fürstenhauses der Wettiner. Nicht der romantische Hauch der Sage umwebt die alten Mauern — unser Volk weiß nichts Wundersames von dieser Burg zu singen und zu sagen —, wohl aber der Geist hoher, tapferer und großherziger Ahnen und der Geist einer glorreichen achthundertjährigen Vergangenheit! Sie schützen die Wiege unseres teueren Herrschergeschlechtes und werden auch das Haus Wettin auf stolzer, sonniger Höhe erhalten, wenn Bau und Fels längst in Trümmer gesunken sind! . . .

„Schade um unsere schöne alte Burg," plauderte mein Reisegefährte, als wir auf steilem, schmalem Pfade abwärts stiegen und durch die engen, gewundenen Gäßchen des Städtchens dem alten Rathause zuwanderten. „Wir Wettiner wissen wohl, welche Bedeutung sie hat," fuhr er fort, „und wir würden uns freuen, wenn unser junger Kaiser die Burg Ihrem König Albert schenkte. Die Schafherden, welche in den Räumen kampieren, könnte man wohl noch auf dem Amtshofe unterbringen und auch die Kornböden dorthin verlegen; die Bierbrauerei, seither in dem Flügel nach der Stadtseite zu gelegen, hat man so wie so seit Neujahr eingestellt. Arme alte Invaliden müßten da hinein, die einst mit Gott für König und Vaterland ihr Blut und ihre Gesundheit gelassen haben; dann würde die Burg ihren Zweck erfüllen." Ich konnte ihm aus vollem Herzen beistimmen.

Im kühlen Rathauskeller zur Seite des kleinen abschüssigen Marktplatzes erholte ich mich nach der ermüdenden Fußwanderung und forschte bei Wirt und Gästen nach der Geschichte der Burg und Stadt Wettin. Die Leutchen wußten mir sehr wenig zu erzählen. Das chronistische Material ist bei dem großen Brande im Jahre 1666 verloren gegangen und das Rathaus von Grund auf neu gebaut worden.

Nach einigen alten Chronisten ist der römische Feldherr Claudius Drusus Nero als Gründer anzusehen, der auf seinen Heereszügen in den Jahren 12—9 v. Chr. in Germanien bis in die Saalgegend gekommen und außer einem festen Kastell, der jetzigen Burg Wettin, auch auf dem Lauterberge (Petersberg bei Halle) einen Tempel zu Ehren des Mars und der Bellona errichtet haben soll. Ähnlichkeiten des Namens haben andere verleitet, den Herzog Wittekind als Ahnherrn des Hauses Wettin und Erbauer des alten Stammsitzes zu nennen; doch ist



Burg Wettin.

längst sicher nachgewiesen, daß die Besitztümer dieses Geschlechts in Westfalen lagen, und daß die Wettiner aus Nordschwaben stammen.

Und wird auch der Ursprung der Burg in Dunkel gehüllt bleiben: das alte Bauwerk redet lauter als alle Chroniken und verweist uns in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung.

Wettin (Wittin) ist ein wendisches oder slavisches Wort. In den ältesten Chroniken wird die Stadt Vidin genannt und bereits im Jahre 960 n. Chr. als civitas (Stadt), im pago (Distrikt) Nuzini oder Buzini gelegen, aufgeführt. Aus diesem Gau schenkte Kaiser Otto I. der Kirche zu Magdeburg den Zehnten der Einkünfte.

In alter Zeit hatte die Grafschaft Wettin einen bedeutenden Umfang. Außer dem eigentlichen Burglehn gehörte der Petersberg mit allen seinen Gütern, das Schloß Krosigk, Löbejün mit seinen Dörfern und vielleicht auch die Stadt Halle zu diesem Distrikt. Die stark befestigte Burg Wettin galt als eins der besten und sichersten Bollwerke, die man im Elb- und Saalgau errichtet hatte, um dem energischen Vordringen der kriegerischen, Ackerbau treibenden Sorben-Wenden Einhalt zu gebieten. Das Wappen der Grafen zu Wettin zeigte einen roten Löwen in silbernem Felde. Auf dem Wappenhelme stieg aus silbernem Grund ein roter Adler mit schwarzen Flügeln auf. Die Flügel waren mit goldenen Herzchen oder kleinen Kleeblättern besetzt.

Der erste bekannte Graf von Wettin ist Dietrich I., der den Kaiser Otto II. auf seinem Zuge nach Italien begleitete und 982 bei Basentello fiel. Von seinen Söhnen erbte Dedi I. Wettin und Friedrich die Grafschaft Eilenburg. Friedrich starb 1017 kinderlos, und nun vereinigte Dedis Sohn, Dietrich II., der 1009 seinem Vater gefolgt war, Eilenburg wieder mit Wettin. Dietrich II. starb 1034 und hinterließ sechs Söhne, von denen Thimo, 1090 Markgraf von Meißen, sich zuerst nach seiner Burg Graf von Wettin nannte. Als sein Sohn und Nachfolger Dedi III. 1124 auf seiner Heimfahrt aus dem gelobten Lande starb, fiel Wettin an seinen Bruder, den Markgrafen Konrad den Großen von Meißen, und ist danach längere Zeit der Mark Meißen als erblicher Besitz verblieben.

1288 kamen Wettin und Salzmünde durch Schenkung zum Erzstift Magdeburg, und so ging dieser schöne Besitz dem sächsischen Fürstenhause für immer verloren. Gegenwärtig ist das ehemalige Burgamt eine königlich preußische Domäne.

Der Prinz Louis Ferdinand von Preußen, welcher am 10. Oktober 1806 in dem unglücklichen Gefecht bei Saalfeld fiel, weilte am Anfange dieses Jahrhunderts oft und gern auf der alten Burg. Von seinem leutseligen Wesen und seinen lustigen Streichen wissen die lieben Wettiner noch heute zu erzählen.

Als ich in den Nachmittagsstunden die Burg besuchte, führte mich der Inspektor des Amtsgutes auch in ein leeres Zimmer. Den einzigen Schmuck desselben bildeten zwei Nischen, deren Bogen einfacher Rokoko-Ornamentenschmuck zierte. Von den Fenstern des kleinen Gemachs aus, das sich im linken Burgflügel befindet, genoß ich eine herrliche Aussicht auf die alte Stadt. Dies Prinzenzimmer ist wohl noch der einzige bewohnbare Raum in der Burg; denn außer der Wohnung des Aufsehers und dem Betsaale für die kleine reformierte Gemeinde des Städtchens dienen alle übrigen landwirtschaftlichen Zwecken.

Von schönen Aufgängen, Galerien, Eisengeländern mit phantastischer Ornamentik und glänzenden Messingknäufen, geräumigen Hallen mit Kreuzbögen und Säulen ist auf der Burg nichts mehr zu finden. Die dicken Mauern sind abgetragen, und von dem runden, stumpfen Turm inmitten des Hofes ist die Grundmauer nur noch im Steinpflaster bezeichnet. Der Turm, von den Burgleuten „die letzte Retirade" genannt, weil man ihn bei harten Kämpfen als letzten Zufluchtsort benutzte, ist bereits 1697 beseitigt worden. Die Wallgräben sind in Gärten umgewandelt, und durch die frühere Ausfallspforte tritt man jetzt auf eine Terrasse, welche eine schöne Aussicht gewährt. Ist auch der Gesamtcharakter des alten Bauwerks erhalten geblieben, so hat es doch im einzelnen mancherlei Veränderungen erfahren. So z. B. sind die Rokokoverzierungen an den Giebeln des Turmes neueren Datums, die Sandsteinzieraten sind verschwunden, und das Dach hatte früher jedenfalls eine bedeutendere Höhe als jetzt. Der Rittersaal, gegenwärtig durch einen Boden in zwei Geschosse geteilt, dient zur Aufnahme von Ackergerät und beherbergt den Segen der Felder: große Lager von Weizen und Kartoffeln. Die Wandgemälde des Saales hat man in frommer Einfalt mit Kalk übertüncht. Hier und dort treten noch Überreste von Kriegs- und Jagdscenen hervor. Drunten im Burgverließ, wo an der Wand als Symbol seiner Bestimmung eine Hand mit einer Keule und ein Kopf in Stein eingehauen sichtbar sind, breitet man Schafwolle zum Trocknen aus, und im oberen Gemach des Turmes, in dem einst der Burgwart hauste, nisten friedlich die Tauben.

Lange stand ich droben im Turmzimmer an dem geöffneten Fenster und weidete Herz und Sinn an den tausend Schönheiten der reizenden Landschaft, die sich vor meinen Blicken aufthat. Drunten im blinkenden Flusse spiegelten sich die braunen Dächer und grauen Mauern langer Häuserzeilen, und darüber hin fiel das Bild der hohen, steilen Porphyrfelsen. Tiefgehende Kähne und Holzflöße glitten still stromabwärts. In dem braun und grün schimmernden Baumgezweig des Inselwäldchens, der Burg gegenüber, hatten sich Schwärme von Raben und Krähen niedergelassen und flickten eifrig an den zahlreichen Reisignestern. Ihr Gekrächze und Geschrei übertönte das Klirren der Stromkette, an der die Fähre von einem Ufer an das andere schwebte. Jenseits des Flusses verlor sich der Blick in einem fruchtbaren Hügellande mit braunen Ackerpläuen und saftig grünen Saatfeldern.

Ein mit Akazienbäumen bepflanzter Weg führt von einer schmalen Mauerpforte aus an dem Burgberg entlang in das Saalthal hinab. Das geklüftete Gestein des Burgfelsens hatte sich bereits mit Frühlingsgrün bekleidet. Das undurchdringliche Rutengewirr des Teufelszwirns — in uralter Zeit wohl als Schutzwehr angepflanzt — wetteiferte mit Hopfengerank und knorrigen Fliedersträuchern. Hier und da hatte auch der Epheu mit seinem dichten Netze die Mauer übersponnen. Eins der kleinen Fenster, die droben in der dicken Burgmauer in geringen Zwischenräumen angebracht sind, war geöffnet. Auf dem Gesims prangte ein Flor blühender Topfgewächse, und das Fenster war innen von weißen Gardinen umrahmt.

Mir kam der Wunsch meines biederen Reisegefährten wieder in den Sinn und ich sah im Geiste droben auf der Turmzinne das deutsche und sächsische Banner

wehen . . . all die kleinen, dunklen Fenster des Burgflügels waren durch Gardinenschmuck freundlich erhellt, und über einen niedlichen Wald von Geranium und Myrte schauten mit zufriedenen Blicken deutsche Invaliden in das Saalthal hernieder.

Franz Woenig.

Konrad, der erste erbliche Markgraf von Meißen.

Der erste erbliche Markgraf von Meißen aus dem Hause Wettin, Konrad der Große oder Reiche oder Fromme, war im Jahre 1098 geboren; er war der Sohn des Grafen Thimo von Brehna und Wettin und der Tochter des Bayernherzogs und Sachsenführers Otto von Nordheim, Ida, und nannte sich anfänglich Graf von Wettin.

Über Konrads Jugend ist fast nichts bekannt. Er erscheint mehrfach als Zeuge auf Urkunden oder auch als Verleiher von Schenkungen und Gerechtsamen, die er Klöstern zu teil werden läßt. Vor 1123 trat er das Erbe seines Vetters Wilhelm von Brehna: Brehna, Torgau und Kamburg an, und da in demselben Jahre Markgraf Heinrich II. der Jüngere von Eilenburg und 1124 sein älterer Bruder Dedo, ohne männliche Erben zu hinterlassen, starben, so kam er in den Besitz des gesamten wettinischen Hausgutes. Als der einzige lebende Sprosse wettinischen Stammes hatte er die nächsten Erbansprüche auf die erledigten Marken Meißen und Lausitz.

Im wettinischen Hause galt der Brauch, daß bei Abgang der sonst berufenen Erben der zur Erbfolge berechtigt war, welcher dem gemeinsamen Stammvater am nächsten stand; das war aber jetzt Graf Konrad von Wettin. Sein Erbfolgerecht war unzweifelhaft, und trotzdem erkannte es Kaiser Heinrich V. (1106—1125) nicht an; er zog beide Marken als heimgefallene Reichslehen ein und übertrug auf dem Hoftage zu Worms Meißen und die Lausitz an den Grafen Wiprecht von Groitzsch; um diese Zeit übergab er die ebenfalls erledigte Grafschaft Thüringen an Hermann von Winzenburg, den Sohn des im Jahre 1122 verstorbenen Grafen gleichen Namens.

Hierin erblickte aber der Herzog Lothar von Sachsen, welcher sich schon vorher gegen den Kaiser erhoben hatte, eine Verletzung des Herkommens; denn es hatte sich längst die Rechtsgewohnheit gebildet, daß bei Verleihungen von Reichswürden der nächste männliche Erbe berücksichtigt werden mußte; zugleich empfand er es als Drohung und Herausforderung, daß gerade die wichtigsten Grenzmarken und deren Vorland Thüringen in den Händen von kaiserlichen Parteigängern sein sollten. Es ist erklärlich, daß sich Konrad, welcher mit Recht über seine Zurücksetzung erzürnt war, mit Lothar gegen Heinrich V. verband. Von jenem erlangte er durch die Fürsprache der herzoglichen Gemahlin, seiner Stiefnichte Richenza, die Mark Meißen und wurde Erbe der Eigengüter Heinrichs II. des Jüngeren von Eilenburg. Diese Verhältnisse führten zu einem blutigen Kriege; durch ihn gewann Konrad die Mark Meißen, welche fortan dauernd in den Händen des Hauses Wettin blieb.



Die Peterskirche auf dem Petersberge bei Halle.

Er vermählte sich wahrscheinlich um diese Zeit mit Luitgard, der Tochter eines schwäbischen Grafen Albrecht.

Für den Wettiner war es von großer Wichtigkeit, daß nach dem Abscheiden Kaiser Heinrichs V. († 23. Mai 1125) sein Bundesgenosse Herzog Lothar von Sachsen zum deutschen Kaiser erhoben wurde (August 1125). Jetzt konnte er den inneren Angelegenheiten des Landes seine Aufmerksamkeit mehr denn zuvor zuwenden. Vor allem begünstigte er das Kloster des heiligen Petrus auf dem Lautersberge bei Halle, das sein verstorbener Bruder Dedo gegründet und seiner Fürsorge besonders empfohlen hatte; für alle Bestimmungen, welche er zu seinen Gunsten traf — beachtlich ist die Anordnung, der Petersberg dürfe nie mit Mauern umgeben werden — suchte und erhielt er die Bestätigung des Papstes, unter dessen unmittelbare Obhut er das Peterskloster stellte. Leider waren die Tage der Ruhe und des Friedens von kurzer Dauer; denn um seinen Länderbesitz und sein Ansehen zu wahren, hatte er zahlreiche Kämpfe, namentlich mit dem Markgrafen der Nordmark, Albrecht dem Bären, zu bestehen; vorübergehend führte er auch Krieg mit König Konrad III. (1138—1152), dem Nachfolger Lothars; letzteren begleitete er 1136 auf seinem zweiten Römerzuge.

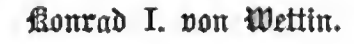
In demselben Jahre erhielt er vom Kaiser die Mark (Nieder-)Lausitz, welche durch den Tod des bisherigen Inhabers erledigt war, und 1143 empfing er die Grafschaft Rochlitz als Eigentum für sich, seine Frau und seine Nachkommen, 1144 aber auf Lebenszeit den Gau Nisani und das Milzenerland (Budissin). So erstreckte sich jetzt die Wettinische Herrschaft auf Meißen, Budissin und die Niederlausitz; dazu kamen die Eigengüter in den alten Marken Zeitz und Merseburg (Osterland).

Konrad war ein frommer Christ; deshalb beschloß er, nach dem heiligen Lande zu pilgern. Er trat die Fahrt zu Anfang des nächsten Jahres (1145) an; einige seiner Freunde begleiteten ihn. Über den Verlauf der Reise sind wir nicht unterrichtet. Nur Fabelhaftes und Märchenhaftes ist darüber auf uns gekommen. Es steht nur fest, daß er kurz vor dem 19. Mai in Jerusalem ankam und dort in das Hospital eintrat. Dem Prior und den Klosterbrüdern des Heiligen Grabes stiftete er ein Viertelpfund Goldes und versprach, dem Kloster jährlich zu Michaelis zwei Mark Silber zu schicken oder auch ein Stück Land zu schenken, welches jährlich zwei Mark einbrächte, damit sein, seiner Gemahlin und seiner Söhne Andenken hier fortlebe und die Mönche sie alle in ihr Gebet einschlössen; zu dieser Gabe sollten auch seine Nachfolger in der Markgrafschaft verpflichtet sein.

Konrad hatte für die Zeit seiner Abwesenheit seinem Sohne Otto die Verwaltung des Landes übertragen. Auf der Rückreise erhielt der Markgraf die Nachricht von dem Hinscheiden seiner geliebten Gattin Luitgard; sie war am 19. Juni 1146 gestorben und seinem Willen entgegen auf den Rat des Grafen Hoier von Mansfeld im Kloster Gerbstädt und nicht auf dem Petersberge bei Halle begraben worden, dessen Kloster Konrad zum Familienerbbegräbnis bestimmt hatte. Hierhin wurde deshalb auch bald nach seiner Rückkehr die Leiche feierlich übergeführt.

Dann griff Konrad in die Streitigkeiten des Herzogs Wladislaus von Polen, des Schwagers vom Könige Konrad III., und seiner Brüder vermittelnd





Konrad I. von Wettin.



Luitgard, Konrads I. Gemahlin.

ein und gewann seinem Sohne Dietrich die Fürstentochter Dobergana als Gemahlin. Im Frühling 1147 nahm er mit vielen der sächsischen Fürsten das Kreuz gegen die heidnischen Wenden. Er schloß sich dem Heere an, das Anfang August bei Magdeburg zusammenkam und in der Stärke von etwa 60000 Mann gegen die Liutizen zog. Leider erfahren wir nichts von des Markgrafen Schick-

salen auf diesem Feldzuge. In den nächsten Jahren war er wiederholt als Anhänger des Königs gegen den sächsischen Herzog Heinrich den Stolzen thätig; wenn es aber irgend anging, widmete er sich den Werken des Friedens; namentlich erhielt das Peterskloster bei Halle auch jetzt wieder zahlreiche Beweise seiner Gunst und Fürsorge.

König Konrads III. Nachfolger († 15. Februar 1152), Friedrich I. Barbarossa (1152—1190), schloß sich der Markgraf sofort in Treue an. Auf dem Tage von Merseburg (Mai 1152) traf er mit dem Dänenkönig Sven zusammen, welcher wenig später sich mit seiner Tochter Adela verlobte.

Konrads ehrliche Gesinnung und großer Freimut erhellt aus einer Sage, welche infolge dieser Verbindung entstanden ist.

Saxo Grammaticus, ein Seeländer von ritterlicher Herkunft, welcher in seiner Dänengeschichte (Saxonis Grammatici historia Danica — 1186) auch vielfach die deutsche Zeitgeschichte berührt, berichtet nämlich, König Sven sei nach der Rückkehr in die Heimat durch Kämpfe mit Seeräubern und seinen Nebenbuhlern, namentlich mit Knud und Waldemar, so in die Enge getrieben worden, daß er in der Entfernung des letzteren aus Dänemark das einzige Mittel seiner Rettung gesehen habe. Um dieses zu erlangen, habe er zu folgender List seine Zuflucht genommen. Er habe unter dem Vorwande, die Mitgift seiner Gemahlin einzufordern, eine Reise zu seinem Schwiegervater angetreten und zum Begleiter Waldemar gewählt, mit dem er sich versöhnt habe. Freilich habe sich dieser — er mochte die Gefahr ahnen — erst nach langem Zureden bereit erklärt. Beiden seien Boten vorausgeeilt, um ihre Ankunft am markgräflichen Hofe zu melden, zugleich aber auch Konrad zu veranlassen, Waldemar sofort nach ihrem Eintreffen festzunehmen und gefangen zu halten. Hier aber habe sich der Däne verrechnet; denn jener habe den Gesandten sehr zornig entgegnet, „es schicke sich nicht, daß er, ein alter Herr, solche Dinge vornehmen wollte, die er in seiner Jugend nicht einmal gethan. Es würde nicht wohl klingen, daß er auf seine alten Tage einen so unredlichen Streich begehen wollte, da er sich sonst von Jugend an rechtschaffen aufgeführt. Ja, er wollte lieber sehen, daß sein Schwiegersohn, Tochter und Enkel am hellen lichten Galgen hingen, als geschehen lassen, daß seine Redlichkeit, deren er sich so vieler Jahre lang beflissen, in seinen letzten Lebensjahren einen Schandfleck bekommen sollte. Wenn aber Sven seinen Gegner ohne dergleichen betrügliche Streiche öffentlich anfallen und überziehen wollte, sollte ihm seine Hilfe unversagt sein.“ Als Sven von diesen Worten gehört habe, sei er schamrot geworden und sofort nach Dänemark zurückgekehrt.

Hier konnte er sich gegen seine Feinde, die ihn von neuem angriffen, nicht halten; infolge seiner Grausamkeit lichteten sich von Tag zu Tag die Reihen seiner Anhänger; schließlich mußte er mit Weib und Kind das Land verlassen. Er begab sich nach Meißen zu seinem Schwiegervater, bei welchem er ungefähr zwei Jahre verweilte.

Über die letzten Tage Markgraf Konrads berichtet die lateinisch geschriebene Chronik des Petersklosters bei Halle, als deren Verfasser ein Priester Konrad gilt. Es heißt hier in deutscher Übersetzung:

„1156. Konrad, Markgraf von Meißen und der Lausitz, bedachte die Unbeständigkeit seines Lebens und fürchtete, daß, wenn er noch länger in der sündigen Welt leben wollte, er auch selbst in ihren Untergang gezogen würde, und deshalb beschloß er, sie zu verlassen, und faßte den festen Entschluß, ins Kloster zu gehen. Da er aber für die Zukunft der Kirche sorgen wollte, nach welcher er sich von Herzen sehnte, das heißt für die Kirche auf dem Lauterberge, welche er schon ausgiebig, wie es für sie günstig war, bedacht hatte, so rief er den Erzbischof Wichmann und den Markgrafen Albert von Brandenburg, auch alle seine Söhne und viele andere Geistliche und Weltliche, Edle und Dienstmannen zusammen und kam selbst dorthin, um in ihrer Gegenwart seine Absicht zu verwirklichen. Und so verteilte er zuerst alle Besitzungen, welche er selbst oder seine Gemahlin an diesem Orte hatten, damit nicht etwa nach seinem Tode über die Länder ein Streit entstünde, in die Hände seiner Söhne, das heißt: Otto wurde Markgraf von Meißen, Dietrich Markgraf der Lausitz, Heinrich Graf von Wettin, Dedo Graf von Rochlitz, Friedrich Graf von Brehna. Dann bestimmte er, daß allemal der älteste der Söhne oder Erben die Vogtei des Klosters stiftungsgemäß ausüben sollte, daß die Vogtei selbst keinem jemals als Lehen überlassen werden und der Vogt keine weltliche Abgabe ohne Beschluß der Brüder in den Angelegenheiten der Kirche, gleichsam aus eigenem Rechte, zu fordern wagen sollte, und daß seine Söhne, was sie auch selbst versprachen, und ihre Dienstmannen in diesem Kloster ihr Begräbnis haben sollten. Nachdem dies geordnet worden war, legte er vor dem Altar des heiligen Petrus seine weltlichen Gewänder ab, ließ sich mit der Mönchskutte durch Erzbischof Wichmann bekleiden und nahm freiwillig die Armut auf sich aus Liebe zu Christus, unter dem großen Beifalle der anwesenden Fürsten, denen auch seine Demut gar reiche Thränen entlockte, weil sie an einem Manne von solcher Bedeutung eine so große Umwandlung erblickten, wie an ihm, allen sichtbar, Gottes Gnade und Erbarmen seine unübertreffliche Gesinnung heller als das Licht offenbarte. Dann erst ruft er, schon ein Streiter Christi, seine Söhne herbei und übergiebt ihrer Huld seine Kirche, deren Mitglied er eben geworden war, damit sie immer und überall sich angelegen sein ließen, der Kirche ihre Hilfe zu gewähren, in welcher, wie sie wüßten, ihre Mutter bereits ruhe und auch er, ihr Vater, im Leben wie im Tode, und auch sie selbst dereinst ruhen würden. Das ereignete sich am Tage des heiligen Andreas (d. i. der 30. November), und an demselben Tage übertrug er auch den Hain, der an der Ostseite des Berges lag, als seine letzte Schenkung dem heiligen Petrus. Er lebte aber noch nach seinem Eintritte in das Kloster 2 Monate und 5 Tage.

Er starb am 5. Februar (1157) im 59. Lebensjahre, und er wurde begraben vom Erzbischof Wichmann in der Mitte der Kirche, in welcher zu seiner rechten Seite seine Gemahlin und nach dieser an derselben Seite seine Schwester Mechtild (Mathilde), die Mutter des Erzbischofs, deren Sterbetag der 21. Januar ist, begraben wurden. Der Leichenfeier wohnten bei Walo, Bischof von Havelberg, und Markgraf Albert und Hermann, der Sohn des letzteren, und alle seine Söhne außer Markgraf Otto und viele andere." Dr. Paul Arras.

Die Mark Meißen in frühester Zeit.

I. Meißen ums Jahr 1089.

Es war im Jahre 1089, als sich auf der schmalen und steilen Straße, welche zur Burg Meißen hinanführte, ein festlich geschmückter Zug emporwand. Ihn begrüßten Trompeten und Pauken, der Jubelruf der Deutschen und das bange Seufzen der Slaven. Da sah man die deutschen Kriegsleute, die kräftige Brust bedeckt mit dem braunen Lederkoller, das breite Schwert an der Seite, die Armbrust auf der Achsel oder den schweren Speer in der Hand. Zwischen sie drängte sich, das kurze Schwert im Gürtel, froh gemutet der Landmann. In der Ferne aber standen, scheu und ängstlich im Vorgefühl hereinbrechender schwerer Zeiten, die ehemaligen Herren des Landes, die waffenlosen, schwarzhaarigen und dunkeläugigen Slaven. Alle blickten erwartungsvoll auf einen reich gekleideten Mann, der inmitten schwer bewaffneter Begleiter ein dunkles, starkes Schlachtroß ritt. Seine Brust war mit einem blitzenden Kettenpanzer bekleidet; streng und energisch streifte sein scharfer Blick die versammelte Menge.

Das war der neue Markgraf von Meißen, Heinrich von Eilenburg, der Ahnherr unseres Königshauses. Diesen hatte Kaiser Heinrich IV., der Büßer von Canossa, von der fernen Saale hergesandt, um in der Meißner Mark, die sein treuloser Vorgänger verwahrlost hatte, wieder Ordnung zu schaffen. Vor allem sollte der neue Markgraf den immer übermütiger werdenden Polen Halt gebieten. Hatten doch vor kurzem diese wilden Horden es gewagt, die Unterstadt von Meißen niederzubrennen; ja, fast wäre ihnen die Burg selbst in die Hände gefallen, wenn nicht die Frauen in derselben mutig mit in den Kampf eingegriffen, die Flammen mit Wein und Met gelöscht und die eindringenden Feinde mit Steinwürfen begrüßt hätten. Die Spuren dieses Kampfes konnte Heinrich noch sehen, als er in die Burg einzog, um die Herrschaft über die Meißner Markgrafschaft anzutreten.

Letztere erstreckte sich damals vom heutigen Chemnitz bis Pulsnitz, von Lommatzsch bis Stolpen. Mit Ausnahme von Lommatzsch waren die genannten Orte zu jener Zeit nur kleine Dörfer oder noch gar nicht vorhanden. Meißen war kein fruchtbares, reiches Gebiet, da die häufigen Kämpfe, die stete Furcht vor den Polen, die hinter der Röder wohnten und jede Gelegenheit zum Einfall benützten, keinen einträglichen Ackerbau aufkommen ließen. Wo sich aber Rodungen und Ansiedelungen fanden, waren diese meist von den Sorben oder Slaven angelegt und bei der Eroberung von den Deutschen weggenommen worden. Ein Drittel der erkämpften Ländereien war dem Kaiser, das andere dem Markgrafen, das dritte der Kirche zugefallen. Die früheren Eigentümer wurden zu fast rechtlosen Knechten, Hörigen, herabgedrückt und mußten schwere Arbeiten verrichten; Heinrichs Vorgänger hatte die Unglücklichen sogar an die Juden zu verkaufen gewagt. Die neuen Besitzer, Kaiser, Markgraf und Bischof, verteilten ihr Land wiederum an ihre Dienstleute, Vasallen, zur Nutznießung. Dafür waren diese verpflichtet, auf einen Ruf von der Burg mit Roß und Waffen herbeizueilen, um den Markgrafen auf seinen Streifzügen zu begleiten oder einfallende Räuberhorden zurückzuwerfen.

In fast allen Teilen des Meißner Gaues konnte man die stolze Burg sehen, welche auf hohem, steilem Felsen das Elbthal überragte, allen zum Zeichen, daß hier der Mann wohne, der das wichtige Recht habe, über jeden die Todesstrafe zu verhängen, und der allein dem Kaiser verantwortlich war. Von den glaslosen, mit Häuten oder Fellen verhängten Fenstern des Meißner Schlosses konnte der Blick weit hinausschweifen gegen Osten, wo oftmals nächtlicherweile aufsteigende Flammen den Einfall der Polen anzeigten. Oder das Auge schaute gen Süden gegen die hohen, schwarzen Berge des Miriquidiwaldes, des heutigen Erzgebirges, in dessen dunklem Tannicht Bär, Ur und Wolf hausten, und dessen Schluchten noch keines Deutschen Fuß betreten hatte. Zwischen dieser düsteren Gebirgsmauer und dem Schlosse erhob sich der weiße Turm der Burgwarte von Brießnitz. Zu Füßen desselben lag inmitten von Seen und Sümpfen ein kleines Slavendorf, in dem, von einem rohen Erdwall geschützt, nur einige arme Fischer und Schiffer wohnten; sein Name war Dresdin.

Ähnlicher Burgwarten gab es im Meißner Gebiete gar viele. In einer jeden lebte ein Burggraf, welcher die Steuern einzutreiben und den Bezirk in Gehorsam zu erhalten hatte. Hier waren auch noch begüterte Kirchen errichtet, bei denen Märkte abgehalten wurden, so daß wir fast in jeder reichen Pfarrei des Meißner Landes eine alte Burgwarte vermuten können.

In dieser Weise war das gesamte Gebiet gegliedert, und die eiserne Faust des Markgrafen lag schwer auf dem eroberten, unruhigen und viel umstrittenen Lande. Wenn nun auch die Geschichte von Heinrichs Thaten nichts berichtet, so wissen wir doch, daß es dem Eilenburger bald gelang, Ruhe und Frieden zu schaffen und sich zu einem der mächtigsten Fürsten im deutschen Reiche emporzuschwingen. Mit gutem Glücke hat er sein kleines Stammhaus Wettin an der Saale mit dem großen Herrscherschloß Meißen an der Elbe vertauscht.

II. Meißen ums Jahr 1189.

Auch in diesem Jahre müssen wir zunächst der Burg Meißen unsern Besuch abstatten. Aber welch eine Veränderung bemerken wir! Auf dem Wege zur Burg treten uns weder furchtsame Slaven noch bewaffnete Bauern entgegen; selbst der Thorwächter am Burgeingange hält nur nachlässig den Speer mit dem Fähnlein in der Hand, während seine Genossen dem Würfelspiel huldigen. Auf dem Burghofe, der rings von freundlichen, stattlichen Häusern umgeben ist, sehen wir Pagen, dienende Edelleute in bunten, pelzverbrämten Wämsern, das kleine Weidmesser am gestickten Riemen tragend. Sie geleiten Edelfrauen, deren weites, wallendes Gewand, mit breiten goldgestickten Säumen verziert, von einem prächtigen Gürtel mit kunstvollen Schlössern zusammengehalten wird. Im Stalle stehen meist leichte Jagd- und Reitpferde, im Schuppen schwerfällige Karossen und zierliche Sänften.

Und der Blick aus dem Fenster, wie anders als vor einem Jahrhundert! Zwar finden wir hinter der Röder noch immer ein anderes Reich, das Böhmenreich, aber sein König ist dem Wettinerfürsten eng verwandt und verschwägert. Wendet sich unser Auge gen Süden, so sieht es den Miriquidiwald an vielen

Stellen gelichtet, sieht den Rauch unzähliger Kohlenmeiler aufsteigen, sieht sogar an einem Punkte eine große Ansammlung von Häusern. Könnten wir mit Fausts Zaubermantel dahinfliegen, so würden wir in eine neuangelegte, lebhafte Stadt kommen, die, von starken Mauern umgeben, belebt wird von ledergekleideten Männern, welche vorn ein Lämpchen, in der Hand Fäustel und Meißel tragen; wir würden diese Leute beobachten können, wie sie in die finstere Tiefe hinabfahren, um hellglänzendes Silber zu Tage zu fördern; denn wir sind in Freiberg, das, vor kaum 10 Jahren gegründet, bereits reichen Segen über das Land ausgoß.

Was uns jedoch um jene Zeit noch mehr erfreut hätte, ist die nächste Umgegend Meißens. Unsere damaligen Landsleute blickten mit stolzer Freude auf die Hügel, an denen seit 30 Jahren die aus dem sonnigen Süden eingeführte Weintraube gedieh, während an den schattigeren Abhängen sich Anpflanzungen von Kirsch- und Apfelbäumen zu entwickeln begannen und den Enkeln reiche Ernte versprachen. In der Niederung aber reifte das Getreide der Sichel des Landmannes entgegen, der in frohbewegten Prozessionen seine Felder umzog, um den Segen des Himmels auf seine Saaten herabzuflehen und dankbaren Herzens den Gründer all dieser Herrlichkeit, den vor 29 Jahren (1160) verstorbenen Bischof Benno von Meißen, ob seiner Weisheit und Frömmigkeit als Heiligen zu verehren.

Und das Leben in der Stadt! Blauäugige Bürgerstöchter erröteten ob des Grußes schmuck gekleideter Meisterssöhne, die zur Schule oder zum Turnier eilten. Bedächtig schritten Ratsherren im schwarzen Talar und Barett einher. Innungsmeister eilten zur Versammlung. In den offenen Läden hielten die Gewerbe feil, da boten die Bäcker Pretiolae und Similae (wir würden sagen Brezeln und Semmeln) aus. Die Hausfrau griff in die lederne Tasche und gab hin die Silbermünzen, die nur auf der einen Seite mit dem Bilde des Markgrafen geziert, auf der anderen aber vollständig glatt waren. Mancher blanke Goldgülden wanderte in den Säckel des Sportelmeisters; denn seit 4 Jahren (1185) hatte der Markgraf auf dem Landtage am Kolmberg das Recht erhalten, Steuern zu erheben. Auch galt es, Zoll für Straße und Fluß zu entrichten; denn wie sich auf der Elbe ein lebhafter Schiffsverkehr entwickelt hatte, so rollten auf der Landstraße, aus Böhmen kommend und nach Westen ziehend, große Reihen von Lastwagen dahin, jeder mit 8—16 Pferden bespannt. Selten jedoch würden wir, ganz im Gegensatze zum Jahrhundert vorher, bewaffnete Reiter diese Handelszüge begleiten sehen; herrschte doch Ruhe im Lande, hielt doch der Markgraf auf strenge Straßenpolizei. Am nächsten Baume empfing der Frevler seinen Lohn.

Um weniges Geld mieten wir uns einen Platz auf dem bequemsten der Wagen, fahren durchs wohlverwahrte Stadtthor auf der neuen, allerdings nicht allzuschönen Straße und lassen uns von den redseligen Fuhrleuten erzählen, wie der Barbarossa, der damals lebte, dem Papste habe die Füße küssen müssen, wie die Mailänder, welche erst so heftig mit dem Kaiser gestritten, seinen Sohn jetzt so reich beschenkt und ihm eine so prächtige Hochzeit ausgerichtet hätten. Unter solchen und ähnlichen Gesprächen sind wir glücklich, ohne daß der Wagen umgefallen wäre, in unserm Nachtquartier angekommen. Wir verlassen mit einem herzlichen Händedruck die Fuhrleute, welche ihrem Schutzpatron danken, daß er sie

heute so gnädig behütet hat. Wir treten ein in die Herberge, wofür wir ja das neue mächtige Haus, das da vor uns steht, halten müssen. Welch ein Gewühl! Vom rötlichen Lichte flackernder Kienfackeln beleuchtet, sitzen an dem einen Tische Edelleute und trinken aus mächtigen Humpen feurigen italischen Wein. In einem Winkel sehen wir Bergleute; sie kommen aus dem Harze und wollen nach dem „Freien Berge" wandern, wo die Erde unendliche Schätze bergen soll. Weiter erblicken wir Fuhrleute; die einen sind aus Nürnberg und wollen nach den Ostseehäfen, die andern kommen vom Rhein, von der Oder, von der Donau — ein buntes Gemisch!

Wo bleibt aber die schmucke Kellnerin, die uns nach staubiger Reise mit einem Kruge schäumenden Bieres erfrischen soll? Wir suchen sie vergeblich. Statt ihrer kommt ein freundlich lächelnder Mönch in langer Kutte, dessen Körperumfang gerade nicht auf schmale Kost deutet, und bringt, was unser Herz begehrt. Zahlung nimmt er von niemand, es sei denn, daß man etwas für die Armen in den Opferstock lege. Wir sind ja in einem Kloster, dem neuesten und reichsten im ganzen Meißnerlande, im Kloster Altenzella bei Nossen. Erst vor kurzem ist es vom Markgrafen begründet und reich beschenkt worden; erhielt es doch für die erzhaltigen Striche des Miriquidiwaldes, von denen es 800 Hufen besaß, das liebliche Städtchen Roßwein als Besitztum. Wir fragen den dienenden Mönch nach der Ursache des starken Verkehrs. Er antwortet, daß dies meist so sei, daß neben der Entdeckung des Silbers bei Freiberg auch die Messe in Leipzig mitwirke; denn mit dieser habe der Markgraf vor einigen Jahren die freundliche Lindenstadt beschenkt. Dort kämen nun aus allen Himmelsgegenden, aus allen Ländern die Waren zusammen: aus Brabant Spitzen, aus Nürnberg der Tand, aus Augsburg Webereien, aus dem Norden Pelze und was sonst noch die Welt biete. Man könne es gar nicht aufzählen. —

So sehen wir das Land um Meißen im Zustande schönster Blüte, sehen den wohlthätigen Einfluß des neuentdeckten Silbers und den Kulturfleiß der Mönche. Und dasselbe würden wir bemerken im gesamten Meißnerlande, von der Röder und der schwarzen Elster bis zur Saale und der weißen Elster, bis zu den Höhen des Erzgebirges. — Wahrlich, ein Fürst, der über solch ein Land herrscht, muß glücklich sein! könnten wir meinen. Und doch gilt auch von diesem Fürsten: „Niemand ist vor seinem Tode glücklich zu preisen!" Denn so glänzend es im Lande „Ottos des Reichen" aussah, so traurig gestalteten sich seine Familienverhältnisse. Seine Gemahlin Hedwig hatte den nachgiebigen Gatten bestimmt, bei einer Teilung des Landes ihren Liebling Dietrich, den jüngsten Sohn, zu bevorzugen. In seinem Rechte gekränkt, erhob sich der erstgeborene Albrecht gegen den alternden Vater und setzte ihn in der Burg Döben bei Grimma gefangen. Zwar wurde der unglückliche Otto, nachdem Albrechts Erbrecht durch Vertrag gesichert war, auf Vermittlung Friedrich Rotbarts befreit; doch hatten diese trüben Erfahrungen den greisen Fürsten so darniedergebeugt, daß er bald darauf, im Jahre 1190, an der Zukunft seines Hauses verzagend und fast verzweifelnd starb. In Altenzella fand sein müder Leib die ersehnte Ruhestätte.

Johs. Ernst Falke.

Die Albrechtsburg.

Unter den sächsischen Schlössern, die in früherer Zeit den Mittelpunkt wettinischer Fürstenherrlichkeit bildeten, nimmt die Meißner Albrechtsburg die hervorragendste Stellung ein; sie ist nicht nur ein meisterhaftes Denkmal gotischer Baukunst, sondern es knüpfen sich an dieselbe auch weitgehende und bedeutungsvolle geschichtliche Erinnerungen. Lange Zeit zwar mißachtet, wie Dornröschen in einen jahrhundertelangen Schlummer eingewiegt, einem die architektonischen Schönheiten des Baues wenig schonenden Fabrikbetrieb überwiesen, kam sie allerdings in Gefahr, ihre Bedeutung ganz zu verlieren; aber der Flügelschlag der neuen großen Zeit hat auch die alte Wettinsburg ihrer Vergessenheit entrissen, und durch die Kunst neu verjüngt, schaut sie von freier Bergeshöhe weit hinein ins deutsche Land.

An Stelle der Albrechtsburg, die den am linken Elbufer sich erhebenden „Schloßberg" krönt, stand ehedem das alte Markgrafenschloß, das wahrscheinlich schon von Heinrich I. erbaut worden war, nachdem dieser am Fuße des Schloßberges die erste Feste Meißens, die Wasserburg, angelegt hatte, „dafür die Feinde einen abschew | vnd das Land gewißen Schutz hatte". Eine alte Meißner Chronik besagt darüber: „Anno 930 Und also drey Jahr nach der großen Ungerischen Schlacht hat Kayser Heinrich den Schloßbergk gegen Mitternacht räumen, die Bäum und Streuch ausroden, gleich ebenen und ein wohl verwahret fest Schloß, beydes zu einer Pastey und Brustwehr und zu einer fürstlichen Wohnung, bauen und zurichten lassen, auff welchem nachmals je und allewege die Meißnischen Margkgraffen ihr Hofflager gehalten, welches erstlich von den Feinden vielmahl überfallen, eingenommen und zerstöret, doch von den Margkgraffen stets wieder gebauet und erhalten."

Das markgräfliche Schloß, in dessen Nachbarschaft sich sehr bald auch neben dem altehrwürdigen Dom das burggräfliche und das bischöfliche Schloß erhoben, bildete die Residenz der Markgrafen und damit auch den Mittelpunkt der rasch aufblühenden Mark Meißen, bis Heinrich der Erlauchte (1221—1288) die Residenz nach Dresden verlegte. Gar oft war das alte Schloß in jener Zeit wohl der Schauplatz glänzender Hoffeste und ritterlicher Turniere, und selbst Kaiser verschmähten es nicht, hier Einkehr zu halten. Kaiser Heinrich III. hielt hier im Jahre 1046 einen prunkvollen Fürstentag ab, und auch Kaiser Heinrich IV. hat mehrfach in diesem Schlosse geweilt. Nicht selten auch hat sich die Burg als starke Feste gegen feindliche Überfälle bewährt. Im Jahre 1015 belagerte der Polenkönig Mesico die Burg; aber vergeblich war sein Bemühen, dieselbe zu erstürmen. Die kleine Besatzung verteidigte sich tapfer, unterstützt durch wackere Bürgersfrauen, welche die anstürmenden Feinde mit einem Steinhagel empfingen. Solange die weittragenden Feuerwaffen nicht in den Dienst des Krieges traten, blieb das Schloß ein festes Bollwerk des Meißner Landes, unter dessen sicherem Schutze sich die am Fuße gelegene, ebenfalls befestigte Stadt Meißen kräftig entwickelte.

Die Albrechtsburg in Meißen.

Auch später, als die Residenz nach Dresden verlegt war, blieb dem Meißner Schlosse das Interesse der Wettiner Fürsten noch lange Zeit erhalten. Die beiden fürstlichen Brüder Ernst und Albrecht, welche die sächsischen Länder anfangs gemeinsam regierten, wählten das Schloß zu ihrer gemeinschaftlichen Residenz und brauchten hier „eines Tisches und einer Schüssel“. Aber die Baufälligkeit des alten Schlosses, gleichzeitig wohl auch der im Charakter jener Zeit ausgeprägte Hang, kostbare architektonische Prachtbauten auszuführen, bewog die beiden Brüder, an Stelle der alten Burg ein neues Schloß zu erbauen, das ihnen ebenfalls als gemeinsame Residenz dienen sollte. Die Mittel hierzu lieferte „das Bergkwerg auff dem Schneeberg, das Anno 1471 mit Gewalt angegangen“ wurde und reiche Ausbeute ergab.

Im Jahre 1471 wurde mit der Erbauung der neuen Burg begonnen, und 1483 war dieselbe unter Leitung eines tüchtigen Baumeisters, des genialen Arnold von Westfalen, bis auf die innere Ausstattung vollendet und zu einem Bau gediehen, der in seiner großartigen Anlage und in der Pracht seiner reichen, im Stil reiner Gotik gehaltenen Architektur nur wenige seinesgleichen hat.

Der Bau erhebt sich in sechs Stockwerken, von denen die zwei unterirdischen gewölbten Kellergeschosse so viel Raum umfassen, daß 1200 Faß (6000 hl) Wein bequem Platz finden können. Von den oberirdischen Stockwerken zeichnen sich die nächsten drei durch ihre herrlichen Deckenwölbungen aus, die in der Mannigfaltigkeit ihrer Formen und vor allem in dem kunstvoll gestalteten Laubwerk der Knäufe als bauliche Sehenswürdigkeiten gelten. Das oberste Stockwerk ist ein Giebelerkergeschoß mit flachen Holzdecken. An der dem Schloßhofe zugekehrten Längsseite des Schlosses erheben sich zwei Türme, in denen kunstvoll angelegte Wendeltreppen nach den oberen Geschossen führen. Namentlich gilt der größere Turm als ein ganz eigenartiges Kunstwerk gotischen Baustils. Ebenso eigenartig ist die Treppe dieses Turmes, der große Wendelstein oder die Schnecke genannt, welche in 113 Stufen um eine hohle Steinspindel führt.

Seiner horizontalen Ausdehnung nach zerfällt das Schloß in zwei Hauptteile, welche einen rechten Winkel bilden, in dessen Scheitelpunkt der kleinere Treppenturm eingebaut ist. Der größere Teil des Schlosses, der sich an den Dom anschließt, war zum Herrenhaus bestimmt und enthält außer vielen kleineren Räumen im ersten Stockwerke den großen Kirchensaal. Den kleineren Flügel bildete das Frauenhaus oder die Kemenate.

Die innere Ausstattung des Schlosses war jederzeit eine dürftige und entsprach nie der „grandiosen Pracht“ des herrlichen Baues; denn seiner ursprünglichen Bestimmung, eine Residenz zu sein, hat es nie gedient. Durch die unglückselige Teilung der sächsischen Länder in Meißen und Thüringen (1485) verlor Kurfürst Ernst, der mit einer rührenden Liebe an „seinem geliebten Meißen“ hing, so daß er wünschte, wenigstens hier sein „letztes Ruhestättlein“ zu finden, seinen Anteil an dem Schlosse, und Herzog Albrecht war nach jener Zeit kriegshalber fast ununterbrochen außer Landes.

Nur vorübergehend wurde das neue Schloß von den sächsischen Fürsten benutzt: war es bei Gelegenheit der Beisetzung fürstlicher Personen im Dom, wie

z. B. bei der Beisetzung Georgs des Bärtigen; war es zum Stillleben fürstlicher Frauen, wie der Zedena, der Gemahlin Albrechts, die als Witwe hier wohnte, um „völlig ihrem Herrn zu dienen bei dem löblichen Stift“; war es, um wichtige Beratungen hier zu pflegen. 1548 berief Kurfürst Moritz eine Versammlung sächsischer Theologen hierher, welche sich zum entschiedenen Widerspruch gegen das Augsburger Interim vereinten, und 1572 versammelte Kurfürst August hierselbst die bedeutendsten sächsischen Staatsmänner und Rechtsgelehrten, welche eine neue Gerichtsordnung, die Grundlage der späteren Konstitutionen Kurfürst Augusts, entwarfen.

Schwer hatte die Albrechtsburg in den Stürmen des 30jährigen Krieges zu leiden. Im Jahre 1647 hausten hier in rohester Weise die Schweden, welche die Burg unter ihrem General Königsmark eingenommen hatten. Der damalige Schloßverwalter klagte nach dem Kriege in seinem an den Kurfürsten gesandten Bericht, daß „von denen Soldaten die Thüren und Fenster zerschlagen, die Schlösser an den Thüren und was nur zu erlangen gewest, weg genommen, auch das pflaster an vielen orthen aufgehoben“ worden sei.



Denkmal Albrechts des Beherzten.

Daraufhin beschloß Kurfürst Johann Georg II., welcher der Burg durch fürstliche Verordnung den Namen „Albrechtsburg“ *) gab, im Jahre 1671 eine Renovation derselben, welche aber erst im Jahre 1698 unter Johann Georg III. zur Ausführung gelangte. Von neuem wurde das Schloß wohnlich ausgestattet; aber auch diese Ausstattung entsprach nicht den baulichen Schönheiten des Schlosses; ebensowenig war sie dem Baustile des Schlosses angepaßt, da sie im Charakter des damals von Frankreich beherrschten Geschmacks ausgeführt war. Nur wenige Jahre konnte sich die Burg ihres erneuten Schmuckes erfreuen. Von 1705 bis 1706 schlug der Alchimist Böttger, der im Dienste des prunkliebenden August des

*) Den Namen „Albrechtsburg“ verdient das Schloß insofern, als Albrecht als der eigentliche Erbauer desselben zu bezeichnen ist. Ihm zu Ehren wurde 1876 im Schloßhofe ein Denkmal errichtet.

Starken „den Stein der Weisen“ auffinden sollte, sein Laboratorium hierselbst auf, und nachdem dieser das Porzellan erfunden hatte, scheute sich der Kurfürst nicht, die herrlichen Räume des Schlosses zur Porzellanfabrik einrichten zu lassen.

Von 1710 bis 1863 blieben die Schloßräume zum großen Leidwesen aller Kunstfreunde dem Fabrikbetrieb überwiesen, und je mehr sich dieser Betrieb erweiterte, um so mehr drohte den inneren Schönheiten des Baues die Gefahr, verunstaltet und ganz vernichtet zu werden. Auch der historische Name „Albrechtsburg“ verlor sich, und die alte Fürstenburg wurde ihrer neuen Bestimmung entsprechend nur „die Fabrik“ genannt.

Bis 1830 war der Geschäftsgang der Porzellanfabrik ein sehr schwankender gewesen; vom Jahre 1832 an aber lieferte sie nicht unbedeutende Überschüsse, und der Betrieb derselben erweiterte sich stetig. Dies führte endlich dazu, daß man ihr eigene, zu diesem Zweck erbaute Gebäude überwies.

Als das Schloß geräumt war, begann, dank der Fürsorge der sächsischen Regierung, sehr bald das Erneuerungswerk, das sich allerdings zunächst nur darauf beschränkte, das Schloß „architektonisch zu reinigen“. Nachdem die Schloßräume, von allen Einbauten befreit, sich wieder in ihrer alten Großartigkeit zeigten, lag der Wunsch nahe, denselben auch eine würdige Ausstattung zu verleihen, und kein Geringerer als der hochselige König Johann trat hierfür lebhaft ein. 1873 bewilligte der sächsische Landtag aus der auf Sachsen entfallenden französischen Kriegsentschädigungsquote über eine halbe Million Mark zur künstlerischen Ausschmückung der Burg und zur Erneuerung einiger zum Schloßbereich gehörigen Gebäude. Neu aufgeführt wurden der Königliche Burgkeller, eine Restauration, deren Ausstattung ganz dem Stile der Albrechtsburg entspricht, ein Thorturm, der den Zugang zum Schloßgebiet bildet, und eine Galerie, welche das Schloß mit dem Kornhause verbindet, das ebenfalls baulich erneuert wurde. Das Hauptinteresse wandte sich selbstverständlich der Erneuerung und Ausstattung der inneren Schloßräume zu. Den Plan hierzu entwarf der Geh. Hofrat Dr. Wilh. Roßmann, der auch die Ausführung derselben übernahm, wozu hervorragende Künstler berufen wurden. Der leitende Gedanke des Ausschmückungsentwurfes war: die Geschichte der Burg und die Geschichte des fürstlichen Hauses, soweit dieselbe zu der ersteren in Beziehung tritt, in historischen Gemälden, Landschaften und Architekturbildern, sowie in plastischen und gemalten Einzelfiguren zur Darstellung zu bringen. Inschriften, aus Chroniken gezogen, beziehungsweise Sinnsprüche, auch historische oder doch für die Burg bedeutsame Lieder sollten dabei ergänzend in Verwendung kommen und dazu dienen, die den Räumen anhaftende Reminiscenz für jedermann zur Wirkung zu bringen.*)

Eine Wanderung durch die Räume des Schlosses zeigt uns, in welch herrlicher Weise dieser Entwurf zur Ausführung gelangt ist.

Wir beginnen unsere Wanderung in den Räumen der ersten Etage und betreten zunächst den großen Kirchensaal, dessen Bilderschmuck, vom Historienmaler

*) Wilhelm Roßmann, Die künstlerische Ausschmückung der Albrechtsburg zu Meißen.

Dietrich ausgeführt, der Vorgeschichte der Burg, also dem Andenken an das alte Markgrafenschloß, gewidmet ist. Dem Eingange gegenüber prangt das Bild „Gründung der Burg durch Heinrich I." An der sich anschließenden Wandfläche finden zwei weitere bedeutungsvolle, zur Geschichte des alten Schlosses in Beziehung stehende Ereignisse ihren bildlichen Ausdruck: „Verteidigung der Burg gegen den Polenkönig Mesico" und „Einzug Konrads von Wettin in die Burg zu Meißen". An den übrigen Wandflächen erscheinen die überlebensgroßen Gestalten der Wettiner von Konrads Sohn, Otto dem Reichen, bis zu Friedrich dem Sanftmütigen, dem Vater des Erbauers des neuen Schlosses, mit ihren Gemahlinnen. Besonders hervorzuheben ist in dem großen Kirchensaale die eingebaute, überaus reich ausgestattete Kapelle mit einem aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stammenden Altare. Am Eingange der Kapelle sind die Gestalten Ottos des Großen und des Bischofs Benno dargestellt, „des ersteren, weil er die Mark Meißen kirchlich verfaßt hat; des letzteren, weil er der bedeutendste und volkstümlichste Bischof des Stiftes war".

Die übrigen Räume des ersten Geschosses sind „der Geschichte jenes mannhaften und ruhmreichen Fürsten zugeteilt, dessen Namen die Burg trägt, sowie dem Andenken derjenigen, welche ihr Haus und diesen Bau befestigt und geschmückt haben". Der große Bankettsaal bezieht sich in seinem vom Professor Oehme gemalten Bilderschmucke — darstellend „Episoden aus dem Prinzenraub", „Das Turnier des jugendlichen Prinzen Albrecht im Schloßhof zu Pirna" und „Die Belehnung der Prinzen Ernst und Albrecht durch den Kaiser Friedrich III." — auf die Jugendgeschichte des fürstlichen Erbauers. Unter dem Bilde, welches die Errettung des geraubten Albrecht durch den braven Köhler Schmidt darstellt, steht ein Vers aus einem alten Liede, das zu jener Zeit allüberall in Sachsen gesungen wurde:

„Was blast dich Kunz für Unlust an,
Daß du ins Schloß rein steigest,
Und stiehlst die zarten Herren raus,
Als der Churfürst eben war nit zu Haus,
Die zarten Fürstenzweige."

Längs der Wandpfeiler dieses am reichsten ausgestatteten Raumes haben die aus Lindenholz geschnitzten und bemalten überlebensgroßen Statuen der Fürsten, welche für die Geschichte der alten und neuen Burg besondere Bedeutung erlangt haben, Aufstellung gefunden: König Heinrich I., Konrad der Große, Heinrich der Erlauchte, Friedrich der Streitbare, Albrecht der Beherzte, Georg der Bärtige und Johann Georg II.

Der an den großen Bankettsaal grenzende kleine Bankettsaal ist in seiner künstlerischen Ausschmückung „den persönlichsten Beziehungen und Schicksalen des Herzogs Albrecht" gewidmet. An der größten Wandfläche erblicken wir ein überaus farbenreiches, duftiges Bild des Professors Hoffmann: „Die Verlobung des jugendlichen Albrecht mit Zedena, der neunjährigen Tochter des Königs Podiebrad von Böhmen." An den Fensterwänden sind die Ansichten der vier Gebäude dargestellt, „welche zu den Schicksalen des Herzogs in besonders naher Beziehung stehen: Schloß Grimma, Albrechts Geburtsort, Schloß Eger, der Ort seiner Ver-

lobung, Schloß Tharandt, sein Lieblingsaufenthalt, und der Dom zu Emden, wo sein Herz bestattet liegt." Durch entsprechende Staffage sind diese von Preller jun. gemalten Landschaften noch beziehungsreicher gestaltet. Auf dem Bilde „Schloß Grimma" erscheint ein Taufzug in der Morgenfrühe; Schloß Eger ist durch einen Verlobungszug in sonniger Mittagsbeleuchtung stimmungsvoll illustriert; auf Schloß Tharandt erscheint in herbstlicher Abenddämmerung ein Jagdzug, und nach dem Dom zu Emden bewegt sich in mitternächtlicher Stunde ein düsterer Leichenzug. Einen besonderen Schmuck hat dieses nach der Elbseite zu gelegene, reizende Zimmer durch das Mobiliar erhalten, das, nach Zeichnungen des Professors Graff ausgeführt, Ihren Königlichen Majestäten als Ehrengeschenk zur Feier des silbernen Ehejubiläums von den Kreisständen der Erblande gestiftet worden ist.

In den von dem großen Kirchensaale rechts gelegenen Gemächern hat Professor Julius Scholtz „die Mannesthaten und Schicksale Herzog Albrechts" durch prächtige Gemälde verherrlicht. Wir erwähnen besonders folgende Bilder: „Albrecht beim Überfall zu Neuß", „seine Ankunft im gelobten Lande", „das Gefecht bei dem Schlosse Rechau in Ungarn", „die Eroberung von Arschot in Flandern", „Einzug in das besiegte Harlem".

Die Räume der zweiten Etage erinnern im Schmucke ihrer prachtvollen Gemälde an die Zeit nach Albrecht bis zu der Zeit, in welcher das Schloß zum Betrieb der Porzellanmanufaktur übergeben wurde.

Die kleine Appellationsstube, auch das „Meißner Zimmer" genannt, enthält zwei Gemälde von Spieß, darstellend die Eröffnung der Meißner Fürstenschule zu St. Afra und den Einzug Leipziger Studenten, die 1447 infolge kriegerischer Unruhen nach der Albrechtsburg übersiedelten. Die Möbel dieses Zimmers, nach Zeichnungen von Professor Händel ausgeführt, sind ein Geschenk, das der Meißner Gewerbeverein Ihren Majestäten zum silbernen Ehejubiläum dargebracht hat.

Der sich anschließende Raum, Böttgerzimmer genannt, ist mit zwei Bildern von Paul Kießling der denkwürdigen Erfindung des Porzellans durch Böttger gewidmet. Das eine Bild stellt Böttger sinnend in seinem Laboratorium dar; das andere zeigt uns den Alchimisten Böttger, wie er Kurfürst August den Starken in das Geheimnis der Erfindung einweiht.

Der von James Marshall ausgeführte Bilderschmuck der großen Appellationsstube gilt dem Andenken des Kurfürsten Moritz. Das erste Bild stellt die schon erwähnte, von Moritz einberufene Theologenversammlung dar, welche 1548 hier über die Annahme des Augsburger Interims verhandelte. Eine hierauf bezügliche, links vom Fenster angebrachte Inschrift, aus einer Chronik entnommen, lautet: „Anno 1548 d. 1. July, als Churfürst Mauricius kurz zuvor im Junio vom Reichstage kommen, hat er den ersten conventum zur Deliberation vom Interim jen Meißen beschrieben und dahin gefordert: Fürst Georg von Anhalt, Dr. Johann Förster, der Zeit zu Merseburg, Dr. Pfeffinger, Caspar Cruciger, Major, Philippus, Daniel Gresser, Anthonius Lauterbach und außerdem die fürnehmsten von der Ritterschaft." Das zweite Bild führt uns eine ergreifende Scene vor:

den Tod des Kurfürsten Moritz in einem Zelte auf dem Schlachtfelde zu Sievershausen am 11. Juli 1553. Die auf dieses Bild bezügliche, rechts vom Fenster angebrachte Inschrift besagt: „Zur Abwendung jämmerlicher Verderbung der Lande hat sich Churfürst Moritz in die Schlacht begeben und sich so männlich, fürstlich und ritterlich erzeigt, daß er das Feld behalten. Kein mehr ehrlicher und rühmlicher Abschied von dieser Welt konnte ihm begegnet seyn, als daß er, der Fürst im Kriege, zu Rettung von Land und Leuten und um gemeiner Wohlfahrt willen, nach erlangtem Krieg und Gewinnung des Feldes, so christlich abgeschieden. — Die churfürstlichen Räte."

Eine dritte Inschrift, welche sich auf die ebenfalls schon erwähnte, von dem Kurfürsten August berufene Versammlung bezieht, lautet: „Auf des Churfürsten zu Sachsen, Herzog Augusti Begehren sind anno 1572 zu Meißen zusammengekommen und die Rechtsfälle, so D. Michael Teuber mehrenteils gefaßt und zu Leipzig zusammengezogen, auch zuvor in ein groß Buch derowegen nach Hofe geschicket, erwogen und beratschlaget worden von Churfürstlichen Hofräten Hans von Bernstein" (darnach folgen die weiteren Namen).

Die übrigen Räume dieses Geschosses, welche in dem Frauenhause liegen, sind „den fürstlichen Frauen, welche hier gewaltet haben, und im besonderen der Mutter Anna und ihrem Gemahl Kurfürst August gewidmet". Wir betreten hier zunächst einen Raum, in dem Leonhard Gey „die volkstümliche und wirtschaftliche Thätigkeit des Kurfürsten August und das liebevolle Wirken seiner Gemahlin Anna zur Anschauung bringt": auf einem freien Platze vor den Thoren Meißens pflanzt ein junges Ehepaar in Gegenwart des Kurfürsten und gemäß seiner Verordnung einen Obstbaum, und Mutter Anna ist beschäftigt, einem kranken Kinde Arznei einzuflößen.

An diesen Raum schließt sich die Wappenstube. Außer den Wappenschildern der Grafschaften und Herrschaften der sächsischen Lande und den Wappen von Sachsen, Meißen, Thüringen und Landsberg erscheinen auf den Wandflächen die Ansichten von sieben Burgen: Schloß Wettin, die Albrechtsburg, Schloß Dresden, Feste Koburg, Schloß Torgau und der Burgberg bei Landsberg.

Das Gemach, „darinnen es ein stark Echo giebt", ist mit den Bildnissen von fünfzehn sächsischen Fürstinnen geschmückt, welche diese Räume einst für kürzere oder längere Zeit bewohnt haben.

Der letzte Raum, die sogenannte Sammetmacherstube, in der Vater August versuchsweise eine Sammetmacherwerkstätte einrichtete, ist einfach ausgestattet.

Außer den Gemälden, welche in Wachsfarben auf die Wände aufgetragen sind, haben sämtliche Räume eine mehr oder weniger reiche ornamentale Ausschmückung erhalten. Die Entwürfe dazu, sowie zur Dekoration der Räume des oberen Giebelerkergeschosses stammen von dem Professor Händel in Weimar.

So ist durch die in jeder Beziehung gelungene und dem Stile des alten Schlosses durchaus entsprechende Ausstattung jeder geschichtlichen Periode, welche dieses Schloß berührte, ihr Recht geworden. Das 15. Jahrhundert hat die neue Burg, zur Residenz bestimmt, erstehen lassen; das 16. Jahrhundert machte das Schloß „zum Schauplatz wichtiger Verhandlungen im Glauben und Recht"; das

17. hat es, wie unser ganzes Vaterland, „mit seinem Staube zugedeckt" — dieser Zeit konnte daher nicht gedacht werden —, und im 18. Jahrhundert wurde die Burg zur Heimstätte „einer für die Zeit so höchst bezeichnenden und wichtigen Luxusindustrie". Das 19. Jahrhundert aber schuf der alten Fürstenburg in einer Zeit neu erwachten nationalen Lebens „ein Prachtgewand, in welchem diese Vergangenheiten durch die Kunst zu idealer Vergegenwärtigung gelangen".

Von neuem wurde das „Ahnenschloß" zum Mittelpunkt einer bedeutsamen Festlichkeit auserkoren: König Albert, der an der Verjüngung der Stammburg seines Geschlechtes den lebhaftesten Anteil nahm, verband mit der Weihe der neuerstandenen Burg die Feier des 50 jährigen Bestehens der sächsischen Konstitution, wozu er seine getreuen Landstände huldvollst in die Albrechtsburg berief. Eine Gedenktafel, welche an der das Schloß mit dem Kornhause verbindenden Galerie, gegenüber dem Standbild Albrechts, angebracht ist, weist in folgenden Worten auf die Doppelnatur dieser Feier hin:

„Am 4. September 1881
als am Jahrestage
der Verfassung Sachsens
unter der gesegneten Regierung
Sr. Majestät des Königs Albert
ist die Erneuerung und Ausschmückung
dieser von dem ruhmreichen Ahnherrn
Albrecht dem Beherzten
im Jahre 1471 erbauten
Stammburg des Königshauses
vollendet worden:
ein Denkmal der Liebe zwischen Fürst und Volk."

E. Rasche.

Meißen, die alte Markgrafenstadt.

Meißen, die altehrwürdige Markgrafenstadt, am stolzen Elbstrom, in lieblicher, reich gesegneter Landschaft gelegen, berühmt durch seine prächtige Albrechtsburg, durch seinen altersgrauen Dom und durch seine altehrwürdige Fürstenschule, nicht minder auch durch sein gesuchtes Porzellan: wer kennt sie nicht, diese Perle sächsischer Städte! Tausende von Fremden pilgern jährlich hierhier: sei es, um sich an den herrlichen Denkmalen gotischer Baukunst zu erfreuen; sei es, um die weit berühmte Kunststätte der Porzellanbereitung zu besuchen; es sei vielleicht auch nur, um ein Schöpplein Meißner Rebensaftes zu trinken, der wahrhaftig besser ist als sein Ruf.

Am linken Elbufer, da, wo das klare Wasser der Triebisch dem Elbstrome zueilt, breitet sich die freundliche Stadt aus, an zwei Seiten eingeschlossen durch weinumrankte Höhenzüge, welche das Triebischthal bilden. Elbabwärts von der Triebischmündung erhebt sich der Schloßberg, den einstmals drei Schlösser krönten:



Ansicht von Meißen.

das Markgrafenschloß, das Bischofsschloß und das burggräfliche Schloß. Von dem Burggrafenschloß ist längst schon nichts mehr zu sehen; das Bischofsschloß mit seinem runden, plumpen Turme wird als Königl. Amtsgerichtsgebäude benutzt, und an Stelle des alten Markgrafenschlosses erhebt sich stolz die Albrechtsburg. An dieselbe schließt sich der ehrwürdige Dom mit dem eigenartig gebauten höckrigen Turme, der gleich der Albrechtsburg als ein hervorragendes Kunstwerk gotischer Bauart gerühmt wird. Der Dom, welcher in seiner heutigen Grundform aus dem 13. Jahrhundert stammt, ist in seiner äußeren Form durch Anbauten zahlreicher Kapellen nicht unwesentlich verändert worden. Die bedeutendste dieser Kapellen ist die Begräbniskapelle Friedrichs des Streitbaren, welche leider das künstlerisch ausgeführte einstmalige Hauptportal verdeckt.

Von dem Schloßberge führt eine steinerne Brücke nach dem Afraberg, auf dessen Plateau sich die Afrakirche erhebt. Mit derselben war in früherer Zeit das Afrakloster verbunden, dessen Räume und Einkünfte der Herzog Moritz nach Aufhebung des Klosters der von ihm 1543 begründeten Fürstenschule überwies. 1879 trat an Stelle der alten Klosterräume, die im Laufe der Zeit verschiedentlich erneuert und erweitert worden waren, ein Neubau, der in seiner nüchternen Architektur den benachbarten stilvollen Bauten der Albrechtsburg und des Domes leider gar nicht entspricht.

An den Afraberg schließt sich der Jüdenberg, der seinen Namen dem Umstande verdankt, daß die Juden, die im Mittelalter in größerer Anzahl in einer Vorstadt Meißens wohnten, hier ihren besonderen Kirchhof hatten. Eine eiserne Säule, zu Ehren des „ehernen Reichskanzlers“, des Fürsten Bismarck, errichtet schmückt die kahle Höhe des Jüdenberges.

Dem Schloßberge gegenüber in östlicher Richtung liegt der Martinsberg, von dem ein schlichtes Kirchlein, die Martinskirche genannt, freundlich ins Thal herabschaut. An den Martinsberg lehnt sich in der Richtung der Triebisch der Plossenberg, und an diesen reiht sich der Breite Berg, an dessen Abhang sich der schattige Stadtpark ausbreitet.

Zwischen diesen beiden, das Triebischthal umsäumenden Bergzügen liegt die untere Stadt, während die Gebäude des Schloß- und Afraberges die Oberstadt bilden. Die Häuser haben vielfach noch ein altertümliches Ansehen; große Neubauten verdrängen aber die alten Gebäude mehr und mehr. Die Straßen sind zum Teil sehr eng und winkelig.

Die Hauptplätze der inneren Stadt sind der Marktplatz, der Heinrichsplatz und der Gewandhausplatz. Am Markte stehen die Stadt- oder Frauenkirche und das Rathaus, beides alte Gebäude, welche dem Ausgange des 15. Jahrhunderts entstammen. Am Heinrichsplatze befindet sich die dem Verfalle nahe Franziskanerkirche, die einstmals mit dem Franziskanerkloster verbunden war. Geschmückt wird der Platz durch das Heinrichsdenkmal, die aus Sandstein gehauene Statue Heinrichs I., des Begründers der Burg. In der Mitte des Gewandhausplatzes erhebt sich das umfangreiche Gewandhaus, das in früherer Zeit die Verkaufshalle der Tuchmacher, der einstmal einflußreichsten Zunft Meißens, bildete. Vor dem

Gewandhause, in dessen eine Hälfte das Stadttheater eingebaut ist, steht das Siegesdenkmal, die Saxonia.

In den Straßen der Stadt herrscht stets ein regeres Leben, als man bei den 18000 Einwohnern, die Meißen zählt, erwarten sollte. Es liegt dies nicht nur in der volkreichen und gesegneten näheren Umgebung der Stadt, sondern vor allem auch in dem bedeutenden Fremdenverkehr begründet, der seinen Höhepunkt an den schönen Sommersonntagen und zur Zeit der Weinlese findet. —

Meißen, in früherer Zeit „Misni" genannt, gehört mit zu den ältesten Städten Sachsens. Wenn auch nicht anzunehmen ist, daß Heinrich I. die Stadt gleichzeitig mit der Befestigung des Schloßberges angelegt hat, so wird sie doch in alten Urkunden schon im Jahre 948 als Stadt (civitas, d. h. ein mit Mauern umgebener Ort) aufgeführt.

Unter dem Schutze einer starken Feste, als Residenz, sowie als politischer Mittelpunkt einer aufblühenden Mark und als Sitz eines einflußreichen Bistums, das Kaiser Otto angelegt hatte, entwickelte sich die Stadt rasch zu einem hochwichtigen Mittel- und Ausgangspunkte deutscher Kultur. Hier strömten die Reichseinkünfte, die aus den verschiedensten Landesprodukten bestanden, zusammen; hierher hatten die Landbewohner den Zehnten zu bringen. Die günstige Lage am schiffbaren Elbstrome beförderte überdies den Verkehr, und es ist anzunehmen, daß Meißen schon im 10. Jahrhundert das Marktrecht erhalten hat. Unter diesen günstigen Umständen gedieh auch das gewerbliche Leben; die Zünfte der Handwerker, namentlich der Tuchmacher und Fleischer, gelangten zu Wohlstand und Ansehen, und frühzeitig schon kam das Stadtregiment, in das sich vordem der Markgraf und der Burggraf teilten, in die Hände der freien Bürger.

Seine Bedeutung als dauernde Residenz verlor Meißen allerdings schon unter Heinrich dem Erlauchten (1221—1288), welcher Dresden zu seinem Wohnsitze erkor. Seit dieser Zeit nahmen einzelne Fürsten nur noch vorübergehend hier Aufenthalt.

Je mehr aber Meißen als weltliche Residenz an Ansehen einbüßte, um so mehr entwickelte sich in ihm das kirchliche Leben. Unter dem Schutze mächtiger Bischöfe, deren Bistum 400 □ Ml. mit 3000 Kirchen umfaßte, entstanden in Meißen zahlreiche Kirchen und drei Klöster: das Afrakloster, das Franziskanerkloster und das Nonnenkloster zum heiligen Kreuz. Innerhalb der Stadtmauer zählte man im 15. Jahrhundert sechs Kirchen, und in der nächsten Umgebung der Stadt gab es 9 Kirchen und Kapellen. So mit Kirchen, Klöstern und geistlichen Würdenträgern reich ausgestattet, bildete Meißen einen hochwichtigen Mittelpunkt geistlicher Herrschaft und des römischen Kultus; ja, in jener Zeit, als sich im ernestinischen Sachsen das Reformationswerk unter dem Schutze des Kurfürsten kräftig entwickelte, war Meißen unter der Regierung des lutherfeindlichen Herzogs Georg des Bärtigen „eine wahre Hochburg des katholischen Glaubens". Namentlich bildete die Domkirche, mit reichen Stiftungen bedacht, einen Glanzpunkt katholischer Werkheiligkeit. So berichtet der Chronist Laurentius Faustus in seinem „Geschichts- und Zeitbüchlein der berühmten Stadt Meißen": „Es sind aber zu solchen Kirchen und Thumbstifft (Domstift) gar viel Lehn | und bei 40 Altäre

gestifftet | darzu viel Personen zum Singen vnd Meßhalten | vnd anderen Ceremonien vnd Kirchengebreuchen verordnet gewesen | desgleichen man in Deutschland vnd auch wohl zu Rom nicht funden | sonderlich wie Anno 1400 vom Churfürsten Ernesto eine Stifftung verordnet worden | das in der Thumbkirch | Tag vnd Nacht gesungen worden."

Zur Zeit des Beginns der Reformation waren im Dome 50 Altäre noch nicht hinreichend, den zahlreichen Messen zu genügen, so daß überdies noch Tragaltäre aufgestellt werden mußten. Der Meißner Domherr Hieronymus Emser erzählt vom Jahre 1512, daß im Dome zu Meißen tagtäglich von 12 Uhr mittags bis zur nämlichen Stunde des folgenden Tages ununterbrochen Gottes- und Heiligendienst gehalten worden sei, und daß in ganz Deutschland, ja selbst in Rom nicht Gott den Engelharmonien gleich gepriesen worden sei, als in der Stiftskirche zu Meißen. Einen besonderen Anziehungspunkt besaß der Dom in dem Grabmal des Bischofs Benno, das als wunderthätig galt. Bischof Wittigo I. hatte 1270 die Gebeine des Benno, die bis dahin in einem Winkel der Domkirche begraben gewesen waren, sammeln und, nachdem man dieselben mit Wein abgewaschen hatte, in der Mitte der Domkirche beisetzen lassen. Von jener Zeit an wurde das Grabmal des Benno ein vielbesuchter Wallfahrtsort; denn Benno wurde, wie der schon erwähnte Chronist Faustus berichtet, „von vielen für einen nothelffer geehrt | zu welcher sich die | so etwa in noth gestecket | oder mit großen Leibesschmertzen beleget | mit einem gelübd | vnd sonderlich mit Wachsenen gliedern (Gliedern aus Wachs) vnd Bildern gelobt | deren man im Bapstthumb zu Meißen | mitten in der Thumbkirch an einem Balken | vmb vnd vber seinem vergitterten Grabe | zum gedechtnis vnd zur sterkung der Abgötterey viel aufgehengt gesehen."

Noch mehr wurde die Bedeutung der Domkirche durch die Heiligsprechung des Bischofs Benno erhöht, die auf Antrieb des Bischofs Johann und des Herzogs Georg 1523 durch den Papst Hadrian VI. erfolgte. Die Gebeine Bennos wurden abermals in einem kostbaren Marmorgrabe, das an Stelle des früheren errichtet wurde, beigesetzt, und zwar, wie der Chronist meldet, „in herrlicher Solennität | in Beysein vieler Fürsten vnd Herren | vnter welchen Hertzog George zu Sachsen vnd seine zwey Söhne Johannes vnd Friedrich auch gegenwertig gewesen | vnd sonsten ein grosser zulauff | von vielem volk fern und nah."

Aber all diese Herrlichkeit römischer Macht brach nach dem Tode des Herzogs Georg, der die Reformation mit allen nur möglichen Gewaltmitteln aus seinem Lande fernzuhalten gesucht hatte, zusammen. Sein Nachfolger Heinrich der Fromme führte die Reformation ein. Die Klöster wurden aufgehoben; der römische Ceremonien- und Heiligendienst wurde aus den Kirchen verbannt, und die Macht der Meißner Bischöfe und Domherren wurde, allerdings erst nach langen Kämpfen, gebrochen. Die Räume und Einkünfte der aufgehobenen Klöster wurden meist zu Schulzwecken bestimmt. So überließ Heinrich der Fromme die Räume des Franziskanerklosters dem Rate zu Meißen und bestimmte, „das es gütigen und milden Sachen zugewendet und zur Förderung derselbigen gereiche | und sonderlich | das es von ihren Pfarrer und Schulen | imasen es dazu an-

gericht | gebraucht werde." Der Rat zu Meißen errichtete daher 1540 in diesen Räumen eine lateinische Schule, Franciscaneum oder schola sanatoria genannt, und Herzog Moritz begründete „aus den erledigten kloster- und stifftsgütern" die Landesschule St. Afra zu Meißen.

Mit jener Zeit aber hatte die Stadt Meißen ihre erste Blütezeit erreicht, und sichtlich nahmen nun Ruhm und Wohlstand der Stadt ab. Und war dies nicht sehr naheliegend? Die Räume des Schlosses, einst ein Glanzpunkt fürstlicher Macht, waren verödet, und der Dom, sonst der Mittelpunkt eines prunkvollen Heiligendienstes, der Tausende von Wallfahrern nach Meißen lockte, hatte seine frühere Bedeutung verloren. Hierzu kamen die Reformationskriege, durch die Meißen hart bedrängt wurde. Schon in dem Hussitenkriege war Meißen schwer mitgenommen worden, und auch in dem Schmalkaldischen Kriege hatte es viel zu leiden; aber der 30jährige Krieg, der den größten Teil der Stadt zur Ruine machte, vernichtete Handel, Gewerbe und Wohlstand der Meißner Bürgerschaft fast vollständig. Und so drohte denn Meißen, der ehemaligen Fürstenresidenz, das herbe Geschick, zum armseligen, bedeutungslosen Landstädtchen herabzusinken. Da trat ein Ereignis ein, das für Meißen und seine weitere Entwickelung von den weitgehendsten und segensreichsten Folgen sein sollte, nämlich die Erfindung des Porzellans durch den Alchimisten Johann Friedrich Böttger.

Das gewaltige Häusergeviert im Tribischthale, dem Industrieviertel Meißens, wo gegenwärtig die Böttgersche Kunst in größter Vollkommenheit betrieben wird, und das Böttgerdenkmal, das innerhalb der Mauern der Stadt im Jahre 1891 errichtet worden ist, bezeugen sattsam die Wertschätzung, die diese Kunst in unserer Zeit genießt.

Das Aufblühen der Königlichen Manufaktur regte selbstverständlich auch die Privatindustrie an, und da sich in der nächsten Nähe unerschöpfliche Thonlager fanden, entwickelte sich Meißen zum Haupt- und Mittelpunkt der „keramischen Industrie" Sachsens. Aus bescheidenen Töpfereien sind nach und nach große Öfen- und Chamottefabriken entstanden, deren Betrieb sich teilweise auch auf die Porzellanbereitung erstreckt. Die Porzellan-, Öfen- und Chamottefabriken der Stadt und ihrer Vororte beschäftigen weit über 2000 Arbeiter, die alle einen lohnenden Verdienst finden. Der gesamte Jahresumsatz dieser Fabriken beziffert sich auf nahezu $2^1/_4$ Millionen Mark.

Mit der Begründung der Königlichen Porzellanmanufaktur war für Meißen der Grund zu seiner nachmaligen industriellen Entwickelung und zu einem neuen Aufschwunge gelegt. Außer der keramischen Industrie sind namentlich Maschinenbauanstalten, Cigarrenfabriken und eine bedeutende Jutespinnerei und -Weberei angelegt worden, die gleich den als Spezialität Meißens geltenden Zünderfabriken ihre Fabrikate in alle Weltteile versenden.

E. Rasche.

Die Einführung der Reformation in Meißen.

Während die Reformation im ernestinischen Sachsen ihre Wiege gefunden hatte und sich dort unter dem Schutze Friedrichs des Weisen und Johanns des Beständigen immer kräftiger entfalten konnte, war ihr der Eingang im albertinischen Sachsen so lange versagt, als Georg der Bärtige die Zügel der Regierung in seiner Hand hatte. Georg, der hochgebildete und gerechte Fürst, von dem Luther rühmend sagte: „Er hat viel schöne Tugenden und ist geschickter zum Regieren, denn mancher fromme Fürst“, der offene, biedere Charakter, der nicht duldete, daß dem Dr. Luther auf dem Reichstage zu Worms das freie Geleit entzogen würde: er war von der Berechtigung und Heiligkeit der päpstlichen Macht so durchdrungen, daß er meinte, die Reformation Luthers aufs heftigste bekämpfen zu müssen. Zwar war er nicht blind gegen die offenbaren Schäden der Kirche, auch er wünschte, „daß eine gemeine Reformation geschehe“; aber hierzu schien ihm einzig und allein „ein christlich Concil“ berufen. Zudem suchte er die Reformation hauptsächlich nur in „einer Besserung des geistlichen Standes“, und für die Lehre der Rechtfertigung durch den Glauben fand er kein Verständnis. Sagte er doch: „Wenn die gemeinen Leute wissen sollten, daß man allein durch Christum selig würde, so würden sie gar zu ruchlos und sich gar keiner guten Werke befleißigen.“

Aus innerster Überzeugung suchte Georg daher die alte bedrohte Lehre der katholischen Werkheiligkeit zu schützen, und je mehr er die Erfahrung machen mußte, daß die „neue Lehre“ auch in sein Land eindringe, um so mehr suchte er dieselbe durch die härtesten Maßnahmen zu bekämpfen. Der Dresdener Buchhändler Jobst Weißbrodt, der durch eine satirische Schrift das Pfaffentum scharf angegriffen hatte, wurde verurteilt, „sein erdicht Schandbuch zu fressen“. In Königstein wurde einem Bürger, der sich für Luther ausgesprochen hatte, die Zunge angenagelt, und ein Leipziger Buchhändler wurde enthauptet, weil er Luthersche Schriften verbreitet hatte. Viele Anhänger des evangelischen Glaubens wurden des Landes verwiesen, namentlich in Leipzig, wo nach und nach 800 Einwohner vertrieben wurden. Luther tröstete die ausgewiesenen Leipziger in einem Sendschreiben, darin er Leipzig mit folgenden Worten rühmte: „Wie gar heiliger ist Leipzig, denn Sodom, darin Gott nicht fünf Häupter fand, die fein waren.“

Mit ganz besonderem Wohlgefallen blickte der streng katholische Fürst darum wohl auf die Stadt **Meißen**, die in damaliger Zeit eine **Hauptstütze des katholischen Glaubens** war. Der Meißener Bischof Johann VII., dessen Bistum ungefähr 400 Quadratmeilen mit über 3000 Kirchen umfaßte, unterstützte im Verein mit dem einflußreichen Domprobst Ernst von Schleinitz und dem gelehrten und weltgewandten Dechant Julius Pflugk die Maßnahmen des Herzogs, die gegen die Luthersche Lehre gerichtet waren, auf das kräftigste, und mehrfach erließ er in seinem Sprengel scharfe Dekrete gegen Luther und sandte Prediger aus, die „Verirrten“ auf den rechten Weg zurückzuführen.

Noch im Jahr 1523, in einer Zeit, in der die Luthersche Lehre ihren Siegeszug durch alle deutschen Lande angetreten hatte, wurde auf des Meißner Bischofs Veranlassung ein Werk rein katholischer Werkheiligkeit ausgeführt: Nachdem

der längst verstorbene Bischof Benno vom Papste heilig gesprochen worden war, wurden dessen Gebeine ausgegraben, mit Wein gewaschen und in einem kostbaren Marmorgrab in der Meißner Domkirche abermals beigesetzt, und zwar, wie der Chronist meldet, „in herrlicher Solennität | in Beysein vieler Fürsten vnd Herren | vnter welchen Herzog Georg zu Sachsen vnd seine zwey Söhne Johannes vnd Friedrich auch gegenwertig gewesen | vnd sonsten ein großer zulauff | von vielem Volk fern vnd nahe."

Aber auch Meißen, die Hochburg des katholischen Glaubens, blieb von dem belebenden Geisteshauche der Reformation nicht unberührt. Wohl wagten es nur wenige, ihre Stellung zur Lutherschen Lehre offen zu bekennen, aber im stillen zählte das Evangelium auch in jener Zeit hier schon viele Anhänger. Luthersche Schriften wurden zur Zeit Georgs auch in Meißen vielfach vorgefunden, und die ceremonielle Feier der Heiligsprechung Bennos im Dome war von vielen belächelt und bespöttelt worden. Die Meißner Klöster, früher überfüllt, leerten sich mehr und mehr. Das Afrakloster zählte 1539 nur 8, das Franziskanerkloster sogar nur noch 4 Ordensbrüder, und im Kloster zum heiligen Kreuz war die Zahl der Nonnen bis auf 11 zurückgegangen. Alles weist darauf hin, daß der Reformationsgedanke auch im „römischen Meißen" erwacht war.

Georg vermochte darum trotz aller Gegenmittel nicht, den gewaltigen Strom der reformatorischen Bewegung von seinem Lande fernzuhalten; ja sein eigener Bruder Heinrich bekannte sich offen zur neuen Lehre und führte in seinen Ämtern Freiberg und Wolkenstein die Reformation ein.

Düstere Gedanken quälten darum den Herzog, als seine Leibeserben vor ihm ins Grab sanken und Heinrich der berechtigte Thronfolger wurde. Um nun zu verhindern, daß die Reformation nach seinem Tode in sein Land einziehe, sollte Heinrich nur unter der Bedingung zur Regentschaft gelangen, daß er verspreche, in Glaubenssachen nichts zu ändern. Heinrich aber war hierzu nicht zu bewegen, sondern erklärte den Gesandten des Herzogs: „Da sei Gott für, daß ich um einer Hand voll Leute willen meinen Herrn Christum verleugnen soll! Solche Unbeständigkeit sollet Ihr nicht bei mir finden. Ehe ich dieses thue, will ich lieber mit meiner Gemahlin betteln gehen. Im übrigen wird mir St. Peter nicht nehmen, was mir mein Gott gönnen will." Als die Gesandtschaft mit dieser Botschaft zurückkehrte, fand sie den Herzog tödlich erkrankt, und ohne ein Testament unterzeichnen zu können, starb er am 17. April 1539.

Noch an demselben Tage abends „bedeutungsvoll bei Fackelschein" traf Herzog Heinrich in Dresden ein, um sein berechtigtes Erbe anzutreten. Die Stimmung, die damals in Dresden und wohl auch im übrigen Lande herrschte, kennzeichnet der Geheimschreiber Heinrichs, Bernhard Freidinger, mit folgenden Worten: „In der Stadt war Trauer und Freude untereinander gemenget; was der alten Religion war, als Mönche, Pfaffen und ihr Anhang, waren betrübt; der gemeine Mann lobte Gott, und wurden viele Gewaltige alsbald bekehret, welche vorher geschworen hatten, ehe sie lutherisch werden wollten, wollten sie eher aus dem Lande ziehen, welcher ich viele gekannt habe. Damals aber ließen sie sich vernehmen, sie hättens lange begehret und darauf gewartet, ließen sich auch

einesteils überreden, die zuvor sich vermaledeiet hatten, ehe sie etwas von geistlichen Gütern haben wollten, daß sie gleich wohl dieselben annahmen."

Am folgenden Tage nach dem Tode Georgs fand dessen feierliche Beisetzung im Meißner Dome statt. Auch Herzog Heinrich wohnte anfangs der Feierlichkeit bei; als aber die Seelenmessen begannen, verließ er das Gotteshaus, um sich in der Kapelle der Albrechtsburg von seinem Hofprediger Lindenau eine Predigt über „die Vergänglichkeit des Irdischen" halten zu lassen.

Alsbald begann hierauf Herzog Heinrich, unterstützt durch die Wittenberger Theologen, mit der Einführung der Reformation im albertinischen Sachsen. Während sich aber das Volk, der drückenden Priesterherrschaft müde, dem evangelischen Bekenntnis mit Freuden zuwandte, fand Heinrich auf Seite der Geistlichkeit und des Adels vielfach Widerstand.

Der damalige Meißner Bischof Johann VIII., wie sein Vorgänger Johann VII. ein eifriger Vertreter des Papsttums, suchte dem Herzog durch einen fein ausgedachten Schachzug zuvorzukommen, indem er erklärte, in seinem Bistum selbst eine „Reformation" vornehmen zu wollen. In einer umfangreichen Schrift „Eine gemeine christliche Lehre in Artikeln, die einen jeden Christen zu wissen von nöten", legte er die Grundsätze dieser seiner „Reformation" dar. Heinrich wandte sich in dieser Angelegenheit an den Kurfürsten und die Wittenberger Theologen. Diese durchschauten gar bald „der Meißner Pfaffen Gedicht" und erklärten: „Wie wohl es im Anfange und in etlichen Artikeln schön pranget und sich mit unseren Federn schmücket, ist doch viel Gifts darin."

Herzog Heinrich ließ sich darum nicht beirren und ordnete in seinem ganzen Lande eine Kirchenvisitation an. „Die verordneten Visitatoren" waren die herzöglichen Räte Casspar von Schönberg, Rudolf von Rechenberg und die kurfürstlichen Theologen Dr. Justus Jonas und Georg Spalatin nebst dem kurfürstlichen Rate Dr. Melchior von Creuzen.

Nachdem diese Visitatoren in Leipzig und Dresden ihres Amtes gewaltet hatten, kamen sie am 14. Juli 1539 nach Meißen. Gleichzeitig erschien auch der Herzog Heinrich mit seinen beiden Söhnen Max und August und seinem Hofprediger Lindenau, sowie der Kurfürst Johann mit seinem Bruder Johann Ernst und den Theologen Nicolaus von Amsdorf, Jacob Schenk und Sebastian Steude. Unter Glockengeläut und begrüßt von der jubelnden Menge des Volkes, hielt die glänzende Versammlung ihren Einzug in die Stadt. Am folgenden Tage fand in der Domkirche, aus welcher tags zuvor das Grabmal Bennos entfernt worden war, der erste evangelische Gottesdienst statt, an welchem sämtliche erschienenen Fürstlichkeiten samt ihrem Gefolge teilnahmen. Somit ist der 15. Juli als der Reformationsfesttag der Stadt Meißen zu bezeichnen.

Am nächsten Tage begannen die Verhandlungen der Visitatoren. Auf ihre Aufforderung an die Domgeistlichkeit, die Augsburgische Konfession und deren Apologie anzunehmen, überbrachten Dechant Julius Pflugk und Domherr Heinrich von Karlowitz den Visitatoren eine durchaus ablehnende Antwort. Doch die Visitatoren kehrten sich nicht an diesen Protest, in dem sich der Bischof auf die „Reichsunmittelbarkeit des freien Hochstifts" berief, sondern sie erteilten den

Domherren die Weisung, sich in der Domkirche fernerhin aller „papistischen Gebräuche“ zu enthalten. Im übrigen wurde dem gesamten Domklerus die Wahl gestellt, entweder ein evangelisches Kirchenamt anzunehmen oder die Stadt zu verlassen. Und als sich daraufhin etliche Domherren vermaßen „schimpflich, spöttlich und lästerlich von Gottes Wort und der Lehre, welche ihr Fürst für christlich, göttlich und wahr bekannt, zu reden“, erließ der Herzog den strengen Befehl, daß „die Lästerer gebührlich gestraft und des Landesherrn ernstliches Mißfallen sollte vermerkt werden.“

Indes der Widerstand der Domgeistlichen, die in ihrem Vorgehen den Schutz des Kaisers fanden, war nicht so leicht zu brechen. Zwar wurde der Bischof am 22. Sept. 1539 zu einem Vertrag genötigt, in welchem er der Reichsunmittelbarkeit entsagte; aber der Kaiser, verletzt durch das scharfe Vorgehen der sächsischen Fürsten, hob den Vertrag im nächsten Jahre wieder auf. Nach dem Tode Heinrichs setzte der staatskluge Moritz den Kampf gegen die widerspenstigen Domherren fort. Moritz und sein Nachfolger August, durch Verträge dem Kaiser gegenüber gebunden, wagten jedoch nicht, die Einziehung des Meißner Hochstiftes mit vollem Nachdruck zu betreiben. Erst im Jahre 1581 erlangte August die Administration des einflußreichen Hochstiftes, nachdem dessen Macht allmählich gesunken war und die Domgeistlichen sich mehr und mehr in aller Stille dem Protestantismus zugewandt hatten.

Sehr entgegenkommend zeigten sich die Afraner Mönche den Visitatoren. Unter Vorbehalt, im Genusse ihrer Renten zu verbleiben, erklärten sie sich bereit, das Evangelium anzunehmen und willigten ein, daß zwei evangelische Pfarreien, die eine zu Afra und die andere an der Stadtkirche errichtet würden. Überdies erklärte der Propst des Klosters, „zur Bestellung und Versorgung der Stadtpfarrkirche auf das Jahr 80 Gulden bar, 25 Scheffel Korn und 20 Scheffel Weizen zu geben,“ ebenso auch zur „Versorgung der Pfarrer zu Afra dem neu anzustellenden Prediger 30 Gulden nebst 25 Scheffeln Korn und 10 Scheffeln Weizen zu reichen, dem Diakonus aber, so jetzt noch eine Klosterperson, 20 Gulden jährlich auszuzahlen, ihm auch, der zu jeder Zeit auf das Land müsse reisen können, ein Pferd zu halten, außerdem gelobend, daß beide Geistliche freien Tisch haben sollten“.

Als erster evangelischer Pfarrer der Stadtkirche wurde Johannes Weiß, gen. Albinus, berufen, der dem Rate der Stadt von Melanchthon als „gelehrt, geübt, und zum Predigen wohl geschickt“ empfohlen worden war.

Nicht so fügsam als die Afra-Mönche zeigten sich die Barfüßer-Mönche des Franziskanerklosters. Besonders that sich einer derselben, der „Bruder Andreas Unger“ hervor, indem er öffentlich und mit „viel Spitzfündigkeiten“ gegen das Werk der Visitatoren predigte. Er wurde der Stadt verwiesen, und die übrigen Klosterbrüder wurden nicht sonderlich schonend behandelt. Lediglich auf ihr inständig Bitten erteilte der Herzog dem Rate der Stadt den Auftrag, die Barfüßer solange notdürftig zu versorgen, „bis alle Dinge genugsam bestellt werden könnten“.

Die vollständige Durchführung der Reformation in Meißen, insbesondere der hartnäckige Widerstand der Domgeistlichkeit machte eine zweite Visitation notwendig, die im Jahre 1540 von den Superintendenten Fuß und Zenner und drei

Vertretern des Adels, Karl Rudolf von Rechenberg, Dietrich von Preuß und Hans von Kitzscher auf Krakau, ausgeführt wurde. Außer ihren Verhandlungen mit der widerspenstigen Domgeistlichkeit ist besonders ein „geistliches Lokalstatut“ erwähnenswert, das der Meißner Rat als Instruktion erhielt. Der Schlußpassus dieser Instruktion, die namentlich Bestimmungen über geistliche Amtshandlungen und deren Gebühren enthält, lautet für die damalige Zeit sehr bezeichnend: „Auf daß auch ein christlich und ehrbar Leben bei dem gemeinen Mann so viel möglich möchte erhalten werden, soll einem Ehrbaren Rate und Gemeine mit Ernst aus Befehl unseres gnädigen Herrn vorgehalten und auferlegt sein, sich Gott und seinem heiligen Evangelio zu Ehren und ihnen selbst zum Besten aller Gotteslästerung, Fluchens, Schwörens, Ehebrechens, Völlerei und anderer Übel zu enthalten, treulich und fleißig Gottes Wort zu jeder Zeit zu besuchen und nicht auf den Kirchhöfen oder sonst, weil man predigt, mit unnützem Gespräch zu stehen oder zu spazieren, auch nicht ärgerlich und schimpflich von dieser Visitation zu reden, bei Vermeidung göttlicher Strafe und des Landesfürsten Ungnade!“ —

Wohl bezweckte die Reformation zunächst nur eine Verbesserung und Erneuerung der kirchlichen Verhältnisse; ihre Wirkung erstreckte sich aber auch auf die übrigen Lebensgebiete, und namentlich wurde das Schulwesen kräftig angeregt und gefördert. Mit Recht erblickten die Reformatoren in einer christlichen Schule eine feste Grundlage der Kirche, und Luther sagte: „Wenn Schulen zunehmen, so steht's wohl, und die Kirche bleibt rechtschaffen. Junge Schüler und Studenten sind der Kirche Samen und Quellen. Um der Kirche willen muß man christliche Schulen haben und erhalten.“ Die Visitatoren suchten darum ihre Aufgabe nicht nur in der Einrichtung des evangelischen Gottesdienstes, in der Berufung geeigneter Kirchendiener u. s. w., sie ließen sich vor allem auch die Begründung christlicher Schulen angelegen sein.

In Meißen sah es, wie im übrigen Deutschland, auf dem Gebiete des Schulwesens recht trübselig aus. Wohl bestanden hier zwei Schulen — die Klosterschule des Afraklosters und die Schule des Domstiftes, — aber dieselben standen ganz und gar im Dienste der kirchlichen Interessen; denn ihre Hauptaufgabe, oder richtiger gesagt, ihre einzige Aufgabe bestand darin, die Knaben im Chorgesang auszubilden und zum Meßdienst vorzubereiten. Die Domschule wurde auf Veranlassung der Visitatoren aufgelöst, und der Propst des Afraklosters ließ sich gern bereit finden, seine Schule „einem Rate zu Meißen willig zuzustellen und aufzutragen“. Der Rat wandelte die ihm übertragene Schule in eine lateinische Schule um, die „schola sanatoria“ oder auch „Franciscaneum“ genannt wurde. Als Schullokal wurde das leer gewordene Franziskanerkloster erwählt. Als erster Rektor dieser Schule wurde vom Rate der Stadt Hermann Fuchs, genannt Vulpius, berufen, der von den Visitatoren Justus Jonas und Georg Spalatin als „ein ehrlich tapfer vnd wohl gelerter man“ bezeichnet worden war.

Veranlaßt durch die zweite Kirchenvisitation wurde wenige Jahre nach der Begründung des Franciscaneums in Meißen auch eine Mädchenschule begründet, an welcher Gertrud Moller als erste „deutsche Schulmeisterin“ angestellt wurde. Auch für diese Schule wurde dem Rate von dem Herzoge ein geistliches

Gebäude, nämlich die Terminei (Herberge) der Freiberger Dominikanermönche, zur Verfügung gestellt.

1543 wurde die Meißner Fürstenschule begründet, die insofern in Beziehung zur Meißner Kirchenreformation steht, als die dadurch herbeigeführte Aufhebung des Afraklosters die direkte Veranlassung zur Begründung derselben wurde.

So wurde denn das altehrwürdige Meißen, vordem eine mächtige Warte des Katholizismus, durch Begründung von evangelischen Kirchen und Schulen gar bald zu einem segensreichen Hort der Reformation, die von hier aus kräftigen Schutz und weite Verbreitung gefunden hat.

E. Rasche.

Die Königlich sächsische Porzellanmanufaktur.

Die Kunst, Porzellan herzustellen, war den Chinesen und Japanesen schon in frühester Zeit bekannt. Holländische Seefahrer brachten das fremdländische Porzellan, Tski genannt, mit nach Europa, wo es wegen seiner Ähnlichkeit mit dem Gehäuse der Porzellanschnecke (cypraea) den Namen Porzellan erhielt.

Der Ruhm, Erfinder des Porzellans für Deutschland, ja, für das gesamte Europa zu sein, gebührt dem Alchimisten Johann Friedrich Böttger.

Böttger, 1662 zu Schleiz geboren, kam nach seiner Lehrzeit zu dem Apotheker Zorn nach Berlin, wo er sich viel mit alchimistischen Versuchen beschäftigte. Durch sein verschwenderisches Leben war er in Schulden geraten, und um sich seinen Gläubigern zu entziehen, verließ er Berlin heimlich und ging nach Wittenberg, wohin ihm der Ruf eines vielversprechenden Goldmachers schon vorausgeeilt war. Der Kommandant von Wittenberg sandte ihn an den kurfürstlichen Hof nach Dresden, obwohl König Friedrich Wilhelm I. von Preußen den entwichenen Böttger zurückforderte und auf dessen Wiedererlangung eine Belohnung von 1000 Thalern ausgesetzt hatte. Kurfürst August dem Starken, der zu seinem glanzvollen Hofhalte Unsummen brauchte, war der Goldmacher Böttger hochwillkommen, und damit er ihm nicht etwa entfliehe, wurde er unter steter Beaufsichtigung gehalten. In Verbindung mit dem kurfürstlichen Rat Walter von Tschirnhausen, einem bedeutenden Naturwissenschaftler, trieb Böttger seine alchimistischen Arbeiten mit großem Fleiß. Den „Stein der Weisen“ vermochte er zwar nicht zu finden; wohl aber kam er bei einem Versuche, aus roter, von Ockrilla bei Meißen stammender Erde Schmelztiegel zu bereiten, 1705 auf die Erfindung des braunroten Porzellans. Durch diesen Erfolg ermutigt, setzte er seine Versuche fort, und 1708 gelang es ihm, das weiße Porzellan herzustellen, wozu er den Stoff in einem Haarpuder, der echten, aus Aue stammenden Porzellanerde, entdeckt hatte. Es war selbstverständlich, daß Kurfürst August dieser Erfindung einen ganz außerordentlichen Wert beilegte, da in jener dem ausländischen Luxus huldigenden Zeit ungeheure Summen für das Porzellan bezahlt wurden; soll doch August der Starke dem König Friedrich Wilhelm I. von Preußen für ein paar Dutzend chinesische Porzellanvasen ein ganzes Regiment Dragoner samt Pferden und Ausrüstung gegeben haben.

Böttgers Erfindung fand auch den Beifall der Sachkenner, und daher beschloß August der Starke, eine Porzellanfabrik aus Staatsmitteln zu gründen. Als Sitz

derselben wurde auf dringendes Bitten des Meißner Stadtrates die Albrechtsburg erwählt. Am 6. Juni 1710 wurde die Fabrik feierlich eröffnet und Böttger mit der Leitung derselben betraut. Aber unter dieser Leitung vermochte sich das junge Unternehmen durchaus nicht zu heben, und bei dem schon 1719 erfolgten Tode Böttgers befand sich die Manufaktur in einem Zustande vollster Unordnung. Den Grund hierfür fand die Untersuchungskommission „in dem unartigen, veränderlichen Sinn, der übeln Wirtschaft und dem übermäßigem Trinken Böttgers". Nach Böttgers Tode nahm die Porzellanmanufaktur, namentlich gefördert durch den Maler Herold und den Bildhauer Kändler, einen raschen Aufschwung und eine künstlerische Bedeutung, so daß sie bald einen europäischen Ruf erlangte. Das Personal der Manufaktur stieg von 29 auf 300, und während im Jahre 1720 die Gesamteinnahme 9664 Thaler betrug, steigerte sich dieselbe bis zum Jahre 1752 auf jährlich 222580 Thaler. Durch die nun folgenden Kriegsunruhen drohte aber dem aufblühenden Unternehmen der Untergang. Schon während des zweiten schlesischen Krieges wurde der Betrieb wesentlich gestört; im siebenjährigen Kriege aber beschlagnahmte Friedrich II. die Manufaktur, ließ Modelle und Warenvorräte wegführen und viele geschickte Arbeiter nach der 1751 in Berlin begründeten Porzellanfabrik versetzen. Nur dem klugen Vorgehen des Kommerzienrates Helbig, welcher die Meißner Manufaktur vom preußischen König für eine jährliche Summe von 60000 Thalern erpachtete, ist das Fortbestehen derselben zu danken.



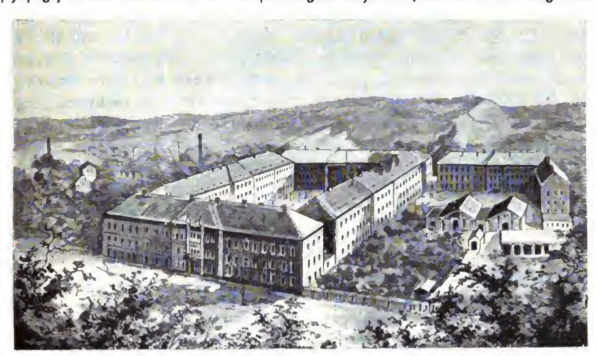
Johann Friedrich Böttger.

Nach dem Kriege begann für die Meißner Porzellanmanufaktur eine neue Blütezeit. Künstlerische Kräfte wurden von auswärts berufen, und angespornt durch die Konkurrenz anderer neu entstandener Manufakturen, entwickelte sich ein reges Leben. Doch dieser Aufschwung währte leider nur kurze Zeit. Der Absatz nach außen verringerte sich, und in den Kriegsunruhen der Napoleonischen Zeit stockte der Betrieb auf einige Zeit ganz. Das Personal, das 1765 über 700 Arbeiter gezählt hatte, war 1810, in welchem Jahre man unter allerdings recht

trüben Aussichten das Jubiläum des 100jährigen Bestehens der Manufaktur feierte, bis auf 510 zurückgegangen. Mit der Wiederkehr des Friedens begann ein erneuter geschäftlicher und künstlerischer Aufschwung, und seit 1832 lieferte die Manufaktur Überschüsse, die teils zur Erweiterung des Betriebes benutzt wurden, teils der Staatskasse zuflossen.

Einen bedeutungsvollen Wendepunkt für die Entwickelung der Porzellanmanufaktur bildete das Jahr 1863. In diesem Jahre wurde dieselbe aus der Albrechtsburg nach den dazu besonders erbauten und praktisch angelegten Räumen verlegt und ihr dadurch die Möglichkeit gegeben, sich bedeutend zu erweitern.

Gegenwärtig sind in der Königlichen Manufaktur über 700 Arbeitskräfte beschäftigt; davon arbeiten in der Gestaltungsbranche 170, die unter Leitung eines



Die Porzellanfabrik im Triebischthale.

tüchtigen Bildhauers, des Gestaltungsvorstehers Professor Andrä, stehen, und 330 in der Malerei unter Leitung des kunstsinnigen Malers Professor Sturm. Die Oberleitung der Manufaktur liegt in den Händen des Direktors Finanzrat Raithel. Der jährliche Umsatz beziffert sich neuerdings auf weit über $1^1/_2$ Million Mark, und der etatmäßige Überschuß bewegte sich in den letzten Jahren zwischen 240—400000 Mark.

Werfen wir nun auch einen Blick auf die Entstehung des Porzellans, indem wir die Manufakturräume durchwandern.

Wir betreten zuerst die Lagerräume, in welchen die Rohstoffe, Porzellanthon (Kaolin), Feldspat und Quarz, aufgestapelt sind. Die Porzellanerde, eine Verwitterung aus feldspatreichem Porphyr, wird aus den der Manufaktur gehörigen Gruben zu Seilitz bei Meißen und Sornzig bei Mügeln gewonnen; Feldspat und Quarz bezieht man aus Norwegen.

Die rohe Porzellanerde kommt zunächst in die Schlemmerei. Hier stehen große Bottiche, in welchen der Thon mit Wasser zu einem dünnflüssigen Brei

angerührt wird, etagenartig übereinander. Indem nun die Masse von Bottich zu Bottich herabfließt, scheiden sich alle unreinen Bestandteile aus, und man gewinnt dadurch das reine Kaolin. In einem weiteren Raume werden Feldspat und Quarz durch Stampfwerke und Mühlen zu einem feinen Staub zermalmt. Die geschlemmte (gereinigte) Porzellanerde wird mit dem pulverisierten Feldspat vermischt und durchknetet, und diese Masse muß dann in Zementgruben so lange liegen, bis sie „reif" ist. Als zäher Teig gelangt hierauf die reife Masse in die Gestaltung, wo sie Form und Gestalt gewinnt. Das Gestalten geschieht entweder durch Drehen auf der Drehscheibe oder Tellerdrehmaschine oder durch Pressen in Gipsmodelle. Einzelne Gegenstände, z. B. Blumen, werden auch ohne Hilfsmittel frei geformt. Die feinen Spitzenschleier der Porzellanfiguren fertigt man in der Weise, daß man ein feines Gewebe in dünne Porzellanflüssigkeit taucht. In der Gluthitze des Brennofens verbrennt das Gewebe, und die Porzellanmasse bleibt in feinen, zierlichen Fäden zurück. Nachdem die geformten Gegenstände bei gelinder Wärme getrocknet sind, gelangen sie in den Brennofen.

Die Königliche Manufaktur besitzt sieben Brennöfen, die sich in drei Etagen erheben und im unteren Teil fünf bis sechs Feuerungen haben. Die Porzellangegenstände werden, einzeln in Chamottekapseln (Muffeln) eingeschlossen, zunächst in die mittlere Abteilung des Ofens gebracht, wo sie bei einer Hitze von etwa 1000° C. verglühen. Nach diesem ersten Brande, der 20—24 Stunden währt, werden diejenigen Gegenstände, die unter Glasur gemalt werden sollen, fertig dekoriert, worauf sie mit den übrigen in den Glasurraum gelangen. In demselben stehen große Gefäße mit der Glasurmasse, welche aus einer Mischung von Wasser, Kalk, pulverisierten Porzellanscherben und Quarz besteht. Die Porzellangegenstände werden in diese Flüssigkeit eingetaucht, so daß sie einen weißlichen Überzug erhalten, kommen sodann abermals in den Brennofen und zwar in die unterste Abteilung, wo sie bei einer überhaupt nur erreichbaren Hitze von 1600° C. „gut gebrannt" werden. Durch diesen Brand erhalten die Porzellangegenstände die wunderbare Glasur, und die eingebrannten Farben erscheinen im schönsten Metallglanze. Die Vergoldungen und die meisten buntfarbigen Muster werden auf die Glasur aufgetragen, und diese Gegenstände werden dann in der obersten Abteilung des Brennofens zum dritten Male gebrannt.

Wir beschließen unsere Wanderung durch die Räume der Manufaktur, indem wir in den Niederlagsraum eintreten, in welchem die verschiedensten Kunstwerke von den kleinen Nippsachen bis zu den mächtigen Vasen, vom einfachsten Teller bis zu den kostbarsten Prachtstücken in malerischer Gruppierung aufgestellt sind.

Von den Niederlagsräumen wandert das Meißner Porzellan hinaus in alle Weltgegenden; denn das Absatzgebiet der Königlichen Manufaktur erstreckt sich auf alle Erdteile. Überall wird das Meißner Porzellan, das als Schutzmarke die bekannten gekreuzten Kurschwerter trägt, geschätzt und gesucht. Das Hauptabsatzgebiet ist Deutschland; dann folgen verschiedene andere europäische Staaten, wie Österreich-Ungarn, England, Schweiz, Skandinavien, Rußland u. s. w. Ganz bedeutend ist auch der Absatz nach Amerika, besonders nach den Vereinigten Staaten Nordamerikas, sowie nach Australien und der Türkei.

Wohl sind der Meißner Porzellanmanufaktur im Laufe der Jahre mächtige Konkurrenzanstalten erwachsen, so namentlich in Sèvres bei Paris, in Berlin, Wien u. s. w.; stets aber hat sich die Meißner Fabrik neben dem Ruhme, die älteste zu sein, ihren künstlerischen Ruf treu bewahrt. E. Rasche.

König Albert in Meißen.

Ich lobe mir den Knaben, der wacker läuft und springt,
Trotz aller Hindernisse zu seinem Ziele dringt.
Ich lobe mir den Knaben, der kühn und keck was wagt
Und nicht lang um die Meinung und um Erlaubnis fragt.

So war es jüngst zu Meißen, als König Albert kam.
Ein Bürschlein, rosenwangig, die Kunde froh vernahm:
„Es kommt zu uns der König!“ Wie schlägt sein Herz so laut!
Hätt' gerne schon dem Fürsten ins Angesicht geschaut!

Wie klopft's ihm unterm Röcklein! Wer zähmt des Knaben Lust?
Ist doch des Glücks der Sachsen er freudig sich bewußt!
Doch ach, — wie soll er schauen den lieben König heut',
Da alles Vorwärtsdrängen die Polizei verbeut?

Hier stehn Soldatenreihen in überlegner Zahl,
Dahinter Menschenmassen, — das macht dem Burschen Qual.
Wie soll er sie durchbrechen, die dichtgeschloss'nen Reihn,
Die gliederreichen Ketten? Ist er doch schwach und klein!

Von ferne hört er's schallen: „Hoch! deutscher Feldmarschall,
Heil dir, geliebter König! Willkommen tausendmal!“
Das gab ein Tücherschwenken, ein Fahnenflattern schön;
Man hört die Böllerschüsse von nahen Bergeshöhn.

Da kommt dem kecken Buben ein plötzlicher Entschluß:
Er zwängt sich durch die Menge, gar manchem zum Verdruß.
Manch Scheltwort muß er hören; viel Püffe steckt er ein,
Was kümmert das den Knaben! Kann er nur Sieger sein!

Doch vor der Doppelkette der Schützen heißt es: „Halt!“
Wie aber jetzo weiter? Mein Bursch weiß Rat alsbald:
Als hoch zu Roß der Oberst sein Tier zur Seite schwenkt,
Der Kleine unterm Pferde den Weg zur Straße lenkt.

Hier fährt des Königs Wagen; der Bursch läuft nebenhin
Und blickt mit Stolz und Freude auf seinen König drin.
Wie glühn die Purpurwangen, vom Laufen rosenrot!
Das Staubgewölk, das Rasseln, ihm macht es keine Not.

Kann er doch satt sich schauen am Helden, schlachtbewährt;
Wie ist von solchem Glücke so froh sein Blick verklärt!
Als drauf die Wagen stehen, ruft ihm der König zu:
„Was liefst du so behende, sag an, was wolltest du?"

Der Junge schaut dem König gar fest ins Angesicht:
„Wollt' gern den König schauen! Ich kannte Sie noch nicht." — —
„So, so," versetzt der König, „nun schaue mich recht an;
Denk' immer deines Königs und werd' ein braver Mann!"

Drauf reichte ihm der König ein Goldstück freundlich hin:
„Nimm dies, mein kleiner Läufer, als deiner Müh' Gewinn!
Damit zu allen Zeiten du schauen kannst mein Bild:
Hier ist es drauf!" — Es lächelt der König sanft und mild.

* * *

Uns ist dein Bild, o König, in unser Herz geprägt,
Und wir bekennen's heute, daß treu es für dich schlägt.

Rich. Freytag.

Miesros Eiche.

Sage von der Burg Siebeneichen.

I.

Auf einer der Gebirgshöhen, welche, das herrliche Elbthal umsäumend zwischen Dresden und Meißen am linken Ufer des Flusses ansteigen, liegt am Abhange einer jähen Schlucht das Schloß Siebeneichen. Vergebens fragt man die Geschichte nach dem Ursprunge dieses Namens. Die schlanken Erlen, die, ein jüngeres Baumgeschlecht, auf der Asche versunkener und vergangener Vegetationen fußen, geben auch keine Kunde von den längst zerfallenen starken Eichen, welche als einstige Zierde dieses Bodens dem Schlosse den Namen verliehen. Nur die Sage leitet uns zurück in die fernere Vergangenheit jener romantischen Orte, welche die Natur unter ihre Lieblinge zählt.

Im 10. Jahrhundert, als das Eroberungsschwert Heinrichs des Finklers Christentum und deutsche Gesittung in jene Gegenden führte und der Gewaltige das alte, fast tausendjährige Meißen gründete, hauste auf dem Schlosse, welches wir unter dem Namen „Siebeneichen" kennen, ein reichbegütertes sorbisches Geschlecht. Es war dem großen Kaiser befreundet, hatte für ihn siegreich gegen die Ungarn und Wenden gefochten und seinen Dank verdient.

Kaiser Heinrich sprach einst bei dem Burgherrn Wratislav, dem Besitzer des Schlosses, ein, und dieser, erfreut über eine solche Gunst, stellte ihm seine sechs Söhne vor und bat ihn, daß er auch sie seines Dienstes würdigen möge. Heinrich freute sich der schönen, kräftigen Jünglinge und fragte den Vater, ob er keinen Sohn weiter habe. Da verstummte dieser und wollte nicht mit der Antwort her-

aus. Als aber der Kaiser freundlich in ihn drang, gestand er, daß sein ältester Sohn, Miesco, erbittert über den siegreichen Fortgang der deutschen Waffen und über die Anhänglichkeit der Seinen an den Kaiser, schon seit länger als Jahresfrist aus der väterlichen Burg entwichen sei und sich den slavischen Volksstämmen beigesellt habe, mit denen der Kaiser im Kriege lebte.

Heinrich hörte ihn teilnehmend an und suchte ihn zu trösten. „Die Treue des Vaters," sagte er, „kann nicht durch den Verrat eines entarteten Sohnes getrübt werden. Noch bleiben Euch sechs Söhne, Eichen deutscher Ritterschaft. Glaubt mir, sie werden herrlich fortgrünen im Laufe der Jahrhunderte und stolz hinausblicken in ferne Zeiten." Hierauf gebot er den sechs Jünglingen, ihm in den Schloßgarten zu folgen. Dort ließ er jeden der Brüder einen jungen Eichbaum pflanzen und wünschte, daß ihr Geschlecht wachsen und gedeihen möge wie diese Bäume. Dann ließ er sie niederknien, erteilte ihnen den Ritterschlag und nannte sie Herren von Sechseichen.

Leider traten nur zu bald Unfälle ein, welche des Kaisers frohe Hoffnungen für das Gedeihen des Geschlechts zu zertrümmern suchten. Die slavischen Stämme sammelten ihre letzte Kraft, um ihren Glauben und ihre Unabhängigkeit gegen den deutschen Einfluß zu behaupten. Uckern, Heveller, Daleminzier, Milzener Lusitzer und wie jene zürnenden altslavischen Völker sonst heißen mochten, schlossen, sich eng zusammen, um ihre bedrohten Altäre zu verteidigen. Racheglühend brachen sie wiederholt gegen die christlichen Kolonien vor, und namentlich war die junge Burg Meißen, die Hauptstütze deutscher Macht in jenen Gegenden, der Brennpunkt ihres Hasses und ihrer gemeinsamen Angriffe. Der alte Wratislav zog ihnen mit seinen sechs Söhnen mutig entgegen und half sie zu wiederholten Malen zurücktreiben. Aber immer stellte sich ihnen da, wo sie eben fochten, ein vom Kopfe bis zum Fuße gepanzerter Ritter entgegen, der, wie mit übermenschlicher Kraft begabt, sich durch Freund und Feind zu ihnen vorkämpfte und nicht eher ruhte, bis einer der jungen Helden von „Sechseichen" seinem Schwerte erlegen war.

Der Schmerz des alten Wratislav über den Verlust des hoffnungsreichen Sohnes wurde von einer Ahnung durchzuckt, über welche er sich selbst nicht Rede stehen mochte. Ehe aber noch der erschlagene Liebling sein letztes Ruhebett in der Erbgruft der Burg gefunden hatte, brach ein neuer Schwarm von Feinden hervor. Da blieb nicht Zeit zur Trauer; Wratislav, jetzt nur noch Vater von fünf Söhnen, saß auf und stürmte den Heiden entgegen. Die Feinde wendeten sich zur Flucht. Die Deutschen mit ihren langen Schwertern folgten ihnen wütend nach, an ihrer Spitze Wratislav und die fünf Sechseichen. Da stellte sich ihnen am Rande einer Anhöhe, welche die Flucht wie die Verfolgung hemmte, der heidnische Ritter mit einem Häuflein Milzener entgegen. Zwar war ihr Widerstand nur kurz; aber ehe sie wichen, lag wiederum ein Sechseichen, von der Axt des gepanzerten Heiden zerschmettert, am Boden.

Noch drei Gemetzel dieser Art fanden statt, ehe die Slaven das meißnische Gebiet räumten oder sich unterwarfen. In jedem derselben blieben die Deutschen Sieger, aber in jedem deckte auch ein Sechseichen, erschlagen von dem gewaltigen Arme des unheimlichen Heiden, den Walplatz.

So war nach wenigen Monaten von den herrlichen sechs Jünglingen, den Lieblingsrittern des großen Kaisers, nur noch der jüngste, Boleslav, am Leben, und während die sechs Eichen im Burggarten lustig fortgrünten, moderten fünf ihrer Pfleger bereits in der Gruft.

Der alte Wratislav konnte von so schwerer Trauer nie mehr genesen. Mehr noch als der Verlust der geliebten Söhne schien ihn ein anderer tiefgeheimer Ge-



Schloß Siebeneichen.

danke zu quälen, dem er nur, wenn er sich unbelauscht glaubte, nachzuhängen wagte, und er erschrak über jede Andeutung, die ein fremdes Mitwissen ahnen ließ. Er nahm diesen Gedanken mit in das Grab, das ihn nach wenigen Monden mit den gefallenen Helden wieder vereinigte.

Boleslav war nunmehr als der Letzte seines Stammes zu betrachten; denn der entflohene erstgeborene Bruder, der nicht einmal teilhatte an dem jetzigen Namen des Geschlechtes, der, geächtet als Verräter, sich nie zurückwagen durfte, wenn er nicht anders schon im ungleichen Kampfe gefallen war, konnte nicht mehr in Rede

kommen. Als rechtmäßiger Erbe nahm Boleslav Besitz von der Burg und den reichen Gütern, welche mit ihr zusammenhingen, und waltete als ein treuer Vasall seines Kaisers, als ein milder und gerechter Herr über seine Unterthanen.

Jahre waren verstrichen. Der große Kaiser Heinrich — der erste Sachse, welcher eine Krone trug — war heimgegangen und sein ruhmgekrönter Sohn Otto ihm gefolgt. Boleslav hatte sich mit der Tochter eines Edlen des Landes vermählt, mit welcher er auf seinem reizenden Stammschlosse in glücklicher, aber kinderloser Ehe lebte, ein Umstand, der seine Freuden nicht selten trübte, da er in sich den letzten Sprößling eines unter so hoffnungsreichen Verhältnissen aufgekommenen jungen Geschlechtes erkennen mußte.

Eines Tages wurde ihm ein Fremdling gemeldet, der mit ihm in wichtigen Angelegenheiten zu sprechen habe. Auf sein Geheiß führte man den Fremden zu ihm. Es war ein starker Mann, sonnengebräunt und von verwilderten Zügen, die durch tiefe Narben nur noch mehr entstellt waren. Das trotzige Gesicht verzog sich mühsam zu einer unnatürlichen Freundlichkeit, und die gewaltigen Arme öffneten sich ungelenk zu einer Umarmung.

„Was sucht Ihr hier?“ fragte Boleslav zurücktretend und unangenehm ergriffen von den abstoßenden Mienen des Fremdlings.

„Ei sieh doch, mein Boleslav,“ entgegnete dieser, „du hast ein schlechtes Gedächtnis für Züge, welche dir die teuersten auf der Welt sein sollten. Nun freilich, du warst noch ein kleiner Bube, als wir uns zum letzten Male an dieser Stelle sahen. Umarme mich, ich bin dein Bruder Miesco!“

Boleslav trat bei diesen Worten zurück, und seine Hand zuckte unwillkürlich nach dem Schwerte.

„Ich hoffe,“ fuhr Miesco fort, „der Sohn Wratislavs wird einen besseren Gruß für den wehrlosen Bruder haben als das Schwert. Ich weiß wohl, daß an meinen Namen sich manche unfreundliche Erinnerung knüpft. Aber laß das Vergangene vergangen sein! Ich kann vielleicht noch manches gut machen. Auch beanspruche ich keineswegs mein väterliches Erbe; ich weiß, daß ich, der Rebell, damit nicht weit kommen würde. Ich bitte nur um Aufenthalt für mich und meine beiden Söhne; oder wenn du mich durchaus nicht haben willst, für diese allein und allenfalls für eine Handvoll friedlicher, treuer Diener, denen ich, da ich ihnen nicht anders lohnen kann, wenigstens eine sichere Zuflucht geben möchte, wo sie ihr Leben in Frieden beschließen können.“

Boleslavs ernste Miene wurde milder, als er den Bruder unverhofft so friedlich sprechen hörte. Er fragte deshalb mit schwindendem Mißtrauen: „Und ist es dir Ernst mit dem, was du da sagst?“

„Gewiß, mein Bruder. Was soll ich als ein Geächteter noch für andere Hoffnungen nähren? Nur für meine Söhne, für meine wenigen Getreuen suche ich Schutz.“

Da schloß Boleslav den Bruder gerührt in die Arme. „Du sollst mehr als Schutz bei mir finden,“ sagte er. „Ich bin kinderlos, und sind deine Söhne wackere Knaben, so werde ich ihnen Vater sein, und sie sollen mich einst beerben. Hole sie, hole deine Getreuen; sie sollen mir willkommen sein.“

Miesco ließ sich das nicht zweimal sagen. Er eilte so hastig fort, daß er sogar den Abschiedsgruß vergaß. Die Zugbrücke wurde niedergelassen, und bald hielt Miesco mit seinen beiden Söhnen an der Spitze eines stattlichen Reiterhaufens seinen Einzug. Die angeblich „wenigen getreuen Diener", welche diesen Haufen bildeten, sahen keineswegs so friedfertig aus, wie Miesco sie geschildert hatte; sie sahen sich trotzig die Burg an, welche sie gastlich aufnahm, und schwangen ihre gekrümmten sorbischen Schwerter mit einer wilden Lust, die keineswegs einem demütigen Gruße ähnlich sah. Selbst Miesco hatte, als er jetzt mit seiner wohlbewaffneten Begleitung zurückkehrte, seine vorige bescheidene Freundlichkeit abgelegt und trat dem Bruder, der ihn grüßend empfing, recht hochmütig entgegen.

Boleslavs Knechte sahen kopfschüttelnd die verdächtigen Gäste einziehen, die ihnen der Zahl nach fast überlegen schienen, und befolgten mit schüchterner Dienstfertigkeit die hoffärtigen Winke und Forderungen der neuen Ankömmlinge. Seine Gattin brach in Thränen aus und verschloß sich, die Blutsverwandten ihres Gatten fliehend, in ihr Zimmer. Diese beeilten sich auch nicht sehr, der Burgfrau gebührendermaßen ihre Aufwartung zu machen.

Der noch immer arglose Boleslav führte den Bruder im Schlosse umher, ohne die begehrlichen Blicke wahrzunehmen, welche dieser durch alle Räume der stattlichen Stammburg sendete. Im gleichgiltigen Gespräche waren sie endlich auch in den Burggarten gekommen, wo Boleslav mit andächtigem Ernste vor den sechs jungen Eichen stehen blieb, welche schön und kräftig emporstrebten.

„Was soll das elende Gestrüpp?" fragte Miesco wegwerfend und bezeigte nicht übel Lust, die jungen Bäume durch einige kräftige Fußtritte zu zerknicken. Aber Boleslav hielt ihn ängstlich zurück und erzählte ihm, in welch wichtiger Beziehung zu ihm und seinem Hause diese Bäume stünden.

Da lächelte Miesco boshaft: „Und für den abwesenden Bruder hat niemand einen Baum gepflanzt? Ich sehe nur ihrer sechs. Und auch dem Namen nach bin ich ausgeschlossen?"

„Du hattest uns aufgegeben, nicht wir dich," entgegnete Boleslav begütigend.

„Nicht wahr," fuhr Miesco fort, „ich hätte wie ihr mich gegen unser Volk und unsere Götter verschwören sollen? Ich mag kein Sklave dieser Deutschen sein, die ich hasse, wie alles, was sich knechtisch an sie hängt. Ich frage dich, Boleslav, warum ist für mich kein Baum gepflanzt worden?"

Boleslav, vor des Bruder hämischer Miene erschreckend, zuckte die Achsel.

„So wirst du doch hoffentlich gestatten," fügte jener drohend hinzu, „daß ich, der alleinige rechtmäßige Erbe dieses Bodens, der erstgeborene Träger des neuen Geschlechts, mir jetzt auch meinen Baum hierher neben die andern pflanze und zwar obenan, wie es sich gebührt?"

„Gern, Bruder. Seit wir uns versöhnt haben, gebührt auch dir eine Stelle im Familienheiligtume."

„Also nur durch deine Versöhnung bin ich dieser Ehre teilhaftig geworden?" lachte Miesco bitter. „Nun, ich hoffe, du wirst in deiner Güte noch weiter gehen, wirst gestatten, daß, da ich jetzt wieder zur Familie gehöre, der neubackene Name ‚Sechseichen' fortan in den passenderen Namen ‚Siebeneichen' verwandelt werde.

„Der Name kam vom Kaiser und kann nur mit seiner Bewilligung geändert werden,“ warf Boleslav ruhig, aber fest hin. „In diesem Punkte habe ich nichts zu gewähren.“

„Aber ich habe in diesem Punkte zu fordern!“ höhnte Miesco. „Ich bin ein Feind dieses stolzen Sachsen und seiner Deutschen, die unsere Altäre stürzten und uns in Ketten schlugen, und werde es ewig bleiben. Von ihm will ich keine Gnade; aber ich fordere mein gutes Recht, mein väterliches Erbe, und rate dir, meiner Forderung dich zu fügen.“

Boleslav schwieg, betroffen über diese Sprache. Miesco aber riß mit seiner gewaltigen Faust aus dem Dickicht des Burggartens einen jungen Eichbaum und pflanzte ihn zu den Bäumchen seiner Brüder. „So, nun ist es gethan,“ sagte er, „und Burg und Geschlecht heißen künftig Siebeneichen.“

„Nicht ohne Bewilligung des Kaisers, unseres Herrn!“ rief Boleslav, den endlich der Zorn übermannte. „Ich bin der Herr dieses Bodens und nehme hier nur vom Kaiser Gesetze an.“

„Du der Herr dieses Bodens?“ lachte Miesco. „Entsinne dich, daß ich der Erstgeborene bin, daß diese Burg mir gehört. Du bist mein Gast, den ich nur dulden werde, solange er in mir den Herrn und Gebieter anerkennt. Wo nicht, so jage ich dich hinaus.“

„So versuch' es; denn ich halte dich nicht für den Herrn dieses Bodens, sondern für einen Verräter und Räuber!“ rief Boleslav, sein Schwert ziehend. Miesco, der darauf gewartet zu haben schien, folgte schnell seinem Beispiele, und beide fielen einander wutentbrannt an.

Als die Knechte der beiden Brüder das Schwertgeklirre hörten, eilten sie herbei, die Deutschen fielen über die Sorben, diese über die Deutschen her, und während die Gebieter auf Leben und Tod kämpften, metzelten ihre Diener mit gleichem Grimm untereinander. Boleslavs Deutsche waren der Zahl nach Miescos Sorben unterlegen; aber sie wehrten sich wie Verzweifelte, und auf beiden Seiten gab es Tode und Verwundete. Die Brüder fochten eine Weile mit gleichem Glücke; denn Miescos überwiegende Kraft konnte über Boleslavs größere Gewandtheit keinen Vorteil erringen. Endlich ermattete der letztere, wich einige Schritte zurück, und Miescos Schwert traf ihn in dem Augenblicke, als sein Fuß an dem neugepflanzten siebenten Baume strauchelte. Tödlich verwundet sank er zu Boden und blickte ernst auf den Bruder, willens, ihm im Tode die Hand zur Versöhnung zu bieten. Als er aber in Miescos Zügen nur kalte Blutgier und hämische Siegeslust gewahrte, umfaßte er den Stamm von Miescos junger Eiche und, die andere Hand drohend gegen den Mörder erhebend, sprach er: „Höre mich, Miesco! Der Mund des Sterbenden spricht Wahrheit. Nicht lange wirst du die Früchte deines Verrates genießen. Dieser Baum, den du voll Hohn pflanztest, und den jetzt das Herzblut deines Bruders benetzt, wird dir zum Untergange wachsen und deinem ganzen kommenden Geschlechte zum forterbenden Fluch werden. Er wird aufsprossen, dir und deinen Enkeln zum Fluche; die Schmach deines Hauses wirst du an ihm großziehen, und nicht eher wird dieser Fluch enden, bis der Letzte deines Geschlechtes voll Elend und zerknirschter Reue das unselige Holz

dieser Eiche durch ein frommes, schwer errungenes Werk heiligt und in tiefer Buße die Frevel des Ahnherrn sühnt!“

Boleslav hörte nicht mehr das schallende Gelächter des Bruders; die erstarrende Faust ließ den Baum los und sank zurück. Der letzte Ritter von Sechseichen lag tot unter den Zweigen des verhängnisvollen Baumes. Sein Tod beschleunigte auch die Niederlage der Seinigen. Die meisten waren niedergehauen; was dem Schwerte der Sorben entronnen, wurde gefangen und unter Spott und Hohn zur Burg hinausgestoßen. Boleslavs Witwe teilte dieses Schicksal und endete bald darauf ihre Tage in einem entfernten Kloster.

Miesco war nunmehr Herr der Burg, die er jetzt Siebeneichen nannte, und hauste übel in der Umgegend. Seine beiden Söhne Tugumir und Stomef, wild wie er, begleiteten ihn auf seinen Raubzügen, die er weithin in das Elbthal unternahm. Vor allem hatten die deutschen Pilger und Kaufleute und diejenigen sorbischen Ansiedler, welche sich freiwillig dem deutschen Schutze unterworfen und das Christentum angenommen hatten, von seiner Grausamkeit zu leiden.

Die geängstigten und erbitterten Landleute beschlossen endlich, sich selbst Ruhe und Recht zu schaffen. In zahlreichen Haufen strömten sie von beiden Ufern der Elbe herbei; einige meißnische Edelleute stellten sich an ihre Spitze und verliehen den rohen Massen kriegerische Ordnung. Ihr Vorhaben wurde dadurch erleichtert, daß unter Miescos eigenen Leuten sich Mißvergnügte befanden, welche um reichen Lohn den Feinden zur Nachtzeit die Burg öffneten. Die wilden Rächer erstiegen das Raubnest. Miescos beiden Söhnen gelang es, im Tumulte zu entkommen; er selbst aber fiel nach verzweifeltem Widerstande in die Hände der racheschnaubenden Landleute, die ihn erbarmungslos an einen Baum banden — es war die von dem Übelthäter selbst gepflanzte Eiche, die einst den gemordeten Boleslav beschattet hatte — und mit ihren Armbrüsten nach ihm schossen, bis er seinen ruchlosen Geist ausgehaucht hatte.

Die Feste Siebeneichen wurde hierauf zerstört und lag viele Jahre in Trümmern, unbeachtet, unbetreten. Die sieben Bäume aber, herrenlos und ungepflegt, sproßten wie zum Hohne lustig in die Höhe, und besonders gedieh Miescos Eiche so prächtig, daß sie bald alle ihre Genossen überragte, gleichsam als ob das Zeugnis des Verbrechens höher und fester stehe als die Denkmäler des Unglücks.

II.

Zehn Jahre waren seither vergangen. Über die Mark Meißen und die benachbarten Sprengel bis tief nach Nordthüringen hinein gebot der mächtige Markgraf Gero, ein kraftvoller, vom Glücke hochbegünstigter Mann, der, trotzig und unbeugsam, kein Mittel verschmähte, um zu irgend einem erwünschten Ziele zu gelangen. Geehrt von allen, die der deutschen Partei angehörten, war er den slavischen Stämmen, welche er beaufsichtigte, ein Gegenstand unbegrenzten Hasses. Aber ebenso schlau und wachsam in Ausspähung heimlicher Verschwörungen, als schnell und thatkräftig in ihrer Unterdrückung, schien er bestimmt zu sein, die letzten Zuckungen ihres Widerstandes zu brechen, und seine Macht stieg dergestalt, daß sie selbst die Eifersucht Thankerarts, des Bruders Kaiser Ottos, erregte

und dieser in geheime Einverständnisse mit den Feinden des Kaiserhauses trat. Der mächtige Herzog Eberhard von Franken, der einen früher gegen ihn ergangenen kaiserlichen Strafbefehl nicht verschmerzen konnte, gesellte sich zu ihnen, und noch einmal erhob die slavische Partei drohend ihr Haupt, langsam, aber gewaltig an dem deutschen Throne rüttelnd. Wohin immer Gero im weiten Bereiche der ihm anvertrauten Marken den Blick wendete, sah er glimmende Anschläge oder aufflammende Empörung. Nicht nur Gewalt, auch List, ja Verrat mußte er zu Hilfe rufen, um sich zu retten.

Siebeneichen lag noch in Schutt und Asche. Wildes Schlingkraut umwucherte die Trümmer der einst so stolzen Feste, und der Wanderer eilte scheu daran vorüber, mit Entsetzen der Greuel gedenkend, die von hier ausgegangen, und der gespenstischen Schrecken, mit denen der Aberglaube die verlassene Stätte des Verbrechens bevölkerte.

Es war in einer stillen Nacht. Die Ruinen der Burg erhoben sich geisterhaft in dem fahlen Lichte des Mondes. Da klomm, durch das Gestrüpp verdeckt, eine Gestalt über Steine und Gerölle mühsam die Schlucht hinan und schritt dann durch den verfallenen Hof, daß es schaurig ringsum wiederhallte.

„So begrüßt dich dein Erbe wieder!“ murmelte der Fremde, die verwüstete Burg überblickend. „Ein Bettler unter Trümmern steht Miescos Sohn auf dem väterlichen Boden. Und doch soll von diesen morschen Steinwänden noch einmal der Ruf der Freiheit, der Rache ertönen, das niedergeworfene Geschlecht der Siebeneichen sich wieder stolz erheben und befreite Volksstämme siegesfreudig um sich sammeln!“

Der Fremde schritt weiter und trat in den öden Burggarten. Mit Anstrengung brach er sich Bahn durch Gesträuch und Dornen. Die Nachtvögel, so lange im ungestörten Besitze des Ortes, flogen kreischend auf, als lästerten sie den eingedrungenen Gast. Endlich stand der Fremde in der Mitte des verwilderten Gartens, wo von einer kleinen Erhöhung herab sieben schöne, stämmige Eichen ernst auf ihn niederblickten. Hier warf sich der Fremde heftig nieder. Es schien, daß Wehmut und Ingrimm in seiner Seele um die Herrschaft kämpften; denn abwechselnd ballte er drohend die Hände und fuhr sich dann über das Gesicht, als wolle er voreilige Thränen zurückschrecken.

„So stehst du noch unversehrt, du Eiche Miescos,“ rief er, „während er selbst längst erschlagen liegt und sein Geschlecht auf unsicherem Boden wandelt! Ist es Verhängnis, ist es Vergeltung — Vergeltung für Frevel, dessen die Welt ihn und uns anklagt? Verirrt und flüchtig müssen hier die Söhne des Starken sich wiederfinden, und nicht einmal eine Waffe wagt Tugumir mitzubringen, weil seiner Späher Argwohn sie entdecken könnte!“ — Er horchte auf, denn in der Nähe ließ sich ein Geräusch vernehmen. Unwillkürlich fuhr seine Hand nach der unbewehrten linken Hüfte, instinktmäßig dort sein Schwert suchend; dann aber hob er sie drohend, und ein wildes Lächeln blitzte über seine Züge. „Wahrlich, ich bin so wehrlos,“ knirschte er, „daß ein Wolf mich bewältigen könnte.“ Er blickte seufzend zu der Eiche empor und ersah einen starken niederhängenden Ast. Schnell ergriff er ihn, riß ihn mit der Schwere seines Körpers vom Stamme los und

streifte die Blätter ab. Dann schwang er ihn, seine Wucht prüfend, einige Male durch die Luft und sagte zufrieden: „Fürwahr, die beste Keule, welche je ein guter Arm schwang. Miescos Eiche liefert seinen Söhnen gute Waffen. Sie soll mich fortan überall begleiten!“

Er ergriff den Ast und formte ihn mit einem aufgefundenen harten und scharfkantigen Feuerstein zu einer Keule, welche er mit inniger Freude von allen Seiten besah.

Fremde Schritte, welche sich mehr und mehr näherten, störten ihn in seiner Beschäftigung. Er stellte sich, seine neue Waffe in der Hand, zur Wehr, ließ jene aber beruhigt sinken, als statt eines Feindes eine wohlbekannte Gestalt in den Burggarten trat und umherspähend „Tugumir!“ rief.

„Hier bin ich, Bruder Stomef!“ antwortete der Angerufene. „Was bringst du?“

Die Brüder schüttelten sich mit einer wilden Freude die Hände; denn rauh und unbändig, wie sie waren, hatten sie doch in langer böser Zeit treu bei einander ausgehalten, oft das Leben gegenseitig für einander eingesetzt, und wenn ihre Brudergefühle auch nicht der zarten Neigung edler Herzen glichen, so doch immerhin den Gefühlen zweier zusammengeschmiegten Tiger, die ihre Gefahren teilen, und von denen einer nur auf des anderen Leichnam verbluten will.

„Ich bringe gute Nachricht,“ sagte Stomef nach einer Weile, „und leicht dürften wir jetzt dem Ziele näher stehen als jemals. Alle sorbischen Marken sind im vollen Feuer der Empörung. Selbst der eiserne Gero zittert, und doch ahnt er nicht, wie nahe seiner Person das Verderben ist. Er hofft, durch gütliche Verhandlung den Aufruhr zu beschwichtigen, ein Beweis, wie sehr er diesmal seine Schwäche fühlt, da er zum ersten Male durch friedliche Maßregeln zu wirken sucht. Morgen giebt er ein großes Bankett in der Burg zu Meißen; dreißig sorbische Edle sind von ihm geladen, und eben diese sind es, die, ohne daß er es weiß, seinen Untergang beschlossen haben. An seiner eigenen Tafel wird er morgen durch ihre Schwerter fallen.“

„Trauet dem Gero nicht!“ warnte Tugumir. „Ich fürchte, daß eben dieses Gastmahl ein Fallstrick für uns alle sein soll. Doch, wie es auch kommen möge, Gero wird bei dieser Gelegenheit fallen; dafür stehe ich, wenn ich teil an der Tafel nehmen darf.“

„Es ist ein freies, allgemeines Gastgebot,“ erwiderte Stomef. „Jeder Ritter darf erscheinen, auch wenn er nicht besonders geladen ist. Dein Rang giebt dir ein Recht, Geros Gast zu sein.“

„Nun wohl,“ rief Tugumir mit blitzenden Augen, seine Keule schwingend, „so ist morgen Geros letzter Tag angebrochen. Dieser Ast von Miescos Eiche soll ihn zerschmettern, wenn keine andere Waffe ihn erreicht! Höre mich, Bruder! Ich gehe morgen zu Geros Tafel. Du aber legst dich mit einem kleinen Kahne, in schlichte Schiffertracht gekleidet, an das Ufer, dicht unter der Burg. Sinnt Gero auf Verrat, so wird er die Straße umstellen lassen; den schlechten Kahn aber wird er schwerlich bemerken und nicht glauben, daß seine Feinde sich dem langsamen Strome anvertrauen werden, um ihm zu entfliehen. Sobald der Streich gefallen ist, suche ich dich auf, und wir rudern unter der Maske armer

Fischer rasch stromaufwärts. Nahe über Meißen gewinnen wir die nur von den Unsern bewohnten Elbhöhen, um von dort aus den letzten Schlag zu unternehmen."

„So sei es, Tugumir! Wie schwer es mir auch fällt, nicht selbst Zeuge des Banketts zu sein, wo Geros letzter Becher gefüllt wird, so willige ich doch zu unserer gemeinsamen Sicherheit gern in deinen Vorschlag ein. Mein Kahn wird dich dicht unter dem Schlosse erwarten. Die Elbe ist wegen der häufigen Schiffsräubereien jetzt ganz von Fahrzeugen gesäubert; um so weniger kann man uns auf dem nassen Elemente folgen. Die Götter unserer Väter mögen unser Vorhaben schützen!"

„Und möge des Vaters rächender Schatten uns zur Seite stehen!" setzte Tugumir hinzu. „Darum brich diesen breiten Ast von seiner Eiche. Er diene dir morgen als Ruder und geleite den Kahn, der Miescos Söhne rettet, wenn diese derselben Eiche abgenommene Keule den Feind unseres Volkes niedergeschmettert haben wird. Dies sei das zwiefache Totenopfer, das wir dem Schatten des Vaters bringen!"

Bald hatte Stomess nerviger Arm den bezeichneten Ast losgerissen. Die Natur selbst schien ihn zum Ruder gebildet zu haben; denn sein schlanker, gerader Wuchs, nach oben breit und unten schmal ausgehend, bedurfte kaum der kleinsten Nachhilfe, um die vollkommene Form eines solchen Werkzeuges zu erlangen.

„Und nun laß uns gehen!" mahnte Tugumir. „Viel ist noch zu überlegen, zu beschließen. Die Rache möge uns geleiten, Berstuck und Czernebog, die zürnenden Götter, unseren Armen tötende Kraft verleihen!" Bald lag wieder Totenstille über der unheimlichen Stätte, und die verscheuchten Tiere wagten sich wieder hervor.

III.

Am anderen Tage regte sich in der neuerbauten Burg zu Meißen geschäftiges Leben. Eine umfangreiche eichene Tafel wurde von Geros Dienern sorgsam im Geschmacke jener Zeit geziert. Die aufgestellten Trinkhörner kehrten sich drohend gegeneinander, während in der Küche der erschlagene Ur, der gespießte Eber und der vom Pfeil ereilte Hirsch in stummer Gemeinschaft untereinander lagen.

Bald füllte sich der Saal mit Gästen. Die Deutschen in ihren bauschigen, einfarbigen Waffenkleidern, mit langen, breiten Schwertern, stachen von den Sorben, deren buntverbrämte Tracht sich eng an ihren Körper schloß, seltsam ab.

Die schwerfälligen Stühle wurden gerückt. Umsonst hatte Gero gehofft durch gemischte Reihen die getrennten Stämme einander zu nähern, abgesehen von einem anderen unbekannten Plane, den er damit verband. Die Gäste widerstrebten seiner Anordnung; Deutsche setzten sich zu Deutschen, Sorben zu Sorben. Wie im Felde, so saßen sie an der Tafel einander in gesonderten Reihen gegenüber, mürrisch, scheelen Auges, jede Annäherung meidend, jeder Losung zu offenem Zwiespalt begierig harrend und den Blick öfter nach dem Schwerte als nach der Tafel gekehrt.

Gero, dessen Vorhaben an dieser feindseligen Trennung seiner Gäste gescheitert war, blickte finster vor sich hin, und Tugumir, der, statt des Schwertes die Keule an seiner Seite, mitten unter den sorbischen Edelleuten saß, behielt ihn spähend im Auge.

Nach einer Weile erhob sich plötzlich Gero von seinem Sitze, und sprach, zu den deutschen Rittern gewendet, mit flammendem Blicke und lauter, zorniger Stimme folgende Worte: „Waffenbrüder! Noch wurde mir nicht die Zeit, euch zu unterrichten, daß jene edlen Herren, welche heute als freundliche Gäste unsere Tafel zieren, aus keiner anderen Absicht hierher gekommen sind, als mich in meinem eigenen Hause zu töten. Ich glaube ihnen am besten zu dienen, wenn ich ihnen selbst die Losung zum Angriffe gebe. Ziehet eure Schwerter, sammelt euch um mich, ihr Deutschen, und haut die Verräter nieder!"

Beiden Parteien war der Anlaß willkommen. Die Tafel wurde umgestürzt, und Sorben und Deutsche rannten mit blanker Waffe hart einander an. Der riesige Gero mähte fürchterlich mit seinem langen Schwerte. Der Saal schwamm in Wein und Blut. Wem die Waffe entfallen war, der schleuderte die schweren Trinkgefäße gegen die Stirn des Feindes. Die Sorben, in der Zahl geringer, hieben verzweifelt um sich; aber schon waren die meisten derselben gefallen, und Gero holte zu einem neuen Todesstreiche aus, als Tugumirs wuchtige Keule seine Schulter traf, so daß er das Schwert fallen ließ und zurücktaumelte. Schnell erhob Tugumir von neuem die Keule, ließ sie einige Mal pfeilschnell in der Luft kreisen, um die Wucht ihres Falles zu verstärken, und schmetterte sie dann nach dem Haupte des Feindes. Aber dieser wich zurück, der Streich ging fehl, traf einen der dicken eichenen Sessel und zertrümmerte ihn wie einen dünnen Span, so daß die Splitter weit umherflogen. Ehe aber Tugumir zu einem abermaligen Schlage ausholen konnte, wurde er von zwei Deutschen rücklings gepackt und niedergerissen. Darauf ward seiner widerstrebenden Faust die Keule entwunden, welche sich augenblicklich gegen ihn selbst richtete.

„Sage uns, wo sich dein Bruder Stomef aufhält, und ich schenke dir das Leben!" rief Gero.

„Ich glaube es, daß ich dir damit keinen schlechten Gefallen erweisen könnte," hohnlachte der am Boden festgehaltene Tugumir. „Gelüstet es dich nicht vielleicht auch zu wissen, wo mein Weib und mein Sohn weilen? Nein, kluger Mann, auf diese Nachricht wartest du vergebens. Stomef wird leben und den Fall des Bruders rächen! Zögert nicht mit dem Todesstreiche! Ein Siebeneichen weiß zu sterben!"

„So macht dem Leben des Verräters ein Ende!" schrie Gero, und die Keule von Miescos Eiche fiel schwer auf den daliegenden Tugumir hernieder, ihren eigenen Besitzer zermalmend. Es war der Dritte des Geschlechtes, dessen Blut an dem verhängnisvollen Holze rann.

Während jenes blutigen Vorganges im Burgsaale zu Meißen harrte Stomef in seinem Kahne mit steigender Ungeduld auf den Bruder. Die Elbe, von einem Sturme gepeitscht und durch Regengüsse angeschwollen, schlug tosend gegen die felsigen Ufer, und der festgebundene Kahn wurde vom Strome heftig geschaukelt.

Der schreckliche Lärm in der Burg hallte bis in die Tiefe herab. Stomef hörte das Gebrüll des Kampfes, ohne seine Entscheidung zu kennen. Da stürzte plötzlich einer der Gäste, ein Sorbe, der dem Blutbade entronnen, atemlos dem Ufer zu. „Flieht, flieht!“ schrie er verzweiflungsvoll dem Schiffer zu. „Wir sind übermannt; Euer Bruder ist erschlagen, Gero lebt!“ Und in angstvoller Hast rannte er fort.

Stomef antwortete nicht; er sah mit einem entsetzlichen Blicke zum Himmel auf, und ein tiefer, schrecklicher Seufzer schwellte seine starke Brust. Dann machte sich sein Jammer in einem unartikulierten Geheule Luft. „Auch Tugumir tot und ich allein? — Ich will mich retten, um ihn zu rächen. Der Feind soll es empfinden, daß noch ein Siebeneichen am Leben ist!“ Mit diesen Worten schnitt er mit seinem Dolche das Seil entzwei, das den Kahn am Ufer festgehalten hatte, und dieser schoß mit rasender Geschwindigkeit in die Brandung hinein. Stomef, unerschrocken vor der neuen Gefahr, setzte kraftvoll das Ruder ein, welches der Eiche seines Vaters entstammte, und teilte die widerstrebenden Wogen. Da, als strecke der Fluß einen unsichtbaren Arm aus seinen tosenden Wellen, zerknickte das eingestemmte Ruder. Mit einem Schrei sah Stomef die Trümmer des letzten Rettungswerkzeuges in den Strom fallen und gab sich jetzt verloren. Einige Augenblicke hielt sich das Boot noch über dem Wasser; dann erfaßte die reißende Flut plötzlich ihr ohnmächtiges Spielzeug, schleuderte es krachend gegen eine Klippe und verschlang Kahn und Schiffer. — Niemand ahnte, wer hier untergegangen war, niemand erkannte den entstellten Leichnam, den nach einigen Tagen das Wasser an einem weit entfernten Gestade auswarf, und den herbeikommende Landleute mitleidig begruben.

Einige Stunden nach jenem vorhin erwähnten Gemetzel zog ein stattlicher Reiterhaufe aus der Meißner Burg, an seiner Spitze der Markgraf Gero mit verbundenem Arme. „Meine ausgesendeten Leute haben also niemand gefunden, der Stomef ähnelt, und man hat ihn auch vorher nicht in der Nähe der Burg gesehen?“ fragte er einige seiner nächsten Begleiter mit ungeduldigem Tone.

Diese schüttelten verneinend die Köpfe und ritten dem Gebieter näher, um seine Befehle zu empfangen.

„Es wäre verwünscht, wenn er uns entginge!“ fuhr Gero heftig fort. „Von den Siebeneichenern soll uns keiner entrinnen; sie sind die Seele der ewigen Empörung, und solange noch einer von ihnen atmet, wird kein Frieden und keine Ruhe in meinen Marken werden.“

„Wie wäre es, gnädigster Herr,“ nahm einer der Begleiter das Wort, „wenn wir gegen Siebeneichen hinritten? Gewiß harrt Stomef unter den Trümmern der Burg auf seinen Bruder. Wenn wir von verschiedenen Seiten zugleich vordringen, so kann er uns nicht entgehen.“

„Deine Mutmaßung ist gut,“ erwiderte Gero, und auf seinen Wink schlugen die Reiter den Weg nach Siebeneichen ein. Am Fuße des Berges stiegen sie von ihren Pferden und schlichen vorsichtig in verschiedenen Richtungen auf die Ruinen zu. Aber alle Vorsicht war vergebens, die verfallene Burg war öde, ausgestorben; nirgends war die Spur eines menschlichen Wesens zu finden.

Unmutig über das fehlgeschlagene Unternehmen blieb Gero in dem Burggarten stehen. „Er ist also entflohen,“ sagte er, „und vergebens suchen wir ihn. Wohlan, ist uns seine Person entgangen, so soll wenigstens sein Name geächtet und gebrandmarkt sein. Noch steht hier die Eiche seines Vaters; ich erkenne sie an der Spur des Wappens, das Miesco in ihren Stamm eingeschnitten. Sie möge stehen bleiben zu seiner Schande! Ihr Hauptast aber, von Henkers Hand abgesägt, erhebe sich auf der Höhe dieses Berges als Schandpfahl, und an ihm mögen Wappen, Name und Bildnis des verfemten Stomef prangen. Seine Schmach teile, wer mit ihm verkehrt, wer ihn aufnimmt oder schützt! Sorgt, daß mein Ausspruch morgen vollzogen werde!“

Und so geschah es. Der mächtigste Ast der Eiche, die schon so vielen Gliedern des Geschlechts tödlich geworden war, und auf welcher der Fluch eines gemordeten Bruders ruhte, erhob sich am anderen Tage durch Henkershand zum Schandpfahle, an welchem Name und Bildnis Stomefs und das gebrochene Wappen der Siebeneichener hingen.

IV.

Wieder waren vierzig Jahre verflossen. Gero lag im Grabe, ohne einen Erben seines gewaltigen Ruhmes und seiner Macht hinterlassen zu haben. Sein letzter Sieg über die Polen und Lusitzer hatte ihm den einzigen Sohn gekostet, und gramgebeugt stieg der alte Held darauf aus der Stille des Klosters, dem er seine letzten Tage anvertraute, hinab in die Gruft. Ein neues Fürstengeschlecht, das der Wettiner, gebot im Meißner Lande, und die Stürme früherer Zeiten waren vorüber.

Siebeneichens Trümmer blickten noch immer wüst und schaurig von der Höhe hernieder. Gestrüpp und wildes Gesträuch hemmten den Schritt des Wanderers, der trübsinnig diese morschen Spuren einstiger Macht zu begrüßen kam. Die versöhnende Zeit hatte den Schandpfahl längst gestürzt und unter Schutt und Unkraut begraben. Von der Umzäunung des alten Burggartens war kaum mehr eine Spur übrig; wohl aber grünten im Widerspruche zu dem Laufe der Dinge die sieben Eichen üppig fort, am kräftigsten die Eiche Miescos, welche, wie der ewige Wanderer der Legende, unberührt vom Alter immer noch stattlich in die Höhe ragte, als sei die ihr zugeteilte böse Bestimmung trotz alles vorgefallenen Unheils noch immer nicht erfüllt, oder als warte sie auf eine erlösende Hand, um den alten Fluch, der mit ihr aufgewachsen war, abzuschütteln.

Düstere Einsamkeit waltete um die Ruinen. Nur die gebeugte Gestalt eines alten Bettlers, der an seiner Krücke beschwerlich die Höhe erstiegen hatte, schwankte inmitten der Trümmer und durch das dornige Gebüsch, das häufig seine zerfetzte Kleidung festhielt. An dem Platze, wo die sieben Eichen sich erhoben, blieb er stehen. Das hagere, verwitterte Gesicht des Greises, das die sengenden Strahlen der Sonne gebräunt hatte, drückte langen, schweren Jammer aus, und als er an der Eiche Miescos anlangte, sank er wie erschöpft von Kummer und Anstrengung in die Knie und betete leise.

Der graue Leinensack, den er auf der Schulter trug, fiel neben ihn auf den

Rasen und klirrte, als ob er mit Gold- und Silbermünzen angefüllt wäre, was freilich mit dem Bilde tiefer Armut, das des Greises ganze Erscheinung gewährte, nicht zusammenpassen wollte.

Als er so eine geraume Weile im stummen Gebete zugebracht hatte, näherten sich Schritte, und der Alte erhob sich. Ein Steinmetz, dem mehrere Gesellen folgten, trat auf den Bettler zu und grüßte ihn ehrerbietig: „Ihr habt mich hierher bestellt, Herr, und da bin ich, um Eure Befehle zu erhalten. Ich bringe auch den Plan mit, den zu entwerfen Ihr mir aufgetragen habt. Seht selbst und prüft, ob er Euch gefalle!“

Mit diesen Worten reichte der Steinmetz dem Bettler einen Bauriß hin. Dieser betrachtete ihn mit Aufmerksamkeit und nickte beifällig. „Der Plan ist gut,“ sagte er, „und wenn Ihr mit dem Preise, den ich Euch angeboten, zufrieden seid, so könnt Ihr sofort an die Arbeit gehen. Was Ihr an Geldvorschuß bedürfet, enthält dieser Sack. Zählt die Summe durch, sie wird richtig sein!“

Der Steinmetz öffnete den grauen Leinensack, aus dem schöne, blanke Goldgulden hervorblitzten, und verneigte sich tief. „Die Arbeit kann sogleich beginnen,“ fügte er hinzu.

„Den Platz habe ich Euch bezeichnet; dort die Höhe vor uns, welche nach der Elbe niederblickt, wird das Gebäude tragen,“ nahm der Bettler wieder das Wort. „Und dieser Baum“ — er deutete auf Miescos Eiche — „soll uns das Hauptgebälke liefern; ein Gelübde legt mir das auf. Fällt ihn und beginnt Euer Werk!“

Flink eilten die Gesellen mit ihren Sägen und Äxten herbei, legten Hand an, und wenige Stunden danach stürzte Miescos Eiche ächzend zusammen und lag mit ihren breiten Ästen gefällt am Boden.

Nach einigen Monden stieg auf der bezeichneten Höhe eine freundliche Kapelle empor und blickte weit hinaus in die herrliche Umgegend. Die Bewohner der umliegenden Dörfer strömten gläubig herbei, um hier ihre Andacht zu verrichten und den erhebenden Worten des Einsiedlers, der das Gotteshaus errichtet hatte und in einer Hütte neben der Kapelle seine einsamen Tage verlebte, zu lauschen. Er nannte sich Bruder Martin*); doch verriet er nie seinen wahren Namen, und erst nach seinem Tode erfuhr man aus seinen Aufzeichnungen mehr über seine Herkunft.

Bruder Martin war seiner Abkunft gemäß der letzte Siebeneichener, nämlich Thimo, der Sohn des unglücklichen Tugumir. Nach dem blutigen Ende seines Vaters floh er die Heimat, wurde Christ und strebte in einem langen, entsagungsreichen Leben den Fluch zu tilgen, den die Verbrechen seiner Ahnen über das Geschlecht hereingerufen hatten. Als Bettler durchzog er die entferntesten Gaue des christlichen Deutschlands, überstieg an seiner Krücke die Alpen, durchpilgerte Italien, Spanien und ruhte nicht eher, bis er einen Schatz erbettelt hatte, hinreichend, ein Gotteshaus errichten zu können. Miescos Eiche, die so lange zum Verderben des Geschlechts gegrünt hatte, wurde durch ihn zum Träger des heiligen

*) 1534 stand die St. Martinskapelle noch.

Gebäudes und endigte so — die Prophezeiung des sterbenden Boleslav erfüllend — den Fluch, der über ihrem Dasein gewaltet. Boleslav, Miesco, Tugumir und Stomef waren durch sie und ihre weitreichenden Äste untergegangen, durch sie war die Schmach des Geschlechts dereinst zur Schau gestellt worden; jetzt ruhte auf ihr der Bau, von dem aus der letzte des Stammes Gnade und Versöhnung für den Frevel der Väter erflehte.

B. Schlegel.



Das Königliche Jagdschloß Moritzburg.

Das Königliche Jagdschloß Moritzburg.

Das bekannte Jagdschloß Moritzburg ist mitten im Friedewald oder in der Moritzburger Heide gelegen, die früher auch die Burggrafenheide hieß, weil sie das Jagdrevier der Markgrafen von Meißen war. Die Heide ist zwar nicht mit der Sächsischen Schweiz zu vergleichen, es finden sich in derselben nicht derartige Perlen landschaftlicher Schönheit; dennoch gehört sie zu den Gegenden des Vaterlandes, die dem Naturfreunde so manchen Genuß gewähren; und in der That, der sinnige Wanderer, der zu Fuß die duftigen Wälder und einsamen Wiesengründe durchmißt, die freundlichen, zwischen Wald und Flur gelegenen Dörfer besucht, an den schilfumgürteten Teichen und dunkelgrünen Weihern ruht oder von den lieblichen, waldumsäumten Höhenrücken sein Auge aufwärts zu den

reizenden Loschwitzer Höhen oder hinab nach Meißens rebenumrankten Geländen schweifen läßt, trifft hier genug herrliche, stimmungsvolle Bilder an.

Wer an einem sonnigen Herbsttage dem inmitten eines großen, vom Waldesgrün umrahmten Teiches gelegenen Schlosse Moritzburg und der nähern Umgebung desselben einen Besuch abgestattet hat, der wird gewiß das freundliche Bild lange in der Erinnerung behalten.

Moritzburg hat aber auch reiche geschichtliche Erinnerungen. Seine Glanzperiode liegt Jahrhunderte zurück. Oft die Residenz der Kurfürsten und ihrer hohen Gäste, war es ehemals der Mittelpunkt großartiger Hoffeste und Jagden. Götter- und Türkenaufzüge, Gastmähler, ländliche Maskenbälle, Schäferspiele und Fackeltänze fanden unter Entfaltung großer Pracht, besonders zu Augusts des Starken Zeit, hier statt.

Wie oft erschallte damals der Wald von dem fröhlichen Hurrahussa der fürstlichen Jäger und ihres Gefolges, von dem lustigen Trara des Jagdhornes und dem lauten Gekläff der das Wild hetzenden Meute! Mit reicher Jagdbeute beladen, kehrten dann die fürstlichen Nimrode heim aus den weiten Jagdgründen, die damals zahlreiche Hirsche, Rehe, Schwarzwild und selbst den grimmen Auerochsen beherbergten. Auf einer Waldwiese lagerten sich die Jäger nach beendeter Jagd unter Jubel um das vom Jagdherrn gespendete fürstliche Jagdfrühstück, bei welchem in hohen, seltsame Tiergestalten darstellenden Pokalen die herrlichsten Weine gereicht wurden. Zu fröhlicher Tafelrunde aber versammelte der Jagdherr seine Gäste in den prächtigen Sälen seines Schlosses. Wie glänzten da die sonst dunklen Räume in feenhafter Beleuchtung, und wie hallten sie wieder von dem Jauchzen der zahlreich erschienenen vornehmen Jagdgäste, die zu Spiel und Scherz sich vereinigten! Holde Frauen in den kostbarsten Gewändern rauschten hin und her; im Kostüm der Diana waren sie die Königinnen des Festes, verherrlicht und gepriesen durch das Lied ritterlicher Sänger.

An dem das Schloß umflutenden Teiche mit seinen grünenden Inseln saßen in malerisch gelegenen, niedlichen Fischerhütten die vornehmen Fischer und angelten mit goldenen Ruten, oder sie schaukelten sich auf reichen, goldglitzernden Gondeln, geführt von Gondelieren, die in die Tracht venetianischer Schiffer gekleidet waren. Majestätisch glitt der Schwan, der königliche Vogel, über die klaren Fluten des Teiches, dessen Ufer belebt waren von dem Gewimmel mannigfaltiger, buntgefiederter Vögel, unter denen selbst der Strauß, der Riesenvogel der Wüste, nicht fehlte.

Auf prächtigem, sonnigem Wiesenplan, hinter verschnittenen Büschen und Hecken aber führten die vornehmen Damen, als Schäferinnen gekleidet, die gepuderten Köpfe mit großen, breitkrempigen Schäferhüten bedeckt, ein idyllisches Schäfer- und Hirtenleben, wie es am französischen Hofe in dem lieblichen Trianon zu Versailles zur Zeit Ludwigs XIV. Sitte war.

Jetzt ist von all jener Pracht und jenem fürstlichen Leben in Moritzburg nichts mehr zu sehen. Stille herrscht in den Sälen des Schlosses und Ruhe in den Gängen und Alleen des Gartens.

Und doch verlohnt es sich heute noch sehr, dem durch Erhabenheit der Bauart, durch prächtige Lage und großartige innere Ausschmückung berühmten Schlosse,

an dem edler Kunstsinn und fürstlicher Reichtum der sächsischen Fürsten in so hohem Grade sich bethätigten, einen Besuch abzustatten.

Das Gebäude liegt auf einer von dem großen und schönen Schloßteiche umgebenen, aus Granitfelsen bestehenden Insel, welche durch zwei mit hohen Kastanien besetzte Dämme mit dem festen Lande verbunden ist, und wird durch vier runde, mit Kuppeldächern versehene Türme gekrönt. Es erhebt sich auf einer Terrasse, zu welcher eine große Freitreppe führt. Das Geländer des das Schloß einschließenden großen Platzes ist mit Vasen und Bildsäulen geschmückt, welche der Bestimmung des Schlosses entsprechen.

Den Bau des Schlosses begann Kurfürst Moritz, dessen Namen es auch führt. Seine Nachfolger vollendeten denselben, vergrößerten den Schloßgarten und schmückten das Innere des Schlosses wie die Umgebung mit verschwenderischer Pracht aus.

Es enthält sieben große Säle, zweihundert Zimmer und viele kleinere Räume, dazu auch eine Kapelle. Die Zimmerwände sind mit einer goldbedruckten Ledertapete überzogen. Den Hauptschmuck der Säle bilden die mit riesigen Geweihen versehenen Hirschköpfe. So befinden sich in dem Speise- oder Bankettsaale einundsiebzig der seltensten natürlichen Hirschgeweihe auf künstlichen hölzernen Hirschköpfen, die, durch die großen Wandspiegel vervielfältigt, einen höchst anmutigen Anblick gewähren. Keins der Geweihe hat weniger als vierundzwanzig Enden, einige haben deren sogar fünfzig. Außerdem sind die Wände verschiedener Zimmer mit herrlichen Gemälden geschmückt, meist prächtigen Tierstücken und Jagdbildern. Darunter befindet sich auch ein berühmtes, auf Holz gemaltes Bild von Lukas Kranach, eine große Jagd bei Zschopau darstellend.

Von dem Altane dieses Zimmers aus genießt man eine prächtige Aussicht, indem man hier durch neun in den Wald gehauene, breite Alleen blickt. Am Ende der mittelsten erhebt sich das „Neue Schloß“ mit der Fasanerie.

Das letztere, am schönsten der Teiche, dem Großteiche, malerisch inmitten des Fasanengartens gelegen, ist von Friedrich August III. erbaut worden. Dieses kleine Schloß erhebt sich auf einer mäßigen Anhöhe, beherrscht die ganze Gegend und ist im Innern aufs prachtvollste geschmückt. Auf einer der Inseln des Großteichs steht ein dreistöckiger Leuchtturm; andere Inseln sind mit künstlichen Ruinen versehen, die man Dardanellen nennt.

Auf dem Großteiche schwamm ehemals auch eine mit einem Aufwand von 30000 Thalern nach dem Muster eines wirklichen Seeschiffes erbaute Fregatte, die eine Reihe von Jahren bei den großen Festen stolz ihre Segel blähte.

Oft beherbergte Moritzburg berühmte Gäste in seinen Mauern. Am 21. Juli 1807 fuhr in prachtvollem, von sechs Rappen gezogenen Galawagen Friedrich August der Gerechte mit Kaiser Napoleon und König Hieronymus von Westfalen in Begleitung der königlichen Familie und eines glänzenden Gefolges nach Moritzburg, wo unter Entfaltung großen Pompes die Erhebung Sachsens zum Königreiche gefeiert wurde. Noch einmal sah Moritzburg eine solche glänzende Versammlung von Königen und Fürsten. Im Frühjahr 1812 veranstaltete Friedrich August eine große Jagd, zu welcher Kaiser Napoleon, ferner Kaiser Franz von

Österreich und König Hieronymus von Westfalen nebst Gemahlinnen und die ganze königliche Familie erschienen waren. Bei Fackelbeleuchtung, unter dem Klange der Trompeten und dem Jubel der Bevölkerung verließen am Abend die fürstlichen Gäste das Schloß und fuhren zurück nach Dresden. Seitdem ist in Moritzburg so große Pracht nie wieder entfaltet worden; doch ist es auch heute noch ein Lieblingsaufenthalt des Hofes und namentlich unseres Königs Albert, wenn er in den nahen Wäldern dem edlen Weidwerk obliegt.

Alfred Leuschke.

Das Lustlager bei Zeithain.

Der Kurfürst Friedrich August I. von Sachsen war bekanntlich ein äußerst prachtliebender Fürst, ein Freund großer Feste und lustiger Gelage. Wie er an außerordentlicher Körperkraft, an gutem Geschmacke und klarem Verständnisse des Schönen unter seinen Zeitgenossen hervorragte, so sollte auch sein Hof durch Pracht und Aufwand, Pomp und Schaugepränge unter den Höfen aller Fürsten Deutschlands sich auszeichnen.

In folgendem soll von einem Feste erzählt werden, das an Zeitdauer, Großartigkeit und verschwenderischer Pracht alle ähnlichen Veranstaltungen in den Schatten stellt, das vielleicht einzig dasteht in der Geschichte unseres engeren und weiteren Vaterlandes und das Leben und Treiben am Hofe Augusts des Starken in trefflichster Weise charakterisiert. Das Fest ist bekannt unter der Bezeichnung „Lustlager bei Zeithain".

Das fast sagenhaft gewordene Lustlager bei Zeithain nahm seinen Anfang am 31. Mai und endete am 26. Juni des Jahres 1730. Mit diesem Feste begann für das nördliche Sachsen eine Zeit des Jubels, der Freude und der Abwechslung, aber auch der Beschwerden und drückender Lasten.

Schon lange hatte den Kurfürsten die Idee beschäftigt, einmal ein großes Manöver im Sinne damaliger Zeit abzuhalten. Greifbarere Formen hatte sie angenommen, als die bestehenden Zwistigkeiten und Mißhelligkeiten zwischen ihm und dem Könige Friedrich Wilhelm I. von Preußen durch mehrmalige Besuche ausgeglichen worden waren, und August etlichen großen Truppenrevüen in Preußen beigewohnt hatte. Dem preußischen Soldatenkönig zu Ehren, der seinen Besuch bei dem Kurfürsten angesagt hatte, wollte nun August der Starke ein Manöver veranstalten, das alles bisher Dagewesene übertreffen sollte.

Die Vorbereitungen zu dem Feste begannen schon im Jahre 1728.

Bestimmungen über Kleidung und Ausrüstung wurden gegeben, 4000 Rekruten wurden ausgehoben und neue Regimenter gebildet, so daß die Armee bei ihrem Einzuge in das Lustlager aus fast 30 000 Mann bestand.

Zum Manöverplatz hatte man ein Rechteck von etwa 5 km Länge und 4 km Breite eingerichtet, das sich zwischen den Dörfern Zeithain, Glaubitz, Radewitz, Streumen, Wülknitz und Lichtensee ausdehnte. Der anstoßende Gorischwald mußte zu einem guten Teile ausgerodet werden, wobei 500 Bauern und 250 Bergleute beschäftigt waren. Die im Bereiche des Lustlagers liegenden

Felder durften schon 1729 nicht wieder bestellt werden. Hohe Steinsäulen, die heutigentages noch stehen, bezeichnen ganz genau den Aufstellungs- und Manöverplatz.

Die Armee war in Zeithain selbst und außerdem viele Stunden im Umkreise in den Dörfern einquartiert. Die zum Feste erschienenen Gäste, etwa 40 Herzöge, Prinzen und Fürsten, wohnten mit ihrer Begleitung und ihrer Dienerschaft auf den Schlössern in der Umgebung. Wie groß die Dienerschaft war, läßt sich daraus ermessen, daß der Kurprinz, der in Tiefenau in einem besonders für ihn erbauten Palais wohnte, zur Unterbringung der seinigen noch die drei Dörfer Nieska, Spansberg und Nauwalde brauchte. Für diese Gäste und ihre Bediensteten hatten natürlich die Dörfer, in denen sie im Quartier lagen, den Lebensunterhalt und sonstigen Bedarf zu besorgen.

Wenden wir uns nun dem Lustlager zu.

Zwischen dem Dorfe Streumen und dem heutigen Artillerie-Schießplatze hatte man auf einem mächtigen Unterbaue einen zwei Stock hohen, hölzernen, reich vergoldeten Pavillon errichtet. Das Dach war in Grün und Gold gehalten, und von den goldenen Knöpfen wehten rot und weiße Fahnen. In der oberen Etage, die in der Mitte ihrer Längsseite einen reich mit Purpur und Goldfransen geschmückten Balkon mit mächtigem darüber gespannten Thronhimmel zeigte, hielt sich die kurfürstliche Familie während der Manöverstunden auf; die untere Etage hatte man der Küche, der Kellerei und Konditorei eingeräumt. In dem mit Brettern ausgeschlagenen Graben standen des Kurfürsten Reitpferde und auf einem freien Platze 10 Kanonen, deren Schüsse die Signale für die einzelnen Teile des Manövers bildeten. Unweit des Pavillons war ein Opernhaus erbaut. Hier wirkte die Hofkapelle und eine italienische Sängergesellschaft in Opern und Konzerten.

Auf einer Anhöhe zwischen den Dörfern Radewitz und Glaubitz erhob sich in einer Länge von 700 m und einer Breite von 400 m in Form eines Kreuzes das eigentliche Hoflager. Ein Graben und ein Wall, durch vier Eingänge unterbrochen, umschlossen das Ganze. Das Innere, aus 17 prachtvollen großen und vielen kleinen Zelten bestehend, bildete eine kleine Stadt. Die Gänge waren äußerst kunstvoll in bunten Farben parkettiert und überdacht. In der Mitte liefen Galerien nach allen vier Armen des Kreuzes hin, die in vier große Zelte mündeten. Diese dienten als Salon, Speise- und Schlafzimmer und hatten bedeutenden Wert. Sie stammten aus der Kriegsbeute bei Wien 1683. Sie waren zwar nur aus Leinwand; allein auf diese waren Muster in den denkbarsten Formen und den buntesten Farben mit der größten Kunstfertigkeit in Seide und Gold genäht, gewebt und gestickt.

Das Innere der Zelte war mit verschwenderischer Pracht ausgestattet. So befanden sich in jedem der beiden Speisezelte zwei Schwenkkessel aus Silber mit einem Gewicht von vier Centnern, außerdem die kostbarsten Möbel, Teppiche, Uhren, Lampen, Bilder und anderes mehr. Für den Kurfürsten hatte man außer dem Pavillon noch einen prunkvollen Palast errichtet; weiter war ein Komödienhaus bei Streumen und eine Baracke für den Hoftaschenspieler und Hofnarren des Kurfürsten, außerdem eine mächtige Holzkulisse erbaut worden. Diese Holzkulisse konnte durch Feuerbrände erleuchtet und illuminiert werden

und hatte eine Länge von 200 Ellen und eine Höhe von 100 Ellen. An ihr hatten 200 Zimmerleute und Holzschnitzer über 1/2 Jahr gearbeitet, und sechs Italiener hatten auf die 6000 Ellen Leinwand, mit denen das Gerüst bezogen war, ein Schloß gezeichnet, so täuschend, daß man von einiger Entfernung glaubte, das Schloß sei wirklich vorhanden. Zeitgenossen behaupteten, dergleichen sei noch niemals auf der ganzen Welt gesehen worden.

Zu allen diesen Baulichkeiten, die nach dem Plane des genialen Hofbaumeisters Pöppelmann, des Erbauers des Dresdner Zwingers, errichtet worden waren, hatte das Holz aus dem Gorischwalde nicht ausgereicht, so daß man noch 500 starke Baumstämme aus dem Oberlande hatte herbeischaffen müssen.

Den Verkehr über die Elbe vermittelten außer der Fähre noch vier bloß zu diesem Zwecke geschlagene Brücken. Die bedeutendste war die Schiffbrücke bei Moritz; außer ihr gab es noch eine Faß-, Floß- und Klotzbrücke. Auf der Elbe lag auch die Königliche Flotte, die aus 6 Fregatten, 9 Brigatinen und 30 Schaluppen bestand und von 550 nach holländischer Mode gekleideten Matrosen bedient wurde. Das prächtigste Schiff war das Admiralschiff, „Buzentaur“ genannt, das von einem Italiener nach dem Muster eines venezianischen Dogenschiffes erbaut und mit dem denkbarsten Pompe ausgestattet war. Die äußere Vergoldung soll allein über 9000 Thaler gekostet haben.

Das Lustlager war in erster Linie ein großes Soldatenfest, und darum war auch die außerordentlich vergrößerte Armee bis auf den letzten Mann daran beteiligt. Sogar polnische und litthauische Truppen waren mit hinzugezogen worden. Obgleich aber die Armee aus einer überaus großen Anzahl von Soldaten bestand, so entsprach sie doch durchaus nicht einer Truppe nach unseren Begriffen. Die Musketiere waren z. B. nur prächtig herausgeputzte Riesen; eine andere Abteilung war an Kleidung und Ausrüstung den Türken nachgebildet und hieß das Janitscharen-Regiment. Bei der Uniformierung der übrigen Truppen herrschte die rote Farbe vor; dazu kamen noch die Lanzenfähnlein, Säbeltroddeln, Brustschnüre, Helmbüsche, Rockfütterungen, Rockkragen und Bandeliers, um das Bild recht bunt zu machen. Außer der Reiterei hatte man eine Abteilung von 48 Mauleseln, die mit Federn, Silberblechen, Klingeln und Troddeln geschmückt waren, bei den großen Paraden den Schluß bildeten und zum Transport des Tafelgeschirres dienten.

Am 31. Mai trafen der König von Preußen und sein Sohn Friedrich, nachmals der Große genannt, mit einem zahlreichen Gefolge ein, und mit diesem Tage nahm das „militärische Fest“ seinen Anfang. Dasselbe trug freilich nicht das Gepräge eines Manövers unserer Zeit; es bestand vielmehr nur aus Aufstellungen, Aufmärschen und Reihungen der Truppen, Bildung von allerlei Figuren unter den Klängen der Musik und dem Donner der Kanonen in allen möglichen Tempo- und Schrittarten, ähnlich den Turnreigen unserer Tage.

Während der Zeit dieser Manöver- und Festtage war für die leiblichen Bedürfnisse ausgezeichnet gesorgt. Im Hoflager selbst wurde täglich auf des Kurfürsten Kosten an zwölf großen Tafeln von 15 Ellen Länge gespeist. Die Speisegeschirre waren aus Gold, Silber und Zinn. Die kurfürstliche Dienerschaft be-

stand aus den Pagen, den Lakaien und Knechten, 16 Bockpfeifern, 24 Mohren, 108 Grenadieren und 252 Janitscharen. Außerdem hatte der König von Preußen 150 Offiziere zu seiner Begleitung mitgebracht, die ebenfalls an der kurfürstlichen Tafel speisten.

Zu den Großartigkeiten des Lustlagers gehört auch der fast sagenhaft gewordene Riesenkuchen. Derselbe wurde von dem Bäckermeister Andreas Zacharias und 60 „Beckenknechten" gebacken. Der Backofen, in dem er sechs volle Stunden buk, war besonders dazu erbaut und schon acht Tage vorher angeheizt worden. Man verwendete zu dem Kuchen 16½ Scheffel Mehl, 3600 Eier, 4 Tonnen Milch, und 1½ Tonne Hefen; die Menge des Zuckers, der Rosinen und Mandeln ist nicht mehr zu ermitteln. Seine Länge betrug 16 Ellen, die Breite 6 Ellen, die Dicke ½ Elle und das Gewicht 40 Centner. Um ihn in den Backofen hinein, und aus demselben wieder herauszubringen, waren 100 Personen erforderlich. Ein Zimmermann zerteilte ihn mit einem Messer von 3 Ellen Länge und zwar so, daß er erst ein Loch schnitt, in dasselbe hineintrat und dann von der Mitte aus einzelne Stücke absäbelte. Als die Stücke unter das Volk verteilt wurden, entstand ein großer Kampf, der allen Anwesenden unsäglichen Spaß bereitete.

Seinen Abschluß fand das Fest in einem prächtigen Feuerwerke am Abende des 24. Juni, das Tausende von Zuschauern zu staunender Bewunderung hinriß. Von 80 Holzgestellen stiegen Raketen in allen Farben ununterbrochen zum Himmel auf, 48 Mörser warfen Leuchtkugeln, 24 kolossale Feuerräder und eine Unzahl von Lichtern, Sternen, Fackeln und Lampions verbreiteten einen Regen von feurigem Golde und einen Glanz, der nicht enden wollte. Die schon erwähnte große Leinwandkulisse war dabei auf das prächtigste illuminiert; dazu donnerten 60 Geschütze, dröhnten sämtliche Pauken und spielten alle Musikchöre ohne Unterbrechung.

Dem Landfeuerwerke schloß sich das Wasserfeuerwerk an, das ebenso großartig war. Einem riesengroßen, feuersprühenden Walfische folgten vier feurige Delphine, auf diese kam dann die ganze Flotte, ein Schiff nach dem andern in endloser Reihe, langsam, lautlos und majestätisch, dabei herrlich geschmückt und illuminiert.

Am 25. Juni war Rasttag. Für den 26. war ein Abschiedsfest angesetzt, zu welchem der Kurfürst seine ganze Armee zur Tafel geladen hatte. Bei diesem Festessen wurden von den Soldaten unter anderem 80 Ochsen verspeist. Daß nach aufgehobener Tafel alle Holzteller von den Speisenden in die Elbe geworfen worden seien, ist, wie Nachforschungen ergeben haben, eine Unwahrheit.

Nach dieser Tafel nahmen die Offiziere Abschied von dem König von Preußen, zertrümmerten dabei unter Hurrarufen alle Weingläser, aus denen sie auf des Königs Wohl getrunken hatten, und kehrten mit den Truppen in ihre Garnisonen zurück.

Am 27. Juni begaben sich der König von Preußen und der Kurfürst von Sachsen mit einem zahlreichen Gefolge an Bord der Flotte und fuhren unter den Klängen der Musik, überall von den Uferbewohnern begrüßt und begleitet, über Belgern und Torgau nach Lichtenburg, um hier eine große Jagd abzuhalten. Die Baulichkeiten des Lustlagers wurden nun abgebrochen und die Kostbarkeiten nach Dresden gebracht, wo wir sie heute noch in den großen Sammlungen bewundern können.

Einzelne Gebäude wurden aus ganz besonderer königlicher und kurfürstlicher

Gnade den Bauern von Radewitz, die, wie sie sagten, während des Lustlagers große Verluste und viel Schaden gehabt hatten, für den Spottpreis von 400 Thalern überlassen. Jahrzehntelang noch bauten sie aus den vergoldeten Kapitälen und Säulen, aus den geschnitzten Balken und Brettern ihre Häuser oder kochten ihre Suppe davon.

Jenes Fest wurde seinerzeit als „die Krone aller Magnifizenz und Herrlichkeit des Königs von Polen Majestät“ bezeichnet, und der Dichter Jean Toncement sagt von ihm:

„All Leute glaubens ganz gewiß, was man da gesehen,
Das wird in der ganzen Welt an keinem Ort geschehen.“

Otto Rühle.

König Johann in der Schule.

War einst ein Herr in Sachsenland,
Schier einem jeden Kind bekannt,
Der ging aus seiner Väter Schloß,
Zu sehen, was wohl klein und groß
In seinen Schulen Rechtes trieb;
Und weil er hatt' die Kindlein lieb,
Trat oft er zu der Schülerschar,
Bot seinen Fürstengruß ihr dar
Und ließ sich zeigen dann geschwind
Geschriebenes von jedem Kind,
Ließ lesen aus dem Fibelbuch,
Aufsagen manchen guten Spruch
Und forschte, ob in Glaubenstreu
Sein Volk auch recht erzogen sei,
Und ob selbst in dem ärmsten Kind
Des Wissens Elemente sind.

Sagt an, wer war der Herrscher mild,
Der da erschien im Schulgefild'?
Verkündet sei es jedermann:
Das war der weise Fürst Johann!

Einst wandert er in Geistesruh'
Dem Schulhaus eines Dorfes zu.
Ins Zimmer trat er grüßend ein.
Die Kinder waren ganz allein.
Derweil der Lehrer nicht zur Stell',
Beginnt den Unterricht er schnell.
Und während er noch fragt und lehrt,
Der Lehrer ist zurückgekehrt.

„Verzeihung, Ew. Majestät!
Gar übel es der Gattin geht
Die schwer erkrankt, — — doch hat die Nacht
Auch große Freude mir gebracht.

Ein Söhnlein ward geboren mir.
Ich mußt' es sehn, war drum nicht hier."
Der Fürst reicht lächelnd ihm die Hand
„Geht auf mein Schloß. Holt unverwandt
Den Leibarzt Euch. Ich bleibe da!"
Der Herrscher Helferdienst versah.
Dann schlug er auf das Klassenbuch
Und schrieb mit einem kräft'gen Zug:
„Laßt diesen Fünfzigthalerschein
Zum Tauffest Euch willkommen sein!" *) G. Freytag.

Dresden, die Haupt- und Residenzstadt Sachsens.

„Einen Blick von ihren Höhen! Majestätisch ruht im Thal
Sachsens Königsstadt, mein Dresden, leicht umglänzt vom Morgenstrahl.
Stolze Brücken, kühn geschwungen, stehn im mastenreichen Strom,
Und in seinen klaren Fluten spiegelt sich der schlanke Dom.
Mit den vollsten Blumenkränzen schmückt der jugendliche Lenz
Dich, Juwel des Sachsenlandes, herrlich schönes Elbflorenz!
Und noch schön'rer Geistesfrühling giebt dir ewig neuen Ruhm,
Bist du doch der Kunst, der hehren, hochgeweihtes Heiligtum!"

So verkündet in begeisterten Worten der Dichter das Lob der sächsischen Haupt- und Residenzstadt Dresden. Und wahrlich, wir singen's ihm nach aus vollem, freudigem Herzen; denn Dresden nimmt nicht nur unter den deutschen Residenzen, sondern auch im Kreise der Städte Europas einen hervorragenden Rang ein.

Der im Mittelalter von den Sorben angelegte Ort mag jetzt etwa tausend Jahre alt sein; sein Ursprung ist, wie der der meisten Städte, in sagenhaftes Dunkel gehüllt. Der Name Dresden soll „Fähr- oder Waldort" bedeuten; in den noch vorhandenen Urkunden tritt er zum ersten Male im 13. Jahrhundert auf.

Schon damals hatte Dresden als wichtiger Verkehrsort eine nicht geringe Bedeutung. Mit der Zeit ist dieselbe erheblich gewachsen, und neuerdings ist Dresden geradezu Weltstadt geworden. Seine Lage an beiden Ufern der Elbe, die hier einen nach Südwesten vorspringenden Bogen bildet, sowie inmitten eines anmutigen Thalkessels, der von sanft abfallenden, mit Landhäusern, Weinbergen und freundlichen Dörfern geschmückten Berghöhen umzogen ist, die größenteils regelmäßige Bauart, sodann die durch die Prachtliebe kunstsinniger sächsischer Fürsten im Laufe der Jahrhunderte entstandenen Paläste und öffentlichen Bauwerke, endlich die hier vereinigten, der Wissenschaft und Kunst gewidmeten Museen — das alles hat dazu beigetragen, Dresden zu einer Städteperle zu machen und ihm die allgemeinste Aufmerksamkeit und Bewunderung zu sichern. Ja, bis zum Auf-

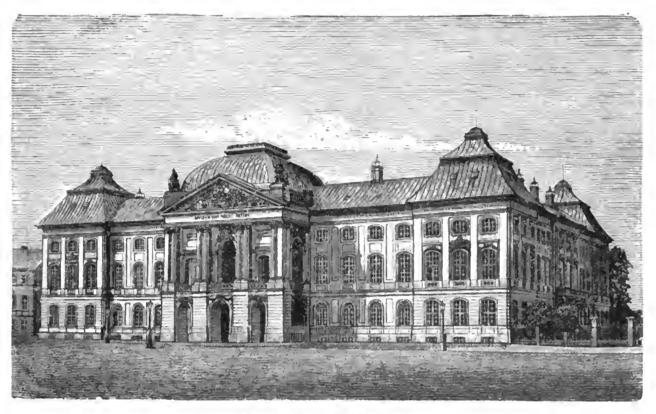
*) Die Begebenheit soll sich zugetragen haben in einem Dorfe bei Jahnishausen, in der Nähe der Stadt Riesa. Das Schloß Jahnishausen war seinerzeit im Besitze des Königs Johann; heute ist es Eigentum des Prinzen Max.

blühen Berlins unter Friedrich dem Großen wurde Dresden mit Recht als die schönste und kunstsinnigste Stadt Deutschlands, als das „Florenz an der Elbe“ gepriesen. Darum schrieb der sinnige Poet Herder in der „Adrastea“:

„Blühe, deutsches Florenz, mit deinen Schätzen der Kunstwelt!
Stille gesichert sei Dresden Olympia uns!“

Beginnen wir jetzt vom Leipziger Bahnhof aus eine kurze Wanderung durch die freundliche Königsstadt, deren Glanzperiode mit der Regierung Augusts des Starken anhebt.

Zuerst bewundern wir die edle Einfachheit und die schönen Verhältnisse bei sparsamer Ornamentik am Japanischen Palais; dasselbe, in den Jahren



Das Japanische Palais.

1715—1717 vom Feldmarschall Grafen von Flemming erbaut, ist eine Schöpfung des Architekten Jean de Bodt. Es ist herrlich gegenüber der Einmündung der breiten Königsstraße an einem großen, freien Platze, dem Kaiser Wilhelms-Platze, gelegen und mit einem schönen Garten, der bis ans Ufer der Elbe reicht, geziert. Durch Ankauf in den Besitz Friedrich Augusts I. übergegangen, erhielt es 1723 und 1730 seine jetzige Gestalt. Damals waren die Gemächer mit prächtigem japanischen und chinesischen Porzellan und mit indischen Tapeten geschmückt, wovon das Palais den noch heute bestehenden Namen erhielt. 1786 wurde es nach einem Umbau zur Aufnahme verschiedener Sammlungen von Schätzen der Kunst und Wissenschaft bestimmt, von denen sich jetzt nur die Königliche Bibliothek darin befindet, ein Institut, das berühmt ist durch seinen Reichtum an Werken der deutschen und sächsischen sowie der französischen und polnischen Geschichte, wie auch der deutschen, italienischen und französischen Litteratur. Ein weiter, bequemer



Ein Blick auf die Augustusbrücke und ihre Umgebung von der Marienbrücke aus.

Treppenaufgang führt zu einer Reihe hoher Säle und Zimmer, die samt den Räumen des Erdgeschosses 500 000 Bände gedruckter Bücher, 6000 wertvolle Handschriften und 20 000 Landkarten zu jedermanns unentgeltlicher Benutzung enthalten.

Nunmehr lenken wir unsere Schritte nach dem etwas plumpen Reiterstandbilde Augusts des Starken, das vor dem Blockhause in der Neustadt, am Eingange der Hauptallee, den „Dresdner Linden", errichtet worden ist. Dieses Denkmal, von dem Kupferschmied und Hauptmann Ludwig Wiedemann im Auftrage Friedrich Augusts II. gefertigt, ist in Kupfer getrieben und schwer vergoldet und stellt den Herrscher in römischer Tracht dar mit überraschend treffender Ähnlichkeit der Gesichtszüge.

Hierauf betreten wir die Alte Brücke oder Augustusbrücke, welche die beiden Stadtteile Neu- und Altstadt miteinander verbindet und als Hauptpulsader für den öffentlichen Verkehr während des Tages ein sehr belebtes Bild bietet. In Holz erbaut um 1070, in Stein und Holz von 1119 an, ganz in Stein 1143, ist sie durch Pöppelmann in den Jahren 1727—1731 so hergestellt, wie sie heute noch dasteht. Sie ruht auf 17 Pfeilern mit 16 Bogen und ist 402 Meter lang und 11 Meter breit. Seit 1670 trug der fünfte Pfeiler ein reich vergoldetes Kruzifix, das bei der Wasserflut am 30. und 31. März 1845 in den Strom hinabstürzte und nicht wieder aufgefunden worden ist.

Ein Blick von der Augustusbrücke wird jedem unvergeßlich bleiben. Der lieblich geschwungene Bogen des Elbstromes mit seinen zahlreichen Schiffen; die beiden anderen Brücken, die Marien- und Albertbrücke, zu denen sich bald noch die fast vollendete vierte, die Carolabrücke, gesellen wird; die eigenartigen Bauten und villengeschmückten Gärten und Höhen elbaufwärts über Loschwitz hinaus und auf der entgegengesetzten Seite bis zu den violettschimmernden, steilen Rebenhügeln der Lößnitz und der Meißner Berge hinab — das giebt ein Rundbild von unvergleichlicher Schönheit, ein Bild, wie es in gleicher Harmonie nicht leicht an irgend einem anderen Orte der Welt gefunden wird.

Das Auge des Fremden haftet nun hauptsächlich an dem Punkte in der Altstadt unweit der Elbe, wo nahe bei einander die katholische Hofkirche, das Königliche Schloß, das Hoftheater und der Zwinger stehen und die Brühlsche Terrasse eine der schönsten Aussichten gewährt.

Einen gewaltigen Eindruck macht die im Barockstile ausgeführte katholische Hofkirche, die größte Kirche Sachsens, die unter den Prachtgebäuden Dresdens jederzeit eine der ersten Stellen einnehmen und als eines der interessantesten Bauwerke geschätzt werden wird. Von der Augustusbrücke gesehen, bringt sie eine prächtige, strahlende Wirkung hervor durch ihren luftigen und eleganten Aufbau und durch die vollendete Harmonie aller Verhältnisse; überall zeigt sich die richtige Verteilung, das Maßvolle und die am rechten Orte angewandte Steigerung und Häufung der Formen. Vollendet wird die reizende, malerische Gesamtwirkung aber erst durch die geschickte Ausführung und Verwendung der 78 Figuren von Heiligen, welche die Brüstungen der doppelten Galerie des Kupferdaches und verschiedene Nischen schmücken, und welche, ausgezeichnet durch die edle Haltung in

den verschiedensten Stellungen, von den Sachverständigen als perspektivische Kunstwerke und optische Kunststücke bewundert werden. Für jede dieser größeren Figuren wurden dem Bildhauer Mattielli 900, für jede der kleineren aber 500 Thaler



Die Katholische Hofkirche.

bezahlt, während der Zeichner derselben, Torelli, 8 Dukaten für jeden Entwurf erhielt. Mit der Planung des ganzen Baues und seiner Ausführung wurde vom prachtliebenden König August III. der Architekt Gaetano Chiaveri, ein Italiener, betraut, der verpflichtet war, sich „nach seinem besten Wissen und Verstande der Direktion des Baues zu unterziehen und zwar nach dem vom König genehmigten

Modelle". Auf dem gewaltigen Platze zwischen Schloß und Elbe entstanden nun zunächst die verschiedenartigsten Gebäude für die Zwecke des Baues, eine Steinmetz- und Kalkhütte, eine Tischler-, Schlosser- und Schmiedewerkstatt, sowie Ställe, eine Bauschreiberei und ein Steinplatz — Anlagen, welche man als „Italienisches Dörfchen" bezeichnete. Dieser Name hat sich bis auf die neueste Zeit für das an diesem Platze und an der Elbe gelegene bekannte und volkstümliche Restaurant „Helbigs" erhalten.

Am 28. Juli 1739 erfolgte ohne besondere Festlichkeit die Grundsteinlegung, am 29. Juni 1754 die Einweihung der Kirche, deren Baukosten und innere Ausstattung die ungeheure Summe von 1040954 Thaler 21 Gr. 3 Pf. betragen haben. Die berühmte Orgel Gottfried Silbermanns, der im Inneren seines Rieseninstruments infolge eines Schlaganfalles während des Probierens der Orgelpfeifen am 4. August 1753 gestorben sein soll, kostete 20000 Thaler. Das silberne Kruzifix und die sechs großen Leuchter des aus Maxener Marmor gearbeiteten und durch ein 10 Meter hohes und 5 Meter breites Gemälde von Mengs gezierten Hochaltars ließ der König in Augsburg von Ignaz Bauer 1752 fertigen. Diese Gegenstände, 2 Meter hoch, erforderten die Summe von 84000 Thaler; das silberne Postament des Kruzifixes wiegt allein 294 Pfund.

In unmittelbarer Nähe der katholischen Hofkirche liegt das Residenzschloß mit seinen romantischen, altertümlichen Turmhöfen. Herzog Georg der Bärtige wandte, nachdem er zunächst für die Sicherheit der Stadt, für Befestigungen, starke Außenwerke u. s. w. gesorgt hatte, seine besondere Aufmerksamkeit und seine Baulust diesem Schlosse seiner Ahnen zu, das sich dann unter seinen einsichtigen, mächtigen und reichen Nachfolgern immer mehr erweiterte und nach und nach die Gestalt annahm, die es im allgemeinen heute noch hat. In seinem Äußeren vereinigt es, da es zu verschiedenen Zeiten erbaut worden ist, die Baustile mehrerer Jahrhunderte. Neuerdings erhält es durch einen Umbau, der bereits zur Hälfte vollendet ist, ein einheitlicheres und im Gegensatze zu dem bisherigen nüchternen Äußeren wahrhaft prächtiges Gewand. Der eine Schloßhof, der hell und weit und schmuckvoll ausgestattet ist, bildete oft den Schauplatz ritterlicher Spiele.

Reichen Glanz entfaltet das Schloß in seinem Inneren. Als hervorragend sind zu nennen der Bankettsaal mit Deckengemälden, welche die Gerechtigkeit, Weisheit, Tapferkeit und Mäßigkeit, sowie des Lebens Lust und Leid von der Wiege bis zum Grabe darstellen, der Ballsaal mit den Sinnbildern der schönen Künste: der Poesie, des Tanzes, der Musik und des Schauspiels, der Konzertsaal mit reicher Vergoldung und der Eckparadesaal mit dem Königsthrone, um den herum in den Wandfeldern, mit Fresken von Bendemann verziert, die Gestalten der vorzüglichsten Gesetzgeber und Regenten dargestellt sind. Dem Throne gegenüber zeigen vier große Gemälde aus dem Leben Heinrichs I. die vier Stände, den Bauern-, Bürger-, Ritter- und den geistlichen Stand, mit dem Wahlspruche: „Stark durch Eintracht."

Die Wohnzimmer des Königs liegen im ersten Stock über dem Georgenthor, die der Königin im zweiten.

Im Erdgeschosse des westlichen Schloßflügels ist die königliche Schatzkammer untergebracht, das Grüne Gewölbe, das in acht Sälen weltberühmte Kostbar-

keiten von kunstgewerblichem und kulturhistorischem Interesse enthält: wertvolle Ringe und Armspangen, leuchtende Diamanten und Rubinen, den größten Onyx der Welt mit weißem Rande, Halsbänder aus Edelsteinen und Perlen, goldene Gefäße und seltene Uhren, feine Kunstarbeiten früherer Jahrhunderte und mancherlei Kuriositäten. Waffen der verschiedensten Zeitalter aus Italien und der Türkei Figuren aus Bronze und Elfenbein, der Kristallbecher Luthers und der Brillant-schmuck der Königin: Tausende von Prachtstücken leuchten hier dem Auge des Beschauers entgegen. Fürwahr, das Grüne Gewölbe steht in Europa einzig in seiner Art da; es hat einen wirklichen Wert von über 40 Millionen, während sein Kunstwert sich gar nicht abschätzen läßt. Der Name „Grünes Gewölbe“, der



Teilansicht vom Zwinger.

bereits im 17. Jahrhundert vorkommt, wird bald von den Gartenanlagen hergeleitet, welche sich einst vor den Fenstern der Sammlung befanden, bald, was noch glaubhafter ist, von der früheren grünen Färbung der Wände.

Einen andern höchst wertvollen Schatz besitzt Dresden in der Gemäldegalerie, untergebracht in dem 1854 vollendeten Museum, durch dessen Bau Semper in genialem Wurfe den Renaissancestil der Neuzeit begründete. Zugleich schuf Sempers Meisterhand damit einen echt künstlerischen Abschluß des Zwingers, des phantastischsten, im Barockstil gehaltenen Bauwerkes Augusts des Starken. Bekanntlich war der Zwinger, der 1711 vollendet ward, nur als Vorhof eines freilich nicht zur Ausführung gekommenen Prachtschlosses gedacht, welches seine gewaltige Front mit den Terrassen gegen die Elbe kehren sollte. Der Zwinger bildet ein 250 Meter langes und 100 Meter breites Viereck, dessen weiten Raum eine lange Galerie mit 6 Pavillons und 3 Portalen umschließt, und in dessen Mitte seit 1843 das Denkmal Friedrich Augusts des Gerechten, ein Werk Rietschels, aufgestellt ist.

Verschiedene Sammlungen, wie der mathematisch-physikalische Salon, das Naturalienkabinett, das geologische Museum u. a. sind in den Zwingerbauten untergebracht. In der Gemäldegalerie, in der sich die herrlichsten Ölgemälde fremder und deutscher Meister, namentlich älterer Schulen, befinden, bewundern wir vor allem Rafaels Sixtinische Madonna, die für 20000 Dukaten angekauft worden ist. Die Mutter Gottes schwebt mit dem Kinde auf dem Arme aus den Wolken, die sich zu lauter Engelsköpfen gestalten, hernieder, um den



Das Hoftheater.

heiligen Sixtus und die Barbara zu segnen. Als Seitenstück zur Madonna von Rafael besitzt die Galerie die ebenfalls viel bewunderte Madonna von Holbein. Von den übrigen älteren Meisterwerken seiennur noch hervorgehoben die „Heilige Nacht“ von Correggio und Tizians „Zinsgroschen“. In den letzten Jahrzehnten sind auch neuere Werke angekauft worden, besonders solche von Dresdner Künstlern, und es hat die Galerie auf diese Weise eine sehr schätzenswerte Bereicherung erfahren.

Ein anderer Sitz der Kunst ist das neue, von Semper erbaute Hoftheater, eins der schönsten Theater der Welt, eröffnet am 2. Februar 1878, in dem nicht nur die besten Werke unserer deutschen Dichter von berühmten Künstlern darge-

stellt werden, sondern das auch eine hervorragende Pflegstätte klassischer Musik und des neuen deutschen Opernstiles ist.

Und nun wenden wir uns der Brühlschen Terrasse zu. Sie ist eine der größten Zierden und einer der herrlichsten Erholungsorte Dresdens. Schwerlich wird man in der Mitte einer anderen Stadt einen gleich bequemen, schattigen hoch über dem Ufer eines Stromes sich hinziehenden, die buntesten Bilder darbietenden Spazierweg wiederfinden. Auf den 41 Stufen einer schönen, 13 Meter breiten Freitreppe steigt man zu dem Brühlschen Garten empor. Die Künstlerhand Schillings hat diese Treppe geschmückt mit vier trefflich ausgeführten Sandsteingruppen, jede in drei sinnigen, über lebensgroßen Figuren eine Tageszeit darstellend.



Die Brühlsche Terrasse.

Teils auf der Terrasse selbst, teils als Rahmung derselben, sind in jüngster Zeit als neuer Schmuck erstanden das Albertinum, die Kunstakademie und das Kunstausstellungsgebäude, entworfen und erbaut vom Baurat Lipsius. In ersterem haben die Werke der Skulptur alter und neuer Zeit in einzig schöner Weise Aufstellung gefunden. Zwischen und neben den Neubauten erblickt man in schlichter, aber dennoch vorzüglicher Ausführung die Denkmäler der Meister Rietschel und Semper. Wundervoll nimmt sich das auf einem Vorsprunge der Terrasse erbaute weltbekannte Belvedere aus, der Sammelpunkt für „alle Welt aus aller Welt“, besonders wenn es bei Nacht im Glanze einer feenhaften Beleuchtung weit in das Elbthal hinausstrahlt.

Unter den evangelischen Kirchen ist am hervorragendsten die Frauenkirche, ein Bauwerk, das auch eine sehr merkwürdige Baugeschichte hat. Ihr Schöpfer war Georg Bähr, ein schlichtes sächsisches Dorfkind, im Jahre 1666 zu Fürsten-



Die Frauenkirche.

walde, einem Kirchdorfe an der sächsisch-böhmischen Grenze bei Lauenstein im Erzgebirge, geboren. Die Grenzen seines Vaterlandes hatte Bähr nie überschritten, so daß er durchaus keine Anregung durch den Anblick bedeutender Bauten empfangen hatte. Nach Dresden gekommen, schöpfte er als des „Rathes Zimmermeister“ den genialen Baugedanken der Frauenkirche, der ihn neben Michel Angelo und Christopher Wren stellt, ganz aus sich selbst heraus. Mit zäher Energie führte der bescheidene Meister trotz aller Angriffe neidischer Kunstgenossen seinen Plan aus. Im Jahre 1736 schloß er als ein Greis von 70 Jahren die gewaltige Kuppel, an deren Haltbarkeit man zweifelte, so daß der Rat wiederholt Gutachten und spezielle Risse für die Laterne forderte. Als der hochbetagte Meister durch einen Sturz vom Baugerüste sein Leben einbüßte (26. März 1738), bildete sich die Sage, er habe freiwillig den Tod gesucht, um die Kämpfe seines Lebens damit zu enden. Sein heftigster Gegner war Chiaveri, der Erbauer der katholischen Hofkirche. Wenn dessen Werk in den sinnlich anmutigen Formen den römischen Kultus vortrefflich zur Geltung bringt, so wirkt die Frauenkirche als protestantisches Gotteshaus durch die Einfalt des Gedankens und der angewandten Mittel. Ihr Ruhm ist ihre Wahrhaftigkeit, und bezeichnend sagte schon der geistliche Redner 1760 in der ersten Predigt nach dem schrecklichen, 500 Häuser zerstörenden Bombardement der Stadt und der Kirche von ihr: „Sie ist von Grund auf bis oben hinaus gleichsam nur ein einziger Stein.“ Ebenbürtig reiht sich die Kuppel der Frauenkirche ihrer großen Schwester in Rom, nach deren Muster sie gebaut ist, sowie denen in Petersburg und London an.

Wenden wir uns zur Fortsetzung unseres Rundganges wieder zurück nach dem Schloßplatze! Wir durchschreiten das Georgenthor und kommen durch die überaus belebte Schloßstraße, deren glänzende Kaufläden eine geschäftige und schaulustige Menge heranlocken, und deren Menschengewühl uns ohne weiteres die Großstadt anzeigt, auf den Altmarkt. In der Mitte desselben erhebt sich als Siegesdenkmal die „Germania“, Robert Henzes vielbewundertes Kunstwerk. Auf hohem Sockel von rotem schwedischen Granit thront die Germania, aus einem Blocke carrarischen Marmors herausgemeißelt. Siegesstolz stützt sie die Linke auf den Reichsschild mit dem deutschen Adler; ihre Rechte aber hält die mit Lorbeer geschmückte Reichsfahne. Auf einem aus Wiesaer Grünstein bestehenden Unterbaue mit Stufen von Bischofswerdaer Granit errichtet, versinnbildlichen vier weibliche Figuren die deutsche Heeresmacht, die Kriegswissenschaft, den Frieden und die barmherzige Liebe. Zwischen diesen allegorischen Figuren aber lesen wir am Postamente die Namen der in dem großen Kriege von 1870—71 ruhmvoll gefallenen Söhne der Stadt.

Unweit der Südostecke des Altmarktes liegt die 1792 vollendete neue **Kreuzkirche**, deren gewaltiger Turm dem Dresdener zum Wahrzeichen der Stadt geworden ist. Die im Jahre 1760 beim Bombardement der Stadt eingeschossene alte Kreuzkirche war insofern denkwürdig, als in derselben 1539 der erste lutherische Gottesdienst in Dresden abgehalten wurde.

Wollten wir bei unserm Rundgange die verschiedensten Baustile studieren, wir fänden dazu die günstigste Gelegenheit. Bisher haben wir namentlich Bau-

werke in Barock und Renaissance kennen gelernt; auf unserm weiteren Gange tritt uns nun auch die Gotik entgegen.

Die am Georgplatze gelegene Kreuzschule ist ein echt gotischer Bau; ein Meisterwerk der Frühgotik aber ist die zur Pirnaischen Vorstadt gehörige Johanneskirche, eins der neueren kirchlichen Bauwerke, das im letzten Jahrzehnte mannigfache Nachahmungen gefunden hat, aber noch niemals in seiner Schönheit erreicht worden ist. Ein Seitenstück dazu aus früherer Zeit ist die evangelische Hof- oder Sophienkirche, ursprünglich ein altes Kirchengebäude, das man durch Umbau nur mit einem gotischen Äußeren versehen hat.

Unter den verschiedenen Kirchen der Fremdenkolonien verdient unsere besondere Beachtung die russische Kirche, ganz im russisch-byzantinischen Stile hergestellt. Sie ist ein verhältnismäßig niedriger Bau, der zwischen den Prachtvillen des Fremdenviertels der Südvor-



Die Johanneskirche.



Die russische Kirche.

stadt fast verschwindet, aber dennoch mit seinen vielen Kuppeln auf die umliegenden Gebäude stolz wie eine Königin ausblickt.

Neben den Bauten und Kunstschätzen wird das Auge weiter erfreut durch geschmackvoll hergestellte und wohlgepflegte gärtnerische Anlagen.

Aus Dresdens bester Zeit stammen die großartigen Anlagen des **Großen Gartens**, eines Parkes außerhalb der Stadt von 140 Hektar Fläche mit einem Palais im italienischen Villen-Renaissancestil. Der Große Garten diente früher gleich dem Jagdschlosse zu Moritzburg dem Hofe zur Abhaltung glänzender



Das Palais im Großen Garten.

Sommerfeste; jetzt zieht, wie der Berliner in den Tiergarten, der Wiener in den Prater, der Pariser in das Boulogner Gehölz, der Dresdner Spaziergänger hinaus in den Großen Garten und erfreut sich an den alten, mächtigen Eichen und Linden desselben, an dem Konzert der muntern heimischen Singvögel, an den klaren, fischreichen Teichen und Seen und an den wohlgepflegten Baum- und Pflanzengruppen auf den Zierplätzen. Die zahlreichen Fußwege und Fahrstraßen, die in den verschiedensten Richtungen den Garten durchschneiden, sind jederzeit, namentlich aber an schönen Sonntagsnachmittagen, bevölkert mit Scharen der Erholung bedürftiger Menschen aus allen Ständen.

Sollte eine Stadt, die so ausgezeichnet ist durch Natur und Kunst, sowie auch durch ihre Bildungsstätten für die Jugend, und deren Bewohner außerdem in dem Rufe stehen, daß sie gegen Fremde ganz besonders freundlich und zuvor-

kommend sind, nicht eine mächtige Anziehungskraft ausüben auf die reiselustige, Belehrung oder Vergnügung suchende Menschheit?

In der That, es ist so: Dresden ist die bevorzugteste Stadt der Fremden im deutschen Reiche. Namentlich die Ausländer sind stark vertreten. Engländer, Amerikaner und Russen bilden hier förmliche Kolonien, geben ganzen Stadtteilen den Namen und haben meist ihre eigenen Kirchen. Aber auch die Bewohner des Sachsenlandes kehren gern in Dresdens Mauern ein.

Sie alle erfahren die Wahrheit des Dichterwortes:

„Vertraulich schmiegt in breiter Thaleswiege
Die Stadt dem stolzen Strom sich an die Brust,
Umkränzt vom Duft der blauen Höhenzüge,
Still atmend, ihrer Schönheit unbewußt,
Und hehre Bauten, Riesensteingefüge,
Sie heben sich verklärend aus dem Duft
Zum lichten Reich der Schönheitsideale,
Der Künste ewig heitrem Freudensaale."

Hermann Enkel.

Dresden vor 400 Jahren.

Dresden bestand gegen Ende des 15. Jahrhunderts aus zwei Städten, Altendresden, dem jetzigen Neustadt-Dresden, welches am frühesten von beiden gegründet worden war, und Neudresden, der jetzigen Altstadt. Beide Städte hatten einen eigenen Stadtrat und eine eigene Stadtverwaltung, einen eigenen Markt u. s. w. und wurden erst 50 Jahre später zu einer einzigen Stadt vereinigt.

Von Altendresden, der jetzigen Neustadt, wissen wir aus jener Zeit nur wenig. Es war ein offener Ort an der Elbe, nicht mit Mauern umgeben, weshalb es auch im 15. Jahrhundert viel durch Feinde, besonders die Hussiten, zu leiden gehabt hat, die es angezündet und ausgeplündert haben.

Altendresden war sehr unregelmäßig gebaut; eigentliche Straßen gab es nicht; Scheunen, Gärten und Häuser standen in bunter Mischung untereinander. Erst zwei Jahrhunderte später wurde es von August dem Starken völlig umgestaltet.

Bis nahe an die Stadt ging die Dresdner Heide. Diese muß damals eine schreckliche Wildnis gewesen sein; denn es wird uns erzählt, daß im Jahre 1407 in ihr zwei Schüler von Wölfen gefressen wurden, und daß noch im 16. Jahrhundert in derselben zahlreiche Raubtiere hausten. In der Heide wurde viel Bienenzucht getrieben, so besonders von den Bewohnern von Klotzsche. Erst Kurfürst Moritz, welcher Altendresden mit Mauern umgeben wollte, ließ einen Teil der Heide niederschlagen.

Weit mehr als von Altendresden läßt sich von Neudresden, der jetzigen Altstadt, sagen. Neudresden war zwar von Altendresden aus gegründet worden, hatte aber das letztere sehr bald überflügelt und war die bei weitem wichtigere der beiden Städte. Besonders seitdem es im 15. Jahrhundert die Herzöge von

Sachsen zur dauernden Residenz gemacht hatten, war es in stetem Aufblühen begriffen.

Neudresden — wir wollen es kurz Dresden nennen — glich in seiner Gestalt noch sehr einem kleinen Landstädtchen. Es hatte etwa 4—5000 Einwohner, welche im Jahre 1490 in 472 städtischen und 249 Vorstadthäusern wohnten.

Neudresden war besser als Altendresden vor Feinden geschützt; denn es war nicht wie dieses ein offener Ort, sondern wie die meisten Städte in damaliger Zeit mit einer festen Mauer umgeben. Rings um die innere Stadt lief eine Steinmauer, mehrere Meter hoch und so breit, daß man bequem auf ihr gehen konnte. Zur Deckung der Verteidiger auf den Mauern dienten in die Mauerkrone eingeschnittene Ziegel oder Zinnen, von welchen man einen weiten Fernblick in die Umgegend hatte. Als wichtigste Verstärkung der Mauer ragten stattliche Mauertürme empor, welche einer größern Zahl von Verteidigern Raum boten. Außerhalb der Mauer befand sich ein breiter und tiefer Graben, welcher von der Elbe reichlich mit Wasser gespeist wurde und gleichfalls ein Hindernis für die Feinde bildete. Die Stadtmauer war an gewissen Stellen des Verkehrs halber unterbrochen. Wollte man aus der innern Stadt nach den Vorstädten hinausgehen, so mußte man seinen Weg durch ein Mauerthor nehmen. Ein solches Thor zeichnete sich durch große Festigkeit aus; die Thorflügel waren aus starken Eichenbohlen gezimmert und mit dauerhaften Eisenbeschlägen, Schlössern und Ketten versehen. Es wurde von gewaltigen Thortürmen überragt. Vom Thore aus führte über den Graben eine mächtige Fallbrücke, welche, wenn Feinde nahten, vom Thorwächter emporgezogen wurde. Solcher Thore besaß Dresden vor 400 Jahren sechs. (Einzelne Thore haben sich, wenn auch in etwas veränderter Form, noch bis in die neuere Zeit erhalten, wie die nachstehende Abbildung zeigt.) Das eine Thor mit einem festen Turme befand sich am Ende der Wilsdruffer Straße, wo der jetzige Postplatz seinen Anfang nimmt, und hieß das Wilsdruffer Thor. Den Eingang der Elbbrücke schützte das Elbthor mit großem viereckigen Turme. Von diesem aus führte der Wall zu dem Frauenthore, welches sich auf dem jetzigen Neumarkte befand, sodann zu der Kreuzpforte am Ende der Kreuzstraße und von da quer bis zum Seethore an dem Ende der Seestraße und wieder zurück zum Wilsdruffer Thore. Die Namen „Wallstraße" und „An der Mauer" erinnern noch heutigestags an die Zeit, in welcher Dresden mit Festungsmauern umgeben war.

Zur Verteidigung der Stadt waren die Bürger derselben verpflichtet, welche darum auch den Wachtdienst an den Thoren und auf den Mauern zu besorgen hatten. Der Waffendienst gehörte zu den wichtigsten Bürgerpflichten. So mußte der Bürger neben dem Werkzeug, das ihn nährte, zugleich die Waffe führen. Neben großen, schweren Feuergewehren gebrauchte man auch noch vielfach die Armbrust. Wollte der Bürger nun diese Waffen geschickt handhaben, so mußte er sich fleißig üben. Zu diesem Zwecke entstanden die Schützengesellschaften oder Schützengilden und zwar die Armbrust- und Büchsenschützen. Die letztern schossen nach der Scheibe; ihre Schießübungen hielten sie in der Nähe des Ostrageheges auf der sogenannten Viehweide ab, einem freien Platze, auf welchem die Fleischer

zugleich ihr Schlachtvieh weideten. Auf diesem Schützenplatze stand auch ihr Schießhaus. Ihre Schießfeste waren schon damals heitere Volksfeste, welche durch allerhand Belustigungen die gesamten Bewohner der Stadt zu fesseln wußten.

Alles, was innerhalb der Stadtmauer lag, war die eigentliche innere Stadt. Außerhalb des Walles und Grabens lagen die Vorstädte und Vordörfer Dresdens. Vieles, was jetzt zur eigentlichen Stadt gehört, war damals Vorstadt. Die wichtigste der Vorstädte lag vor dem Frauenthore; zu ihr gehörte auch die Frauenkirche, welche von einem Friedhofe umgeben war.



Das Pirnaische Thor vor der Demolierung 1813.

Wenn man auf der entgegengesetzten Seite der Stadt durch das Wilsdruffer Thor nach Südwesten ging, so kam man nach einiger Zeit an zwei Dörfer, die ein weites Stück draußen vor den Mauern lagen; es waren Poppitz und Fischersdorf, welche den Raum der jetzigen Wilsdruffer Vorstadt bedeckten. An das eine derselben erinnert noch jetzt der Poppitzplatz. Erst gegen Mitte des 16. Jahrhunderts wurden die beiden Dörfer mit Dresden vereinigt, und nun entwickelten sie sich zu einer wirklichen Vorstadt.

Wo jetzt die Friedrichstadt liegt, die auch längere Zeit den Namen Neustadt Ostra führte, da lag das Dorf Ostra. Hier wohnten in zerstreuten Gärten viele Bauern und Häusler, auch befand sich hier ein großes Rittergut. Später hat Vater August das gesamte Ackerland aufgekauft und zu dem Kammergut Ostra vereinigt.

In den Vorstädten und Vordörfern, besonders im Südwesten der Stadt, war ein reicher Pflanzenwuchs in schönen, wohlangebauten Obst- und Lustgärten zu finden, so daß die Stadt fast wie mit einem Gebüsch eingeschlossen erschien, aus welchem der Gesang der Nachtigallen und anderer lieblicher Singvögel erschallte.

Die weitere Umgebung Dresdens bildeten Feld und Wald; im Süden und Südwesten aber lagen mehrere Seen, weit größer und tiefer als der jetzige Carolasee im Großen Garten. Der wichtigste von diesen Seen war der Obersee vor dem Wilsdruffer Thore. Die Straße „Am See" und die „Oberseergasse" wurden später dort erbaut, wo der See rauschte, und haben von ihm ihre Namen. Dieser Obersee, welcher bis zum vorigen Jahrhundert vorhanden war, wurde durch Felder von einem zweiten See, dem Untersee, getrennt. Letzterer dehnte sich hinter dem Seethore aus und erfüllte das ganze niedrige Land im Süden der Stadt, welches jetzt ein großer Teil der Seevorstadt bedeckt. Vom Georgplatze an dehnte sich von Norden nach Süden vor der jetzigen Kreuzschule zur Bürgerwiese hin ein dritter See, der Jüden- oder Judenteich, aus, welcher erst 1848 zugeschüttet wurde. Alle die genannten Seen waren sehr fischreich.

Wollte man von Altstadt nach Neustadt gehen, so konnte man nur über eine einzige steinerne Brücke dahin gelangen, welche an der Stelle der jetzigen Augustusbrücke lag. Diese Brücke reichte bis dicht an das Georgenthor und an das Schloß heran, welches mit ihr durch eine Zugbrücke in Verbindung stand. Sie hatte 24 Pfeiler und 23 Bogen und war aus schönen Quadersteinen aufgeführt, die durch eiserne Klammern miteinander verbunden waren. Statt des jetzigen eisernen Geländers trug sie nur steinerne Zinnen. An einem ihrer Pfeiler war ein merkwürdiges Bild zu sehen, das sogenannte Brückenmännchen; es hatte die Gestalt eines kleinen, gebückt sitzenden Männchens mit untergestemmten Armen, zusammengeschlossenen Füßen und tief in die Augen gezogenem Mützchen und soll der Sage nach den Baumeister der Brücke dargestellt haben. Als im Jahre 1813 die Franzosen zwei Pfeiler der Brücke sprengten, verschwand das Brückenmännchen, wurde aber durch ein anderes ersetzt. Auf einem starken Pfeiler der Brücke, nicht weit vom Brückenthore, stand eine Kapelle zum heiligen Leichnam, in welcher von einem Kaplan Gottesdienst gehalten wurde.

Kaufleute, Bauern u. s. w., welche mit beladenen Wagen über die Brücke fuhren, mußten einen Zoll, den Brückenzoll entrichten, welcher zur Ausbesserung der Brücke diente. Der Ausbau, sowie die Besserung der Brücke lag dem Brückenamte ob, dessen Vorstand, der Brückenmeister, vom Stadtrat gewählt wurde.

Auf der Elbe selbst wurde schon damals viel Handel getrieben.

Aus Böhmen führte man besonders Sandstein, Getreide, Wein und Obst nach Norden, während elbaufwärts Salz, Honig und Wachs befördert wurde. Auch die Holzflößerei wurde eifrig betrieben.

Nachdem wir die nähere Umgebung der Stadt vor 400 Jahren kennen gelernt haben, gehen wir in die Stadt selbst hinein.

Unweit der Brücke stand das herzogliche Schloß, das von den Brüdern Ernst und Albrecht im 15. Jahrhundert gänzlich umgebaut ward. Es war schmucklos,

nach Art einer Festung mit einem Turme versehen und ringsum mit einem Graben umgeben. Was von dem jetzigen Schloßgebäude aus der Zeit Ernsts und Albrechts stammt, ist schwer zu ermitteln; denn die Nachfolger, Georg der Bärtige und Kurfürst Moritz, haben das Schloß sehr verändert, größtenteils ganz neu gebaut.

Von den Straßen der eigentlichen Stadt erfahren wir Genaueres aus einem Briefe, welchen Herzog Georg an seinen in den Niederlanden weilenden Vater, Herzog Albrecht, sandte. Im Jahre 1491, am 15. Juni früh 4 Uhr, brach nämlich bei einem Bäcker in der großen Webergasse, jetzt Scheffelstraße, ein Feuer aus, welches, von einem heftigen Winde gefördert, sich schnell bis an das See- und das Frauenthor verbreitete und mehr als die halbe Stadt in Asche legte. Auch die Kreuzkirche wurde ein Raub der Flammen. Der als Statthalter regierende Georg gab seinem Vater sofort eingehend Bericht über das große Unglück, und dieser kam bald darauf selbst nach Dresden, um den schwerbetroffenen Einwohnern durch sein persönliches Erscheinen Trost und Hilfe zu spenden. Aus jenem Bericht erfahren wir, daß die innere Stadt damals nur 20 Gassen zählte, welche zum Teil dieselben Namen führten wie jetzt, z. B. Wilsdruffer Gasse, Seegasse, Kreuzgasse u. s. w.

An der Stelle des jetzigen Altmarktes befand sich auch früher der Marktplatz. Nicht inmitten von Häuserreihen, sondern ganz frei auf dem Marktplatze stand das Rathaus (mit der Hauptseite gegen die Schössergasse hin). Es war Abbildungen nach ein ziemlich stattliches Gebäude mit Giebeln, Erkern und vielen Räumen. In ihm versammelten sich die Ratsherren der Stadt zu ihren Sitzungen, zu welchen sie durch die Ratsglocke herbeigerufen wurden. Vor Beginn derselben begaben sie sich aber in die Rathauskapelle, welche im Rathause oder, wie ein anderer Geschichtschreiber Dresdens erzählt, demselben gegenüber war; hier beteten sie und wohnten der Messe bei. Nach dieser Andacht betraten sie den Rathaussaal, um der Beratung zu pflegen.

Die wichtigsten Gebäude außer dem Rathause waren die Kirchen. Die zwei schönsten waren die Kreuz- und die Frauenkirche. Die erstere hatte ihren Namen von einigen Heiligtümern, welche in ihr verehrt wurden: einem Stück vom Kreuze Christi und einem hölzernen Kruzifix, welches der Sage nach auf der Elbe von Böhmen her nach Dresden geschwommen war. Durch den großen Brand im Jahre 1491 fand sie samt Turm und Glocken ihren Untergang, ward aber von 1492—1499 wieder neu aufgerichtet.

Die zweite Hauptkirche, die Frauenkirche, lag außerhalb der Mauern vor dem Frauenthore in der Frauenvorstadt und war von einem weiten Friedhofe umgeben; sie besaß sechs Altäre und ein Marienbild von Wachs, zu welchem zahlreiche Wallfahrten unternommen wurden.

Außer den genannten Kirchen gab es noch zwei, welche mit Klöstern verbunden waren. Vor 400 Jahren war die Zahl der Klöster, in welchen Mönche von der Welt zurückgezogen lebten, auch in unserm Sachsenlande eine sehr große. In den gesamten Wettiner Landen gab es gegen 100 derselben. Auch in Dresden bestanden bis zur Einführung der Reformation 1539 zwei Klöster, in der jetzigen

Neustadt ein Augustiner-, in Altstadt ein Franziskanerkloster. Augustiner sowohl wie auch Franziskaner waren Bettelmönche. Nach der Bestimmung ihrer Ordensstifter waren sie ohne Besitz und lebten in Armut und Entbehrung; nur auf die Mildthätigkeit des Volkes angewiesen, mußten sie ihren Lebensunterhalt erbetteln. Besonders die Franziskanermönche scheinen sehr arm gewesen zu sein, so arm, daß ihnen der Herzog von Sachsen 1401 die Erlaubnis erteilt hatte, in der Dresdner Heide so viel dürres Holz zu sammeln, als sie für die Zwecke ihres Klosters bedürften. Da sie mit einer einfachen grauwollenen Kutte bekleidet waren und meist barfuß gingen, so wurden sie auch Barfüßler oder graue Brüder genannt. Die große und kleine Brüdergasse, an deren Ausgang ihr Kloster lag, haben von ihnen ihre Namen erhalten. Unmittelbar neben dem Franziskanerkloster stand eine Kapelle mit drei Pfeilern, welche aber nicht zum allgemeinen Gottesdienste, sondern nur zu dem des Klosters benutzt wurde. An ihrer Stelle wurde später die Sophienkirche erbaut.

Die Augustinermönche, deren Kloster in Neustadt unweit der Augustusbrücke und der jetzigen Klostergasse lag, und deren Gottesdiensten die alte Dreikönigskirche diente, waren als die Urheber der Altdresdner Wasserleitung für Dresden von Bedeutung. Auf ihr besonderes Gesuch hatten sie nämlich von Albrecht die Erlaubnis erhalten, das in der Heide fließende Zschorwasser zu fassen und nach ihrem Kloster zu leiten. Sie machten von dieser Erlaubnis Gebrauch und legten die erste Dresdner Wasserleitung an.

Wenn wir nun noch kurz einen Blick auf die Straßen der Stadt werfen, so finden wir, daß dieselben nicht, wie jetzt, aus geradlaufenden Häuserreihen bestanden, sondern ebenso wie in den meisten andern mitteldeutschen Städten eng und winklig waren. Zwischen den Straßen und Häusern gab es noch im 16. Jahrhundert leere Plätze, Gärten und Scheunen. Durch Baumgruppen und Rasenplätze erhielt die Stadt ein dorfartiges Aussehen.

Die **Häuser** waren von den unsern grundverschieden; sie waren fast durchgängig aus Holz, Fachwerk und Lehm gebaut und mit Stroh oder Schindeln gedeckt, so daß ein solches Gebäude oft nur drei bis sechs Gulden wert war. So einfach und schmucklos wie das Äußere war auch das Innere der Häuser.

Der Handwerker wohnte mit seiner Familie in niedern, engen Wohnräumen, in denen auch die Werkstatt mit aufgeschlagen war. Die Wohnstube war meist der gemeinschaftliche Aufenthalt für Menschen und Tiere, wie noch jetzt in manchen Gegenden Polens. Der Fußboden mußte deshalb mit Gras, Heu und Stroh bestreut werden. Eine Schütte Stroh oder eine Bank zunächst dem Feuerherde vertrat die Stelle des Sofas. Rauchfänge fehlten meist. Die Fenster waren nur runde Wandlöcher, durch Scheiben von Horn oder Marienglas geschlossen; Glas fing damals erst in den Häusern der reichsten Kaufherren an in Gebrauch zu kommen.

Auch die **Straßen** ließen vor 400 Jahren sehr viel zu wünschen übrig. Dieselben waren sehr unsauber; denn sie waren bis zum Jahre 1556 gar nicht gepflastert. Nur die Hauptwege wurden durch Sand und kleine Steine ausgebessert. Wer bei schlechtem Wetter ausging, fuhr in schwere Holzschuhe.

Vermehrt wurde die Unsauberkeit dadurch, daß die Schleusen fehlten. Das unreine Wasser rieselte mitten auf dem Wege dahin und sammelte sich in stinkenden Pfützen. Die Kaitzbach floß offen durch die Stadt; in sie sowohl, wie auch über die Zugbrücke in die Elbe schüttete man Schutt, Kehricht und andere Unsauberkeiten, was erst 1560 durch Kurfürst August ernstlich verboten wurde. Auf den Straßen fand man häufig Brunnen, welche wie auf dem Lande mit Schwengel und Rad gezogen wurden.

Viele Bürger beschäftigten sich mit Landwirtschaft und Viehzucht, besonders mit Zucht von Schweinen und Federvieh; sie besaßen vor der Stadt Äcker und Gärten, manche auch Weinberge in der Lößnitz. Wer am Morgen zum Wilsdruffer Thore hereinkam, konnte dem Stadtvieh begegnen, welches auf die Viehweide getrieben wurde. Vielfach liefen auch Schweine, Hühner und Gänse auf den Straßen umher. Infolge der Viehzucht gab es auch in der Stadt viele Viehställe, welche zur Verschönerung derselben ebensowenig beitrugen wie der Umstand, daß man das Feuerholz zum Abtrocknen vor den Häusern aufsetzte.

Die Unsauberkeit in den Straßen hemmte nicht nur den Verkehr, sondern trug auch wesentlich zur Entstehung und Verbreitung furchtbarer Seuchen bei. Die entsetzlichste derselben war die Pest oder der schwarze Tod, welche Krankheit oftmals die Stadt heimgesucht und, wie z. B. 1484—1485, Hunderte von Menschen hinweggerafft hat.

Außer Landwirtschaft und Viehzucht trieben viele, ja sogar die meisten Bürger ein Handwerk. Diejenigen, welche einem und demselben Handwerke angehörten, bildeten eine geschlossene Gesellschaft oder Vereinigung, die Zunft oder Innung hieß. Mit der Aufnahme in die Zunft waren viele Rechte verbunden. Die Aufnahme war sehr feierlich. Nur streng ehrenhafte Männer deutscher Zunge durften Mitglieder der Innung sein; schlechter Lebenswandel schloß von der Mitgliedschaft aus. Die Glieder einer und derselben Zunft wohnten meist in bestimmten Gassen beisammen; daran erinnert noch die Bezeichnung gewisser Straßen, wie Weber-, Fischer-, Schuhmachergasse u. s. w. Sie hatten auf dem Markte ihre Hallen und Stände nebeneinander, in denen sie ihre Waren ausboten. Vielfach hielten sie auch in ihrem eigenen Hause feil. Die Zünfte sorgten für gute Ware und bekämpften Betrug und schlechte Arbeit. Alle Tuche z. B. wurden, ehe sie zum Verkaufe ausgelegt werden durften, von verpflichteten Ältesten der Tuchmacherinnung untersucht, geprüft und gestempelt; ähnlich war es mit den Erzeugnissen der Leinweber. Die Zunftgenossen zeigten bei jeder Gelegenheit großen Gemeingeist. In der Not erhielt jeder Angehörige der Zunft eine Unterstützung aus der gemeinsamen Kasse. Von Innungsgenossen wurde er auch zur Gruft getragen.

An der städtischen Verwaltung hatten vor 400 Jahren die Handwerker nur wenig teil. Das Regiment in der Stadt führte der Rat, welcher aus den Grundbesitzern und Kaufleuten, den Patriziern, gewählt wurde. Die Mitglieder des Rats waren bis zum 16. Jahrhundert unbesoldet und verteilten die einzelnen Geschäfte der Stadtverwaltung unter sich, so daß jeder Ratsmann einen besondern Zweig derselben übernahm. Der Rat hatte eine bedeutende Macht. Er ver-

waltete alle Einkünfte, besonders aus den Zöllen, sowie auch den Grundbesitz der Stadt, welcher freilich damals sehr gering war, bestimmte die Gemeindesteuern und übte durch den Stadtrichter Polizei und Gerichtsbarkeit aus. Seit 1484 hatte der Stadtrat Dresdens sogar das Recht, Vergehen mit dem Tode zu bestrafen, das sogenannte Obergericht. Wer sich dem Rechtsausspruche des Stadtgerichts, welches aus dem Stadtrichter und elf Geschworenen bestand, nicht fügen wollte, mußte beim Landesherrn selbst Beschwerde einreichen. — Wie in allen Städten Deutschlands, so machten auch in Dresden die Handwerker öfters den Versuch, in großer Anzahl in den Rat zu kommen. Aber die Herzöge Albrecht und Ernst unterdrückten diesen Versuch, indem sie bestimmten, daß nicht mehr als zwei Handwerker im Rate sitzen sollten.

Die Handwerker der Stadt waren bemüht, die Rohstoffe, aus denen sie ihre Waren fertigten, möglichst billig einzukaufen, die Kaufleute aber, die daheim gefertigten Waren mit möglichst großem Gewinn zu verkaufen. Vor allem waren zwei Gerechtsame für Gewerbe und Handel sehr vorteilhaft. Wir wollen dieselben an einem Beispiele kennen lernen. Ein Großkaufmann ist mit mehreren Wagen, welche unter hochgespannter Leinwanddecke kostbares Kaufmannsgut bergen, auf der Reise von Norddeutschland nach Böhmen begriffen. Derselbe darf nicht an Dresden vorüberfahren, wenn ihm auch aus der Berührung der Stadt großer Zeitverlust und Schaden erwächst; die einzige Landstraße, welche alle Frachtgüter zu benutzen gezwungen sind, führt durch die Stadt, er muß durch dieselbe hindurchfahren; denn der Stadt Dresden war durch die Verordnungen des Landesfürsten ein sehr wichtiges Recht verliehen, das Recht des Straßenzwanges. Hätte der Kaufmann mit seinen Wagen Dresden umgangen, so wäre er mit Wegnahme der Waren und des Fuhrwerks bestraft worden. Er kommt also mit seinen Wagen an ein Dresdner Stadtthor. Hier muß er zunächst den Brückenzoll bezahlen, welcher zur Instandhaltung der Zugbrücke bestimmt ist. Die Wagen rollen nun über die Brücke durch die gewölbten Thorbogen in die Stadt hinein. Am Thorbogen muß der Kaufmann noch einen Zoll, das sogenannte Geleitsgeld, entrichten, von dem die Wege der Stadt in gutem Zustande erhalten werden, und zwar für jeden Wagen ein paar Pfennige. Nachdem unser Kaufmann diese Abgaben entrichtet hat, darf er aber nicht etwa einfach durch die Stadt hindurchfahren, sondern er muß seine Waren in der Stadt abladen und eine gewisse Zeit, mindestens drei Tage lang, zum öffentlichen Verkaufe feilhalten. Die Kleinhändler und Kaufleute der Stadt kommen nun in den folgenden Tagen zum Verkaufsplatze und suchen die für sie passenden Waren aus. Dieses Recht der Stadt hieß, weil die Waren aufgestapelt wurden, das Stapelrecht. Es bezog sich auch auf die Güter, welche zu Schiffe Dresden berührten; auch diese mußten ausgeladen und feilgehalten werden. Erst nach Ablauf der Stapelzeit fuhr der Kaufmann seine Fracht weiter. Das Stapelrecht, welches Dresden jedoch nicht immer durchführen konnte, war ein großes Hemmnis für den Handel; denn durch das unaufhörliche Umladen wurde die Beförderung der Waren verzögert, und die Ware selbst wurde verschlechtert und verteuert. Wenn darum ein Kaufmann Waren, wie Salz, Wachs, Fische u. s. w. führte, welche durch das Auf-

und Abladen leicht Schaden nehmen konnten, so war er des Abladens enthoben, wenn er einen neuen Groschen zahlte.

Den Kleinhandel im Orte durften nur einheimische Bürger betreiben, und streng wachten die Kaufleute darüber, daß nicht ein fremder Kaufmann sich des Kleinverkaufs erdreistete. Nur an gewissen Tagen, zu den Märkten, war freier Handel, an welchem Fremde und Einheimische teilnehmen durften.

Da in der Stadt Gewerbe und Handel blühten, so wurden die Bürger wohlhabend; dazu brachte der Reichtum der Schneeberger und Freiberger Silberbergwerke viel Geld ins Land. Wohlstand und Reichtum verleiteten viele Bürger zu Luxus und zu einem verschwenderischen Leben. Der Luxus zeigte sich besonders in unmäßigem Essen und Trinken, sowie in der Kleiderpracht. Familienfeste, wie Hochzeiten, Taufen u. s. w. dauerten oft viele Tage; große Mengen von Gästen wurden dazu geladen, Unmassen von Speisen und Getränken dabei vertilgt.

Die Herzöge und auch der Rat erließen öfters Verordnungen, in denen sie den übermäßigen Luxus verboten und ganz genau vorschrieben, wie weit die Leute in der Kleidung gehen durften. Wie wenig aber diese Verordnungen fruchteten, beweist der Umstand, daß dieselben immer und immer erneuert und wieder verschärft werden mußten.

So sah es vor 400 Jahren in Dresden aus. In den folgenden Jahrhunderten nahm die Stadt einen gewaltigen Aufschwung, und aus dem kleinen, meist hölzernen Landstädtchen wurde nach und nach die prächtige Großstadt, die in der Gegenwart auf Hunderttausende von Fremden eine mächtige Anziehungskraft ausübt.

R. Trenkler.





Das Wettinfest in Dresden.

Das waren sonnendurchleuchtete Lenztage — die Tage vom 15. bis 19. Juni 1889!

Schien es doch, als wolle die Mutter Natur, die auf unser geliebtes Sachsenland ihre Reize in gar verschwenderischer Fülle ausgestreut hat, auch ihrerseits dazu beitragen, die seltene Feier eines achthundertjährigen Regierungsjubiläums zu verschönen. Der Himmel, der sich über den Türmen und Dächern Dresdens wölbt, strahlte im reinsten Blau, und die liebe Gottessonne lachte mit so festlich heitrem Antlitz auf die Straßen und Plätze der Residenz hernieder und spiegelte sich so seelenvergnügt in den Fluten des breiten Elbstroms, daß ihr Widerschein auf Tausenden und Abertausenden von Menschengesichtern zu leuchten schien. Wie die Anhänger des Koran nach dem heiligen Mekka wallfahrten, um an der Kaaba zu beten, so strömten die Bewohner des Sachsenlandes von Norden und Osten, von Süden und Westen nach dem schönen Elbflorenz. Galt es doch, dem Herrscherhause der Wettiner, das jahrhundertelang kraftvoll und milde, gerecht und weise über unserer Heimat gewaltet und während dieser langen Zeit Leid und Freud' gemeinsam mit dem Volke getragen hat, Dankbarkeit und Verehrung zu beweisen. Um dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit von Fürst und Volk, ein Zweig vom Baume der alten deutschen Treue,

kam am Wettinfeste überall, soweit die grünweißen Grenzpfähle ein glückliches Land umschließen, in geradezu erhebender Weise zum Ausdruck.

Wer in jenen sonnigen Tagen durch die Straßen Dresdens schritt, kannte die altvertraute Heimat kaum wieder. Sie hatte ihr Werktagskleid abgelegt und sich in ein leuchtendes, farbenschimmerndes Festgewand gehüllt. Wohin auch der entzückte Blick sich wandte, überall traf er auf Fahnen, Flaggen, Guirlanden, Kränze und Teppiche. Die Behörden der Stadt hatten auf allen Straßen und Plätzen, die vom Festzuge berührt werden sollten, herrliche Tribünen und Pavillons erbauen lassen, die in Gold und Purpur schimmerten. Vor dem Böhmischen Bahnhofe begrüßten den ankommenden Fremden zwei mächtige Obelisken und zwei Türme, die mit Festrosetten, Ranken und Wappenschildern reich geschmückt waren. — Gigantische dorische Säulen, verbunden durch einen prachtvoll gemalten Teppich (Velarium) und geziert mit riesigen Blumenkörben, bildeten ein Triumphthor, das den Eingang zu der Feststraße bezeichnete. Auf dem Altmarkte, dem Schloßplatze, der Elbbrücke, dem Neustädter Markte, der Hauptstraße, dem Albertplatze — überall waren Ehrenpforten, Fahnenmasten, Triumphbögen, Obelisken, Tribünen und Pavillons aufgerichtet, deren blendende, farbenprächtige Ausstattung einen feenhaften Anblick gewährte. Ganz besonders kostbar war der Königspavillon auf dem Neumarkte, der für die Königlichen Majestäten und deren hohe Gäste bestimmt war. In reicher Vergoldung stieg sein schlanker mit purpurnem Samt und strahlendem Netzwerk geschmückter Bau in die Lüfte empor, und wohl mochte man bedauern, daß all diese Herrlichkeit „nur für den Augenblick geboren“ war.

Aber neben den Behörden der Stadt ließen es sich auch die Dresdner Bürger nicht nehmen, dem angestammten Fürstenhause gegenüber ihre Liebe und Verehrung zum Ausdruck zu bringen. Da war wohl kein Haus, das nicht einen Schmuck aufzuweisen hatte: überall schimmerte und wehte es von Fahnen, Guirlanden und Teppichen, und selbst die verwinkelten, unscheinbaren Häuser der inneren Stadt wie die Mietskasernen der Vorstädte trugen einige grüne Kränze und Ranken zur Schau. Und in diesen prachtvoll geschmückten Straßen, durch all dies Gewirr von Gold und Farben, von Rankenwerk und Blumen wogte eine froh gestimmte und festlich gekleidete Menge, dem Sorgen und Hasten und Treiben des Alltagslebens entrückt, Sonnenschein im Herzen und auf dem Antlitz mit offenem Auge all diese Herrlichkeiten in sich aufnehmend.

Endlich waren die sehnlichst erwarteten Festtage gekommen. Tausend fleißige Hände hatten sich geregt, um im munteren Bunde für das Gelingen der Feier zu wirken, aber nun war auch alles bereit. Es war wie bei einem Weihnachtsfeste; es beglückten jedoch diesmal nicht die Eltern das kleine Volk der Kinder, sondern ein ganzes Land hatte sich vereinigt, dem geliebten Vater Gaben der Liebe darzubringen. Schon am Sonnabend, den 15. Juni, nahm der König die Glückwünsche der Stände, die zu einem außerordentlichen Landtage einberufen worden waren, entgegen. Der Abend schloß mit einem wohlgelungenen Fackelzuge, ausgeführt von den Studierenden der sächsischen Hochschulen. Am Sonntage aber läuteten die Glocken des ganzen Landes von den Türmen, und ihre ehernen Zungen riefen Hunderttausende von Sachsen in die hehren Hallen der Gottes-

häuser, um im Aufblicke zu Gott, dem König aller Könige, dem Feste eine würdige Eröffnung und die rechte Weihe zu geben. Wohl mochte da mancher, der die Geschichte seines Volkes durchforscht hat, im raschen Fluge die Jahrhunderte seines Werdens an dem Geiste vorüberziehen lassen und dankbar der Führung des Herrn gedenken, der unsre geliebte Heimat durch Nacht zum Licht, durch Kampf zum Frieden, durch Schmach und Not immer wieder zu Ehren und Wohlstand führte. Am Abende aber gab das gesamte sächsische Heer dem Könige und seinen erlauchten Gästen in einer eigens zu diesem Zwecke erbauten Arena ein glanzvolles Armeefest, das in wunderbarer Treue ein großes und bedeutungsvolles Stück Geschichte Sachsens zur Darstellung brachte.

Am folgenden Tage, dem Montage, fanden sich im Königlichen Schlosse zahlreiche Deputationen aus allen Teilen des Landes ein, um dem geliebten Fürsten, König Albert, Glückwünsche nebst reichen Geschenken zu überbringen.

Höher und höher schlugen die Wellen der Begeisterung und der Festfreude. Hatte bis dahin nur das sächsische Volk sich beeifert, dem verehrten Landesvater seine Huldigungen darzubringen, so wollten nunmehr auch weitere Kreise ihre Teilnahme bekunden; das große deutsche Vaterland, vertreten durch die höchste Spitze der Nation, den Kaiser, nahte sich glückwünschend dem Throne des Königs. Der junge deutsche Herrscher, Wilhelm II., zog am Dienstag unter dem Geläute der Glocken und dem endlosen Jubel der Bevölkerung in Dresdens Mauern ein Zu Ehren der Anwesenheit des obersten Kriegsherrn fand an demselben Tage auf dem Alaunplatze eine glänzende Truppenparade statt, der eine unabsehbare Menschenmenge beiwohnte, und die einen prächtigen Verlauf nahm. Mit Stolz und Freude führte Generalfeldmarschall König Albert dem Hohenzollernsprossen einen Teil seines Heeres vor, jenes Heeres, das im blutigen Ringen der Jahre 1870—71 zum Bau des neuen deutschen Reiches mit beigetragen hatte, das in den gewaltigen Schlachten von Gravelotte, St. Privat, Beaumont und endlich vor Paris die deutsche Kaiserkrone mit schmieden half, deren lichter Schein jetzt das Haupt des jungen Monarchen umwob.

Derselbe Tag war einem Akte der Pietät und Dankbarkeit gewidmet, der Enthüllung des Denkmals für den verewigten König Johann, diesen gerechten, weisen und frommen Fürsten, diesen Denker und Dichter auf dem Throne. Es war ein erhebender Augenblick, als die Hülle fiel und die edle Gestalt des hochseligen Königs im Sonnenlichte schimmernd sichtbar ward. Da standen sie ringsum auf dem Theaterplatze zu Tausenden, da saßen sie auf allen Dächern, da wogte und wallte es dumpfbrausend wie ein Meer unter den Massen, und hoch über der Flut thronte auf bronzenem Postamente in ruhiger Majestät der Herrscher auf dem Rosse, den Königsmantel um die Schulter geschlagen, das Scepter in der Rechten — das Bild einer in sich gefestigten, geistig hochbedeutenden Persönlichkeit.

Und nun kam endlich der Haupttag des Festes, der Tag, an dem der Festzug stattfinden sollte, von dem man schon lange vorher in allen Zeitungen Wunderdinge gelesen hatte. So etwas Prächtiges, hieß es, habe Dresden seit der Zeit Augusts des Starken nicht gesehen und werde es auch sobald nicht wieder schauen. Die in Dresden einmündenden Bahnen brachten schon tags vorher

Sonderzüge von erschreckender Länge, die sich am Morgen des ereignisvollen Tages, Mittwoch, den 19. Juni, in rascher Folge drängten, um aus der Provinz unzählige Schaulustige der Residenz zuzuführen. Ein breiter Menschenstrom ergoß sich in alle Straßen und Plätze, die der Festzug berühren sollte. Eingekeilt in drangvoll fürchterlicher Enge stand das Volk schon seit sechs Uhr morgens Kopf an Kopf auf den Fußsteigen und deren Bordkanten, auf den Gesimsen der Schaufenster und den Sprossen angelegter Leitern, auf rasch herbeigeholten Tischen und Bänken, auf Laternenpfählen und Dächern und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Die aber das Glück hatten, an der Feststraße zu wohnen, hatten die Fenster weit geöffnet und schauten nun, umringt von Freunden und Bekannten, festlich gekleidet und leuchtenden Blickes über die zu ihren Füßen flutende Menschenwoge hin. Die Knaben wehten mit kleinen Fähnchen in den Landesfarben zum Fenster hinaus, und die Mädchen zupften die Schleifen am weißen Kleidchen und den Blätterkranz im Haar zurecht und blickten mit großen erstaunten Augen hinab. Und immer noch ging es wie ein Fluten und Rauschen und Raunen durch die Menschenmenge da unten, die in stetem Auf- und Niederwogen die Erregung kundgab, mit der alles auf den kommenden Festzug harrte. Und die Sonne schien so freudestrahlend auf all die geputzten Menschen herab, und die Fahnen flatterten im jungen Morgenwinde — da auf einmal eine erwartungsvolle Stille, dann eine stärker anschwellende Bewegung, dann ein fernes Jauchzen und Hurrarufen und — „Sie kommen! Sie kommen!“ ertönte es aus tausend Kehlen in stürmischer Begeisterung. Alles streckte den Hals soweit als möglich vor oder stellte sich auf die Zehen, um ja nichts von all den Herrlichkeiten zu verpassen. — Endlich kam er, der Festzug: sinnberückend, blendend in all seiner Pracht.

Er nahte heran, eröffnet von Meißner Bürgern aus dem Jahre 1089, gefolgt von Rittern in blitzender Rüstung und wehenden Fähnchen. Und nun drängte sich Gruppe an Gruppe in schier endloser Reihe. Geleitet von den schmetternden Fanfaren zahlreicher Musikchors, schritten stolze Ratsherren mit samtnen Baretts und goldnen Ehrenketten, Kaufleute und Bürger in seltsam prächtigen Trachten vergangener Jahrhunderte; es erschienen Studenten im vollen Wichs, ehrsame Handwerker mit den Zeichen ihres Gewerbes, reisige Reiter auf stattlichen Rossen, Bauern mit den Erzeugnissen des Feldes, ein ganzes Volk in seiner Arbeit und seiner Freude darstellend, geschart um zahllose Prunkwagen, die in märchenhaftem Glanze schimmerten. Da fahren auf grünen Wellen stolze dreimastige Schiffe, gefüllt mit den köstlichsten Kaufmannsgütern und belebt von rastlos arbeitenden Matrosen; da nicken mächtige Palmen und Dracänen zu Häupten strahlender Feen, die siegsgewaltig, umgeben von guten Genien, auf goldnem Throne ruhen; da schwankt ein ungeheurer Erzberg vorbei, in dessen Innern Gnomen mit Hacke und Meißel eifrig schürfen; da bekränzen Turner in kleidsamer Turnertracht die Büste Vater Jahns auf hohem Postamente; da verkörpern reizende Knaben und Mädchen in Rokokokostüm, in ihren gestickten Kleidchen und gepuderten Zöpfchen wunderlieblich anzuschauen, die Meißner Porzellanmanufaktur; da pusten Lokomotiven vorüber; da klingt und dröhnt es

von den Schlägen des Dampfhammers, der schwer und wuchtig vorüberschwankt; da thront Gambrinus, den Becher hoch schwingend, auf umranktem Riesenfasse; da wird ein ungeheurer Lederstiefel von wackeren Schustern vorübergetragen; da schimmert und glänzt es von tausend Farben, von den herrlichsten Samt- und Seidenstoffen — ein Bild von so blendend berückender Pracht wie ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht“. Dazu schmettern die Trompeten, jauchzt das Volk, wehen die Fahnen und flattern Blumen aus allen Fenstern hernieder, und so gleitet der Zug in immer neuen entzückenden Bildern an dem schier ermüdenden Augen vorüber und will nicht enden. Der König aber mit seiner hohen Gemahlin — er steht inmitten seiner Umgebung im Königspavillon auf dem Neumarkte und läßt den Zug, den Treue ersonnen und Begeisterung ausgeführt, vorüberziehen; und wenn das brausende Hurra der Tausende zu seinem Thronsessel hinaufdringt, wenn sich alle Fahnen senken und alle Blicke sein Antlitz suchen: da mag sich wohl sein Auge feuchten bei diesen Zeichen der Liebe und Verehrung eines ganzen Volkes.

Am Abende des Festtages loderten von allen Höhen des sächsischen Landes Flammen empor, und ein zauberisches Feuerwerk am Ufer der Elbe schloß die Reihe der Darbietungen dieser schönen Tage, Tage, wie sie einem Volke und einem Fürsten in solch harmonischem Ausklingen nur selten beschieden sind. König Albert aber darf mit Stolz und Freude auf jene Frühlingstage zurückblicken, denn:

Verklungen sind der Glocken Feierklänge,
Verrauscht das Wettinfest mit seiner Pracht,
Verblaßt der Straßen zauberisch Gepränge,
Der Feuerglanz versunken tief in Nacht,
Verstummt der Millionen Festgesänge,
Dem Fürstenhause jubelnd dargebracht —
Doch nimmer schwand, was uns dazu getrieben:
Des Sachsenvolkes treu und innig Lieben.

Otto Langebach.

Johannes Schilling,

ein Meister der bildenden Kunst in Dresden.

Von den Künsten, welche im Laufe unseres Jahrhunderts einen neuen, ungeahnten Aufschwung genommen haben, ist insbesondere die Bildhauerkunst oder Plastik zu nennen. Die stattliche Reihe derer, die auf diesem Gebiete Großes geleistet haben, wurde durch Antonio Canova in Venedig eröffnet. Ihm folgte Berthel Thorwaldsen in Kopenhagen, der mit seinem berühmten Relief: „Siegeseinzug Alexanders in Babylon“ selbst einen Siegeszug durch Europa machte, diesem Christian Rauch, dessen Denkmal Friedrichs des Großen in Berlin und Grabmal der Königin Luise in Charlottenburg weltbekannt sind. Sein größter Schüler war Ernst Rietschel, der Schöpfer des Lutherdenkmals in Worms und der Gründer der sogenannten Dresdner Bildhauerschule, die im deutschen Kunstleben eine hervorragende Stellung einnimmt. Gegenwärtig dürfen als die

bedeutendsten Meister dieser Schule der vor kurzem verstorbene Ernst Hähnel dem wir das Denkmal König Friedrich Augusts II. und Theodor Körners in Dresden verdanken, und Johannes Schilling gelten. Letzterer, unter den lebenden Dresdner Bildhauern der berühmteste, verdient es, daß über ihn etwas Näheres bekannt wird, da über seinen Lebensgang bis jetzt noch wenig in die Welt gedrungen ist.

Schilling wurde geboren den 23. Juni 1828 in der sächsischen Stadt Mittweida. Seine Eltern zogen bald darauf nach Dresden, und so kam der sinnige Knabe frühzeitig in die kunstliebende Residenzstadt. Mit fünfzehn Jahren



Johannes Schilling.

wurde er als Schüler in die Akademie der Künste, die zu jener Zeit noch ein schlichtes Heim auf der Brühlschen Terrasse besaß, aufgenommen. Schon nach weiteren zwei Jahren trat er in das Atelier des hochberühmten Meisters Ernst Rietschel ein, unter dessen Leitung er fünf Jahre lang sich in ernstester Weise den Studien seiner Kunst widmete. Zu seiner weiteren Ausbildung ging er 1851 auf zwei Jahre nach Berlin zu dem Bildhauer Friedrich Drake, der wie auch Rietschel einst Schüler Rauchs gewesen war. Wieder nach Dresden zurückgekehrt, fand er über ein Jahr bei Professor Ernst Hähnel anregende Beschäftigung. Diesem Meister schloß sich Schilling aufs engste an, und in dieser Zeit gingen aus seiner Hand zwei prächtige Medaillons hervor, welche von der Dresdner Kunstakademie mit Preisen gekrönt wurden; Schilling erhielt

das sogenannte große Reisestipendium und ging auf drei Jahre nach dem Lande seiner Sehnsucht, nach Italien, um im Anschauen der alten Kunstwerke der Römer und Griechen seinen Sinn für das Schöne zu festigen und seinen Studien die Krone aufzusetzen. Zwei Jahre, nämlich von 1854 bis 1856, lebte er in



Der Abend.

Rom, der ewigen Stadt. Erfüllt von den herrlichsten Eindrücken und voll von Schaffenslust kehrte er 1856 nach Dresden zurück. Hier wurde ihm zu seinen Arbeiten zunächst ein Teil des akademischen Ateliers überlassen, bis er selbst ein eigenes Atelier (gegenwärtig auf der Eliasstraße) sich gründete, wo er bald einen Kreis eifriger und begeisterter Schüler um sich sammelte. 1868 wurde er zum Professor an der Kunstakademie ernannt. Still und mit großer Hingabe

lebte er diesem Amte. Aus seiner Werkstatt gingen nunmehr viele herrliche Schöpfungen hervor, die den Namen des gottbegnadeten Künstlers weit über die Grenzen des deutschen Vaterlandes hinaustrugen und dem Sachsensohne unsterblichen Ruhm bereiteten. Sie alle aufzuzählen, ist hier nicht der Platz.



Die Nacht.

Wer aber je einmal nach Dresden kommt, der hat gegenwärtig Gelegenheit, die herrlichsten Werke der Schillingschen Muse beisammen zu sehen und in ihrem Anblicke einzig schöne Stunden zu genießen. Hier befindet sich das Schillingmuseum, ein tempelartiges Gebäude, das vor noch nicht zu langer Zeit unter Leitung des Baumeisters Rudolf Schilling, des Sohnes des Bildhauers, ent-

standen ist, und in dessen schönen Räumen die Gipsmodelle der meisten Schillingschen Werke Aufstellung gefunden haben.

Im ersten Saale sehen wir die Panther-Quadriga des Königlichen Hoftheaters in Dresden, das Schillerdenkmal, welches der Meister für Wien schuf, die Büsten Sr. Majestät des Königs Albert und Ihrer Majestät der Königin Carola und das Rietscheldenkmal. Im nächsten Saale schauen wir staunend die ehrfurchtgebietende Kolossalstatue der Germania, die, in Erz gegossen, vom Niederwalde aus gar treulich Wacht hält am grünen Rheinstrome. Kaum daß wir uns von diesem Anblicke trennen können; ja, hier ist heiliger Boden! In einem anderen Saale erblicken wir das Kriegerdenkmal, das die Stadt Hamburg für ihre 1870—71 gefallenen Söhne bei Meister Schilling bestellte, wiederum in einem anderen das Reformationsdenkmal für Leipzig, Luther und Melanchthon darstellend, und das Modell für das in Triest errichtete Denkmal des unglücklichen Kaisers von Mexiko, Maximilians von Österreich. Dem Ausgange uns wieder zukehrend, verweilen wir bewundernd bei den herrlichen Gruppen der „Tageszeiten", welche bekanntlich die große Aufgangstreppe der Brühlschen Terrasse in Dresden schmücken. Sie gehören mit zu dem Schönsten, was Schilling geschaffen hat; ja, sie stehen unter den Meisterwerken unserer Tage fast unerreicht da. Es sind vier Gruppen. Die erste, auf der obersten Stufe der berühmten Terrassentreppe stehend, stellt den „Morgen" dar. Wir erblicken vor allem eine frische, herrliche Jungfrauengestalt; in ihrem Haar erglänzt der Morgenstern; sie lüftet, vom Schlafe gestärkt, das Gewand und atmet auf, freudig, das Tagewerk aufs neue beginnen zu dürfen. Ihr zur Seite sehen wir ein Mädchen, das, eben auch erwacht, die Sandale an den Fuß befestigt, zur anderen Seite ein zweites, das aus einem Taukrüglein die Blumen tränkt. Die zweite Gruppe, ebenfalls den oberen Abschluß der Treppe zierend, stellt den „Mittag" dar. Eine Mannesgestalt, das Haupt mit einer Strahlenkrone geschmückt, hält mit der Rechten den Ruhmeskranz empor; ein Jüngling erhebt die Hand nach demselben, das Streben nach Ruhm andeutend, während daneben eine Knabengestalt, mit dem Spaten arbeitend, das schlichte Schaffen am Tage versinnlicht. Am Fuße der Treppe erheben sich die herrlichen Gruppen „Abend" und „Nacht". Der „Abend" ist dargestellt durch eine kräftige Mannesgestalt, die nach vollendetem Tagewerke sich dem behaglichen Genusse überläßt, dabei dem Saitenspiele des ihm zu Füßen ruhenden Mädchens lauscht, während ein zweites, ein Tambourin in der Hand, sich zum Tanze anschickt. Von noch größerer Schönheit ist die „Nacht". Sie ist als Frauengestalt gedacht; die Mondsichel über der Stirn, sitzt sie da, schützend ihr Gewand um einen in Schlaf gesunkenen Knaben legend, während der geflügelte Morpheus dem Schlummernden süße Träume zuflüstert.

Die neuesten Werke Schillings sind das Reiterstandbild des Königs Johann auf dem Theaterplatze und das Semperdenkmal auf der Brühlschen Terrasse in Dresden.

Möge es dem bereits im höheren Mannesalter stehenden Künstler beschieden sein, noch lange in rüstiger Kraft zu schaffen und durch die Werke seiner Hand und seines Geistes die Welt zur Erkenntnis und zur Bewunderung wahrer Schönheit anzuleiten!

Bruno Müller.

Vater August und Mutter Anna.

Das Werk der Reformation war geschehen. Die Wächter und Schützer dieses Werkes, Friedrich der Weise, Johann der Beständige und Johann Friedrich der Großmütige, waren zum Frieden eingegangen; auch Herzog Moritz, welcher nach der Schlacht bei Mühlberg, am 24. April 1547, die Kurwürde übernommen hatte, war, 1553 in der Schlacht von Sievershausen zu Tode verwundet, zwei Tage später gottselig gestorben. Er hinterließ nur eine Tochter; sein einziges Söhnlein war frühe verblichen.

So kam das Kurland an seinen Bruder August. Dieser war 1526 zu Freiberg geboren und in seiner Jugend aufs beste erzogen worden. Später hatte er in Leipzig studiert und sich am Hofe des Königs Ferdinand in Prag aufgehalten, wo er mit dessen Sohne Max, dem nachmaligen Kaiser Maximilian II., eine herzliche Freundschaft schloß. Zweiundzwanzig Jahre alt, vermählte sich Herzog August zu Torgau mit der sechzehnjährigen Prinzessin Anna von Dänemark. Seinen Hof hielt er nun in Weißenfels oder Wolkenstein, bis er Kurfürst ward und das Schloß zu Dresden bezog.



Vater August.

Konnte sein Vorgänger, Moritz, das Schwert kaum aus der Hand legen, so war es August möglich, die Werke des Friedens zu pflegen; denn während seiner dreiunddreißigjährigen Regierung ruhten fast immer die Waffen. Er heilte die Wunden des Landes, die der Krieg geschlagen hatte, und mehrte die Wohlfahrt seines Volkes. Seine Zeitgenossen gaben ihm den schönen Beinamen „Vater August“ und nannten ihn „des deutschen Reiches Herz, Hand und Auge“. Seine große Gerechtigkeits- und Friedensliebe empfahl ihn vielen Fürsten zum Friedensrichter und Schlichter ihrer Zerwürfnisse.

Noch heute zeigt das Land die Spuren seiner treuen Sorgfalt. Die Landwirtschaft, der Obst- und Gartenbau kamen zu einer Blüte, welche zuvor nicht geahnt war. Der Kurfürst gründete Musterwirtschaften zu Ostra und Gorbitz,

verschrieb edle Pferde und Rinder und ließ zu Ostra an der Wilsdruffer Vorstadt von Dresden eine große Schäferei erbauen, um hinreichenden Wollvorrat für die des Glaubens halber aus den Niederlanden, dem heutigen Holland und Belgien geflüchteten und in Sachsen aufgenommenen Tuchmacher zu gewinnen. Ihrer waren 20000, und mehr noch als 20000 zogen aus anderen Gegenden herzu. Dieselben ließen sich in den Städten Oschatz, Wurzen, Torgau, Liebenwerda, Elsterwerda, Cottbus, Görlitz, Bautzen und Kamenz nieder, welche ihnen der Kurfürst angewiesen hatte. Noch heute herrscht dort die Tuchfabrikation. Auch Uhrmacher, Teppichweber, Seidenweber und Perlensticker wurden nach Sachsen gerufen und begünstigt, und so die Gewerbe gehoben.

In den Obstgärten des Ostragutes arbeitete der Kurfürst selbst, und mit eigener Hand führte er Grabscheit, Hacke, Rechen, Säge und Messer. Er hatte stets ein Lager von Obstkernen der besten Sorten und führte Säcke davon auf Reisen mit, um unter die Landwirte jederzeit Samenkerne austeilen zu können. Er verlangte, daß jedes neue Ehepaar mindestens zwei Obstbäume pflanze. Er selbst handelte gemäß dem hernach erst aufgekommenen Spruche:

„Auf jeden Raum
Pflanz' einen Baum
Und pflege sein:
Er bringt dir's ein!"

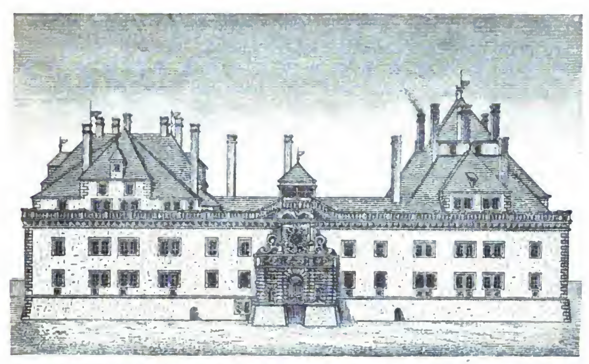
Um noch wirksamere Anleitung seinen Zeitgenossen zu geben, ließ er ein „Künstlich Obst- und Gartenbuch" drucken. Treibhäuser waren zu Vater Augusts Zeit noch äußerst selten; er aber besaß deren einige. An besonders geschützten Stellen seiner schönen Anlagen prangten im Sommer Lorbeer und Myrte, Feige und Rose, Tabak und Rosmarin in natürlichem Wachstum oder in künstlich verschnittenen Formen.

Der Weinbau war schon im elften Jahrhundert durch die Bischöfe von Meißen, welche für ihre Gemeinden Abendmahlswein brauchten, im Elbthale begründet worden und wurde früher in größerem Umfange betrieben als jetzt, wo man nur die Gelände, die zum Getreidebau sich nicht eignen, mit dem Weinstocke bepflanzt. Das Verdienst aber, gute und edle Sorten aus Frankreich eingeführt zu haben, gebührt dem Vater August.

Wüste Gegenden kaufte der Kurfürst an und ließ sie urbar machen. Die Annahme, daß er von Wolkenstein aus, welches er oftmals besuchte, dem oberen Erzgebirge seine Sorgfalt zuwandte, hat viel für sich.

Die Waldungen wurden eifrig gepflegt. Damit ihre Produkte, namentlich Brenn- und Schachtholz, leichter transportiert werden konnten, wurden Floßgräben angelegt. So bedurfte das silbergrubenreiche Annaberg viel Schachtholz. Der zwei Stunden lange Floßgraben vom Bärenstein abwärts bis oberhalb Annaberg wurde in den Jahren 1564—66 durch den Ratsherrn und Markscheider Georg Öhler in Annaberg geschaffen. Seit vielen Jahren jedoch liegt dieser vormals mit Pöhlawasser gespeiste Graben unbenutzt.

Auch den Bergbau suchte der Kurfürst zu heben, sowie den Straßenbau und das Postwesen zu fördern. Gerade in dieser Beziehung gab es im oberen



Die Augustusburg in ihrer früheren Gestalt.

Die Augustusburg in der Gegenwart. (Aus H. Grasers Zschopauthal-Album.)

Erzgebirge viel zu thun, und noch Jahrhunderte dauerte es, bis dasselbe von einem genügenden Landstraßennetz durchzogen wurde. So wird erzählt, daß der Kaiser Peter von Rußland, später der Große genannt, von Annaberg aufbrach, um nach Karlsbad zu reisen, aber schon nach zwei reichlichen Wegstunden in Crottendorf übernachten mußte, weil auf den tiefausgefahrenen Hohl- und Waldwegen nicht schneller und weiter fortzukommen war.

Große Sparsamkeit in kleinen und gewöhnlichen Dingen erlaubte dem Kurfürsten, welcher wegen der in seinen Landen fündig gewordenen Silbererze als der reichste Herr im Deutschen Reiche galt, ab und zu eine großartige Ausgabe. So ließ er durch tausend Maurer und Zimmerleute nebst hundert Handlangern, welche vier Sommer arbeiteten, auf dem Schellenberge ein neues Schloß aufführen, das er „die Augustusburg“ nannte. Vier gerade nach den vier Himmelsgegenden gelegene Häuser mit großen Zwischenbauten bilden ein stattliches Schloß mit fünf Sälen, hundertfünfzig Zimmern und Kammern und fünfundzwanzig Kellern.

Auf dem Schlachtfelde bei Mühlberg, wo August mit seinem Bruder die Kurwürde erkämpft hatte, baute er ein anderes Schloß und nannte es nach seiner Gemahlin „die Annaburg“.

Den Königstein ließ er befestigen und daselbst den 187 Meter tiefen „Augustusbrunnen“ graben. Auch in Dresden wurden die Befestigungen erweitert, dazu das Moritzdenkmal errichtet und die Annenkirche erbaut. Das Jagdschloß Moritzburg wurde vollendet und im Dome zu Freiberg ein kunstreiches Marmordenkmal für Moritz gesetzt.

Kurfürst August war ein gelehrter Mann, der lateinisch verstand, auch französisch sprach und die Bücher so lieb hatte, daß er zu sagen pflegte: „Dergleichen Schachte und Stolln sind mir lieber denn alle Erzminen zu Freiberg und Wolkenstein.“ Im 47. Jahre seines Alters fing er an, die lateinische Sprache mit vieler Mühe von neuem zu lernen. Um die Bibel in der Grundsprache lesen zu können, trieb er noch in seinen alten Tagen Hebräisch. In jedem Jahre las er die ganze Bibel einmal durch.

Auch die Wissenschaften suchte Vater August zu heben. Den beiden Landesuniversitäten, Leipzig und Wittenberg, wandte er Geldmittel zu. Er gründete das Gymnasium zum heiligen Kreuz in Dresden, die hernach so berühmt gewordene Kreuzschule, welche u. a. Theodor Körner besucht hat.*) Auch für die Volksschulen sorgte der Kurfürst, wo und wie er konnte.

Vater August begründete die Bibliothek zu Dresden und die „Kunstkammer“, durch welche der Anfang zu den berühmten Dresdner Museen gemacht wurde.

Wenn der Kurfürst Beamte anstellte, so ging er klug und umsichtig vor; nur tüchtige Leute wurden ausgewählt. Sein Sprichwort war: „Man muß die Ämter mit Leuten und nicht die Leute mit Ämtern versehen!“

Die Liebhabereien und Erholungen Vater Augusts waren edler Art; im Lenz und Sommer pflegte er den Garten, im Herbst die Jagd und im Winter

---

*) Die Gründung der Kreuzschule als Stadtschule ist viel älteren Datums.

die Musik und Handarbeit, namentlich das Drechseln. Zu den Schützenfesten der Bürger reiste er gern. Den Schützengilden verlieh er Böller und Kanonen als Auszeichnung. Überhaupt nahm er an den Freuden und Leiden seiner Landeskinder gern teil; er und seine Gemahlin ließen sich oft als Taufpaten wählen und statteten Brautleute reichlich aus.

So war er ein trefflicher Landesvater. Sollte er nicht auch ein trefflicher Gatte und Familienvater gewesen sein? Volle 37 Jahre stand ihm die Kurfürstin Anna in Liebe und Treue zur Seite; ja, in diesem langen Eheleben war sie nur wenige Wochen von ihm entfernt. Sie begleitete ihn auf Reisen zu Reichs- und Kurfürstentagen, an auswärtige Höfe, ja selbst auf Jagdzüge. Sie besuchte an seiner Seite den Landwirt, den Bienenzüchter, den Obst- und Weinbauer, den Handwerksmann und den Künstler. Aufs treulichste wachte sie über ihre Kinder, 9 Prinzen und 6 Prinzessinnen, von denen aber nur vier die Eltern überlebten. In der Kapelle des Augustusburger Schlosses wird ein Altarbild gezeigt, gemalt von dem jüngeren Cranach, welches den am Kreuz erhöhten Christus und darunter zu beiden Seiten den Kurfürsten mit den Prinzen und die Kurfürstin mit den Prinzessinnen in betender Haltung darstellt.



Mutter Anna.

Anna war das Muster einer Hausfrau. Auf dem Ostravorwerke stellte sie die Mägde an und hielt auf Ordnung und Sittsamkeit. In aller Frühe erschien sie täglich in der Gutswirtschaft, untersuchte den Stall, prüfte die Molkerei und ordnete den Verkauf für den Markt an. Sie schämte sich nicht, ihre Tafelbutter selbst zu rühren, ihrem Gemahl die feine Wäsche selbst zu waschen und zu plätten. Den Schlüssel zu ihrem eigenen Wäschevorrat führte sie stets bei sich. Sie hielt es mit Luthers Ausspruch:

„Der Mann muß selber sein der Knecht,
Will er im Hause schaffen recht;
Die Frau muß selber sein die Mad,
Soll sie im Hause schaffen Rat.
Gesinde nimmerhin bedenkt,
Was Nutz und Schad dem Hause brengt.“

7*

Wie Anna selbst die Spindel und die Nadel fleißig handhabte, so hielt sie auch ihre Hoffräulein zu solch löblicher Beschäftigung an. Außerdem war Mutter Anna eine Freundin und Wohlthäterin aller Armen. Sie suchte Arzneikräuter und bereitete Heilmittel in der von ihr gegründeten Hofapotheke zu Dresden, so daß ihr bei ihrem Tode die Bedrängten nachrühmten, sie hätten mit der Mutter Anna „einen Beutel, eine Apotheke, eine Küche, und eine Versorgung" gehabt.

Wieviel Anna bei ihrem Gemahl galt, geht aus folgendem Geschichtchen hervor. Der Kurfürst hatte einen hochgestellten Mann ins Gefängnis setzen lassen. Die Frau des Gefangenen bat für ihren Mann zu wiederholten Malen, sogar durch einen Fußfall vor dem Kurfürsten. Da sie damit nichts erreichte, suchte sie die Fürsprache des Hofpredigers Nikolaus Selneker nach. Der Hofprediger hielt dem Kurfürsten vor, wenn Gott mit uns so strenge verfahren wollte, so würde kein Mensch in den Himmel kommen. Vater August erwiderte, ein weniger gütiger Fürst hätte den Beamten ans Kreuz schlagen lassen. Da übernahm es Anna, für den Gefangengehaltenen zu bitten. Sie sah ihren Gemahl mit Wehmut an und sprach: „Ach, mein Herr!" Da kehrte Milde in das Herz des gestrengen Kurfürsten ein, und er gab den Gefangenen frei.

Im Jahre 1585 wütete die Pest in Dresden. Der Kurfürst war, leicht erkrankt, auf Anraten seiner Ärzte im Schlosse zu Colditz. Mutter Anna zeigte viel Geschäftigkeit in der Bereitung von Medikamenten. Da erkrankte sie selbst, ordnete noch ein Kirchengebet für sich an und erlag als ein Opfer der Pest am 1. Oktober.

Nur vier Monate später folgte ihr der Kurfürst im Tode nach. Beide Gatten sind im Dome zu Freiberg beigesetzt. Ihr Gedächtnis bleibt in Segen.

Dr. Richard Mauke.

Ein Musikfest in Dresden im Jahre 1615.

Der Kurfürst Johann Georg von Sachsen veranstaltete am 13. Juli 1615 in seiner Residenz Dresden ein Konzert, das in der Geschichte der Musik seinesgleichen nicht hat. Das Konzert stellte eigentlich ein Oratorium vor, in dem die Geschichte des Holofernes abgehandelt wurde. Den Text hatte ein gewisser Mathesius Pflaumenkern verfertigt, die Musik aber war von dem Hofkantor Hilarius Grundmaus. Nachdem letzterer seinem Herrn, dem Kurfürsten, seinen Plan zu dieser großen Musikaufführung vorgelegt hatte, erhielt er nicht nur die gnädige Erlaubnis dazu, sondern auch ein Geschenk von „fünf Fäßlein Bier" aus der Hofkellerei, mit dem Bedeuten, daß er etwas Außerordentliches aufführen solle, der Kurfürst wolle alle Kosten tragen. Diesem Befehle gemäß wurden alle Musiker in Deutschland, Frankreich, Polen und Italien eingeladen, sich mit ihren Gesellen bei dem großen Musikfeste in Dresden zu beteiligen.

Am Tage Cyrilli, den 9. Juli 1615, fanden sich denn auch 576 Instrumentisten und, ohne die anwesenden Chorschüler, 915 Sänger an dem Orte ihrer

Bestimmung ein. Die ersteren brachten nicht nur die gewöhnlichen, sondern auch viele seltsame, noch nie gesehene Instrumente mit. Insonderheit führte ein gewisser Rapotzky aus Krakau in Polen eine „gräuliche“ Baßgeige mit sich, die auf einen Wagen gepackt war, den acht Maulesel zogen, und welche sieben Ellen hoch war. An derselben war künstlich ein Leiterchen angebracht, auf welchem Rapotzky nach Gelegenheit der hohen und niederen Töne, um selbige dem Ungeheuer abzugewinnen, mit dem Bogen auf- und niedersprang. Die Rolle des Holofernes zu singen, hatte ein Studiosus, Namens Rümpler, aus Wittenberg übernommen. Dieser hatte die Begünstigung erhalten, seine ungeheuere Baßstimme durch beliebiges Biertrinken im Gasthofe, ohne Bezahlung zu leisten, noch mehr zu stärken.

An dem bestimmten Tage wurde das Konzert aufgeführt und zwar „hinter dem Finkenbüschlein“, um einen Hügel herum, nachdem die nötigen Gerüste und Erhöhungen für den Hof, die Zuschauer und die Musiker hergestellt waren. Aus Besorgnis, daß die ungeheuer starke Baßgeige des Rapotzky doch vielleicht gegen die Menge der anderen Instrumente nicht durchdringend genug sein möchte, ließ der Kantor Grundmaus um die auf dem Hügel stehende Windmühle von einem Flügel zum andern ein starkes Schiffstau spannen, das gleichsam den Kontrabaß abgeben sollte und mit einer Schrotsäge gerissen wurde. An der Seite des Halbkreises stand eine große Orgel, welche der Pater Serapion mit Fäusten schlug. Anstatt der Pauken waren kupferne Braubottiche zu den Chören des Stückes zurecht gemacht, und weil diese dem Kantor Grundmaus noch zu schwach zu sein schienen, so befahl der Kurfürst, zur Verstärkung des Paukenschalles etliche Kartaunen herbeizuschaffen, die gehörig gestimmt und bei der Aufführung selbst vom Oberhofkanonier gelöst wurden.

Die Aufführung dieser gewaltigen Musik gelang über alle Maßen wohl und erregte die höchste Bewunderung aller Anwesenden. Unter den Sängern zeichnete sich besonders die berühmte Donna Bigazzi aus Mailand aus, welche mit solcher Anstrengung und Stärke einen Triller schlug, daß sie den dritten Tag darauf starb. Der zur damaligen Zeit berühmteste Violinspieler Giovanni Scioppio aus Cremona trug einige schwere Stücke in größter Vollkommenheit vor, indem er die Violine hinter sich auf dem Rücken spielte. Der genannte Student Rümpler sang unter Begleitung der großen Krakauer sieben Ellen hohen Baßgeige eine Baßarie mit solcher Stärke, daß alles erzitterte. Das Ganze beschloß eine Doppelfuge, wobei die singenden Chöre in vollem Ernste gegeneinander in Thätlichkeiten gerieten, indem diejenigen, welche die fliehenden Assyrer vorstellten, von den losen Chorschülern, den siegenden Israeliten, mit unreifem Obste und Erdklößen geworfen wurden, worüber der Kurfürst so lachte, daß er — „sich das Bäuchlein halten mußte“. Die geworfenen Assyrer (die fremden Sänger) konnten nur mit Mühe abgehalten werden, ihren Feinden Gleiches mit Gleichem zu vergelten, wodurch das Schau- und Hörspiel beinahe blutig geendet hätte. — Der Hofkantor erhielt außer dem schon erwähnten Geschenk von „fünf Fäßlein Bier“ eine Belohnung von einem Fäßchen Ungarwein und 50 Meißner Gülden.

B. Schlegel.

Der Fürstenborn in Klotzsche.

Das Dorf Klotzsche ist unzweifelhaft von den Sorben-Wenden gegründet worden. Sein Name ist wendisch und bedeutet „ein neues Ackerfeld im Waldboden". Die heidnischen Wenden verehrten ihre Götter wahrscheinlich bei den nahen Oltersteinen und Olterteichen. Dort hat man auch Grabstätten der Wenden mit vielen Urnen gefunden. Die Oltersteine nebst andern „erratischen Blöcken" sind Fremdlinge aus Schweden und Norwegen, welche durch mächtige Wasserfluten mit großen Eisschollen hierher geführt worden sind. Wegen der räuberischen Einfälle der heidnischen Wenden in das christliche Deutschland überwand sie Kaiser Heinrich I. In dem eroberten Lande gründete er eine Markgrafschaft und eine Burg, Meißen, und übergab sie einem Markgrafen. Dieser und der Bischof von Meißen sorgten dafür, daß die heidnischen Wenden zum Christentume bekehrt wurden. Damals ward auch das heidnische Dorf Klotzsche ein christliches Dorf. Weil es aber noch klein war, konnte es keine selbständige Kirchengemeinde bilden, sondern ward nach Dresden eingepfarrt. Der Weg, auf dem die damaligen Einwohner von Klotzsche nach Dresden in die Kirche gingen, heißt noch jetzt „der Kirchsteg". Der Kirchweg nach Dresden aber war beschwerlich, da er durch einen großen Wald führte, der bis zum jetzigen Albertplatze in Dresden reichte. Weil nun die Kirchleute öfter von Räubern und wilden Tieren beunruhigt wurden, so entstand bei ihnen der Wunsch, eine Kirche im Orte zu haben. Die Bewohner von Klotzsche wendeten sich daher an den Bischof von Meißen mit der Bitte, eine eigene Kirche bauen und einen eigenen Geistlichen halten zu dürfen. Der Bischof Wittige II. genehmigte dies denn auch in einer lateinischen Urkunde, welche den 19. September 1321 ausgefertigt worden ist. Es ward hierauf eine Kirche auf der Anhöhe erbaut, welche jetzt der „Kirchberg" heißt, und dabei ein neuer Gottesacker angelegt. Man erzählt, daß damals das Weihwasser aus einem besonderen Brunnen, später „Fürstenborn" genannt, geholt worden sei. Als Heinrich der Fromme 1539 die Reformation im albertinischen Sachsen einführte, fand sie jedenfalls auch in Klotzsche Annahme. Das Wasser des Brunnens diente jetzt nicht mehr gottesdienstlichen Zwecken, wohl aber erhielt es eine besondere Bedeutung durch den Umstand, daß einst bei fürstlicher Jagd der hohe Jagdherr und sein Gefolge aus dem Brunnen ihren Durst stillten. Seit dieser Zeit führt der Brunnen den Namen „Fürstenborn".

Der anfangs dieses Jahrhunderts in Klotzsche amtierende Pfarrer Christoph Heinrich Jenichen hat den Fürstenborn in folgenden Versen besungen:

„Am Hange des Hügellands rinnet ein Quell,
Verborgen und still wie Krystalle so hell.
Er rann schon in grauesten Zeiten.
Da schwieg noch das Leben, da stand noch kein Haus,
Es ragte der Wald zu den Wolken hinaus,
Und Hirsche durchstreiften die Heiden.

Sie flogen heran mit gehobnem Geweih
Und tranken im Brunnen und walteten frei,
Gesichert vor Wurfspieß und Bogen.

Sie grasten im Thale, dem Bächlein entlang,
Das tränkte mit perlendem Taue den Hang,
Von Osten nach Westen gezogen.

Jahrtausende hingen mit ernstem Gesicht
Schon über des Quelles hellblinkendem Licht,
Und thatenlos flohen die Tage;
Da baute der sorgliche Sorbe sich an,
Er schöpfte den Quell und erlabte sich dran.
So meldet die Zunge der Sage.

Jahrhunderte rollten nun wieder vorbei,
Der gute, der böse Gott herrschten noch frei,
Die Götter, sie liebten die Quelle;
Und Priester, sie wiesen mit dräuender Hand
Den sorbischen Mann, der bewohnte das Land,
Hinauf zu der ewigen Zelle.

Doch lichter und lichter erhellt sich die Welt,
Das Kreuz des Erlösers erringet das Feld,
Von Süden nach Norden getragen.
Nun stärkt sich der Glaube, nun weiht sich der Quell
Zum heiligen Wasser der Wunderkapell';
Die Sündigen dürfen nicht zagen.

Und höher und höher steigt wieder das Licht,
Bis endlich das innerste Dunkel sich bricht
Im Glanze der leuchtenden Tage;
Und hell wie der Silberglanz strahlet das Wort,
Es leitet die Seelen zum himmlischen Port,
Wo fern ist die irdische Klage.

Da war es, da rief zu dem heimischen Born
Der fröhlichen Jagden fernhallendes Horn
Den dürstenden Fürsten des Landes.
Er sprengte heran auf stattlichem Roß,
Ihm nach der gewaltige, schmetternde Troß,
Und schöpfte, trotz Sternes und Bandes.

Umwölbt mir, gebot er, den rinnenden Quell,
Er mundet so lieblich, er blinket so hell,
Er trage den Namen der Fürsten
Und labe mein Volk, wenn der Sonnenball steigt
Und alles im brennenden Strahle sich neigt,
Erquicke die Pilger, die dürsten.

Gott segne den Fürsten, der solches Wort sprach,
Der Blüten vom Bäumchen der Menschenhuld brach
Und freundlich den Seinen sie reichte.
Ihm wehe die Palme des Himmlischen mild,
Und nimmer ersterbe sein liebendes Bild,
Ob längst schon die Waldung erbleichte!"

H. G. Fischer.

Das Steinkreuz bei Klotzsche.

Im Jahre 1401 ward auf dem Rathause zu Dresden ein Adelstanz gehalten, bei welchem sich zwei mächtige Ritter arg veruneinigten. Der Ritter Rudolf von Körbitz hatte dem Burggrafen Jeschke von Dohna während des Tanzes ein Bein gestellt, worauf dieser jenem eine Ohrfeige gab. Es entstand nun eine blutige Fehde, welche bis in das nächste Jahr währte. Der Burggraf von Dohna und seine Vettern Johne und Heide machten durch Raub und Mord die Gegend von Dresden bis zur böhmischen Grenze unsicher. Der Markgraf von Meißen mußte endlich die Feinde Derer von Dohna unterstützen, um Ruhe zu schaffen. Man beschloß, die Grafen von Dohna aus ihren Stammsitzen zu vertreiben und die Burg Dohna zu zerstören, was auch den 19. Juni 1402 geschah. Johne und Heide fielen im Kampfe. Der Burggraf von Dohna floh erst nach Weesenstein, dann nach Königstein und endlich nach Ungarn, wo er in der Stadt Ofen als Ruhestörer enthauptet ward.

Schon früher, als der Burggraf vermuten konnte, daß seine Burg erobert werden könnte, war er auf die Rettung seiner beiden Kinder, Wentzsch und Margarete, bedacht. Er übergab dieselben einem treuen Diener und tapferen Kriegsmann, Jonas Daniel, damit er dieselben in Begleitung von vier Knappen nach Königsbrück zur befreundeten Adelsfamilie von Waldow bringen möge. Jonas Daniel kannte die Wege dahin genau. Die fünf Reiter kamen mit den Kindern des Nachts glücklich bis in die Nähe von Klotzsche bei Dresden. Als sie aber einen Kreuzweg im Walde überschreiten wollten, wurden sie plötzlich von einer streifenden Reiterschar angefallen, welche auf der Lauer gestanden zu haben schien. Wahrscheinlich waren es Abgesandte des Ritters von Körbitz. Der treue Jonas war nur auf die Rettung der ihm anvertrauten Kinder bedacht. Er übergab sie einem seiner Genossen und hieß ihn dieselben eilig nach Königsbrück bringen. Er selbst aber warf sich mit den andern Begleitern sofort den Angreifern kämpfend entgegen, um sie von der Verfolgung der Kinder abzuhalten. Der abgesandte Reiter kam mit den Kindern glücklich bis Königsbrück und übergab sie dem Balthasar von Waldow, dem Besitzer des dasigen Schlosses. Als dieser und sein eben anwesender Gast, Hans von Polenz, den Bericht des Knappen hörten, machten sie sich mit ihren Reitersknechten sofort auf, um den Dohnaischen Reitern beizustehen und sie womöglich zu retten. Leider kamen sie erst am Morgen auf dem Thatorte an. Hier fanden sie die drei Begleiter des alten Jonas schwer verwundet, ihn selbst aber tot. Die feindlichen Reiter waren davongeeilt.

Zur Erinnerung hieran und besonders zum Gedächtnis des treuen Dieners, der in Gehorsam gegen seinen Herrn und in Fürsorge für die ihm anvertrauten Kinder das Leben aufgeopfert hatte, ward später an jenem Orte ein Kreuz errichtet, das jetzt noch zu sehen ist. Dasselbe ist aus Sandstein gehauen und hat die Höhe von etwa 1 Meter. Seine Inschrift: Fin(is) Milit(is) Jhonas Dan(iel) will sagen, daß hier der Soldat Jonas Daniel sein Lebensende gefunden habe.

So möge denn das einfache Kreuz aus Sandstein, überschattet von hohen Nadelbäumen und umwachsen von Moos und Waldgras, noch viele Jahrhunderte

nach der belebten Straße hinüberschauen, um den nach der volkreichen Hauptstadt eilenden Wanderern zu erzählen, daß das Gedächtnis des Gerechten in Segen bleibt.

H. G. Fischer.

Pirnaisches Elend.

I. Die Schwedennot im Jahre 1639.

In den ersten Zeiten des furchtbaren dreißigjährigen Krieges wurde die Stadt Pirna wenig in Mitleidenschaft gezogen. Wohl waren öfters arme evangelische Auswanderer aus Böhmen, Steiermark und Österreich, welche ihrer Religion wegen die Heimat verlassen mußten, gekommen und hatten unterstützt werden müssen, wohl hatte die Stadt auch mehrfach Besatzungen und durchziehende Truppen zu verpflegen gehabt, wohl auch mehrmals Lieferungen an Lebensmitteln und Kriegsbedarf in die kurfürstlich sächsischen Feldlager leisten und zu der im Lande erhobenen Kriegssteuer, der sogenannten Soldatensteuer, erheblich beitragen müssen, wohl hatten auch kaiserliche Streifcorps die Stadt berührt und in den Vorstädten und der Umgebung gehaust; immerhin waren die eigentlichen Schrecken des Krieges den Bewohnern erspart geblieben. Doch sollte es nach 1635 anders werden. Der Kurfürst Johann Georg I. hatte, nachdem am 24. November 1634 zu Pirna die Bedingungen festgesetzt worden waren, am 30. Mai 1635 zu Prag mit dem Kaiser Frieden geschlossen und sich von dem bisher mit den Schweden eingegangenen Bündnisse losgesagt. Zwar war ihm dadurch ein bedeutender Zuwachs an Land geworden, denn er erhielt das bisher als Pfand innegehabte Markgrafentum der Ober- und Niederlausitz erbeigentümlich; aber er zog sich auch dadurch die erbittertste Feindschaft der Schweden zu, unter welcher sein armes Land in der Folge furchtbar zu leiden hatte.

Im Prager Frieden hatte sich Johann Georg I. auch verpflichtet, zur Vertreibung der Schweden aus Deutschland mitzuwirken. Noch im Jahre 1635 war er deshalb mit einem starken Heere ins Magdeburgische Gebiet eingerückt und hatte dasselbe bald von den Schweden gesäubert. Doch wurde er im selben Jahre zweimal von den Schweden geschlagen und erlitt auch, trotzdem er sich mit dem österreichischen General Hatzfeld verbunden hatte, 1636 bei Wittstock und 1637 bei Eilenburg durch den schwedischen General Baner schwere Niederlagen. Baner rückte bis Leipzig vor, konnte dasselbe zwar nicht einnehmen, ließ aber dafür die Umgebung meilenweit verwüsten. Die Jahrbücher der Städte Wurzen, Leisnig, Coldit, Grimma, Strehla, Meißen u. a. m. wissen davon zu erzählen. 1638 hatte Baner die Kaiserlichen nach Schlesien und Böhmen gedrängt, die Städte Zwickau und Chemnitz besetzt und war zur Belagerung von Freiberg verschritten.

Wohl war Freiberg durch kaiserliche und kurfürstliche Truppen entsetzt worden, und es hatten die Schweden weichen müssen; am 4. April 1639 aber wurden die Verbündeten im unglücklichen Treffen bei Chemnitz völlig geschlagen. Da sie sich hierauf nach Böhmen zurückzogen, so war Sachsen nunmehr gänzlich schutzlos. Baner rückte am 10. April mit seinem Heere abermals vor Freiberg.

Wacker verteidigten die Freiberger die alte Bergstadt, und die Schweden konnten nichts ausrichten. Am 15. April hob Baner die Belagerung auf und zog mit seinem Heere der Elbe zu, um nach Böhmen vorzudringen. Daß er auf diesem Zuge sich des wichtigen Ortes Pirna und seines festen Schlosses zu bemächtigen suchen würde, lag klar auf der Hand. Deshalb hatte der Kurfürst den Oberbefehl über Stadt und Schloß einem sehr tüchtigen Manne anvertraut, dem Oberstlieutenant der Artillerie, Johann Siegmund von Liebenau. Derselbe hatte alles gethan, was in seiner Macht stand, um die Verteidigungsfähigkeit der beiden ihm anvertrauten Posten zu erhöhen und dem zu erwartenden Angriffe die Spitze zu bieten.

Am 16. April — es war ein Osterdienstag — langte die unselige Nachricht an, daß das feindliche Heer im Anzuge gegen Pirna sei. Trotzdem ging man zur Kirche, um, wie es damals noch üblich war, den dritten Feiertag zu feiern. Da (es war morgens 8 Uhr, eben hatte der Superintendent Reichhardt die Predigt begonnen) drang Kanonendonner in die feierliche Stille des Gotteshauses. Der Kommandant Liebenau zeigte dadurch der Bürgerschaft das Nahen des Banerschen Heeres an. Jäh wurde die heilige Handlung unterbrochen. Alles eilte aus der Kirche nach Hause; galt es doch kräftigen Widerstand zu leisten, da die Stadt nur auf ihre Bürger und eine schwache Besatzung angewiesen war. Um den Schweden möglichst erfolgreich entgegentreten zu können, ließ der Kommandant die Häuser in den Vorstädten auf 50 Schuh im Umkreise vom Stadtgraben niederbrennen. Mehrere hundert Häuser gingen dadurch zu Grunde. Sofort nach ihrer Ankunft trafen die Schweden die Vorbereitungen zu einer regelrechten Belagerung. Stadt und Schloß wurden von allen Seiten eingeschlossen, Schanzen aufgeworfen, Laufgräben gezogen, Minen gegraben. Tag und Nacht wurde gearbeitet. Die Feinde ließen sich auch durch das heftige Feuer nicht stören, welches vom Schlosse, von den Mauern und Türmen auf sie eröffnet wurde.

Am 23. April war Baner mit seinen Arbeiten so weit vorgeschritten, daß er den Sturm beginnen konnte. Von früh 8 Uhr an ließ er die Stadt aufs heftigste beschießen. Nachdem eine Aufforderung zur Übergabe von Liebenau abschläglich beschieden worden war, wurde am Dohnaischen Thore Bresche geschossen. Baner ließ Minen springen und die Gräben mit Faschinen (Holzbündel) füllen. Mittags 12 Uhr befahl er, Sturm zu blasen. Der Kampf war ein kurzer. Die geringe Besatzung und die wenigen bewaffneten Bürger — die meisten Bürger waren beim Brescheschießen davongelaufen — waren der großen Anzahl der Angreifer nicht gewachsen. Bald drangen die Schweden in die Stadt. Der Kommandant Liebenau, einsehend, daß er dieselben nicht mehr aus der Stadt vertreiben könne, zog sich mit seinen Soldaten auf den Sonnenstein zurück und überließ das unglückliche Pirna seinem Schicksale. Entmutigt durch den Abzug Liebenaus, verließen auch die Bürger ihre Posten und flohen in ihre Häuser. Unaufgehalten drangen die Schweden überall vor, und die Straßen der Stadt wurden nun der Schauplatz der schrecklichsten Scenen. Wer sich sehen ließ, wurde ohne Gnade niedergehauen, erstochen, erschossen oder totgeschlagen. In kurzer Zeit verloren über 300 Bürger ihr Leben. Stellenweise lagen die Toten so dicht, daß eine An-

zahl angesehener Männer, welche man gefangen wegführte, über dieselben hinwegschreiten mußte.

Übertroffen wurde die Mordlust der Schweden noch von ihrer Raubgier. Alle Häuser wurden gestürmt, die unglücklichen Bewohner durch scheußliche Martern und Greuelthaten zur Herausgabe von Geld und Gut gezwungen, alle bewegliche Habe, als Geräte, Getreide, Vieh, Eßwaren, Getränke u. s. w., wurde geraubt. Wer fliehen wollte, wurde erbarmungslos totgeschlagen, keines Alters, Geschlechtes und Standes wurde geschont. Mehrere hundert Menschen hatten sich in die Hauptkirche und deren Sakristei geflüchtet; aber auch das Heiligtum bot keine Sicherheit. Die entmenschten Barbaren drangen auch hier ein, raubten alles, was sie vorfanden, und verübten die scheußlichsten Grausamkeiten, schossen auf die wehrlosen Flüchtlinge, verwundeten viele und töteten sogar zwei Bürger am Altare. Auch in das Rathaus stürmten die wilden Horden; die alten Urkunden, Kaufbücher, Rechnungen und andere wertvolle Schriften, darunter auch die Handschrift des Pirnaer Mönchs — eine sehr wertvolle geschichtliche Darstellung — riß man aus den Schränken und warf sie zu den Fenstern hinaus. Schon begannen die Soldaten die Lagerfeuer auf dem Markte damit zu nähren und Patronen daraus zu fertigen, als der Bürgermeister Werner sich an Baner wandte und die Erlaubnis erhielt, zu retten und ins Rathaus zurückzubringen, was zu retten war. Viele wertvolle Urkunden waren aber bereits vernichtet.

Die Plünderung und die Gewaltthätigkeiten der Schweden dauerten bis zum 25. April fort; kein Winkel, kein Loch blieb undurchsucht, sogar die Keller wurden aufgegraben. Endlich, nachdem der Rat sich in einem demütigen Schreiben an Baner gewandt hatte, erteilte derselbe am 26. den Bewohnern einen Schutzbrief; aber es war alles ausgeplündert, und es mangelte an der nötigen Nahrung. Über 400 Bürger und Einwohner verließen deshalb Haus und Hof, wanderten aus und suchten an anderen Orten ihr Fortkommen. Einer größeren Anzahl war es vorher gelungen, aus der Stadt zu fliehen und sich gleich anderen Bewohnern der Umgegend in den schwer zugänglichen Felsklüften der sächsischen Schweiz zu verbergen. Die Schwedenlöcher, der Kuhstall u. a. erinnern noch heute daran. Traurig sah es aber in Pirna aus. Die Leichen der Erschlagenen blieben 8 Tage lang unbegraben auf den Gassen liegen; endlich wurden 200 auf dem Klosterkirchhofe und ebenso viele auf dem Stadtkirchhofe beerdigt. Särge zur Beerdigung fehlten fast gänzlich, und die Leichen wurden deshalb schichtenweise in Gruben neben- und übereinander gebettet. Viele Einwohner lagen schwerverwundet darnieder, und eine große Zahl erlag den Verwundungen. In einem vom Rate zu Pirna 1639 abgesandten Berichte über die Vorgänge bei der Einnahme Pirnas durch die Schweden wird der gesamte Verlust Pirnas an Toten auf „600, die teils niedergehauen, teils gestorben sind," angegeben.

Die Schweden setzten sich nun in der Stadt ernstlich fest und suchten auch das Schloß Sonnenstein in ihre Gewalt zu bringen. Sie glaubten, daß ihnen dies keine großen Schwierigkeiten bereiten würde; aber sie hatten sich hierin sehr getäuscht. Liebenau war ein äußerst tüchtiger Kommandant und schlug alle Angriffe aufs tapferste ab. Freilich litt Pirna sehr darunter. Durch das heftige

Feuer, welches die Besatzung herabsandte, fand mancher Bewohner seinen Tod, und vieles Eigentum wurde vernichtet. Als Baner die Unmöglichkeit einsah, das feste Schloß einzunehmen, wandte er sich mit seiner Hauptmacht nach Böhmen, ließ aber eine starke Besatzung in der Stadt. Diese Besatzung mußten die Bürger beherbergen und verpflegen; so wurden z. B. anfangs für die Offiziere allein wöchentlich 1500 Reichsthaler gefordert. Als die Bürger diese Steuer nicht beschaffen konnten, begnügte man sich mit der Verpflegung durch die Wirte; zur Verpflegung des Kommandanten der Schweden mußte jedoch der Rat wöchentlich 100 Reichsthaler aufbringen.

Aber nicht genug, daß der Feind der armen übriggebliebenen Bürgerschaft diese schweren Lasten aufbürdete, auch das Plündern und Erpressen wurde fortgesetzt. Fast täglich wurden die Häuser durchsucht; was gefunden wurde, wurde weggenommen, es half kein Bitten, kein Flehen, auch der erteilte Schutzbrief nicht. Wiederholt suchte der sächsische Kurfürst sich der Stadt wieder zu bemächtigen oder wenigstens das Schloß zu verproviantieren und Mannschaften hineinzuwerfen; das letztere gelang, das erstere aber nicht, denn auch die Schweden zogen fortwährend neue Mannschaften herbei. Der Mangel an Lebensmitteln wurde dadurch ein so großer, daß man in der Stadt keinen Bissen Brot bekommen konnte und bald furchtbare Hungersnot herrschte. Viele Personen, meist Frauen, wurden daher aus der Stadt gewiesen. Meilenweit ritten und liefen die Soldaten auf den Dörfern und in den Städten umher und raubten und brandschatzten, soviel sie konnten. Wehe der Ortschaft, welche nicht lieferte! So wurde die ganze Gegend bis nach Sebnitz, Radeberg, Geising ausgesogen. Vieh z. B. war nirgends mehr zu finden, alles hatten die Schweden zusammengetrieben.

Tausende von Dorf- und Stadtbewohnern waren infolge der furchtbaren Bedrückungen aus ihrer Heimat geflohen und hatten sich unter den Schutz der Festung Königstein begeben. Seit Ostern hatten die meisten von ihnen unter freiem Himmel gelegen, es waren deshalb Krankheiten aller Art unter ihnen ausgebrochen; dazu kam, daß nun auch Hunger eintrat. Vom 29. August an wurde in den Kirchen Dresdens für die unter dem Königstein lagernden Bauern öffentlich Fürbitte gehalten. In diese Fürbitte wurden auch die armen Pirnaer eingeschlossen, denen es besonders in der letzten Zeit der Schloßbelagerung ganz traurig erging. Nicht genug, daß die unglücklichen Bewohner ihr Hab und Gut hergeben mußten, sie mußten auch die schwersten Arbeiten verrichten. Männer, Weiber und Kinder wurden gezwungen, Schanzen aufzuwerfen, Gräben anzulegen, Wasser zu pumpen, Getreide zu tragen und an den Kommißmühlen zu drehen, welche aus steinernen Thürschwellen und Sitzsteinen gefertigt wurden (in der ganzen Umgebung Pirnas gab es nämlich nicht eine einzige Mühle mehr). Oft wurden sie des Nachts zu diesen Arbeiten aus den Betten geschleppt, so daß viele durch Erkältung und Schreck krank wurden und starben, darunter der Bürgermeister Hans Promnitz.

Durch den fortwährenden Kampf ging natürlich auch alles das, was in den Vorstädten und in der Umgebung noch übrig geblieben war, zu Grunde, so daß von über 300 Häusern, 20 Vorwerken, 42 Scheunen, der Nikolaikirche, dem

Hospital, dem Lazarett, dem Zollhause, dem Marstalle, dem ganzen Dorfe Copitz und 6 Mühlen nichts mehr übrig war. Sämtliche Obstanlagen, Gärten, Äcker und Weiden im Stadtgebiete waren ebenfalls vernichtet.

Am 22. September kehrte Baner selbst wieder nach Pirna zurück. Da alle Anstrengungen, den Sonnenstein zu nehmen, vergeblich gewesen waren, so beschloß er, sich weiter nach Westen zu wenden, vorher aber aus Rache für die schweren Verluste, die er hier erlitten hatte (fluchend hat er selbst eingestanden, daß ihm die Blockade des Schlosses 1900 Mann, der Sturm auf die Stadt 1100 Mann gekostet habe), die Stadt gänzlich zu zerstören, damit dem Gegner nichts übrig bliebe als eine leere Stätte. Als der Rat und die Bewohner diese schreckliche Absicht erfuhren, beschlossen sie, dem Feldmarschall in einem demütigen Schreiben vorzustellen, welch große Not die Stadt bereits erlitten habe, und ihn um gnädige Schonung anzuflehen. Das Schreiben wurde durch eine Abordnung überreicht, von Baner auch angenommen und gelesen, dann aber vor den Augen der Abgesandten zerrissen und auf den Boden geworfen, wobei der Feldmarschall hohnlachend auf das Beispiel des Kurfürsten hinwies, der auch kein Bedenken getragen habe, seine eigene Stadt zu bombardieren. Wohl versuchten Rat und Bürgerschaft noch zweimal, das eine Mal sogar fußfällig, den Entschluß Baners zu ändern, aber vergebens; sie erhielten nur den trostlosen Bescheid, innerhalb zwei Stunden die Stadt zu verlassen, wenn sie nicht verbrennen wollten.

Volle Verzweiflung bemächtigte sich nun der armen Bürgerschaft. Weinend und zitternd verließen die meisten mit Weib und Kind und der geringen Habe, die ihnen noch geblieben war, unter strömendem Regen ihre geliebte Heimatstadt und wandten sich nach Posta, Wehlen, Rathen, Königstein u. s. f.; nur wenige mutige Männer waren noch geblieben, um zu retten, was zu retten war.

Bereits war die Zerstörung der Stadt in vollem Zuge; schon fing man an, die Stadtmauern einzureißen, die Thore und Türme in die Gräben zu werfen, die Wälle der Erde gleich zu machen; schon drangen die wilden Soldaten auf Befehl Baners in die Häuser zur letzten Plünderung; bereits schlugen sie Thüren, Fenster und alles, was nicht niet- und nagelfest war, mutwillig entzwei; schon waren die Türme und viele Häuser mit Stroh, Holz und Pechkränzen gefüllt worden; da rettete ein mutiger, wackerer Bürger, der Apotheker Theophilus Jakobäer, mit Hilfe eines mitleidigen schwedischen Offiziers, des Obersten Österling, welcher den Befehl zum Niederbrennen hatte, die Stadt vor dem völligen Untergange. Auf den Rat dieses menschenfreundlichen Mannes unternahm Jakobäer mitten in der Nacht auf dem Pferde des Offiziers einen zu jener Zeit sehr gefährlichen Ritt zur Gemahlin des Kurprinzen, Magdalena Sibylla, welche mit dem schwedischen Hofe verwandt war, und erlangte von dieser eine schriftliche Fürbitte an Baner; und wirklich gab Baner derselben auch Gehör; er ließ dem Rate und der Bürgerschaft erklären, er wolle auf empfangene Fürbitte der Gemahlin Herzog Johann Georgs zwar die Stadt mit dem angedrohten Brande verschonen, aber die Türme, Thore und das Salzhaus müßten nach Kriegsbrauch angezündet und zerstört werden. So war durch die kühne That Jakobäers die Stadt gerettet; noch heute hält man in Pirna das Andenken dieses mutigen

Mannes hoch in Ehren, und eine Gedenktafel an seinem ehemaligen Wohnhause (Markt Nr. 17) nennt ihn „den Retter der Stadt".

Der Kommandant der Stadt, Oberst Jitzwitzky, erhielt nun von Baner den Befehl, schleunigst von Pirna abzurücken. Am 25. September zog denn auch die schwedische Besatzung ab, nachdem sie vorgenannte Gebäude noch in Brand gesteckt und zerstört hatte. Nach und nach kehrte nun auch die geflüchtete Bürgerschaft zurück. Traurig, unendlich traurig sah es aber in Pirna aus. Thore, Türme, Mauern geschleift, die Vorstädte niedergebrannt, in der Stadt selbst 70 Häuser zerstört, die Thüren und Fenster der übrigen Gebäude eingeschlagen, die Wasserleitungen durch das fortwährende Minieren vollständig vernichtet, die Straßen voller Schutt und Unrat — bot die Stadt einen grauenhaften Anblick. Man berechnete damals den etwa zu schätzenden Schaden, den die Schweden verursacht, auf 100000 Reichsthaler; unendlich größer war der nicht schätzbare, der durch Stockung des Handels und Wandels in der alten Handelsstadt entstanden war. Schwer, sehr schwer und sehr langsam konnte sich Pirna von dem „Pirnaischen Elend" erholen; den früheren Standpunkt (Pirna war Ende des 15. Jahrhunderts mindestens ebenso groß wie Dresden) hat es nie wieder erreicht.

II. Eine neue Schwedennot in den Jahren 1706 und 1707.

Kurfürst August der Starke hatte, getrieben von persönlicher Eitelkeit, die polnische Königskrone erworben, eine Krone, um deretwillen unserem armen, noch unter den Wehen des dreißigjährigen Krieges schwer seufzenden Vaterlande, besonders aber wiederum der guten Stadt Pirna abermals die größten Opfer auferlegt wurden. Sachsen wurde bekanntlich in den großen nordischen Krieg verwickelt, welcher dem Lande gegen 100000 Landeskinder und 88 Millionen Reichsthaler kostete; denn fast nur mit sächsischem Gelde und mit sächsischen Landeskindern führte August den im polnischen Interesse unternommenen Krieg. Nach dem Frieden zu Altranstädt (1706) blieb der Sieger Karl XII., König von Schweden, noch gegen ein Jahr in Sachsen, und das arme Land mußte während dieser Zeit 20000 schwedische Soldaten erhalten. Mit fast unerschwinglichen Lasten überlud der Schwedenkönig das Land. So forderte er monatlich die Summe von 625000 Reichsthalern, nämlich 500000 Reichsthalern bar und 125000 Reichsthaler in Fourage. Alle gegen diese Maßnahmen versuchten Vorstellungen verwarf er. Leidliche Sicherheit der Person und des Eigentums war fast das einzige, was er gewährte, und wodurch sich die Schweden des nordischen Krieges von denen des dreißigjährigen unterschieden.

Beim Wegzuge der Schweden war das Land völlig ausgesogen, und herzbrechend waren der Jammer und die Klagen der Bewohner. In einem Berichte heißt es: „Fast kein Landmann hat noch eine Bürde Heu; sein Zug- und Rindvieh wird noch vor herannahendem Frühling verschmachten, und wegen Mangels an Samen und Vieh wird die Sommersaat nicht bestellt werden können." Ein anderer Bericht lautet: „Die Leute sind bis auf den untersten Grad des gänzlichen Verderbens getrieben, so daß viele ihre Häuser verlassen und den Bettelstab ergriffen haben; andere sind wegen Unvermögens mit schmählichem Arrest bestraft;

Hausrat, Mobilien, Vieh wurden ihnen weggenommen; etliche sind gar zu Selbstmord und anderen seelen- und leibesverderblichen Extremitäten gebracht worden, so daß das Elend nicht genugsam beschrieben werden kann."

Furchtbar hatte auch wiederum das arme Pirna zu leiden. In Erinnerung an die während des „Pirnaischen Elends" verübten Grausamkeiten seitens der Schweden waren viele der vornehmsten Bewohner mit ihrer Habe beim Herannahen der Schweden geflohen, die Zurückbleibenden aber beschlossen, wegen Mangels an Mehl, Pulver und Blei den Schweden keinen Widerstand entgegen zusetzen. Bald rückten denn auch die Schweden, 2 Schwadronen Meyerfeldscher Dragoner, 300 Mann stark, in die Stadt. Sofort begann die regelrechte Erhebung der Kriegssteuer und die Eintreibung der Fourage (Futter- und Mundvorrat). Die Erhebung der Kriegssteuer geschah auf Grundlage von 5 Millionen Steuerschocken, die im ganzen Lande aufzubringen waren. Für ein Steuerschock waren monatlich 3 Groschen zu bezahlen. Da nun auch die wüsten und verbrannten Grundstücke von der Zahlung nicht ausgenommen waren, wurde natürlich Pirna, das deren sehr viele vom dreißigjährigen Kriege her noch besaß, sehr hart betroffen. An Fourage war täglich zu liefern für ein Pferd 16 Pfund Heu, eine Leipziger Metze Hafer, zwei Metzen Häckerling, in Ermangelung des Heues und Hafers zehn Metzen Häckerling und drei Metzen Roggenmehl oder vier Garben ungedroschenen Getreides (Roggen). Dem Soldaten war es freigelassen, die Kost in natura zu nehmen oder sich bezahlen zu lassen. Verlangt wurde in natura für jeden Mann täglich 2 Pfund Fleisch, 1/2 Pfund Butter oder Speck und 2 Pfund Erbsen.

Die arme Stadt geriet dadurch in die ärgste Bedrängnis. Meilenweit mußte das Futter für die Pferde herbeigeholt werden, und ungeheuer schwer wurde es dem Rate, die Gelder für die Steuerkontribution aufzutreiben. Ein wehmütiges Bittschreiben an Karl XII. brachte keine Erleichterung. Eine Abordnung von Bürgern unter Führung des Ratskämmerers Günther, die nach Altranstädt reiste und dem Könige das Elend der Stadt in den beweglichsten Worten schilderte, würdigte derselbe gar keiner Antwort, auch kehrte er sich nicht im geringsten an ihre Klagen. Da keine Möglichkeit war, die Kriegssteuer zu bezahlen, wurden am 25. Juli 1707 der Bürgermeister Großmann und zwei Ratsherren nach Dippoldiswalde ins Schuldgefängnis geführt. Die Stadt machte nun die größten Anstrengungen, um Kapitalien zu leihen. Zwanzig der angesehensten Bürger schossen 1696 Reichsthaler vor. Nach vieler Mühe gelang es auch, von der Gräfin Cosel erst 4000, später noch 2000 Reichsthaler zu 6 Prozent zu erhalten, so daß nach zwölftägiger Haft die gefangenen Ratsleute in Freiheit gesetzt werden konnten. Auch wertvolle Gerechtsame mußte Pirna, um nur Zahlung leisten zu können, in dieser schweren Zeit der Schwedennot opfern, so unter anderen die Braugerechtigkeit zu Gamig für 4000 Reichsthaler an den Geheimrat von Bose.

Endlich, am 3. September 1707, schlug für Pirna die Stunde der Erlösung; die einquartierten Schweden rückten ab. Freilich hatte die Stadt immer noch Lieferungen für durchziehende Soldaten zu leisten, allein diese waren gering zu

achten gegen die vorerwähnten. Am 17. September 1707 waren die letzten Schweden in Pirna; es waren 25 Dragoner unter Führung eines Kornett, dem der Rat ein Attest mitgeben mußte, daß der General Meyerfeld gutes Kommando geführt, „wodurch wir" — so schreibt der damalige Syndikus Barth — „denen Schweden gänzlich losgeworden", welchen Worten er am Schlusse der betreffenden Ratsniederschrift ein jedenfalls aus tiefstem Herzensgrunde kommendes „Deo sit laus et gloria" (Gott sei Lob und Dank) beigefügt hat.

Pirna berechnet die Kosten dieser schwedischen Invasion auf 111730 Reichsthaler 13 Groschen 5 Pfennige. Lange Zeit hatte die Stadt mit der Abtragung der Schwedenschuld zu kämpfen. Noch 1712 hatte es 6102 Reichsthaler 17 Groschen Schwedenschuld. Zu den ungestümsten Gläubigern gehörte die Gräfin Cosel. Diese ließ wegen Säumigkeit in der Zahlung im April 1712 den Bürgermeister und zwei Ratsherren gefangen setzen, außerdem jedem zwei Soldaten ins Haus legen und vier Tage darauf aus demselben Grunde noch drei angesehene Bürger festnehmen und durch den Amtslandsknecht ins Schuldgefängnis werfen. Erst nach einem Monat erlangte der Syndikus Dr. Barth durch Beschaffung der Gelder die Befreiung dieser sechs Männer.

Ernst Künzel.

Die Festung Königstein.

Einer der interessantesten Gipfel der Felsenwelt der sächsischen Schweiz ist der Königstein, zugleich auch eine der berühmtesten und merkwürdigsten Bergfestungen Deutschlands. Bespült an seinem Fuße von den Fluten des lieblichen Elbstroms, liegt der Königstein, ein freistehender Felskegel, gegenüber seinem auf der rechten Seite der Elbe aus dem Thale mächtig emporsteigenden Zwillingsbruder, dem durch kühne, hochaufstrebende Formen sich auszeichnenden Lilienstein. Schon aus weiter Ferne durch die weißschimmernden Felsenwände und die auf der Plattform befindlichen Gebäude erkennbar, gleicht der Königstein einem Felsenneste, das durch seine drohend ins Thal hinabschauenden Kanonen den Elbstrom und die Böhmische Bahn gegen eine durch das Elbthal vordringende feindliche Armee beherrscht.

Schon in den ältesten Zeiten hat der Königstein als wichtiger Punkt gegolten. Als in grauer Vorzeit die Sorben, immer weiter nach Westen vordringend, ihre Wohnplätze in unserm jetzigen Vaterlande aufschlugen, befestigten sie verschiedene Punkte an der Elbe, auch den „Stain" oder „Kunygenstein", wie dieser Felsen in alten Urkunden genannt wurde. In jener Zeit erhob sich aber auf dem „Stain" noch keine Burg, sondern aufgehäufte Steinhaufen, übereinandergeschichtete Baumstämme und Balken, aus Reisig und Steinen errichtete Verhaue bildeten die Befestigungen, hinter welchen die Sorben den Angriffen ihrer Feinde Widerstand zu leisten versuchten. Erst später wurde auf der Plattform des „Stains" eine Steinburg errichtet. Oft wechselten die Besitzer, und der „Stain" bildete in jener Zeit vielfach den Gegenstand der Fehde. Lange ist der Berg mit

der darauf errichteten Burg im Besitze der Böhmen gewesen. Den mächtigen Burggrafen zu Dohna gehörte er als böhmisches Lehen, bis er endlich in den bleibenden Besitz der Markgrafen von Meißen kam.

Die Hussiten, die jahrelang raubend, sengend und brennend durch die sächsischen Lande zogen, Städte und Dörfer unbarmherzig zerstörten und die fruchtbaren Fluren verwüsteten, hatten auch das alte Schloß auf dem Königstein niedergebrannt. Man hielt die Wiederherstellung der Burg für unnötig, weil der starkbefestigte Sonnenstein bei Pirna als Hauptfestung gegen Böhmen von jetzt an dienen sollte.

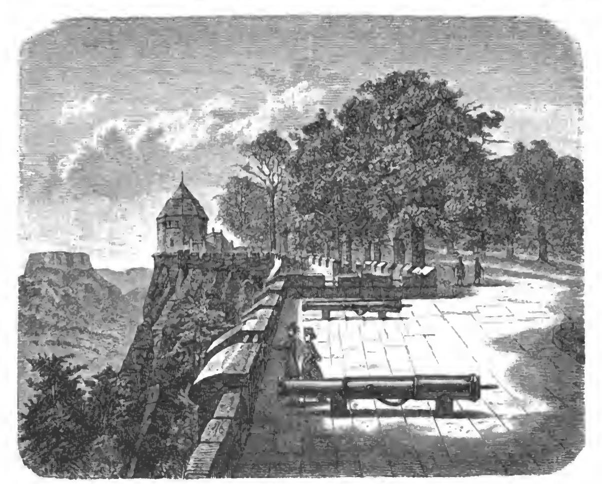


Stadt und Festung Königstein.

Georg der Bärtige, zwar ein Zeitgenosse des großen Reformators Luther und Friedrichs des Weisen, trotzdem aber ein eifriger Gegner der neuen Lehre und ein gehorsamer, treuer Sohn der katholischen Kirche, erbaute auf dem Felsen ein Cölestinerkloster, in das er zwölf Mönche aus dem Kloster Oybin bei Zittau berief. Dieses Kloster sollte aber nicht von langem Bestande sein; denn im Herzogtume Sachsen gewann die Reformation trotz der außerordentlichen Strenge, mit der Georg die Anhänger der neuen Lehre verfolgte, immer mehr Boden, das Morgenrot einer neuen Zeit leuchtete auch in die Zellen des auf einsamer Höhe gelegenen Klosters, und bewegt von dem wunderbaren Gesange der Wittenberger Nachtigal und mächtig ergriffen durch die kühnen, weltbewegenden Worte des Wittenberger Mönchs, dessen gewaltige Hammerschläge auch an die Thore des

Cölestinerklosters vernehmlich gepocht hatten, verließ die kleine Schar der Mönche, der würdige Prior an der Spitze, das Kloster auf dem Königstein und zog mit Jauchzen und Frohlocken durch die finstere Klosterpforte hinaus in Gottes schöne, weite Welt.

Das Kloster wurde geschlossen, und da, wo vor kurzem noch das Klosterglöckchen die Beter aus dem Thale hinauf nach der Kapelle gerufen, die Mönche ihre Messe gelesen und das Ave Maria gebetet hatten, ertönte jetzt das Klirren der Sporen und das Rasseln der Säbel. Die mutigen Söhne des Mars hatten auf der alten Veste ihren Einzug gehalten und sich in den alten Klostergebäuden



Auf der Plattform der Festung Königstein.

häuslich niedergelassen, wo sie sich wohler fühlten als vor ihnen die Männer mit der Tonsur und der langen Kutte.

Durch Vater August erhielt der Königstein zuerst seine große Bedeutung als Festung, und unter seinen Nachfolgern wurde auf die weitere Befestigung immer mehr Sorgfalt verwendet. Ein in die Felsen gearbeitetes Thor bildete den Zugang zur Festung. Bei Aufführung der großen, mächtigen Wände wurden teilweise die steilen Felsen mit benutzt. Eine größere Anzahl Gebäude, wie die Georgenburg, die Friedrichs- oder Christiansburg, nach ihren fürstlichen Erbauern genannt, wurden auf der Plattform des Felsens errichtet. Bombenfeste, in die Felsen gearbeitete gewölbte Kasematten wurden angelegt, in welchen bei einer Belagerung die Besatzung vor den feindlichen Kugeln geschützt sein sollte. Außer-

dem errichtete man rings um den Felsen am Rande der Plattform zahlreiche Bastionen und hohe Brustwehren, durch deren Schießscharten die Mündungen der Kanonen lugen, aus denen in Zeiten des Krieges die Tod und Verderben bringenden Kugeln hinab ins friedliche, blühende Thal geschleudert werden. Liebliche Gärten mit den duftigsten Blumen und blühenden Obstbäumen, welche die Wohnungen der Offiziere und Beamten umgeben, und gut gepflegte Anlagen mit lauschigen Plätzen lassen auf Augenblicke ganz vergessen, daß man sich auf einer Bergveste befindet.

Besonders erwähnenswert ist der auf Anordnung des Kürfürsten August I. angelegte Brunnen, dessen Ausführung wegen der vereinzelten Lage des Felsens und der Durchlässigkeit der Sandsteinschichten große Schwierigkeiten verursachte, und der gewiß als eins der großartigsten Werke dieser Gattung bezeichnet werden darf. Er ist durchaus in Sandsteinfelsen gehauen. Seine Tiefe beträgt 187 m, der Wasserstand 17 m, und zu seiner Herstellung war ein Zeitraum von 40 Jahren erforderlich.

Steht man am Fuße der Festung und schaut an den hohen, senkrechten, stellenweise sogar überhängenden Felsen empor, so wird man es begreiflich finden, daß die Festung früher für unüberwindlich gehalten wurde. Ein Aushungern schien ebenso unmöglich zu sein wie eine Erstürmung; denn die in den Kasematten untergebrachten Vorräte konnten nicht vernichtet, der Ersatz infolge der Möglichkeit eigener Wiederherstellung nicht verhindert und das Brunnenwasser nicht abgegraben werden. Die Festung ist denn auch in keinem der vielen Kriege, in welchen Sachsen als Kriegsschauplatz diente, von Feindeshand genommen worden. Daß sie auch heute noch den weittragenden Geschützen widerstehen könne, wird allerdings bezweifelt. Hat aber auch der Königstein infolge der großartigen Verbesserung der Geschütze und der heutigen Kriegsführung nicht mehr seine frühere Bedeutung, so scheint man doch in militärischen Kreisen diesem Felsenneste noch heute einen hohen Wert beizumessen, da die Festung stets in gutem Zustande erhalten wird und erst neuerdings bedeutende bauliche Veränderungen und Wiederherstellungen sowohl im Innern, als auch an den Mauern der Festung vorgenommen worden sind.

Einmal ist allerdings die Einnehmbarkeit der Festung bewiesen worden. Ein Schornsteinfeger stieg im Jahre 1848 an der Südseite, in einer Felsspalte aufwärtsklimmend, empor und erreichte glücklich, wenn auch mit blutenden Händen und Füßen, die Brustwehr.

In Kriegszeiten dient die Festung zur Aufnahme der Archive und der Schätze des Staates; wiederholt wurden hier oben die wertvollen und berühmten Kunstsammlungen der Hauptstadt, z. B. die Schätze des Grünen Gewölbes, geborgen. Auch die königliche Familie hat mehrfach in den Zeiten der Gefahr auf dem Königstein eine sichere Zufluchtsstätte gefunden.

In früherer Zeit diente die Georgenburg auf der Festung als Staatsgefängnis. Einer der bedeutendsten Gefangenen war Nikolaus Crell, einst allmächtiger Kanzler des Kurfürsten Christian I., der mit Gewalt die reformierte Lehre in Sachsen einzuführen sich bemühte und die härtesten Maßregeln gegen die Lutheraner anwandte. Crell wurde zehn Jahre lang in grausamer Gefangenschaft gehalten, bevor er durch Henkers Beil auf dem Neumarkte in Dresden

hingerichtet wurde. Auch der Kanzlist Menzel, der Friedrich dem Großen wichtige Papiere aus der kurfürstlichen Kanzlei zukommen ließ, mußte hier oben dreiunddreißig Jahre lang den an seinem Vaterlande begangenen Verrat büßen.

Ein bequemer Weg, welcher prächtige Ausblicke auf das liebliche Elbthal bietet, führt aus der am Fuße der Festung gelegenen freundlichen Stadt Königstein hinauf nach der Festung. Über Brücken, durch Thore, auch durch einen in den Felsen gehauenen langen gewölbten Gang gelangt man in den inneren Raum derselben.

Nur in Begleitung eines Soldaten ist es gestattet, die Sehenswürdigkeiten der Festung in Augenschein zu nehmen und einen Rundgang auf der Plattform zu machen, von der man eine wahrhaft entzückende Aussicht auf den klaren Spiegel des Elbstroms und die Berge und Thäler der sächsischen Schweiz hat.

Die große Anzahl der buntbewimpelten Zillen und Kähne, welche die reichen Produkte Böhmens zu Thal fahren, die schmucken, grünweißen Raddampfer mit Hunderten von Vergnügungsreisenden an Bord, welche die Schönheiten des Gebirges und die lieblichen Gelände der Elbe bewundern, und die von kundiger Hand geführten, langgestreckten böhmischen Holzflöße bieten ein ungemein belebtes und bewegtes Bild. Um den Königstein aber gruppieren sich viele andere mit prächtigem Walde bewachsene Berge und Bergkuppen und durch die mannigfaltigsten Formen sich auszeichnende kahle Felsen und Wände. Die Berge der Lausitz, die stolzen Kegel des Böhmerlandes und des Erzgebirges, sie alle schauen herüber aus weiter Ferne, und über alle die grünen Wälder, Wiesen und wogenden Saatenfelder schweift das Auge hinab in die Ebene, aus welcher uns bei klarem Wetter im Scheine der goldenen Abendsonne die Türme der königlichen Residenz bgrüßen.

Alfred Leuschke.

Eine Wanderung durch die sächsische Schweiz.

Mit dem Namen „sächsische Schweiz" bezeichnet man gewöhnlich denjenigen Teil des zu beiden Seiten des Elbstromes gelegenen Sandsteingebirges oder Meißener Hochlandes, welcher durch ganz besonders eigentümliche und großartige Felsbildungen ausgezeichnet ist. Es ist dieser Teil zwischen der sächsischen Stadt Pirna und dem ersten böhmischen Dorfe Hernskretschen gelegen.

Die Sandsteinfelsen erscheinen hier wie aufeinander gepackt und semmelzeilenartig geschichtet und sind infolge der Verwitterung, namentlich durch den zerstörenden Einfluß des Wassers, aller scharfen Ecken und Kanten beraubt und sehr zerklüftet. Einzelne haben ganz wunderliche Formen; man spricht von einem Lamm, einer Lokomotive, einem steinernen Sarge, einem steinernen Hause, einem Froschmaul u. dgl. Auch an Höhlen und Klüften ist die sächsische Schweiz reich.

Zwischen den hohen Steinwänden ziehen sich enge, oft schauerliche Thäler und Schluchten hin, und so ist es denn kein Wunder, daß die vom dem Meißel des Steinbrechers noch verschonten Teile des Gebirges, in denen die genannten Eigentümlichkeiten in voller Schönheit zu beobachten sind, alljährlich durch Hunderttausende von Naturfreunden aus allen Teilen Deutschlands, besonders aber aus



Ein Blick von der Bastei.

den sächsischen Großstädten und aus Berlin, aufgesucht und bewundert werden. Es ist dies jedoch noch nicht allzulange der Fall.

In früheren Jahrhunderten waren diese einsamen Thäler und Schluchten fast ganz unbekannt, so unbekannt, daß man sie während des 30 jährigen Krieges als sichere Zufluchtsstätten für Menschen und Vieh benutzen konnte. Das Verdienst, die sächsische Schweiz aufgeschlossen zu haben, gebührt namentlich zwei sächsischen Geistlichen, Wilhelm Leberecht Götzinger, Pfarrer in Neustadt bei Stolpen, gestorben im Jahre 1818, und C. H. Nicolai, Pfarrer in Lohmen, gestorben 1823. Neben ihnen sind zu nennen der Maler Anton Graff an der Dresdner Kunstakademie, gestorben 1813, und der Kupferstecher Adrian Zingg, gestorben 1816. Während die ersteren durch ihre Schriften auf die Schönheiten des Gebirges aufmerksam machten, brachten die letzteren durch wohlgelungene Bilder die Reize desselben zur Anschauung. Auch in den „Malerischen Wanderungen durch Sachsen“ von Karl August Engelhardt ist die Gegend, welche seit Anfang dieses Jahrhunderts den Namen „sächsische Schweiz“ trägt, erwähnt und zu einem Teile beschrieben. Neuerdings hat der Gebirgsverein für die sächsische Schweiz auch den entlegeneren Punkten die allgemeine Aufmerksamkeit zugewendet, indem er Weg und Steg zu denselben bezeichnet und geebnet hat.

Treten wir nun einmal eine Wanderung in die große „Felsenstadt“ an! Freilich, die Großartigkeit und Pracht läßt sich nicht durch Worte ausdrücken, man muß sie sehen; und auch die Bilder, die nachfolgender Beschreibung beigegeben sind, können nur als ein sehr unvollkommener Ersatz für das, was die Wirklichkeit dem Auge bietet, bezeichnet werden.

Der am meisten besuchte Punkt der sächsischen Schweiz ist die Bastei; er wird fast allgemein auch als der schönste bezeichnet. Man erreicht ihn von Dresden aus in einigen Stunden. Der Reisende benutzt bis zur Station Pötzscha die Eisenbahn und fährt alsdann über die Elbe nach dem Orte Wehlen. Nach kurzer Wanderung kommt er in den Wehlener und den sich anschließenden Uttewalder Grund. Heilige Stille wie in einem erhabenen Dome herrscht zwischen den himmelanstrebenden Felswänden. Hier und da treten dieselben ganz nahe zusammen zu quetschender Enge, anderwärts bilden sie Thore, Nischen und Höhlen. Bald sind die Felsen in ehrwürdiges Grau gekleidet, bald leuchten sie in dem freundlichen Gelb der Schwefelflechte. Bald wird der Weg gesperrt durch gewaltige Felsblöcke, bald wird er umsäumt von saftigem Grün; immer aber wölben majestätische Tannen und Fichten, die zuweilen förmlich an den Felsen emporklettern, ihre weithinragenden Äste über dem Haupte des andächtig dahinschreitenden Wanderers.

Mitten im Grunde weist ein Täfelchen rechts nach der Bastei. Schlägt man den an dieser Stelle abzweigenden Weg ein, so gelangt man durch den schönen und in seinem ersten Teile ebenfalls sehr großartigen Zscherregrund in etwa einer Stunde ans Ziel der Wanderung, auf die Bastei, einen jäh über die übrigen Felsenplatten hinausragenden Vorsprung, der 210 Meter hoch über der Sohle des Elbthals liegt.

Unvergleichlich schön ist der Blick von dieser Felsenkanzel aus. Ein ganzes

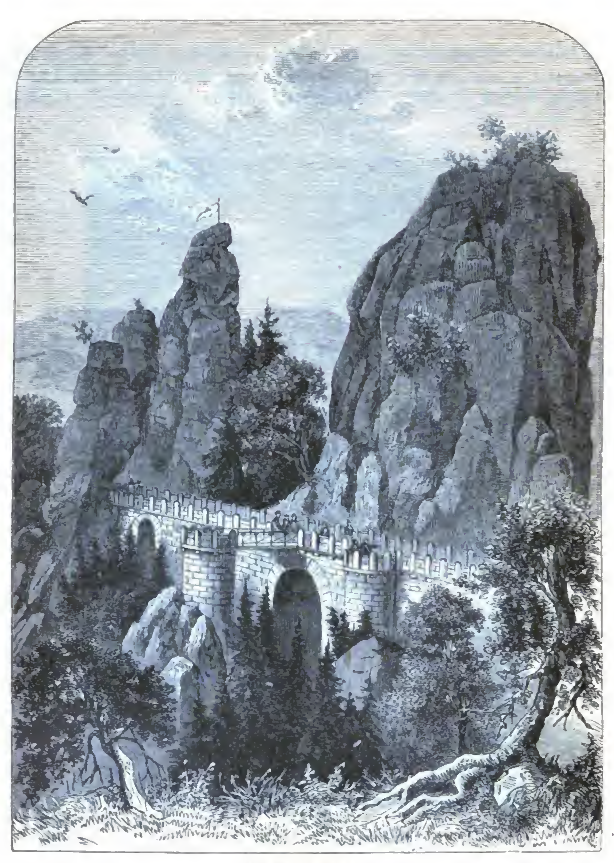
Felsenmeer, ein wahres Labyrinth von großen und kleinen Blöcken, Spitzen und Kuppen liegt vor dem Beschauer ausgebreitet: zu den Füßen der mit Dampfschiffen, Kähnen und Flößen belebte Strom, gegenüber die Rauensteine, weiter



Felsenthor im Uttewalder Grunde.

nach links der Königstein und Lilienstein und daneben weithin sich dehnende Hochflächen mit ihren schwarzen Wäldern und felsigen Scheiteln.

Von hier aus lenkt man seine Schritte gewöhnlich nach dem Amselgrunde. Nach Besichtigung des unmittelbar hinter dem Gasthause zur Bastei liegenden Felsenkessels und der ebenso kunstvoll wie großartig ausgeführten Basteibrücke, welche eine Anzahl schroffer, vereinzelt liegender Felsenkegel miteinander verbindet



Die Basteibrücke.

und die sogenannte Martertelle, eine die Bastei von den Felsen des Amselgrundes scheidende Schlucht, überwölbt, steigt man rasch bergab zum Amselgrunde und gelangt alsdann zum Amselfall, der zwar mit den gewaltigen Wasserfällen anderer Gebirge keinen Vergleich aushält, in seiner Bescheidenheit aber dennoch zur Belebung und Verschönerung der Gegend nicht wenig beiträgt.

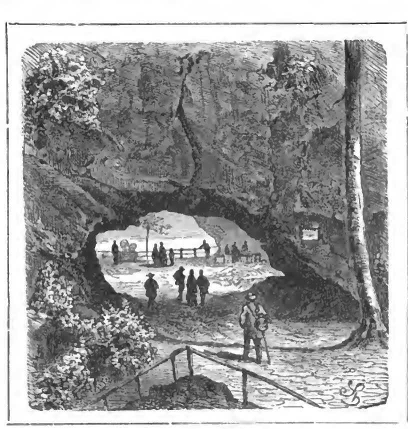
Vom Amselfalle aus geht man den schönen Thalweg wieder zurück und kommt nach dem Dorfe Rathen, von wo aus man zu Schiff oder auch mit dem Dampfwagen die Weiterreise antreten kann.



Der Amselfall.

Touristen, welche wenig Zeit haben, begnügen sich meist mit der soeben beschriebenen Partie, die man bequem in einem Tage machen kann; andere, welche ein vollkommeneres Bild gewinnen wollen, schließen daran die sogenannte große Tour. Diese wird von der überaus reizend gelegenen Stadt Schandau aus angetreten. Zu Wagen erreicht man nach einer einstündigen Fahrt den Lichtenhainer Wasserfall. Von hier aus steigt man auf zum Kuhstall, einer Felsenhöhlung

von 4—11 Meter Höhe und 8—17 Meter Breite. Tritt man an den Ausgang der Höhlung, so eröffnet sich dem Auge eine unvergleichliche Aussicht. Eine wilde Wald- und Felsenlandschaft liegt vor dem Blicke des Beschauers ausgebreitet: überall dunkles Nadelholz, nur hier und da vom Grün der Buchen etwas erhellt, und überall zackige Hörner und zerklüftete Wände, nirgends das friedliche Bild menschlicher Wohnungen. Wahrlich, trotz seiner Düsterkeit ein fesselndes Bild! Durch eine enge Kluft, in die sich ein etwas beleibter Mensch nur mit Bangen wagt, gelangt man auf die Plattform des Felsens, der über dem Kuhstalle lagert. Hier findet man alte Mauerreste, Wölbungen und auch die Andeutung einer Cisterne. Man will aus diesen Anzeichen schließen, daß der Felsen einmal bewohnt gewesen ist. Gewiß ist nur so viel, daß während der Drangsale des dreißigjährigen Krieges die Landleute aus der Umgegend zeitweise sich hierher flüchteten und namentlich ihr Vieh hier verborgen hielten. Dieser Umstand hat der Felsenhöhlung auch den Namen Kuhstall verliehen. In nächster Nähe des Kuhstalles befinden sich noch verschiedene andere, nur schwer zugängliche Höhlen, unter anderen das Schneiderloch und das Pfaffenloch, beide nach den Personen genannt, die in Zeiten der Gefahr in denselben Zuflucht suchten.



Der Kuhstall.

Von dem Fuße des Kuhstalles aus führt ein prächtiger Waldweg, zum Teil im Zickzack angelegt, nach den Winterbergen, von denen der große, 555 Meter hoch, die höchste Erhebung des ganzen Meißner Hochlandes ist. Eine umfassende Aussicht genießt man von dem Turme des Winterberges aus auf die in unmittelbarer Nähe liegenden Felsenpartien der sächsischen Schweiz und über einen großen Teil des östlichen Sachsen, sowie über die an Naturschönheiten reichen Gegenden des benachbarten Böhmens.

Man kann die große Tour durch die sächsische Schweiz nicht beenden, ohne noch einen kleinen Teil der böhmischen Schweiz hinzuzunehmen. Auf dem Wege nach dem Orte Hernskretschen, von welchem aus man gewöhnlich die Rückfahrt antritt, überschreitet man die sächsisch-böhmische Landesgrenze, und drüben im

Böhmerlande berührt man nun noch einen Glanzpunkt des Gebirges, das **Prebischthor**. Das Prebischthor wird gebildet aus einem ganz frei in ein steil abfallendes Thal hinaustretenden Felsenpfeiler, der mit der Wand, zu der er offenbar ursprünglich gehört hat, nur durch eine starke, etwas gewölbt erscheinende Platte verbunden ist. Die Wand, der Pfeiler und die darüber liegende Decke



Das Prebischthor.

geben dem Ganzen eine höchst merkwürdige Form, die allerdings einem Riesenthore nicht unähnlich ist. An der Seite des Thores kann man bis zur Deckplatte (443 Meter Meereshöhe) hinaufsteigen, um von diesem hohen Punkte aus einen Blick auf die von mächtigen Wäldern umsäumte Felsenwelt der nächsten Umgebung zu thun. Am interessantesten erscheinen der Prebischkegel und die zahllosen unregelmäßigen kleinen Säulen und Pyramiden am Fuße desselben, sowie die sonstigen durch eine Verwitterung entstandenen wunderlichen Steingebilde.

Der Weg vom Prebischthor aus bis nach Hernskretschen führt nun immer abwärts und endet in einem prächtigen Grunde, dem Kamnitzthale, das an seinem Ausgange vom Elbstrome abgeschlossen wird.

Schandau, von der Elbe aus gesehen.

Die beschriebene Partie wird die große Tour genannt; damit soll aber nicht gesagt sein, daß der Tourist auf derselben die Reize der Landschaft völlig und erschöpfend kennen lerne; nein, man könnte wochenlang in dem Gebirge der sächsischen Schweiz umherstreifen und würde bei jedem Ausfluge immer neue Schönheiten entdecken.

Moritz Baron.

Die Schloßjungfrau.

Eine Schandauer Sage.

Wer jemals die Stadt Schandau besucht hat, wird wissen, daß sich einige Teile des Ortes, die „Zaucke" und die „Badergasse", ein Stück in die Thäler hineinziehen, welche in das große Elbthal bei Schandau münden.

Zwischen diesen Thälern liegt ein Höhenausläufer, der den Namen Schloßberg führt. Wohlgepflegte Promenadenwege schlängeln sich jetzt bis zu seinem höchsten Punkte empor, der zur Erinnerung an längst verschwundene Zeiten, in welchen eine stolze Burg den an den Berg sich anschmiegenden Ort und das benachbarte Elbthal beherrschte, eine künstliche Ruine, Namens Frienstein, schmückt.

Auf dem Schloßberge befindet sich auch eine von Geröll schon zum Teil ausgefüllte Vertiefung, der Schloßbrunnen, von dem unter dem Volke eine gar wunderbarliche Sage geht, und der noch heute für manchen Ortsbewohner eine unheimliche Stätte ist. Von diesem Schloßbrunnen erzählt man sich folgendes:

„Vor vielen, vielen Jahren lebte einmal in Schandau ein blutarmer, aber frommer Schneidergeselle. Er ging wenig mit seinesgleichen um, obgleich er auf der weiten Gotteserde ganz mutterseelenallein dastand. Die übrigen Gesellen waren ihm zu laut und lustig, und er konnte sich mit ihrem Wesen nicht befreunden. Daher sah man ihn auch nur selten in Schankhäusern. Dafür traf man ihn aber jeden Sonntag in der Kirche. Wenn ihn auch seine Kameraden darob weidlich hänselten, seinem Meister war es recht; denn der Geselle suchte in Fleiß und Sauberkeit der Arbeit seinesgleichen. Nach dem Gottesdienste stieg er immer einsam und für sich allein in den schönen Bergen umher, sofern das Wetter dazu günstig war. War es aber rauh und unfreundlich, dann saß er still und in sich gekehrt zu Hause.

So kam er denn einst an einem schönen Tage im März, es war just Sonntag Judica, nachmittags aus dem Gottesdienste und ging auf den Schloßberg spazieren. Es war wundervolles Frühlingswetter. Die Lerchen schmetterten ihr Lied in die laue Luft, die Stare pfiffen auf den knospenden Bäumen; am Bergabhange blühten die Veilchen, welche die warme Frühlingssonne hervorgelockt hatte, und über seinen Häupten zog ein Habicht seine stolzen Kreise. Unvermerkt war unser Schneider auf die Höhe des Schloßberges und zwar in die Nähe des Brunnens gekommen. Er setzte sich dort gedankenvoll am Bergesabhange nieder und blickte hinüber nach den blauen Bergen in der Ferne, nach den grünen Auen am jenseitigen Hange und nach dem silberglänzenden Elbstrom im Thal.

Da trat plötzlich aus dem Gebüsch zu seiner Seite eine hochgewachsene Frauengestalt in altertümlicher Tracht hervor. Langsam schritt sie auf den bestürzten Schneidergesellen zu, der von seinem Sitze aufgesprungen war und mit Verwunderung die unerwartete Erscheinung anstarrte. Bei allem Schreck war er dennoch im Innern still beglückt; denn er glaubte noch nie etwas Schöneres gesehen zu haben. Auf ihrem Gesicht war tiefe Trauer ausgedrückt, und doch leuchteten ihre Augen hoffnungsfreudig auf, als sie zu dem Schneidergesellen sprach:

‚Erschrick nicht und fürchte dich nicht! Ich bin das Schloßfräulein. Schon lange habe ich dich beobachtet, wenn du meinen Berg bestiegen hast. Ich weiß, daß du fromm und gut bist. Nur darum, und weil du ein Sonntagskind bist, kannst du mich sehen. Ehe ich aber noch weiter mit dir rede, versprich mir, keiner Menschenseele zu verraten, was ich dir jetzt sagen werde!‘

Der Schneidergeselle, der sich immer noch nicht von seinem Schrecken und Erstaunen erholt hatte, konnte nur mit Mühe und Not hervorstammeln, daß er niemand etwas mitteilen wolle. Darauf fuhr die Schloßjungfrau fort:

‚Dich hat mir Gott gesandt, denn du kannst mich erlösen. Ich bin schon seit 500 Jahren hier verzaubert und muß für die Sünden meiner Vorfahren büßen. Nur aller 500 Jahre ist der Tag, an dem ich gerettet werden kann, und zwar durch einen frommen, jungen Mann. So du willst, kannst du den Bann brechen. Komm über zwölf Tage, mittags 12 Uhr, wieder hierher. Gehe aber den Tag vorher zum heiligen Abendmahle, beichte und bekenne deine Sünden. Ich werde dir dann wieder erscheinen, freilich in anderer Gestalt. So schrecklich ich dir dann auch vorkommen mag, laß dir vor mir nicht grauen, sondern küsse mich dreimal brünstig auf den Mund. Dann ist der Zauber gelöst; ich werde dem Leben wieder zurückgegeben sein und mit allen meinen Schätzen, die in diesem Berge verborgen sind, dein werden können. Vergiß nicht, was ich dir gesagt habe; schweige und nun lebe wohl!‘

Mit diesen Worten war sie verschwunden.

Es dauerte geraume Zeit, ehe sich der Schneidergeselle von der Betäubung, in die er durch das unerhörte Begegnis versunken war, erholen konnte. Er glaubte geträumt zu haben. Aber so lebendig konnte man doch wohl nicht träumen! Er wiederholte sich alles, was ihm die Schloßjungfrau gesagt hatte, ging dann ruhig und still nach Hause und überlegte, was er wohl thun solle. Zwar kam ihm einmal der Gedanke, es könne ihm ein böser Geist erschienen sein, der ihn verderben wolle; doch verwarf er diesen Gedanken sofort. War nicht über zwölf Tage der hochheilige Karfreitag? und da sollte er sie erlösen. Und am Tage vorher war Gründonnerstag; da sollte er das heilige Abendmahl nehmen. Nein, es konnte kein böser Geist sein, der ihm solches riet. So kam er zu dem Entschlusse, das Werk zu vollbringen. Noch manchmal wandelte ihn bei dem Gedanken daran ein Grauen an, aber er unterdrückte es immer wieder.

Gar zu gern hätte er den Geistlichen um Rat gefragt; aber er hatte ja versprochen, niemand etwas zu sagen, und das gegebene Wort mußte er halten. So verstrich die Zeit. Palmsonntag kam. Da wagte er sich nicht auf den Schloßberg, sondern blieb daheim. Am Gründonnerstag ging er zur Beichte und zum

Abendmahle. Nun brach der Karfreitag an. Mit pochendem Herzen stieg unser Schneider nach dem Gottesdienste langsam den Schloßberg hinauf und wußte es so einzurichten, daß er gerade zu der Zeit, als man unten im Thale das Mittagsläuten begann, wieder an dem Orte stand, wo ihm die Schloßjungfrau das erste Mal erschienen war. Er wünschte, die Verzauberte möge nur in derselben Gestalt wiederkommen, allein er konnte es kaum hoffen; denn dann wäre der Zauber nicht schwer zu lösen gewesen. Schon schien es, als wartete er vergebens auf ihr Erscheinen.

Da plötzlich wand sich zu seinem großen Entsetzen aus der Tiefe des Schloßbrunnens ein greuliches Ungeheuer hervor. Ein grünlich schillernder Schlangenleib mit häßlichem Kopfe, aus dessen Munde eine tiefgespaltene Zunge sich hervorstreckte, schob sich langsam auf ihn zu. Das Ungeheuer sprach hierauf: ‚Nun küsse mich dreimal auf den Mund!‘ kam näher, erhob sich mit dem Vorderteile und brachte den Kopf in gleiche Höhe mit dem seinen. Der arme Schneider hatte unterdes wie angewurzelt gestanden. Schon der Anblick des Ungetüms war ihm grauenhaft; es nun auch noch zu küssen, das wäre ihm um alle Schätze der Welt nicht möglich gewesen. Schritt für Schritt wich er zurück, bis er plötzlich mit dem Aufschrei: ‚Alle guten Geister loben Gott den Herrn!‘ die Flucht ergriff.

‚Thörichter! was thust du?‘ rief die Schloßjungfrau dem Fliehenden nach, und mit dem schmerzlichen Ausrufe: ‚Nun muß ich abermals 500 Jahre verzaubert bleiben!‘ sank sie wieder in die Tiefe des Schloßbrunnens zurück.

Erst nach vielen Tagen wagte sich der Schneider wieder auf den Schloßberg, doch die Schloßjungfrau erschien ihm nicht wieder. Er bereute tief, daß er nicht den Mut gehabt hatte, die Unglückliche zu erlösen. Sein steter Gang am Karfreitag war auf den Schloßberg, und an einem Karfreitage hat man ihn auch einmal, nachdem er ein hohes Alter erreicht hatte, tot neben dem Schloßbrunnen gefunden.“

G. Müller.

Die Strohhutindustrie im Müglitzthale.

Am Anfange des vorigen Jahrhunderts wanderte in Dohna ein Stellmachergeselle, mit Namen Christian Gottlob Schubert, ein. Dieser Mann hatte lange im Schwarzwalde gearbeitet und dort die Strohflechterei und die Strohhutnäherei eingehend kennen gelernt. Als er sich mit der Tochter seines Meisters verheiratet hatte, brachte er den Frauen und Kindern in Dohna das Strohflechten bei und gab den ersteren Anleitung zum Nähen der Strohhüte. Bald breitete sich diese Fertigkeit weiter aus, bis auf den Kamm des Gebirges. Die arme Gebirgsbevölkerung hat durch diesen Mann fast $1^1/_2$ Jahrhundert lang einen lohnenden Erwerbszweig gehabt. Schon um 1730 wurden viel Strohhüte exportiert. Mag. Bartzsch berichtet: „Sonderlich wissen die Weibspersonen aus Weitzenstroh, welches hierum häufig zu haben, Strohhüte mancherlei Art zu machen, die nicht nur im

Lande gebrauchet, sondern auch in die Brandenburgischen und andere Lande verführt und verhandelt worden." Schubert hatte mit seinen Hüten zuerst die Märkte zu Pirna, Dresden, Freiberg und alsdann die Leipziger Messe bezogen und so nach und nach das Absatzgebiet erobert, das zum Teil noch jetzt die Fabrikanten beherrschen.

Die Strohflechterei ist freilich mit der Zeit immer weniger lohnend geworden Ausländische Waren haben die Preise gedrückt, und eine fleißige Flechterin vermag es kaum auf 25 bis 30 Pfennige täglichen Verdienst zu bringen. Strohflechtschulen haben keine Änderung bewirkt und sind wieder eingegangen. Jetzt fertigt man in Dohna hauptsächlich „Kappen", große Hüte, die zur Nationaltracht des Thüringer Volkes in der Schleußinger Gegend und im Hessischen gehören. In der Umgegend, namentlich in Mügeln und Kreischa, werden allerlei Damen-, Herren- und Kinderhüte gearbeitet, die nicht nur nach deutschen Ländern, sondern auch nach Holland, Belgien, England und Frankreich gehen. Die meisten Hüte werden mit Nähmaschinen genäht, alsdann geleimt und mit hydraulischen Pressen geplättet und getrocknet. Viele werden auch gleich in der Fabrik gefüttert und garniert.

So hat sich die von Schubert eingeführte Industrie wesentlich umgestaltet. Trotz ihres Niederganges beschäftigt sie noch immer Tausende von Händen im Müglitzthale.

P. Bernhardt.

De Äberlausitz.

In Mundart.

Sahn muß mrsch, sinst'n weeß mrsch ne,
Wie's ei d'r Lausitz is,
Und war'sch ne g'sahn, dar thutt mr leed,
Dos is ak mol gewiß.
Ehr könnt oich imsahn, wu d'r wullt,
D'r Kroiz und Quare gihn,
Kommt ak mol hen, d'r werd's schu sahn,
Dort is es wunderschin.

Doa machen's im de säcksche Schweiz
Wull anne gruße Sach';
Nu ju! 's is wuhr, war dortn is,
Soit immer O! und Ach!
Do sahtt irscht unse Barge oa,
Wos doa fer Karle sin!
Kommt ak mol hen; doa werd'r soin,
's is nirgends ne su schin.

Schirgswale, Kirsche, Czernebog
Und woas su no droan rum,

Dar Kottmar und dar Spitzbarg no,
Doch Hernhut is ne dumm.
Dar Huchwald und de Lausche irscht
Und goar no dar Oybin!
Doa bleibt een' vur Bewunderung
Dar Mund weit off'n stihn.

Dos is dos Land, und froit ehr no,
Wie's im de Loite stiht?
Nu, doa mißt enner blind do sin,
Wenn ar sei Froid ne sieht.
Gewarbe und de Landwirtschoft
Su sihr as nirgends blihn!
Kommt ak mol hen, doa werd'r soin:
Weeß Knopp! wie die's verstihn!

Und wu d'r hikommt, hirt'r o
Glei überall Musik,
Und dos ne nor asu, nee, nee!
Se hoann o vill Geschick.
Und Wissenschoft? Na, wu mr stiht,
Siht mr Vereine blihn!
Kommt ak mol hen, d'r werd's schu sahn,
Wie se doa tifteln drin.

Drin ei dan' Erbland soin se oft,
De Äberlausitz wir'
Pullittisch no goar sihr zorick!
Ja, nu! a wildes Tier,
Dos sieht mr freilich ba uns ne,
Wu Fleiß und Biedersinn
Und o a biss'l Religon
Ollänntch'n heeme sin.

Und wos nu no vill schiner is —
(Sucht su wos ei d'r Welt!)
Dos is dar schine Friede, dar
De Loite z'samme hält.
Ub enner ak kartholisch is,
Ub prutestantsch sei Sinn,
's giebt dast'rwaig'n Feindschaft ne:
Weil's gutte Loite sin!

(Aus „Allerlee aus der Äberlausitz".)

D'r Wint'r is doa.

Gedicht in Oberlausitzer Mundart.

Nu, Kind'r, kummt as Fanst'r roa,
Saht ok dan irscht'n Schnie!
D'r Wint'r is nu wied'r doa,
Schmeßt Fluck'n vu d'r Hih',
Hoat bal a schin's, weiß's Kleed
Uf Waig un Wiese ausgebret't.

Ar is wuhl uft a goarscht'ger Moan,
Besundr'sch, wenn ar kimmt
Ba uns mit gruß'r Kälte oan,
Die bal' 'n At'n nimmt.
Und wat'rt ar uft wie behext,
Winsch' m'r 'n wuhl hi, wu Pfaff'r wächst.

Douch, ib ar moanchmoal bis' will war'n,
Goar üft'rsch barbeß'g duht,
Oich, Kind'r, hoat ar oalle garn,
Is oich vun Harz'n gut,
Hoat f'r oich Fred'n moanch'r Oart
Trutz senner Kälte ufgeschpoart.

Ar weß, doaß ihr garn Schlitt'n foahrt,
Drum brengt ar Fud'r Schnie
Un läßt 'n oich gefrier'n hoart
An Doahl un uf d'r Hih.
Wenn ihr 'ch dann dumm'lt uf d'r Boahn,
Hoat ar goar gruße Frede droan.

An Goart'n ruft ar o oich naus,
Wenns Wat'r hoalwaig schien;
Ar hätte garn vur oi'rn Haus
An dicht'g'n Schniemoann schtiehn,
Dar uf 'n Kuppe trä't an Hut
Un mit an gruß'n Schteck'n druht.

Ouch Schnieboallwarf'n giebt 'n Schpoaß,
Bal lacht ar s'ch kug'lrund.
Ar denkt: D'r Schnie macht ju ni noaß,
Un 's is oich raicht gesund.
Floigt o a Boall oich as Gesicht,
Woas is doa wet'r, meent d'r Wicht.

Uf Deich un Fluß, wu mit'n Koahn
Ihr oich gefoahr'n hoat,
Gibt's nu bal wied'r Schlittschuhboahn

F'r oall' a Durf un Schtoadt.
Foahrt wie d'r Wind ihr ib'rsch Eis.
Lacht sich d'r Wint'r kreideweiß.

Und wie ihr Kind'r oalle wißt,
Brengt a Boalast un Hitt'
Ar ou doas Fest vum heil'gen Christ,
Die harrl'che Weihnacht mit.
Bal kimmt d'r gute Weihnachtsmoann
Ba oich mit schien'n Sach'n oan.

Wenn ihr oich nu an Wint'r froit,
Doaß ar su Schien's brengt,
Loaßt, Kind'r, ens oich sen gesoit:
D'r arm'n Veg'l denkt!
Die war'n vum Wint'r hoart bedruht
Un leid'n uftmals bitt're Nut.

R. Böhmer.

Sitten und Gebräuche in der Oberlausitz in früherer Zeit.

Wie man in früheren Jahrhunderten seine häuslichen und sonstigen Feste feierte, das ist ziemlich ausführlich in den Chroniken der Oberlausitzer Ortschaften berichtet. Aus den vorhandenen Aufzeichnungen möge folgendes hier Erwähnung finden.

Als größtes Fest galt die Hochzeit.

Vor Schließung des Ehebundes mußte der Bräutigam zunächst durch einen Brautwerber bei den Eltern der Braut feierlich um dieselbe anhalten lassen. Nach erhaltenem Jawort fand die Verlobung statt. Vom Kretscham aus begab sich der Bräutigam mit einer Anzahl von Verwandten in die Behausung der Braut, von wo aus nach geschehener Bewirtung der Gäste mit Speise und Trank in den Kretscham gezogen wurde. Vor der Hochzeit mußte der Bräutigam, wenn er unter Zittau gehörte, daselbst erst den Unterthänigkeitseid ablegen, worauf er dann den Erlaubnisschein zum kirchlichen Aufgebot bekam. Am Sonntage vor der Trauung ging die Braut, geschmückt mit dem Brautkranze, nebst den erbetenen sogenannten Züchtjungfern zur Kirche. Am ersten Hochzeitstage zog der Bräutigam dmit seinen Gästen wieder vom Kretscham aus nach der Wohnung der Braut un holte sie nebst ihren Gästen ab. Unter Begleitung von Musik wurde dann der Zug in die Kirche angetreten und nach der Trauung die Hochzeit im Hause der Braut an zwei bis sechs Tischen (an einem Tische gewöhnlich 16 bis 18 Personen) gefeiert.

Am ersten Tage der Hochzeitsfeier nahmen die Gäste des Bräutigams die Ehrenplätze ein. Während der Tafel war es üblich, wie es auch noch jetzt der Fall ist, Teller herumgehen zu lassen, auf welche Spenden für die Musikanten, den Koch, die Dienstpersonen, die Schul- und Armenkasse gelegt wurden. Nach-

9*

dem das Tischgebet vom Pfarrer und eine Danksagung vom Hochzeitsbitter gesprochen waren, begaben sich Bräutigam und Braut mit den Gästen des ersteren (die Gäste der Braut blieben zurück) abermals in den Kretscham, um den festlichen Tag mit Tanz zu beschließen. Am zweiten Tage versammelten sich die Gäste der Braut wieder im Hause der Eltern derselben zu einem sogenannten Frühstück. Unter Musik zogen sie dann nach der Wohnung des Bräutigams und beglückwünschten das junge Ehepaar. Auch jetzt fand wieder in derselben Weise wie am Tage zuvor ein Hochzeitsmahl statt, nur mit dem Unterschiede, daß diesmal die Gäste der Braut die Ehrenplätze einnahmen. Nachdem die Braut von sämtlichen Hochzeitsgästen beschenkt worden war, ordnete sich die ganze Gesellschaft abermals zu einem Zuge nach dem Kretscham. Am dritten Hochzeitstage setzte die neben der Braut sitzende Frau, Salzmeste genannt, jener während des Essens eine Haube auf, als Zeichen, daß man sie nun als Frau betrachte. Hierauf erfolgte wieder der übliche Zug in den Kretscham. Bei größeren Hochzeiten erstreckte sich die Feier sogar noch auf den vierten Tag. Waren die Eltern der Braut vermögend, so richteten dieselben Sonntags darauf dem jungen Paare und den nächsten Verwandten einen Schmaus aus, das sogenannte Mutteressen.

Bei einer Hochzeit, die im Jahre 1515 gefeiert wurde, verzehrten 76 Gäste nicht weniger als 6 Ohm Wein, eine entsprechende Quantität Bier, 239 Pfund Rindfleisch, 315 Hähne und Hühner, 40 Gänse, 3100 Krebse, 1420 Weißbrote u. s. w. — Die beliebteste Weinsorte war Malvasier, den der bekannte Zittauer Bürgermeister Dornspach sogar in der Kirche bei der Hochzeit seiner Stieftochter während der Brautpredigt herumreichen ließ. Oft wurden noch lange nach der Hochzeit dem neuvermählten Paare zu Ehren Festmahle und Gesellschaften abgehalten.

Neben den weltlichen Hochzeiten gab es im Mittelalter höchst zahlreiche geistliche Hochzeiten, welche bei der Aufnahme in ein Kloster oder an dem Tage stattfanden, an dem ein junger Priester zum ersten Male die Messe las.

An den Tauffesten nahm sonst eine übermäßige Anzahl Frauen teil. In den Zittauer Statuten von 1567 werden sie „Lachweiber" genannt. Mehrfach kommt in Schriften der Ausdruck „zur Lache bitten" vor. Die Zahl der Taufzeugen war eine sehr große. Im Jahre 1685 kam in Niederoderwitz der Fall vor, daß der Destillateur Hans Georg Gosch bei der Taufe seines Kindes nicht weniger als 38 Paten hatte, von denen jedoch nur drei ins Kirchenbuch eingeschrieben wurden.

Außer diesen häuslichen Festen gab es noch viele andere Lustbarkeiten, die meist aus der heidnischen Vorzeit herstammten. Die meisten waren mit allerhand abergläubischen Anschauungen verknüpft.

Hierher gehören das sogenannte Osterreiten und Ostersingen. An das Osterreiten erinnert noch gegenwärtig das „Saatreiten" in den katholischen Bezirken der Oberlausitz. Sänger und Musikanten sammelten sich am Osterfeste nach dem Nachmittagsgottesdienste bei der Pfarre und Schule zu Pferde und ritten, begleitet von der Jugend des Ortes, unter Gesang und Musik im Dorfe herum. Da dies Gelegenheit zu manchem Unfuge gab, so schaffte man am Anfange des vorigen Jahrhunderts das Osterreiten unter Androhung von Geld und Gefängnis-

strafen ab. Seit jener Zeit traten die Ostersänger an die Stelle. Sie gingen von Haus zu Haus und sangen gegen Verabreichung eines Geschenkes Osterlieder.

Die schon in alter Zeit vor Weihnachten üblichen Vermummungen von Personen, welche in den Wohnungen erscheinen und als Christkind in Begleitung eines Engels den guten Kindern Geschenke, namentlich Äpfel, Nüsse u. s. w. bringen, als Knecht Ruprecht aber die unartigen mit der Rute bedrohen, finden bekanntlich noch gegenwärtig statt. Seltener aber kommt das Pantoffelwerfen, Bleigießen u. s. w. vor, um sein Schicksal für das künftige Jahr zu erforschen, sowie das Binden der Obstbäume mit Strohseilen, um dieselben zu größerer Fruchtbarkeit zu veranlassen. Ebenfalls an die heidnische Vorzeit erinnert ferner das Gründonnerstaggehen der Kinder, welches jetzt aber polizeilich verboten ist. Es stammt noch aus der Zeit her, in welcher die Kinder zur Feier des Frühlings einen Umzug hielten. Ungeachtet aller polizeilichen Verbote flammen aber jetzt noch am Johannistage die Feuer von den Höhen wie damals, als unsere Vorfahren ihren Göttern daselbst Opferfeuer anzündeten. Heute noch schwingt man lustig die brennenden Besen und schießt fleißig mit Pistolen und anderen Schießgewehren, doch ohne damit, wie früher in der Walpurgisnacht, die Hexen vertreiben zu wollen. Mit den Zwölfnächten, welche an die heidnischen Festlichkeiten zur Zeit der Wintersonnenwende erinnern, verbinden nur noch wenige ältere Personen abergläubische Vorstellungen. Auch die Gewohnheit, Osterwasser zu holen, das, in der Osternacht schweigend geschöpft und schweigend nach Hause gebracht, die Kraft zu verjüngen und zu verschönen haben soll, kommt nur ausnahmsweise vor, während früher der weibliche Teil der Bevölkerung allgemein diesem abergläubischen Brauche huldigte.

An das obenerwähnte Oster- und Saatreiten erinnert auch der vor der Zeit der Reformation übliche Brauch, einen hölzernen, sogenannten Palmesel mit großem Gepränge und unter Absingen von Liedern um die Felder herumzuführen. Das Getreide sollte dadurch vor Wetterschäden geschützt werden. In Bautzen wurde dieser Brauch auf Befehl des Stadtrates im Jahre 1533 abgeschafft.

Ein anderer alter Brauch war das sogenannte „Sommerannehmen“.

Es wurde jährlich an Petri Stuhlfeier abends eine Prozession von den Lehrern und Schülern gehalten, welcher der ganze Rat und die vornehmsten Personen der Stadt mit angezündeten Wachskerzen und Laternen folgten. Bei dieser Prozession wurde gesungen: „Simon Johanna diligis me etc.“ Alle Fenster der Straßen, durch welche die Prozession ging, waren hell erleuchtet. Auf dem Markte brannte ein großes Feuer, um welches die Prozession herumging. Die Schüler erhielten Speise und Trank. Bei diesem Umzuge wurde aber gewöhnlich viel Unfug verübt, und 1522 erschienen bei der Feier dieses Festes zwei verkleidete Bauern, welche auf einer großen Stange päpstliche Ablaßbriefe umhertrugen. Sie boten diese Ablaßbriefe zum Verkaufe aus; doch da niemand etwas dafür geben wollte, so warfen sie dieselben unter dem Hohngelächter der Menge in das Feuer. Im folgenden Jahre erschienen bei derselben Feier abermals einige vermummte Personen, die einen papiernen Papst auf einer Leichenbahre trugen. Bei dem Feuer, welches auf dem Markte brannte, setzten sie dann die

Bahre nieder, ergriffen den Papst und übergaben ihn den Flammen. Der Stadtrat, noch mehr Exzesse fürchtend, verbot noch in demselben Jahre dieses Fest für immer.

Ein diesem sehr ähnlicher alter Brauch war auch das sogenannte „Semperrennen“. Diese Karnevalsbelustigung wurde, wie uns Mantius erzählt, in Bautzen Donnerstags vor Fastnacht von den Schülern der alten Schule in folgender Weise ausgeführt: An die Schüler schloß sich eine Schar ausgelassener Weiber aus der niedrigsten Klasse der Bevölkerung an, deren Zahl so überwiegend war, daß diese eigentlich das Fest feierten. Gebildete Frauen nahmen an diesen Ausschreitungen keinen Teil. Diese zusammengelaufene Schar durchzog singend und lärmend die Straßen, ging in die Häuser und nahm von den Bewohnern Speise und Trank in Empfang. Aber kaum waren alle Straßen durchzogen, so verleitete der übermäßige Genuß der geistigen Getränke zu den ärgsten Ausschreitungen. Das Lied, welches gewöhnlich dabei gesungen wurde, lautete:

„Semper, semper, Donnerstag,
Morgen haben wir Feiertag;
Oben in der Firste
Hängen die Bratwürste,
Gebet uns nur Stangen,
Daß wir sie erlangen;
Wir können nicht lange stille stehn,
Wir müssen ein Haus weiter gehn.“

Von dem Anfange dieses Liedes erhielt der Gebrauch den Namen Semperrennen. Lange schon hatte die Obrigkeit diesem Unwesen steuern wollen; doch fehlte die geistliche Mithilfe, da die Mönche ihren Schülern diese Freude nicht rauben lassen wollten. Der Stadtrat kam endlich mit dem Bischof Johannes von Meißen überein, daß 1442 ein Verbot erfolgte. Die Schüler wurden durch den Gregoriusumgang entschädigt. — Jedenfalls erinnert der Name „Semperrennen“ an den von den Wenden verehrten Gott Zemberis, den Befruchter der Erde. Nahe bei Jonsdorf soll es einen Fels geben, welchen man den Semperstein nennt.

Die Austreibung des Todes am Sonntag Lätare war ebenfalls ein uralter Brauch, der noch aus der Zeit des Heidentums herrührte. In vielen wendischen Dörfern der Oberlausitz versammelten sich noch um 1770 am Nachmittage jenes Sonntags Knechte, Mägde und Kinder und fertigten von Stroh und Lumpen ein Bildnis, welches den Tod bedeuten sollte. Man befestigte dasselbe an einer hohen Stange und warf unter Gesang mit Steinen nach ihm. Oft wurde der „Tod“ zum Dorfe hinaus an ein Wasser getragen und hineingeworfen. Man hatte die abergläubische Meinung, daß dadurch der Tod seine Macht verliere und die Menschen weder von der Pest noch von anderen Krankheiten befallen werden könnten. Noch öfter wurde das Bild bis über die Grenzen des nächsten Dorfes gebracht. Da man dasselbe aber hier nicht dulden wollte, so wurde dies Veranlassung zu heftigem Streit und zu argen Schlägereien, weshalb dieser abergläubische Brauch auch später von seiten der Obrigkeit verboten wurde.

Eine andere eigentümliche alte Sitte herrschte nicht bloß in der Oberlausitz, sondern auch in anderen Gegenden Deutschlands bei dem Setzen von Grenz-

steinen. Man nahm dabei Knaben mit und gab ihnen an der betreffenden Stelle als „Merk's“ oder „Dachtel“ einen Backenstreich, damit sie später imstande sein möchten, erforderlichen Falles Zeugnis von dem vollführten Akt ablegen zu können. Mitunter mußten sich auch Erwachsene, z. B. Förster, Waldarbeiter oder Ortsrichter dieser alten Sitte unterwerfen. So findet man im Jahre 1720 bei Gelegenheit der Feststellung der Grenze der Zittauer Waldungen und der böhmischen Herrschaft Gabel, daß Hans Georg Schleinitz von Hermsdorf und Caspar Seydel von Oybin, an einer zweiten Stelle Joseph Stoy, Hans Posselt von Petersdorf, Hans Christoph Pracht von Hermsdorf und Christoph Schüler von Gabel und an anderen Stellen der Förster zu Hermsdorf, Georg Pracht, sowie der Förster zu Petersdorf, Christian Stoy, und der Lückendorfer Förster, Michael Zöllner, „gepritschet“ wurden. Die sogenannte Pritsche war ein bis zum Griffe in lauter dünne Späne zersägtes viereckiges Stück Holz, dessen Schläge keine Schmerzen, wohl aber viel Geräusch verursachten.

Ebenso finden sich bei den Kaufverhandlungen der Vorzeit manche beachtenswerte Eigentümlichkeiten. Hierher gehört z. B. der Gebrauch der Kerbhölzer, die in den alten Schöppenbüchern oft erwähnt werden. Man bediente sich ihrer in einer Zeit, in welcher das Papier noch nicht zu allgemeiner Anwendung gelangt war, in welcher nur wenige schreiben konnten und gewöhnlich bei der Seltenheit des Geldes nur ein kleiner Teil der festgesetzten Kaufsumme bar erlegt wurde. Der noch restierende Teil der Summe wurde in der Regel in einer größeren Anzahl von Terminen bezahlt. Da dieselben sich auf eine Reihe von Jahren erstreckten und oft auf die Kinder vererbten, so nannte man das zu zahlende Geld „Erbegeld“. Jede Partei erhielt ein solches mit dem Namen des Schuldners bezeichnetes Kerbholz, auf dem die Anzahl der Termine eingekerbt war. Bei der nach und nach erfolgenden Zahlung der Kaufsumme wurde von dem Gläubiger an Gerichtsstelle von beiden Exemplaren ein Stück abgeschnitten, was als Quittung galt. In Olbersdorf waren diese Kerbhölzer bis nahe an 1600 in Gebrauch. Ausdrücke wie „am Kerbe hinten abschneiden“, „mit Überreichung des Kerbholzes“, „auf einen Kerb angeschnitten“, oder „man soll die Kerbhölzer mitbringen“, kommen um diese Zeit noch oft vor. Die heute noch übliche Redensart: „Er hat viel auf seinem Kerbholz“ erinnert an jene Zeit. Auch von den Wirten wurde das Kerbholz für nicht zahlende Gäste gebraucht, ebenso von den Steuererhebern. Letztere führten Kerbhölzer bei sich, auf denen der Steuerbeitrag des Pflichtigen eingeschnitten war. Diese Stöcke wurden gespalten und dienten, indem die eine Hälfte in der Hand des Steuerpflichtigen, die andere in der des Erhebers blieb, auch als Quittung und zur Kontrolle.

Die früher auf den Lausitzer Dörfern, zur Zeit, als man noch in den Häusern das Spinnrad munter schnurren hörte, oft vorkommenden sogenannten Rocken- und Lichtengänge werden immer seltener. Wie gern eilten damals die jungen Mädchen, das Spinnrad im Arm, in das vorher bestimmte Haus einer Gefährtin! Welch reges Leben entwickelte sich dort bei einem trüben Öllämpchen, beim düster brennenden Kienspane oder dem prasselnden Herdfeuer! Denn auch die jungen Burschen des Dorfes fanden sich ein, und viel wurde gescherzt, gelacht

und mancherlei erzählt. Mit welch freudiger Erwartung sah man schon der nächsten Zusammenkunft entgegen!

Eine höchst eigentümliche Sitte war das sogenannte Ehrlichmachen. Es wurde geübt, um unschuldig Verurteilten Genugthuung zu verschaffen, und auch bei Personen, welche Reue über ihr Vergehen empfanden und Besserung erwarten ließen, angewandt. Beim Militär wurde es bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts beibehalten. Leider war die Form, in der es ausgeführt wurde, sehr erniedrigend. Ein Beispiel aus der Geschichte Bautzens wird dies näher darthun. Ein Deserteur war 1697 freiwillig wieder bei seinem Regimente in Bautzen eingetroffen. Nachdem vorher der Scharfrichter den Namen desselben vom Galgen abgerissen hatte, marschierte die Compagnie mit ihrer Fahne auf dem Reitplane auf und formierte einen Kreis. Der außerhalb des Kreises sich befindende Deserteur rief dreimal: „Ein Schelm verlangt wieder ehrlich gemacht zu werden!" Hierauf wurde der Kreis so weit geöffnet, daß der Deserteur, auf Händen und Füßen kriechend, mit einem alten Mantel bekleidet und den Hut im Munde, hineingelangen konnte. Im Kreise wurde nun die Fahne dreimal über demselben geschwenkt, wobei ihm jedesmal von dem Profoß mit dem Fuße der Fahne auf den Kopf gestoßen und die Spitze der Fahne auf denselben gelegt wurde. Darauf stand er auf, und die Ceremonie hatte ein Ende.

Zu den Polizeistrafen des Mittelalters gehörte das Stehen am Pranger. Es war die gewöhnliche Strafe für Diebe, Betrüger und Gotteslästerer. In Zittau mußte z. B. 1611 ein Mann aus Dittelsdorf wegen Gotteslästerung am Pranger stehen. Ein an seiner Brust befestigter Papierstreifen enthielt folgende Worte: „Dieser hat gelästert Gott, darum leid't er diesen Spott." Weil aber in jener Zeit viele nicht lesen konnten, so veranschaulichte man zuweilen die Vergehen durch Abbildungen. Einem Kuhdiebe hing man z. B. 1688 das Bild einer Kuh um den Hals. In Bautzen erließ der Stadtrat 1567 eine Verordnung wegen des überhandnehmenden Fluchens und Schwörens. In derselben heißt es: „Derjenige, welcher wendisch oder deutsch flucht, soll wenigstens drei Stunden am Halseisen stehen." Diese Strafe fand gewöhnlich Sonntags nach beendetem Gottesdienste statt. In der Nähe des Kirchhofthores, gewöhnlich außerhalb desselben, wurden die zu Bestrafenden an eine Säule gestellt und mit dem Halseisen daran befestigt. An manchen Orten wurde auch auf einer Tafel ihr Vergehen zur Mitteilung gebracht, gefallenen Frauenspersonen aber ein weißes Tuch, das Sinnbild der verlorenen Unschuld, umgehängt.

Noch einige andere jener Zeit eigentümliche Polizeistrafen sind zu erwähnen. So wurden 1717 in Zittau neun Hofdrescher aus Türchau, welche das Getreide nicht rein ausgedroschen hatten, die Dreschflegel auf dem Rücken, von einem Gerichtsdiener in der Stadt herumgeführt und hierauf in den böhmischen Turm gefangen gesetzt. 1682 wird ein dreistündiges Sitzen „im spanischen Mantel" beim Weinkeller erwähnt.

Eine sonderbare, auch anderwärts übliche Strafe war das Flaschentragen. In manchen Gegenden gebrauchte man statt der Flaschen einen schweren Stein, den Klapper-, Schand- oder Lasterstein, der die Gestalt eines Zerrbildes

hatte, oft mit Eselsohren versehen war und mit einem Halseisen um den Hals befestigt wurde. Es war dies eine Strafe, mit der man verleumderische, zanksüchtige Frauen belegte. Verleumdete ein Mann einen andern oder beschimpfte ihn mit Worten, so hatte er bloß eine Geldbuße von einigen Pfennigen zu erlegen. Dieses Flaschen- oder Steintragen fand in der Regel an Markttagen statt. Gerichtsboten gingen voraus oder folgten und bliesen in ein Horn, um das schaulustige Volk herbeizulocken. An manchen Orten waren die zu bestrafenden Weiber mit zugespitzten Stöcken bewaffnet, mit denen sie sich während des Ganges gegenseitig stechen und stoßen mußten. Eine gewöhnlich auf dem Rücken befestigte Inschrift gab den Namen und das Vergehen der Verurteilten an. In Bautzen gab es hölzerne und steinerne Flaschen, welche an der Ratswage angeschlossen waren. Die schwerste steinerne Flasche daselbst nannte man die „graue Suppe“. Jeder Frauensperson, welche hier zu dieser Strafe verurteilt wurde, hing man einen Zettel mit folgender Inschrift um:

„Weiber, die sich zanken und schlagen,
Müssen diese Flaschen tragen.“

G. Korschelt.

Aus Bautzens ältester Vergangenheit.

Als die Wogen der Völkerwanderung den in der heutigen Oberlausitz einst seßhaften germanischen Stamm der Semnonen westwärts hinweggeschwemmt hatten, ergriffen von dem herrenlos gewordenen Lande im 6. oder 7. Jahrhunderte die wendischen Milzener Besitz. Im Mittelpunkte ihrer Ansiedelungen erbauten diese auf steilem, von der Spree umflossenen Felsenvorgebirge nach allgemeiner slavischer Sitte ihre Stammesveste, gleichwie die Czechen den Hradschin von Prag und die Russen den Kreml von Moskau. Neben der Burg entstanden bald auch die unentbehrlichen Herbergen; Händler und Handwerker siedelten sich an. So bildete sich die Stadt „Budusin“, später „Budissin“, zuweilen auch „Baudissen“ und erst seit 1868 amtlich „Bautzen“ geschrieben.

In das Dunkel der ältesten slavischen Vorzeit dieser Stadt reicht kein geschichtliches Denkmal hinauf. Nur ein uraltes Volkslied der Wenden giebt uns einen schwachen Anhalt. Es erzählt uns, wie die Serben (so nennen sich die Wenden selber) einst gegen die Deutschen, von deren Sprache sie kein Sterbenswörtlein verstanden, ins Feld gezogen seien, die Goldfüchse allesamt gesattelt, die klirrenden Sporen und blitzenden Schwerter angelegt und über die Deutschen drei große Siege errungen hätten, und wie nach jedem ihr König die Krieger beschenkt habe mit neuen, prächtigen Kleidern, mit Samt und Scharlach, mit Goldfüchsen und blanken Waffen.

Etwa drei Jahrhunderte lang erfreuten sich die Milzener des Budissiner Landes der Selbständigkeit; dann unterjochte sie Kaiser Heinrich der Städteerbauer und zwang sie, Zins zu entrichten. Markgraf Ekkehard I. von Meißen vollendete diese Unterwerfung. „Er beraubte die Milzener ihrer althergebrachten Freiheit und machte sie zu Knechten.“ Von der hierbei gewiß stattgehabten blutigen

Eroberung ihrer Stammesburg Bautzen hat uns die Geschichte ebenfalls keine Kunde aufbewahrt; doch scheint eine sehr alte, rührend schöne Sage der Wenden jenes Ereignis als historischen Hintergrund zu haben. „Auf der Höhe eines Berges bei Budissin saßen, von dem kampfbereiten Heere umgeben, sieben Wendenkönige und hielten Rat, wie sie die Deutschen besiegen und sich ihre Freiheit erkämpfen möchten. Die Schlacht begann. Sie war heiß und blutig. Alle sieben wurden erschlagen. Da begruben sie die Ihrigen mit den goldenen Kronen auf den Häuptern unter den sieben Steinen, worauf sie gesessen, auf jener Höhe, welche deshalb noch heute ‚Thronberg' heißt". — In die gewonnene Veste Budissin zog



Bautzen von der Südseite.

nun ein Statthalter des Markgrafen von Meißen ein. Von hieraus gebot derselbe über das dem deutschen Reiche einverleibte Land.

Dicht neben dem Schlosse bauten sich deutsche Ritter an und gründeten das sogenannte Burglehn. Mit der deutschen Herrschaft wurde auch das Christentum nach Budissin verpflanzt. Die Verbrennung der Leichen wurde untersagt, die Urnenfriedhöfe wurden geschlossen, die Götzenaltäre zertrümmert. Diese Maßnahmen konnten jedoch nur in der Hauptstadt selber und in deren nächster Umgebung durchgeführt werden. Auf den Bergen südlich von Budissin loderten die Opferfeuer zu Ehren des Czorneboh, des schwarzen Gottes, und Bieleboh, des weißen Gottes, fort und fort.

Dem Friedenswerke der Christianisierung und Germanisation bereiteten kriegerische Zeitläufte schon in den ersten Anfängen schwere Hindernisse.

Der mächtige Polenherzog Boleslaus Chrobry, dessen Reich sich im Osten bis nach Kiew erstreckte, faßte den Entschluß, die ehemaligen Slavenländer bis westwärts zur Saale unter seine Botmäßigkeit zu bringen. 27 Jahre lang, von 1002 bis 1029, dauerten die darob entbrannten Kämpfe. Bautzen sollte während derselben die Qualen des Krieges auf das bitterste empfinden.

Den Tod Kaiser Ottos III. wie namentlich den des wackeren Kämpen Ekkehard begrüßte Boleslaus als willkommene Ereignisse. Rasch sammelte er ein Heer, besetzte zunächst den westlich der Elbe gelegenen Teil der Mark Meißen und bemächtigte sich dann, indem er eine Schar zur Belagerung voranschickte, der Stadt Bautzen sowie aller zu derselben gehörenden Besitzungen. Dies geschah im Jahre 1002. Der neuerwählte deutsche Kaiser Heinrich II. wollte eine Wiedereroberung des Gaues Milsca, so hieß die Budissiner Gegend als Bestandteil des Reichs, nicht unversucht lassen. Im Herbste 1004 brach er von Wyssehrad bei Prag, begleitet vom Böhmenherzoge Jaromir, nach Bautzen auf. Nach einem unsäglich mühseligen Marsche erreichte er das Milzenerland und begann sogleich die Umschließung Budissins.

Die Stadt, wohl nur aus Holz erbaut, besaß damals doch schon feste Ringmauern mit Bastionen; zudem hielt sich die polnische Besatzung sehr tapfer. Hier vor Bautzen wäre der Kaiser, als er eines Tages seine Getreuen zum Sturm auf die Mauern ermunterte, beinahe von den Zinnen herab durch einen Bogenschützen getötet worden. Dicht ihm zur Seite traf der Pfeil seinen Nebenmann. „Der König aber erhob preisend und dankend sein Herz zum Herrn, der ihm seine unwandelbare väterliche Liebe und Obhut unverdientermaßen aufs neue offenbart hatte.“ So schreibt Bischof Thietmar von Merseburg in seinem ausführlichen Berichte über diesen Feldzug. An jenem Tage waren die Deutschen bereits im Begriff, durch herbeigeschleppte Feuerbrände die Stadt den Flammen zu übergeben, und sie wäre sicher vernichtet worden, wenn nicht ein Befehl Markgraf Gunzelins dies verhindert hätte.

Viele Deutsche fanden vor Bautzen den Tod. Unter ihnen zeichnete sich durch große Tapferkeit ein Ritter, Namens Hemuza, aus. Er forderte die Belagerten wiederholt zum Kampfe heraus. Als diese einen Ausfall wagten, wurden sie zurückgetrieben. Allen voran setzte Hemuza ihnen bis dicht an die Stadtmauer nach. Dort aber traf ein von oben herabgeworfener halber Mühlstein sein mit dem Helme bedecktes Haupt, daß er tot niederstürzte. Frohlockend zogen die Polen seinen Leichnam in die Stadt, von wo aus ihn erst sein ehemaliger Lehnsherr, Graf Heinrich, der Bruder Thietmars von Merseburg, auslöste und zurückbrachte. Am 25. Oktober wütete der wilde Kampf bis an die Spree hinab. Im Flusse stehend, leistete ein deutscher Krieger, der wegen seines beständigen Jagens nur der wilde Tommo genannt wurde, den Feinden lange Zeit tapferen Widerstand, bis er, auf den schlüpfrigen Kieseln ausgleitend, zu Falle kam und alsdann trotz seines trefflichen Panzers den Tod erlitt. Es scheint bei den Belagerten Sitte gewesen zu sein, daß man die Körper der Gefallenen mit sich hinwegführte. Als der treue Knappe Tommos dies bei der Leiche seines Herrn verhindern wollte, streckte auch ihn ein tödlicher Lanzenwurf nieder.

Durch Gewalt hatte Heinrich II. Bautzen nicht gewinnen können. Bald fiel ihm die Veste friedlich im Vertragswege zu. Boleslaus sandte eine Botschaft an die Bürger mit der Weisung, die Stadt dem Kaiser zu übergeben. Dies geschah. Die Besatzung zog unbehelligt ab, und eine neue, deutsche Verteidigungsmannschaft wurde in Bautzen hinterlassen.

1008 nahte von neuem ein Ungewitter. Der zwischen Boleslaus und dem Kaiser geschlossene Friedensbund wurde von letzterem aufgekündigt. Nicht lange danach lag der gefürchtete Polenherzog vor Bautzen. Er entsandte Unterhändler in die Stadt mit der Aufforderung, sich zu ergeben und dadurch sich und ihm weitere Mühen zu ersparen, indem auf keinen Entsatz zu rechnen sei. Während eines vereinbarten siebentägigen Waffenstillstandes traf Boleslaus alle Vorbereitungen zur Erstürmung Bautzens. Die Belagerten richteten einen flehentlichen Hilferuf an den Markgrafen und die Reichsfürsten. Ihr Bote gab die Versicherung, daß sich die Stadt noch mindestens für sieben Tage nach Ablauf der Waffenruhe zum Widerstande fähig halte. Vergeblich aber ließ Markgraf Hermann alle Großen durch Gesandte um Beistandsleistung ersuchen, vergeblich ging er selber nach Magdeburg. Unter bitterer Beschwerde, daß viele derselben dort unthätig verweilten, konnte er für seine Truppen in Bautzen nichts thun als sie vertrösten und zum Ausharren ermahnen.

Unterdessen stürmte Boleslaus unausgesetzt gegen die Bollwerke der Stadt. Der mannhafte Verteidigungsmut wich erst, als die Eingeschlossenen ohne alle Hilfe sich allein überlassen sahen. Nachdem sie freien Abzug für sich und alles, was sie besaßen, von dem Herzoge zugesichert erhalten hatten, übergaben sie demselben die Stadt und zogen dann „traurigen Herzens“ heim. Seit diesem Geschehnisse nahm Boleslaus ständigen Aufenthalt in Budissin. Von hier aus entsendete er 1010 auch eine Schar zur Überumpelung Meißens. Der geplante, mit Hilfe zweier Verräter auszuführende Handstreich gelang jedoch nicht. Zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, harrte Boleslaus in Bautzen auf die Rückkehr der Seinigen und wurde ob der Enttäuschung sehr unwillig. Doch war dies nur ein vereinzeltes Mißlingen. Im ganzen bekämpften ihn Kaiser Heinrich und die meißnischen Markgrafen mit wenig Glück.

Die kriegerischen Unternehmungen wurden zuweilen von Friedensverhandlungen unterbrochen, so im Juli 1012 und im Januar 1017. Ein endgiltiger Friedensschluß erfolgte erst am 30. Januar 1018 zu Bautzen. Zu den Bedingungen desselben gehörte, daß Boleslaus die Tochter des verstorbenen Markgrafen Ekkehard, mit Namen Oda, um die er lange schon geworben hatte, zur Gemahlin erhalten sollte. Boleslaus schickte schleunigst seinen Sohn Otto zur feierlichen Einholung der Markgräfin aus. In seiner Grenzveste Seitschen, einem Dorfe westlich von Bautzen, ließ er der Braut einen glänzenden Empfang bereiten. Es war in der Nacht des 3. Februar 1018, als sich der Zug dem Orte näherte. Da flammten zahlreiche Lichter auf; beim Scheine von Fackeln und unter Zulauf einer ungeheuren Menschenmenge begrüßte der glückliche Herzog die ersehnte Braut, mit der er sich sofort zu Bautzen vermählte. Obgleich Boleslaus Christ war, beging er doch in der Fastenzeit ohne bischöfliche Erlaubnis

die Hochzeit. Die kurze Ehe der schönen Oda mit dem Barbaren gehört nicht mehr in den Bereich unsrer Betrachtung. 1024 starb Boleslaus Chrobry. Unter seinem Sohne und Nachfolger Mieczislaus loderten die Flammen des Krieges von neuem empor. Während jener Wirren belagerte Kaiser Konrad II. im Jahre 1029 Bautzen vergeblich, errang aber doch endlich den Vorteil, daß der Pole die Stadt wieder an die Markgrafen von Meißen abtrat. — Bis zu diesem Abschnitte leihen wir der ältesten Geschichte Bautzens unsere Aufmerksamkeit.

Der Reisende, welcher sich der vielgetürmten Hauptstadt Lusatiens von Westen her nähert, ist hoch entzückt über den malerischen Anblick, den dieselbe gewährt. Noch stehen unversehrt größere Teile der alten Ringmauern, „zeugend von dem eisernen Sinne derer, die sie gebaut". Noch ragen darüber hinaus viele dicke Rundtürme, Basteien genannt, manche schier vergessen, in Gärten, umrankt von Bäumen und Gesträuch. Noch blicken alte Thorhäuser aus längst entschwundenen Zeiten herab in das Gewimmel der Gegenwart. Noch walten die Türmer auf den hohen Auslugwarten ihres Amtes, jedoch nicht mehr nach nahenden Feinden spähend. Noch streckt die Ortwins- oder Ortenburg, allerdings in erneuerter Gestalt, ihre Zinnen stolz zum blauen Äther empor. Noch tragen hervorragende Bauwerke die steinernen Reliefbildnisse mittelalterlicher Landesherren. Auf dem höchstgelegenen Punkte der Stadt, an der nämlichen Stelle, wo Deutsche ehemals das älteste Kirchlein als erste Pflanzstätte des Christentums in der Lausitz errichteten, thront der riesenhafte Bau des Domes zu St. Peter. Andere Kirchen aus alter Zeit sind noch als Ruinen vorhanden, so die mitten in der Stadt befindliche Franziskaner-Klosterkirche mit ihren hohen gotischen Fensterbögen aus rotem Ziegelwerk und die am Abhange des Spreethales wunderbar schön gelegene Nikolaikirche, deren leere Fensterhöhlen einen kleinen, blumigen Friedhof umrahmen.

Welch ein Genuß für den Altertumsfreund, diese Stadt zu durchwandern!

Dr. Georg Pilk.

Die Gründung Bautzens.

Eine Sage.

Wenzeslaus begann zu bauen
An des Ortenberges Rand
Eine Veste, um zu schauen
Weithin übers Sorbenland.

Als die Gräfin einst vergeblich
Nach des Ortes Namen frug,
Ihrer Liebe Pfand gedenkend,
Das sie unterm Herzen trug:

„Bude Syn, bude take Mesto!"
Sprach sie; „wenn ein Sohn mir lacht,
Soll hier eine Stadt erstehen,
Budissin, in stolzer Pracht!"

Eines Söhnchens bald genesen,
Machte Böhmens Gräfin wahr,
Was bei dem geliebten Wesen
Einst von ihr gelobet war.

Ihr Gemahl zog feste Mauern
Um des Ortenberges Rand,
Die man noch zum Teil kann schauen:
Bautzens fester Wall entstand.

Ernst Linke.

Aus der sächsischen Wendei.

Im Nordosten unsers Vaterlandes wohnen die letzten Überreste der Slaven, welche einst in einem großen Teile Deutschlands seßhaft waren, die allbekannten Wenden. Mitten in dem Gebiete derselben liegt Bautzen, eine jetzt größtenteils deutsche Stadt. Außer dieser einzigen Stadt umfaßt die Wendei nur kleine Bauerndörfer, von denen manche noch nicht 100, wenige über 500 Einwohner zählen.

Die wendischen Dörfer sind in ihrer Anlage von den deutschen sehr verschieden. Die Häuser reihen sich meist dicht aneinander und kehren die Giebel der Gasse zu, während die Langseite des Hauses dem Hofe zugewandt ist. Sie sind im übrigen ebenso einfach gebaut wie die Wohngebäude in den deutschen Dörfern Sachsens. Während die älteren Häuser meist aus Fachwerk bestehen, mit Stroh gedeckt sind und nur ein Erdgeschoß enthalten, werden neue Häuser aus Ziegeln aufgeführt und mit Ziegeln gedeckt.

Die Hausflur, welche gewöhnlich zwischen der der Dorfgasse zugekehrten Wohnstube und dem derselben entgegengesetzten Stalle liegt, ist in älteren Gebäuden oft zugleich die Küche und aus diesem Grunde mit Herd und Rauchfang versehen; festgestampfte Erde oder in den Häusern der Wohlhabenderen Ziegelsteine, wohl auch Granitplatten, bedecken ihren Boden. Die Wohnstube ist schlicht eingerichtet und von niedriger Bauart. Ein starker, großer Tisch, mehrere Lehnschemel von Holz, Holzbänke, welche den mächtigen Kachelofen umgeben und auch längs der Wände hinlaufen, und ein Topfbrett an der Wand sind Möbel, welche jedem Wohnzimmer eigen sind. Diejenigen Wohnhäuser freilich, welche in neuerer Zeit gebaut worden sind und noch gebaut werden, zeigen die genannten Eigentümlichkeiten in Bauart und Einrichtung nicht, sind überhaupt von den Häusern in deutschen Gegenden nicht wesentlich verschieden.

Im Gegensatze zu den deutschen Bewohnern der südlichen Lausitz, welche größtenteils durch Weberei, meist in Fabriken, ihr Brot verdienen, beschäftigen sich die Wenden fast durchweg mit Ackerbau. Es giebt unter ihnen keinen Adel, und die Rittergüter inmitten der wendischen Gegenden sind fast ausschließlich in den Händen von Deutschen; doch herrschte in früheren Zeiten unter den Begüterten ein großer Rangunterschied. Die wendischen Bauern bildeten ehemals scharf von-

einander abgegrenzte Stände, als Großbauern, Halbbauern und Häusler, welche ein sehr verschiedenes Ansehen genossen.

Neuerdings haben sich diese Unterschiede fast ganz verwischt, und es haben sich hier und da die Bauern, gleichviel ob ihr Besitz ansehnlich oder gering ist, zu Vereinen zusammengeschlossen, in denen sie gemeinsame Schritte zur Hebung der Landwirtschaft beraten und durchführen. Sehr wohlhabende Bauern giebt es besonders in dem westlichen Teile der Wendei, in der Nähe des Klosters Marienstern, welche, wie die Wenden in dieser Gegend überhaupt, meist katholisch sind. Der größere Teil der sächsischen Wenden bekennt sich jedoch zur lutherischen Kirche.

Die Arbeit in frischer, freier Luft bewirkt, daß die Wenden meist starke, kräftige Gestalten mit roten, vollen Gesichtern und von blühender Gesundheit sind, während man unter den deutschen Webern in den südlichen Berglandschaften der Lausitz infolge ihrer ungesunden und wenig lohnenden Arbeit hinter dem Webstuhl sehr viel hagere, dürftige Gestalten erblickt.

Die Lebensweise der Wenden ist eine sehr einfache. Nur bei festlichen Gelegenheiten, bei Taufen, Hochzeiten u. s. w. geht es hoch her; ohne einen tüchtigen Schmaus und reichliche Bewirtung kann sich der Wende dieselben nicht denken. Freilich schwinden die alten Gebräuche, welche früher bei diesen Familienfesten üblich waren, immer mehr, und nur bei den reichen Großbauern kommen sie noch in ihrer ursprünglichen Form vor. Streng überwacht hier bei Hochzeiten die Beobachtung der althergebrachten Gebräuche der Hochzeitbitter, dessen Amt es ist, die Gäste zu laden und zu begrüßen, ihnen die Plätze an der Tafel anzuweisen, das Tischgebet zu sprechen und die Speisen zu verteilen. — Der Hochzeitszug wird öfters durch Musik und abgefeuerte Schüsse begrüßt. Die Braut trägt auf einer hohen, turmartigen, mit grünen Bändern gezierten schwarzen Samtmütze einen Brautkranz von Raute und ist mit grünen Bändern, goldenen und silbernen Ketten, Perlen und alten Schaumünzen geschmückt. Bei reichen Bauern pflegt ein Hochzeitsfest bisweilen auf mehrere Tage ausgedehnt zu werden.

Wie die Gebräuche bei festlichen Gelegenheiten, so verschwindet auch die den Wenden eigentümliche Tracht, besonders diejenige der Männer, immer mehr. Die Frauen tragen noch allgemein eine Haube von Kattun, unter welcher ein weißes Stirnnetz hervorragt, bei Trauer aber ein weißes Stirnband. Weite, bauschige Röcke, vor welche eine sehr große Schürze gebunden wird, sind gleichfalls den wendischen Frauen eigentümlich. Die Wochenmärkte in Bautzen bieten beste Gelegenheit, die eigenartige Tracht der wendischen Bauerfrauen kennen zu lernen.

Der Charakter des Wenden zeigt viele gute Seiten. Man rühmt an ihm Fleiß, Genügsamkeit, Bescheidenheit, Anspruchslosigkeit und Ehrlichkeit. In seinen schönen Grüßen „Gott helf!" „Gott befohlen!" u. s. w., in vielen volkstümlichen Redensarten, in einer strengen Sonntagsheiligung und anderen Gewohnheiten spricht sich ein religiöser Sinn und ein tiefes Gemüt aus.

Mit Zähigkeit hängt der wendische Bauer wie an den althergebrachten Sitten, so auch an seiner Muttersprache. Die wendische Sprache zeigt mit den andern slavischen Sprachen, besonders mit der czechischen, große Ähnlichkeit; infolge ihrer

Eine wendische Hochzeitsgesellschaft.

vielen Zischlaute und der sich häufenden Konsonanten ist sie für den Deutschen schwer zu erlernen. Viel ist in der letzten Zeit für die Pflege und Erhaltung der wendischen Sprache und des wendischen Volkstums von seiten einzelner Personen, wie auch ganzer Vereine gethan worden. In den Schulen lernen die Kinder das Wendische wie auch das Deutsche mündlich und schriftlich gebrauchen; ihre Schulbildung ist eine sehr gute. Auch Bücher, in wendischer Sprache geschrieben, sind in Menge vorhanden. Die sächsische Regierung hat überhaupt niemals den wendischen Volksstamm gehindert, sein Volkstum zu pflegen und zu erhalten, sondern ihn darin sogar unterstützt, indem sie in wendischen Gegenden der wendischen Sprache mächtige Geistliche und Lehrer anstellt.

Trotzdem schmilzt die Zahl der Wenden immer mehr zusammen. Im Jahre 1885 gab es in der Lausitz nur noch 47 134, während in dem übrigen Sachsenlande 1782 als Dienstboten, ländliche Arbeiter u. s. w. beschäftigt waren.*) Haben die letzteren in der Fremde durch ihren Fleiß sich eine kleine Geldsumme erworben, so kehren sie wieder in ihre Heimat zurück, an der der ganze Volksstamm mit treuer Liebe hängt.

Immer mehr aber dringt das Deutschtum vor. Viele Dörfer, die vor einigen Jahrzehnten noch rein wendisch waren, sind jetzt gemischtsprachig; viele, in denen die Deutschen die Mehrheit bildeten, sind rein deutsch geworden; in vielen ist die wendische Sprache gleichfalls dem Verschwinden nahe. Kaum wird es dem Volksstamme der Wenden, der überall von deutschem Kulturleben umgeben ist, auf die Dauer möglich sein, seine Sprache und sein Volkstum vor dem Untergange zu bewahren.

R. Trenkler.

Die Goldgrotte auf dem Valtenberge.

Eine Volkssage.

Wenn man den Lauf des Wesenitzflüßchens, welches sich unterhalb der Stadt Pirna in die Elbe ergießt, aufwärts verfolgt bis zu dessen Quelle, so gelangt man auf eine im Sachsenlande wohlbekannte Höhe. Sie heißt der Valtenberg. Weit hinaus schweift dort der Blick, vom Kamme des Riesengebirges bis zum Kolmberge bei Oschatz und der Burgruine Frauenstein, von den in zartblauem Dufte verschwimmenden Ebenen Preußens bis zu den bekannten Bergen Böhmens, dem Kleis, Geltsch und Milleschauer. Mit Wohlgefallen weilt das Auge auch auf den nächsten Umgebungen. Hier wogt und rauscht ein weites, grünes Meer, das des großen Weltenmeisters Hand erschuf, dem Wanderer zur Freude. Um riesige Felsblöcke schlingen schlanke Fichten ihre knorrigen Wurzeln. Das Hellgrün des Buchenlaubes mischt sich wohlthuend mit der ernsten Farbe der Edeltannen. Tiefe Stille waltet auf der luftigen Höhe; nicht stört sie das Flöten der Drossel oder das Hämmern des emsigen Spechtes. Dazu umrankt den Valtenberg ein duftiger Sagenkranz.

*) Seit 1885 werden die Wenden bei Volkszählungen gar nicht mehr als besonderer Volksstamm aufgezeichnet, daher ist ihre Zahl gegenwärtig nicht mehr festzustellen.

Großmütterchen wußte einst viel zu erzählen von den Wundern, die seine dunkle Waldnacht deckt, von unermeßlichen Schätzen, die tief drunten in des Berges Innern, bewacht von Gnomen und Zwergen, schlummern, von welschen Männern aus der fernen Lagunenstadt Venedig, die ehedem in den Bächen des Valtenberges Gold gewaschen und ungezählte Reichtümer nach ihrer südlichen Heimat geschleppt haben, von der versunkenen Valtenburg, die dereinst, wenn Dresden und Bautzen untergehen werden, zu neuem Glanze erstehen soll, von der Wunderblume, die aller hundert Jahre nur einmal am Johannistage hier blüht, von dem gutmütigen Zwergenvolk der Querxe, die hier mit goldenen Kugeln nach goldenen Kegeln schieben, von Berndietrich, der hier als wilder Jäger nachts durch die Lüfte zieht und nicht der abmahnenden Worte seines Begleiters, des heiligen Bonifazius, achtet, von einer vielgenannten Goldgrotte endlich, die nur der Zauber des Karfreitags jährlich einmal öffnet. Letztere Sage sei an dieser Stelle mitgeteilt. Sie knüpft sich an die sehr alte Meinung von dem Goldreichtume des Valtenberges und seiner Umgebung. Schon Kaiser Ludwig der Bayer verlieh ein Goldbergwerk in dieser Gegend im Jahre 1333 dem Markgrafen Friedrich dem Ernsthaften von Meißen. Lange Zeit, selbst noch im vorigen Jahrhunderte, baute man hier auf Gold. Die eingangs erwähnte Wesenitz quillt aus dem verrollten Mundloch eines Stollens, den das Volk noch heute „das Bergwerk" nennt. Doch hören wir, was es für eine Bewandtnis mit der Goldgrotte hat!

Es war Karfreitag. Vom Chor der Kirche erklang die heilige Passion, als eine arme Frau, die ihr zweijähriges Knäblein auf dem Rücken trug, über den Valtenberg wanderte. Sie kam aus Böhmen, wo sie Handelsgeschäfte erledigt hatte, und ging nach ihrer Heimat, dem sächsischen Dorfe Neukirch, zurück. Unweit des Berggipfels gewahrte sie plötzlich eine Öffnung in einem Felsen neben dem Wege. Neugierig lugte sie hinein. Der Spalt bildete den Eingang zu einer Höhle. Kein lebendes Wesen ließ sich drin bemerken. Nur die Wände glitzerten und funkelten wie buntes Feuer. Unten seitlich stand ein mächtig großes Gefäß, eine kupferne Braupfanne, gefüllt mit Goldstücken bis oben an. „Welch Glück!" jubelte die Frau. Sie hatte die Goldgrotte gefunden, von der ihr in stiller Dämmerstunde einst erzählt worden war. Nun lag die Zukunft rosig vor ihren Augen. Mit einem Schlage schien sich jetzt ihre bisherige Armut in Reichtum verwandeln zu wollen. Zitternd vor Freude trat sie ein, setzte ihr Knäblein auf den Boden der Grotte nieder und raffte hastig so viel der blanken Goldstücke zusammen, als ihre Schürze nur zu fassen vermochte. Dann eilte sie hinaus und schüttete das Gold vor dem Felsen aus. Noch zwei andere Male betrat sie die Höhle, jedesmal eine gleiche kostbare Last hervorschleppend. Als sie aber zum dritten Male die Grotte verließ, hörte sie hinter sich einen Donnerschlag. Sich umblickend, gewahrte sie, daß sich der Fels geschlossen hatte. Vergeblich suchte sie nach rechts und links, bergauf- und bergabwärts nach einem Zugange. „Mein Kind, mein Kind will ich nur noch holen," jammerte die Mutter, „o öffne dich nur noch ein einziges Mal, starrer Felsen, und gieb mir meinen Liebling heraus! Kein Stück von deinem Golde will ich dann mit mir hinwegnehmen!" Doch ihr antwortete nur kaltes Schweigen. Drüben vom Dorfe her erklangen leise die

neun Schläge der Betglocke. Schmerzbewegt sank sie in die Kniee. Da erinnerte sie sich, daß Großmütterlein bei der Erzählung von der Goldgrotte des Valtenberges stets auch gesagt hatte:

„Bist du nicht reines Herzens,
So bringt es dich in Not;
Wohl Schätze wirst du finden,
Doch aber auch den Tod!“

So war die Strafe für ihre Habsucht nun hereingebrochen. Der Mutter war das Söhnlein, ihr bestes Kleinod auf dieser Welt, entrissen. Wehklagend dachte die Ärmste endlich an den Heimweg. In ihrer Schürze nahm sie einen Teil des Goldes mit, das übrige verbarg sie unter Waldspreu, Geäst und Steinen. Erst gegen abend erreichte sie ihre Wohnung. Unter lautem Schluchzen berichtete sie ihrem Manne, was sie verloren und was sie gefunden habe. Der Gatte war geblendet von dem Glanze des nie besessenen Goldes. Der Gedanke an das sorgenlose, prächtige Leben, das ihm nun bevorstand, machte ihn den Verlust des Kindes vergessen. Anders die Mutter. Von ihren Augen wich der Schlaf. Frühzeitig weckte sie am anderen Tage den Mann. Nachdem der mitgebrachte Schatz sorgfältig im Keller versteckt worden war, brach man auf, um auch das andere Gold einzuheimsen.

Es lag noch am nämlichen Orte. Der Mann lud es in einen mitgebrachten Karren und bedeckte es mit einem Grastuche. Während dessen suchte die Frau mit blutendem Herzen nach dem Eingange. Er war nicht zu finden. Der Felsen blieb geschlossen. Schweigend schritt die Bekümmerte auf dem Heimwege neben dem Gatten einher. Des letzteren liebreiche Worte von den Sorgen, welche oft selbst die besten Kinder den Eltern bereiten, und von den Annehmlichkeiten, die der Besitz des Geldes doch allenthalben schaffe, spendeten ihr keinen Trost.

Je näher die beiden dem Dorfe kamen, desto leichter schien der Karren zu werden. Daheim angelangt, ersahen sie mit Schrecken, daß sich nichts als welkes Laub auf dem Wäglein befand. Auch die Goldstücke im Keller waren verwandelt. Dort lag nur ein Haufen wertloser Scherben. Wer beschreibt die Enttäuschung und den Ärger des Mannes, wer die Wehmut der Frau? Letztere erkannte ihre Schuld und suchte dieselbe durch allerlei fromme Büßungen zu sühnen. An jedem Festtage pilgerte sie hinauf nach dem Valtenberge, um vielleicht doch ihr verlorenes Glück wiederzuerlangen. Und ihr Sehnen sollte gestillt werden. Am nächsten Karfreitage, als wiederum vom Chor der Kirche die heilige Passion gesungen wurde, fand die Hoffende auch die Pforte zur Goldgrotte wieder geöffnet. Wonnetrunken eilte sie hinein. Alles war noch wie vorm Jahre. Die goldgefüllte Braupfanne stand noch am selben Orte, und am Boden, wo sie es verlassen, saß auch ihr holdes Knäblein, unversehrt und spielend mit einer lichten Engelsgestalt, welche der Eintretenden mit einem Lilienstengel schelmisch drohte und dann verschwand.

Die Mutter drückte den wiedergewonnenen Liebling an ihre Brust und stürmte mit ihm hinaus. Nicht dachte sie mehr an Gold und Wohlleben — ihr Mutterherz erfüllte die höchste Seligkeit; sie schwelgte nur in dem einen Gedanken: „Das Kind, das teure Kind ist wieder mein!“

Dr. Georg Pilk.

Der Goldkeller auf dem Löbauer Berge.

Eine Sage.

Auf Löbaus Bergeswarte,
Dem steilen Gipfel nah,
Gewahrt ein spähend Auge,
Was nirgends sonst es sah.

Am Sankt-Johannistage,
Wenn lau die Lüfte wehn,
Beim zwölften Glockenschlage
Kann man dies Wunder sehn:

„Es weitet sich zum Keller
Ein enger Felsenschacht,
Draus strahlt im Zauberglanze
Glutroten Goldes Pracht.

Doch heller als des Schatzes
Verlockend Schimmern dort
Erglühn die Flammenaugen
Des Wächters bei dem Ort.

Enteil' dem Goldeskeller,
Wenn Habsucht dich bethört;
Doch wenn du reinen Sinnes,
Bist du des Schatzes wert.

Nur aller hundert Jahre
Einmal geschiehet dies;
Denn selten sind die Grüße
Vom sel'gen Paradies." —

So klingt die alte Sage
Aus grauer Ahnenzeit
Wie eine stille Klage
Um einst'ge Herrlichkeit.

Ernst Linke.

Die Wunderblume auf dem Löbauer Berge.

Eine Sage.

Ein Teil des Löbauer Berges heißt wegen der daselbst wachsenden Kräuter der Kräutergarten. Hier blühte, wie eine alte Sage erzählt, aller hundert Jahre, manche sagen auch, aller zehn Jahre, eine Blume, die nirgends sonst gefunden und in keiner Naturgeschichte beschrieben worden ist. Aber nur eine einzige Stunde entsendete sie ihre Wohlgerüche und zwar von elf bis zwölf Uhr in der Nacht des Tages, an welchem Johannes der Täufer geboren wurde.

Mehrmals ist sie gesehen, aber nicht gepflückt worden. So erzählt man von einem Ratsförster, Kajetan Schreier, der im Jahre 1570 diese Blume erblickte und die Herrlichkeit derselben gar nicht genug rühmen konnte. Er war wie im Paradiese, wagte aber nicht, die Blume zu brechen. Schlag zwölf Uhr (er hatte sich auf der Jagd sehr lange aufgehalten) zuckte ein Blitz nieder, und alles war verschwunden; nur ein Stück schwarzen Pergamentes wehte der Wind zu ihm herüber, auf welchem mit goldener Mönchsschrift folgende Worte standen: „Der Sterbliche von reiner Seele, der zu meiner Blütezeit von ungefähr hierherkommt, kann das Glück, das ich ihm gewähre, genießen."

Mehrere Male begaben sich am Johannisabende einige Wagehälse in den Kräutergarten und suchten die Wunderblume, aber sie wurde nicht sichtbar.

Ungefähr fünfzig Jahre darauf lebte in Löbau ein wohlhabender Tischler, der eine einzige Tochter hatte, welche durch ihre Schönheit ebenso bekannt als durch ihren häßlichen Charakter berüchtigt war. Stolz auf ihren Reichtum und ihre äußeren Reize, blickte sie mit Verachtung auf alle ihre Mitschwestern, verleumdete sie und gönnte ihnen kein Lob von irgend einer Seite. Ebenso betrübte sie ihre Eltern durch Ungehorsam, schlug ihre guten Lehren in den Wind und lachte recht hämisch, wenn sie ihr damit drohten, daß es ihr nie wohlgehen würde, sofern sie sich nicht bessere.

„O, mich sollen noch alle beneiden, wenn ich nur erst die Wunderblume haben werde, und ich will und muß sie bekommen! Wie werden sich dann die übrigen ärgern!“

Der Johannisabend erschien, und Margarete, so hieß das Mädchen, machte sich auf, ohne irgend jemandem etwas zu sagen. Geradewegs schritt sie dem Berge zu, wo sie alle Wege und Stege gut kannte. Unheimlich und schauerlich war's ihr, als sie den Kräutergarten erreichte; aber der Gedanke an den Triumph, den sie über ihre Mitschwestern feiern zu können glaubte, verscheuchte alle Bangigkeit. Sie konnte kaum den ersten Glockenschlag erwarten. Elf schlug's in Löbau, und wirklich verwandelte sich ein Teil der Gegend in einen herrlichen Blumengarten, und die Wunderblume entsproßte. Fröhlich trat Margarete näher, streckte die Hand nach der Blume aus, faßte sie am Stiele — aber plötzlich zuckte ein Blitz durch die Lüfte, ein furchtbarer Schlag folgte, und die helle Nacht ward zur schwärzesten Finsternis. Margarete sank besinnungslos zu Boden.

Am hellen Morgen erwachte sie. Aber welch ein Erwachen! Die eine Seite ihres sonst so schönen Körpers war ganz schwarz, wie verbrannt; sie konnte kein Glied bewegen. Anmut und Schönheit waren dahin für immer. Recht elend fühlte sie sich nun, und die Worte der Liebe, die Ermahnungen ihrer Eltern schwebten ihr jetzt vor der Seele — freilich zu spät. Gegen Mittag fand man sie. Man brachte sie ins elterliche Haus, wo sie nach einigen Jahren starb. —

In demselben Hause wohnte fünfzig Jahre später ein armer Schuhmacher zur Miete, Namens Kowar, ein alter, ehrlicher, biederer Wende. Seine Frau und eine Tochter Herta (Henriette) teilten mit ihm Freud und Leid. Nur ein einziges kleines Stübchen hatte er inne, das, obgleich Arbeitsstube, doch von der guten Tochter so nett und rein gehalten wurde, als wäre es die schönste Putzstube eines Reichen. Durch Näharbeit suchte sie außerdem eine kleine Einnahme zu erzielen, um ihren schon ziemlich bejahrten Eltern, die sie zärtlich liebte, so manche Bequemlichkeit zu verschaffen, die sie sonst hätten entbehren müssen. Äußerer Schönheit konnte sie sich nicht rühmen, aber desto mehr glänzte sie durch gute Eigenschaften des Herzens. Besonders zeichnete sie sich aus durch Bescheidenheit und Sittsamkeit. Wer sie sah, mußte sie lieb gewinnen.

Doch unter allen Tugenden stand ihre unaussprechliche Elternliebe obenan. Oft saß sie ganze Nächte hindurch im kleinen Stübchen, in das sie sich zurückschlich, wenn ihre Eltern eingeschlafen waren, um irgend eine Arbeit zu vollenden, die für sie bestimmt war. Oft betete sie: „Ach, könnte ich den Eltern nur mehr Gutes thun; könnte ich ihnen nur einen Teil der Wohlthaten vergelten, die sie mir von Jugend an erwiesen haben! Gott, gieb mir Kraft, mich stets dankbar gegen meine guten Eltern zu zeigen!“ Und siehe, Gott erhörte ihr Gebet; sie wurde eine reiche Wohlthäterin ihrer Eltern.

Die hohe, schlanke Gestalt mit dem blonden Haare, den blauen Augen und dem, wenn auch nicht gerade schönen, so doch anmutigen Gesichte wandelte am Johannistage des Jahres 1670 hinaus zur Stadt, um aufs Land zu einer Freundin zu gehen, die mit ihr in gleichem Alter stand. Diese war die Tochter eines Gutsbesitzers. Dort sollte am folgenden Tage beider Geburtstag gefeiert werden; denn beide wurden jetzt zwanzig Jahre alt. Gewöhnlich hielt sich Herta einige Tage bei ihrer Freundin auf. Ihr Weg führte sie an dem Löbauer Berge vorbei. Der Tag war sonnenklar und schön gewesen und neigte sich jetzt dem Abende zu.

„Ich will doch einmal den Berg besteigen," sagte Herta leise, „lange bin ich nicht oben gewesen, und ich komme vor Abend immer noch zur Freundin."

Gedacht, gethan! Leichtfüßig schritt sie auf den ihr bekannten Wegen dahin und kam endlich auch in den Kräutergarten. Aber nun war sie müde und setzte sich auf einen kleinen, mit Gras bewachsenen Hügel, das Gesicht nach der fast untergehenden Sonne gewendet.

„O, wie herrlich bist du, Sonne! Wie schön muß erst dein Schöpfer sein!" rief sie nach einer Weile und faltete die Hände. „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Viel hast du des Segens; segne und beschütze meine Eltern lange, noch lange!"

Während sie so betete, hatte sie sich etwas auf die Seite geneigt; himmlischer Friede umstrahlte ihr Angesicht; ein zufriedenes Lächeln umspielte den Mund — sie war entschlummert. Das war der Schlummer der Unschuld. Die Sonne verschwand, immer dunkler und dunkler ward es, feierliche Stille herrschte ringsum, und in Löbau verkündigte die Glocke in langsamen Schlägen die elfte Stunde.

Da wurde es auf einmal hell; ein Bogen wölbte sich über der Schlummernden, gleich einem Regenbogen, der in herrlichen Farben erglänzte. Danach durchtönte die stille Nacht Musik, gleich Äolsharfenklängen, die durch ihre lieblichen Töne die Schläferin weckte. Diese richtete sich auf, nicht wissend, ob sie wache oder träume. Je mehr sie nachdachte, desto ungewisser wurde sie. Noch nie hatte ihr Ohr solche Töne vernommen, noch nie ihr Auge solchen Farbenglanz geschaut; noch nie hatten lieblichere Blumendüfte und Wohlgerüche sie umgeben. Die ganze Gegend schien ein Paradies zu sein; herrliche Blumen in nie gesehenem Glanze standen vor ihr zusammengedrängt. Unter allen diesen Blumen aber zeichnete sich eine aus. Ihre Krone war purpurn, mit goldener Einfassung, grün mit Silberrändchen das lotosähnliche Blatt, veilchenblau der Stengel. Sie hatte — wiewohl großartiger — der Lilie Gestalt, und weit und breit dufteten, als sie ihren Kelch erschloß, ihre Wohlgerüche.

Lange saß Herta da, ohne zu wissen, was sie thun solle. Da berührten wunderliche Töne ihr Ohr; bald schienen sie aus der Luft zu kommen, bald aus dem Kelche der Blume; bald schienen sie entfernter, bald näher zu sein; sie säuselten ihr die Worte zu:

„Für dich blüht diese Blume,
Nur du bist ihrer wert.
Drum sei zum Eigentume,
Zum Lohn sie dir beschert."

Unwillkürlich ging sie einige Schritte vorwärts, streckte ihre Hände aus, knickte die Blume und zog zugleich die Wurzeln mit einem Stück des Erdreiches aus. Welch neues Wunder sah sie da! Die Wurzeln waren von blankem Golde, und unter dem aufgehobenen Erdreiche lagen kostbare Steine und blanke Goldstücke. Ohne sich lange zu besinnen, steckte sie die abgepflückte Blume an den Busen, füllte ihr Körbchen mit Gold, nahm noch einiges in die Schürze und die Edelsteine in die Hand.

Kaum war sie fertig, so kündete die Turmuhr durch ihre dumpfen Schläge den Eintritt der Mitternacht an. Das Paradies verschwand, und Finsternis umlagerte den ganzen Berg; nur die Wunderblume glänzte am Busen des Mädchens wie heller Kerzenschein und ließ sie die Wege erkennen. Glücklich erreichte sie das Vaterhaus, und schnell weckte sie die Eltern aus dem süßen Schlummer. Diese waren nicht wenig verwundert, als sie der Tochter Stimme zu dieser mitternächtlichen Zeit vernahmen. Sobald sich die Thür öffnete, war die Wunderblume verschwunden, und nie hat ein Mensch sie wieder gesehen. Das Geld und die Edelsteine verblieben, und die arme Familie war mit einem Male unermeßlich reich.

J. Tr. Mutschink.

Kloster St. Marienthal bei Ostritz.

Schon von alters her war das zwischen Hirschfelde und Ostritz gelegene, über aus reizende, an manchen Stellen aber auch wildromantische Neißethal der Zielpunkt der Sommerausflügler von Zittau, Görlitz und Umgegend. Seit Oktober 1875 verbindet eine Eisenbahn, an der Neiße hinführend, die genannten beiden Städte, und seitdem steigert sich mit jedem Jahre der Zufluß von Fremden. Nicht zuletzt verdankt jedoch dieser Teil der sächsischen Oberlausitz den außerordentlich regen Fremdenverkehr dem Interesse für das am nördlichen Ausgange des Neißethales gelegene Kloster St. Marienthal.

Auf drei Seiten von Bergen eingeschlossen, nur nach Norden zu mit Altstadt und Ostritz durch eine Landstraße verbunden, ist es für den von Hirschfelde im Neißethale herabkommenden Wanderer so lange verborgen, bis er beinahe vor den Pforten desselben angelangt ist. Der erste Blick auf die im dunklen, schattigen Neißewasser sich freundlich abspiegelnden sonnigen Klostergebäude ist aber von einer solchen ungeahnten Wirkung, daß der von diesem anmutigen Bilde angenehm überraschte Wanderer unwillkürlich seine Schritte hemmt, um, auf den Reisestab gestützt, ungestört und mit Muße recht lange diesen reizenden Anblick zu genießen. Lautlose Stille ringsum! Nur das über ein in der Nähe gelegenes künstliches Steinwehr hüpfende krystallhelle Neißewasser belebt durch sein eintöniges Rauschen das hier sich erweiternde stille Thal. Darüber wölbt sich in unermeßlicher Höhe der tiefblaue Himmel, und verirrt sich ab und zu einmal ein Windhauch in die Enge dieses Thales, dann bewegen wohl die uralten Baumriesen ihre Wipfel, und ein Säuseln geht durch ihre Gezweige, als erzählten sie einander von den Thaten und Geschehnissen längst vergangener Zeiten. Doch

genug der Träumereien! Den Wanderstab zur Hand, und nun vorwärts dem nahen Ziele zu!

Durch ein einfaches Hofthor geht's in den geräumigen Klosterhof, der auf allen Seiten von den verschiedensten Wirtschaftsgebäuden umschlossen wird. Zur Rechten liegt eine Mahlmühle, mit welcher ein Brettschneidewerk verbunden ist. Daran reiht sich die Brauerei, in deren ausgedehnten Kellereien das nicht bloß in der nächsten Umgegend, sondern auch weit über den Bereich der Klosterherrschaft hinaus bekannte schmackhafte Klosterbier lagert. Zur Linken folgt eine Reihe Scheunen und Ställe, die nach der Propstei zu mit dem Gebäude für das zahlreiche Gesinde und Dienstpersonal der Herrschaft abschließen. Von diesen Gebäuden aus bilden prächtige Rasenplätze, mit Strauch- und Baumgruppen besetzt, sowie ein Röhrbrunnen mit frischem Trinkwasser und eine zierlich ausgeführte Madonnenstatue den Übergang zu den eigentlichen Stiftsgebäuden. Die Wohnungen der Jungfrauen mit den für dieselben notwendigen Küchen- und Kellerräumen liegen in einem länglichviereckigen Gebäude, dessen Vorderseite von der Abtei gebildet wird. Hier hat die Äbtissin ihren Wohnsitz. Links davon, jenseits der Madonnenstatue, lugt die Propstei mit den Wohnungen für den Propst und die übrige Klostergeistlichkeit aus dem grünen Blattwerk der sie beinahe verdeckenden Baumgruppen hervor. Zwischen beiden Gebäuden hindurch gelangt man in die dahinter liegende prächtige Klosterkirche. Geheimnisvolles Dunkel erfüllt die weiten Räume des einschiffigen Gotteshauses; denn durch den tief herabreichenden Jungfrauenchor wird das belebende Licht der darüber befindlichen Fenster abgeschnitten. Nur der über und über vergoldete Hochaltar mit seinen vielen lebensgroßen Figuren erstrahlt im vollen Glanze der durch die hohen, buntfarbigen Bogenfenster hereinbrechenden Nachmittagssonne.

Doch horch! Leise, wie aus weiter Ferne dringen jetzt andächtige, feierliche Weisen an unser Ohr, die sich allmählich steigern, unterstützt von den immer lauter und kräftiger durch das stille Gotteshaus dahinbrausenden Klängen der Orgel, bis sich beide vereinigen zu einem Jubelhymnus, zum Lobe des Allerhöchsten, dem hier in der Stille und Einsamkeit eines engen Thalbeckens seit Jahrhunderten von frommen, gläubigen Klosterfrauen zur eigenen Erbauung und zum Segen für das andächtig mitfeiernde Volk Altäre errichtet wurden.

Tief ergriffen von den soeben empfangenen Eindrücken, treten wir wieder heraus aus dem Dunkel der Kirche in den Bereich der Leben und Segen spendenden Sonne und folgen nunmehr der Führung des freundlichen Begleiters, der uns in schlichten Worten mit Vergangenheit und Gegenwart dieses altehrwürdigen Klosterstiftes, sowie mit dessen besonderen Einrichtungen näher bekannt zu machen versucht.

St. Marienthal ist ein Cisterzienserkloster. Den Namen Marienthal oder Morgenthal führen die Urkunden des Stiftes erst seit dem Jahre 1400, während es bis dahin stets als Sifridsdorf oder Kloster bei Sifridsdorf bezeichnet ist. Dieses Dorf lag auf dem das linke Neißeufer im Westen begleitenden Höhenzuge und zwar an dem durch Brunnen und einige alte Maueründerreste kenntlichen Platze südlich von der an der Bergschenke vorüber nach Hirschfelde führen-

den Straße. Ein steinernes Kapellchen am Wege, noch jetzt die Siegfridskapelle genannt, erinnert an das einst an diesem Orte befindliche Dorf, und vielfach wird diese Gegend von den anwohnenden Leuten auch in unseren Tagen noch als „das alte Dorf“ bezeichnet. Infolge der Hussiteneinfälle wurde dieses älteste Besitztum des Klosters, ein Geschenk der Königin Kunigunde von Böhmen, durch Brand zerstört, und es ist seitdem nicht wieder aufgebaut worden. Aus den dazu gehörenden Feldern entstand in der Folge das Klostervorwerk.



Ordenskleid der Äbtissin.

Das Ordenskleid der Klosterjungfrauen besteht aus einem weißen Unterkleide, schwarzem Schleier und Skapulier (d. i. ein über Brust und Rücken bis zu den Füßen herabwallendes schwarzes Überkleid, welches an den Hüften durch einen breiten schwarzen Gürtel zusammengehalten wird). Außerdem trägt die Äbtissin auf der Brust an goldener Kette ein goldenes Kreuz, eine Auszeichnung, welche 1737 auf dem Generalkapitel zu Cisterz sämtlichen Äbtissinnen der Cisterzienserklöster zuerkannt wurde. Bei wichtigen Ordensfeierlichkeiten bedient sie sich als weiteren Zeichens ihrer hohen Würde des bischöflichen Hirtenstabes, Pedum genannt.

Die Ordensregeln sind die des heiligen Benedikt von Nursia. Diese verpflichten die Konventualinnen, wie die Klosterjungfrauen auch genannt werden, zu dem Gelübde der freiwilligen Armut, der ewigen Keuschheit und des geistlichen Gehorsams. In ihren Freistunden, das sind Stunden, in denen sie weder durch gemeinschaftliche Chorgesänge, noch durch die täglich vorgeschriebenen Chorgebete gebunden sind, beschäftigen sie sich je nach Geschick und Geschmack mit passenden leichten Handarbeiten. Im übrigen befleißigen sie sich stets eines christlich-frommen, keuschen, sittsamen, mäßigen und bescheidenen Lebenswandels. Die Aufnahme ins Kloster kann vom 16. Lebensjahre ab, die Ablegung der Gelübde

oder der feierliche Profeß jedoch erst nach erfolgter gesetzlicher Mündigkeit stattfinden. Bis zu jener Zeit bleibt es jeder Novize (so werden die Neuaufgenommenen genannt) unbenommen, aus dem Kloster wieder auszutreten, wenn sie Lust und Liebe für die Genüsse des Lebens dazu veranlassen sollten. Nach abgelegtem feierlichen Profeß erhält jede Novize einen neuen Taufnamen, den sogenannten Klosternamen, bei dem sie fernerhin nur genannt wird.

An der Spitze des Konvents steht die von der Kommunität freigewählte Äbtissin mit ihren Stellvertreterinnen, der Priorin und der Subpriorin; die Kaplanin ist die stete Begleiterin der Äbtissin. Für Ordnung in Bibliothek und Archiv sorgt die Sekretärin. Die Leitung des Kirchengesanges liegt in den Händen der Regens chori. Die Sakristanin führt die Aufsicht über die Kirchengewänder (Paramente); die Beschäftigungen der Novizen-, Küchen- und Kellermeisterin erklären sich von selbst. Vier geistliche Jungfrauen leiten außerdem in einer seit 1838 auf Anregung der Königin Marie von Sachsen errichteten Mädchenfreischule als staatlich geprüfte Lehrerinnen den Unterricht. Nebenan befindet sich eine Waisenanstalt, in der gegen 30 Waisenmädchen unter Aufsicht der Klosterjungfrauen Erziehung und Pflege erhalten. In welch fürsorglicher und aufopfernder Weise das Stift sonst noch auf das Wohl der zur Klosterherrschaft gehörigen Bewohner der Umgegend bedacht ist, muß man aus dem eigenen Munde der Leute hören, die von jenen Wohlthaten genossen haben; man wird dann erst einen rechten Begriff von dem Geiste bekommen, der innerhalb dieser Klostermauern herrscht.

Für die Leitung des Gottesdienstes und für den äußeren Verkehr mit der Weltgeistlichkeit, sowie mit den dem Kloster vorgesetzten weltlichen und geistlichen Behörden sind der Äbtissin drei Geistliche ihres Ordens an die Seite gestellt, an deren Spitze der Propst als ihr nächster Ratgeber steht. Die Oberaufsicht über dieses und das andere sächsische Kloster St. Marienstern bei Bautzen, sowie über die beiden böhmischen Klöster zu Osseg und Hohenfurth führt der jedesmalige Prälat von Osseg. Außerdem wählte sich das Stift von jeher als Beschützer und Beschirmer seines weitverbreiteten Grundbesitzes einen Schirmvogt. Seit den Hussitenkriegen änderte sich dessen Geschäftskreis. Nunmehr war er der weltliche Vertreter der Äbtissin als Gutsherrschaft, sowohl in der Verwaltung des Justizwesens, als auch bei den Landtagsversammlungen. Seit der Reformation liegt dieses Amt stets in den Händen eines in der Umgegend angesessenen Herrn adeligen Standes und evangelischer Konfession. Die Bewirtschaftung der klösterlichen Ländereien besorgt ein Ökonomieverwalter und die Pflege des umfänglichen Waldbestandes ein königlicher Oberförster. Das Besitztum des Stiftes besteht aus 16 Ortschaften unter königlich sächsischer und aus 7 Ortschaften unter königlich preußischer Landeshoheit.

Mancherlei harte Schicksale hat das Kloster St. Marienthal seit seiner Gründung im Jahre 1234 zu ertragen gehabt. Kaum waren die bedrängnisvollen Zeiten der Hussitenkriege zu Ende, innerhalb welcher die Stifts- und Wirtschaftsgebäude zu wiederholten Malen bis auf die Grundmauern zerstört wurden, so vernichteten große Brände in den Jahren 1515, 1542 und 1683 die kaum

wieder aufgerichteten Gebäude aufs neue. Nach dem letzten Brande erstanden jedoch aus Schutt und Asche die von Geschmack und Bauverständnis der damaligen Äbtissin zeugenden schönen, massiven Klostergebäude, wie wir sie jetzt zu bewundern Gelegenheit haben.

Unterdessen sind wir an der Abtei vorüber und bei der Michaeliskapelle angekommen. In der Krypta derselben befindet sich die Grabstätte der im Jahre 1854 in Mexiko verstorbenen gefeierten Sängerin Henriette Sonntag und ihres Gemahls, des Grafen Rossi. Die Fresko-Gemälde der Kuppel sollen im Jahre 1756 unter Äbtissin Scholastica Waldin von dem berühmten Künstler Casanova de Seingalt ausgeführt worden sein.

Wir verlassen nun den inneren Klosterhof und kommen an den Gebäuden des Klostersekretariats, der Ökonomieverwaltung und des Thorwächters vorüber an das äußerste Thor. Vor uns liegt die einfache, aber durch ihre guten Speisen und Getränke vorteilhaft bekannte Klosterschenke. Wir wenden uns jedoch links, an der Schlosserei vorüber, und folgen dem etwas steil nach Westen aufsteigenden Kommunikationswege, der nach der Bergschenke führt, und gelangen so rechts an eine mit Kapellchen besetzte Anhöhe, wo die Stationen des Leidens Jesu Christi bildlich dargestellt sind. Dieselben wurden im Jahre 1736 von Äbtissin Klara Mühlwenzelin aus Eger errichtet und an der Spitze mit dem steinernen Bildnisse des Gekreuzigten nebst den dazu gehörigen Statuen gekrönt.

Von hier aus genießt man einen entzückenden Ausblick auf das friedliche Klosterstift, von dessen Kirche soeben die Klänge der Abendglocke feierlich herübertönen. In der Ferne, über Königshain und Blumberg, werden im Süden und Osten die weithin schauenden Kuppen des Zittauer- und Isergebirges sichtbar.

A. Engler.

Die Cölestiner auf dem Oybin.

In Deutschland sind die Cölestiner längst verschwunden, und nur die Geschichte giebt Kunde von ihrem einstigen Bestehen. Indessen ist auch ein Ort ihrem Andenken geweiht, der jährlich von Tausenden besucht und stets mit Bewunderung verlassen wird. Auf einem herrlichen in seiner Art einzigen Felsen bei Zittau in der sächsischen Oberlausitz steht eine der schönsten Ruinen Deutschlands, ein ehemaliger Sitz der Cölestiner. In jener Zeit des oft verleumdeten Mittelalters, als an so vielen Orten Ordensleute sich verdient machten, besiedelten ernste Männer auch den Felsen Oybin. Er gehörte damals unter Böhmens Scepter, dessen Fürsten zwei Orden aus Frankreich in ihr Land verpflanzten, nämlich die Prämonstratenser und die Cölestiner, welch letztere sich fast gar nicht weiter verbreiteten und nach ein paar Jahrhunderten wieder verschwanden.

Kaiser Karl IV. lud solche aus Avignon ein, als er den damals dort weilenden Papst besuchte. Die Cölestiner, ein Zweig der Benediktiner, gestiftet im 13. Jahrhundert von Peter von Murrhone, der 1293 als Cölestin V. eine kurze Zeit Papst war, lebten nach strengen Regeln. Sie verbreiteten sich von Unteritalien nach Frankreich und wählten zu ihren Andachtsstätten und Wohnungen

einsame Höhen, hatten aber auch in benachbarten Städten Kirchen, wo stets mehrere aus den Klöstern dem Herrn lobsangen. Gerade ihr Gesang gewann des Kaisers Wohlgefallen und muß ausgezeichnet gewesen sein, weil er von einem Fürsten gelobt ward, der für kirchliche Dinge hohes Verständnis besaß. Der fromme Fürst gedachte solche Diener des Herrn in sein Land Böhmen zu verpflanzen und bat einige, mit ihm heimzureisen und sich dort eine ihnen zusagende Stätte zu wählen. Es geschah; aber sie fanden keinen Berg einsam und abgelegen genug bis endlich, da sie beinahe wieder scheiden wollten, dem Kaiser noch der Oybin bei Zittau einfiel.



Der Berg Oybin.

Dies ist ein romantischer Felshügel aus gelbem Sandstein von 103 Meter Höhe, mit mannigfachen Felsenlagern, Klippen, tiefen Spalten und Schluchten, überall umgrünt von mancherlei Blumen und Strauchwerk. Er liegt in einem kleinen Thale, umgeben von höheren Bergwänden.

Kaiserliche Jäger hatten im 13. Jahrhunderte die hübsche Lage des Oybins zu schätzen gewußt und deshalb auf demselben ein Haus erbaut, in dem sich jedoch später Raubritter festsetzten, welche die von Zittau nach Prag ziehenden Handelsleute plünderten, und denen nicht beizukommen war, bis Karl IV. mit bewaffneter Hand ihnen den Berg entreißen ließ. Als nun die Cölestiner sich den Berg Oybin erbeten hatten, errichtete Karl an Stelle des zerstörten Raubschlosses daselbst ein Kloster, zunächst für zwölf Brüder unter einem Prior, die den Abt

zu Sulmona in Unteritalien als ihr Oberhaupt verehrten. Von 1369 bis 1384 ließ der Kaiser sodann eine majestätische Kirche im schönsten Stil, vermutlich durch seinen Hofbaumeister Arler von Gmünd, erbauen. Noch stehen die Grundmauern dieses aus massiven Quadern hergestellten Gotteshauses, dessen südliche Wand aus dem natürlichen Felsen gebildet wurde; noch schmücken architektonische Reste das Gebäude, wenn auch seine Altäre und Heiligtümer längst dem Zahn der Zeit anheimfielen.



Inneres der Klosterruinen.

Nicht fern von der Kirche stand das Kloster, aus dessen Fenstern man die Aussicht auf ein enges, liebliches Thal und dahinter auf die Städte Zittau und Görlitz hat. Das Kloster wurde mit Meierhöfen und reichen Waldungen ausgestattet und mit einem Baufonds aus den Erträgnissen der Kuttenberger Werke versehen. Karl IV. erlebte die Vollendung der Bauten nicht, besuchte jedoch wiederholt den Berg und hatte den Plan, im Alter sich manchmal eine Zeit lang zur Andacht dorthin zurückzuziehen, gleichwie er es in Karlstein bei Prag zuweilen gethan. Die Weihe der dem heiligen Geiste gewidmeten Kirche und der Wenzelkapelle daneben wurde im Jahre 1384 vollzogen und zwar durch den bekannten Prager Erzbischof Johann von Genstein.

Diese Cölestiner auf Oybin waren, mit Ausnahme der allerersten, Deutsche, meist aus Schlesien gebürtig, und man kennt noch von vielen die Namen. Schauerlich mochte der einsame Ort im Winter sein, wo Schneemassen dort reichlicher als anderswo lagen. Aber die Geistlichen, als Zweig der gelehrten

Benediktiner, studierten eifrig, zumal ihnen eine gute Bibliothek zu Gebote stand. Zeugnis von ihrem theologischen Fleiße geben heute noch viele ihrer Manuskripte, die aus schlesischen Klöstern in die Bibliothek der Universität Breslau gelangten. Ihre Gelehrsamkeit und Bildung bestätigt der urteilsfähige Paul Lang, den der berühmte Abt Trithemius viele Klöster besuchen ließ, um Geschichtsstudien zu machen. Jener verweilte tagelang auf dem Oybin, und er giebt den Cölestinern ein sehr rühmliches Zeugnis. Diese breiteten sich aber in Böhmen nicht weiter aus wie etwa die Prämonstratenser; zu Prag hatten sie ein kleines Filialkloster, sowie sie auf dem Königstein in Sachsen eine kurze Zeit lang und auch im westlichen Deutschland eine Niederlassung — in Verbindung mit dem Oybin — gehabt zu haben scheinen.

Während der Reformation flüchteten zwar mehrere fremde Mönche zu den Cölestinern auf den Oybin, aber neue Ordensbrüder gewann man nicht mehr. Vielmehr verließen nach und nach alle ihren heiligen Berg. Die Güter zog die böhmische Regierung zurück, und die Bibliothek ward den Jesuiten in Prag übergeben. Den Berg selbst und die dazu gehörigen Felder und Wälder kaufte die Stadt Zittau, welche sie auch heute noch besitzt. Ein Blitzschlag zerstörte die Gebäude, und das jetzige Geschlecht erfreut sich nur noch der großartigen Ruinen.

B. Schlegel.

Adventsumgänge des Christkindes.

Eine Volkssitte des Eigenschen Kreises und der südöstlichen Oberlausitz.

Die frühe Dämmerung eines Adventsonntags ist hereingebrochen. Die Kinder des Hauses sind mit einigen Gespielen aus der Nachbarschaft um den Familientisch versammelt, mustern ihre Puppen und sonstigen Spielsachen und tauschen ihre Meinungen und Wünsche darüber aus, was wohl das liebe Christkindlein, zu dessen würdigem Empfange sich alles rüstet, ersetzen, verbessern oder neu bringen möchte, oder bereiten sich durch ernste Lernarbeit, zu der sie die Schule anleitet, zu tieferem Verständnis der Heilsthatsache des Christfestes vor, — da plötzlich tönt die Hausglocke in heftigem, raschem Ruck, und einige tüchtige Schläge dröhnen gegen die verschlossene Thür. Alles horcht auf. Die Spielenden lassen ihre Hand vom bunten Flitterkram, die Lernenden schauen auf vom Buche. Auf allen Gesichtern malt sich Erstaunen und ein jäher Schreck, den jedoch der Gedanke sänftigt: „Es wird das Christkind mit seinem Engel und dem Knecht Ruprecht ein, das uns zu besuchen kommt, wie uns jener in großen, ungeschickten Zügen geschriebene Brief ankündigte, den wir neulich früh auf der Schwelle fanden!“ Inzwischen wiederholen sich der Glockenton und die Schläge gegen die Thür rascher und heftiger, bis sich die letztere geräuschvoll öffnet und polternde Schritte und dumpfes Stimmengewirr in der Hausflur wiederhallen.

Da zuckt einen Augenblick innige Freude durch die kleinen Herzen. Aber auch nur einen Augenblick bleibt dieselbe ungetrübt; denn das Zagen der zarten Gewissen mischt sich alsbald darein und dämpft dieselbe. „Wird es uns würdig

finden seiner Gunst? wird nicht der Knecht Ruprecht, der heilige Petrus, der liebe Engel oder wer sonst mitkommen mag, ihm etwas von unseren Unarten sagen?" Schüchtern, erblassend huschen die Kleinen in den dunklen Winkel des Zimmers; nur die größeren Geschwister wagen es, im Vordergrunde der Scene zu bleiben, indes sich die Eltern der Stubenthür nahen, an die jetzt heftig geklopft und mit Ruten geschlagen wird, und darauf, um den immer heftiger andringenden Lärm zu enden, einladend rufen: „Immer herein, Christlein, Knecht Ruprecht oder wer sonst mag da sein!" Da wird es draußen ganz still, und nach einer kurzen Pause, welche die Erwartung der Kinderschar aufs höchste steigert, thut sich die Thür ein wenig auf; ein matter Lichtstrahl dringt durch den Spalt, einige Äpfel, Nüsse und Goldsterne fliegen ins Zimmer, und diesen Gaben folgt unmittelbar der Eintritt von ein oder zwei dicht verschleierten Gestalten, deren weißes, über ein buntes Unterkleid wallendes Gewand goldig glänzende Sterne schmücken.

Tiefe Stille herrscht im Gemach, und selbst manches größere, kundige Kind verschwindet, von unerklärlicher Scheu vor der geheimnisvollen Erscheinung erfaßt, im düsteren Hintergrunde des Zimmers. Da tritt einer der Engel vor, schwingt seine mit bunten Bändern umwundene mächtige Rute und singt:

„Ein' schön' guten Abend zu dieser Frist!
Herein schickt mich der heil'ge Christ,
Will sehn, ob fromm die Kinder sind,
Sie Vater und Mutter gehorchen geschwind,
Sie hurtig in die Schule springen
Und dort auch fleißig beten und singen."

Unmittelbar an diesen Gesang schließt sich die von diesem oder dem begleitenden Engel in ernstem Tone ausgesprochene Mahnung: „Betet! Betet!"

Der Wunsch, das ungewohnte bunte Schauspiel näher zu schauen, der freundlich lockende Ton des Gesanges hat die erschrockenen Kleinen einigermaßen ermutigt. Zögernd treten sie aus ihrem Versteck im Dunkeln hervor und nahen sich den Huldgestalten, und das kühnste unter ihnen wagt es, mit zitternder Stimme ein Gebet oder ein der Gelegenheit oft recht wenig angepaßtes Sprüchlein, wie es ihm eben einfällt, leise herzustammeln. Ein beifälliges Nicken des Engels lohnt die entschlossene That. Oft aber findet derselbe auch Anlaß, seine Rute zu gebrauchen, wenn niemand sich hervorwagt oder kein Wort den zagenden Lippen sich entringt.

Doch was ist das wieder? Schwere Schritte schlürfen durch den Hausflur. Heftiges Pochen gegen die Thüre wird laut, und eine in rauhen Pelz vermummte, bärtige Gestalt stapft ins Zimmer. Es ist Knecht Ruprecht, oder der Himmelswächter Petrus, der sich mit den Worten einführt:

„Blitz, platz, Flederwisch!
Draußen ist mir's doch zu frisch,
Will mich in die Stube machen,
Und schaffen, daß die Kinder lachen;"

dann unter allerlei neckischen Gebärden und Sprüngen ununterbrochen mit seiner Rute fuchtelt und mit seinem Nußsacke klappert. Doch ehe er ganz das Feld beherrscht, singt der Engel weiter:

„Wenn die Kinder fleißig beten und singen,
Wird ihnen der heilige Christ was bringen;
Wenn sie aber nicht fleißig beten und singen,
Wird ihnen die Rute auf den Nacken springen!“

Er schwingt zum Schlusse heftig seine Rute durch die Luft, jedoch ohne jemanden zu treffen; vielmehr ladet er wiederholt freundlich ein: „Betet, Betet!“

Dann wendet er sich gegen die Thür und öffnet dieselbe unter dem Gesange:

„Ach, heil'ger Christ, die Thür thu' ich dir auf,
Die Kinder warten schon mit Verlangen darauf!“

In feierlicher Erhabenheit tritt nun langsam der ebenfalls in ein weißes Gewand gekleidete und zur Auszeichnung reicher mit Goldzieraten und einer Krone geschmückte heilige Christ herein und singt in einer von dem Gesange des Engels etwas abweichenden Weise:

„Ein' schön' guten Abend geb' euch Gott!
Ich komm' herein ohn' allen Spott,
Ohn' allen Spott komm ich herein,
Ich will nur sehn und fragen herein,
Ob fromme Kinder drinnen sein!“

Unverzüglich antwortet ihm der Engel:

„Ach, heil'ger Christ, ich hab vernomm',
Die Kinder sind nicht gewesen fromm,
Sie haben sich gehadert und gezankt
Und sind gesprungen über Tisch und Bank!“

Der Knecht Ruprecht nickt dabei zustimmend, schwingt seine Rute und erprobt deren Kraft an jedem, der in ihren Bereich kommt, giebt aber dabei immer durch seine Sprünge, sowie dadurch, daß er beständig wie im Ungeschick aus seinem Sacke Nüsse auf den Boden poltern läßt, die Absicht kund, die Kleinen zu erheitern.

Das Christkind aber zieht sich grollend und betrübt gegen die Thür zurück und singt mit etwas verschleierter Stimme:

„Ei, ei, das ist nicht gute Mär,
Da wollen wir wieder zurücke kehr'n
Und gehen in ein ander Haus
Und teilen unsre Gaben aus!“

Doch Knecht Ruprecht vertritt ihm die Thür, und der Engel hält es sanft zurück, indem er singt:

„Ach, heil'ger Christ, nicht so geschwind!
Verschone doch das kleine Kind,
Verschone nur das junge Blut,
Das den Eltern noch nichts zu leide thut.
Ich hoff', sie werden sich bekehr'n
Und in acht Tagen frömmer wer'n!“

Schnell entschlossen und freudig bewegt wendet sich der heilige Christ zurück zu den Kindern, ladet sie mit freundlicher Gebärde ein, sich ihm zu nahen, und singt:

„Hab Dank, du lieber Engel mein!
Wir wollen nicht so strenge sein,
Wollen ihnen eine kleine Gabe verehren
Und hoffen, sie werden sich bekehren.“

Nun öffnen nach dem Vorbilde des Christkinds die Engel und Knecht Ruprecht ihre Taschen, werfen Nüsse, Äpfel, Pfefferkuchen, Wachsstöckchen, bunte Sterne oder sonst etwas, was Kinder erfreuen kann, unter die inzwischen kühner gewordene Schar, treten dabei zusammen und singen gemeinschaftlich das Lied: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her."

Haben die Kinder die ausgestreuten Gaben gesammelt und, der Weisung der Eltern gehorsam, sich den geheimnisvollen Gestalten dankbar genaht, so singen diese gemeinsam:

„So wünschen wir euch allen eine gute Nacht,
Von Samt und Seide ein Bett gemacht,
Von Zucker und Rosinen eine Streu
Und die lieben Engel auch dabei!"

Unter diesem Gesange ziehen sich die Verkündiger des nahenden hohen Festes und seiner Wonnen zurück. Hat sich die Thür hinter ihnen geschlossen, so donnern noch einige Rutenschläge gegen dieselbe, und unter leise verklingendem Gesang und Stimmengewirr enteilen die als überirdisch angestaunten Wesen durch die wiederholt klingelnde, dann laut ins Schloß fallende Hausthür. Die anfänglich ernst bedrohten und dann freundlich beschenkten Kinder aber stehen stumm, versuchen auch wohl, ihnen durch die bereiften Fensterscheiben nachzuschauen, um zu erforschen, ob sie geradewegs zum Himmel auffliegen oder etwa im Nachbarhause bei den Freunden und Gespielen den gleichen Zauber wiederholen. Durch die jungen Herzen aber zittert die Erinnerung an alles Geschaute und Vernommene mächtig nach, und gute Vorsätze, sich dem holden Christkinde und seinem fürbittenden Engel angenehm zu machen und so zu handeln, daß sie den schrecklichen Knecht Ruprecht nicht ferner fürchten müssen, durchwogen, leider oft nur zu flüchtig, die mächtig erregten jungen Seelen. P. Kruschwitz.

Aus Lessings Jugendzeit.

Unter den freundlichen Städten der Oberlausitz nimmt Kamenz, am linken Ufer der Schwarzen Elster und am Fuße des Hutbergs gar anmutig gelegen, keineswegs die geringste Stelle ein. Nicht genug, daß genannter Ort eine der ältesten Ansiedelungen ist und seine Geschichte bis ins 7. Jahrhundert zurückreicht; nicht genug, daß seine gegenwärtigen Bewohner — er zählt deren über 7000 — gar gewerbfleißig und durch ihre Topfwaren, Tuche und dergleichen weithin bekannt sind: nein, er weiß auch auf anderem Gebiete mitzureden. Innerhalb seiner Mauern stand die Wiege eines der größten Denker und Dichter des deutschen Volkes, eines Mannes, dessen Namen ruhmvoll neben denen eines Goethe und Schiller steht: er heißt Lessing. Es sei an dieser Stelle nur seiner Jugendzeit gedacht, die er in Kamenz, später in Meißen und Leipzig verlebte.

Gotthold Ephraim Lessing, geboren am 22. Januar 1729 zu Kamenz in der Lausitz, stammte aus ehrenwerter Familie; seine Vorfahren lassen sich bis ins 16. Jahrhundert zurückverfolgen. Einer derselben, Klemens Lessingk,

Pfarrer im sächsischen Erzgebirge, unterschrieb im Jahre 1580 die Konkordienformel mit. Die Nachkommen desselben gehörten ebenfalls meist dem geistlichen oder dem Stande der Rechtsgelehrten an. Erwähnenswert ist der Großvater des Dichters, Theophilus Lessing, der vierundzwanzig Jahre lang Bürgermeister von Kamenz war und 1728 daselbst starb. Dessen Sohn, Johann Friedrich Lessing, auf der Universität Wittenberg gebildet, war Pfarrer in Kamenz geworden. Dieser war der Vater unsers Dichters, ein Mann von strenger, christlicher Frömmigkeit, ein tüchtiger Kenner der Kirchen-, insbesondere der Reformationsgeschichte, dazu ein fleißiger theologischer Schriftsteller. Des Pfarrherrn Gattin, Justine Salome geb. Feller, die Tochter des Pastor primarius von



Gotthold Ephraim Lessing.

Kamenz, in dessen Stelle Lessing einrückte, war eine vortreffliche Hausfrau und sorgsame Mutter.

Im Pfarrhause, das leider infolge eines großen Brandes im Jahre 1842 von der Erde verschwunden ist, herrschte ein frommer, menschenfreundlicher Geist. Der kleine Gotthold Ephraim wurde frühzeitig, sobald er nur die ersten Worte stammeln konnte, zum Beten angehalten und erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater, der mit ihm Bibel und Katechismus las. Die geistlichen Lieder, die in die Morgen- und Abendandacht verwebt wurden, prägten sich rasch seinem Gedächtnisse ein, und bald — ja, schon ehe er lesen konnte — entwickelte sich in dem geistig lebhaften Knaben eine ausgesprochene Vorliebe für Bücher. Als er fünf Jahre alt war, wollten ihn die Eltern von einem Raffael der Oberlausitz

malen lassen. Der Maler gedachte dem Knaben einen Käfig mit einem Vogel in die Hand zu geben; aber Gotthold rief entschlossen: „Mit einem großen, großen Haufen Bücher müssen Sie mich malen, oder ich will gar nicht gemalt sein!" Das Bild, gegenwärtig im Barmherzigkeitsstifte zu Kamenz aufbewahrt, zeigt rechts den jungen Gotthold unter aufgehäuften Büchern sitzend, links seinen jüngeren Bruder Theophilus, der ein Lämmchen füttert.

Die Verhältnisse gestatteten es dem Vater, seinem Sohne auf einige Zeit einen Hauslehrer zu halten; er hieß Mylius. Von seinem achten Lebensjahre ab besuchte der Knabe die Stadtschule von Kamenz, die unter dem jungen, kräftigen Rektor Heinitz eben im Aufblühen begriffen war.



Ansicht von Kamenz.

1741 trat der begabte Knabe, noch nicht dreizehn Jahre alt, in die berühmte **Fürstenschule** zu St. Afra in **Meißen** ein, wo ihm Oberstlieutenant von Carlowitz eine Freistelle ausgewirkt hatte. Die Schule, aus dem früheren Kloster der heiligen Afra entstanden, hatte die alte klösterliche Zucht beibehalten. In vier Tabulaten befanden sich zweiundfünfzig Zellen, deren jede aus einer Studierstube und einer Schlafkammer bestand. In jeder befanden sich ein Primaner als Obergesell, ein Sekundaner als Untergesell und mehrere Tertianer oder Quartaner, die von den ersteren beaufsichtigt und unterrichtet wurden. Die Schüler trugen sogenannte Schalaunen, kurze Schülermäntel ohne Ärmel. Andachtsübungen und Latein nahmen den größten Teil der Stunden in Anspruch. Für den jungen, scharfdenkenden Lessing hatte die Mathematik mit ihrer Klarheit besondere Anziehungskraft. Seine Freizeit widmete er dem Studium einiger Lieblingsfächer, be=

11*

sonders dem Lesen griechischer und römischer Schriftsteller und den neueren Dichtern, namentlich Hagedorn, Gleim und Haller. Bei seinen bedeutenden Anlagen entwickelte er sich rasch und kam schneller vorwärts als seine Mitschüler. „Er ist ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß. Die Lektiones, die anderen zu schwer werden, sind ihm kinderleicht. Wir können ihn fast nicht mehr brauchen!" sagte der Rektor Grabner einst von ihm. Von seinen Charaktereigentümlichkeiten traten in dieser Zeit bereits sein Freimut und seine Wahrheitsliebe stark hervor. So bemerkte einer seiner Inspektoren einmal von ihm: „Ein guter Knabe, aber etwas mokant." Von seiner Wahrheitsliebe giebt folgendes beredtes Zeugnis. Als er bereits einer der obersten Schüler war und ein Teil seiner Mitschüler unter seiner Aufsicht stand, war in der Woche, in welcher der Konrektor die Schulinspektion zu führen hatte, die Morgenandacht immer etwas zu spät abgehalten worden. Rektor Grabner fragte eines Tages nach der Ursache der Verspätung. Alles schwieg. Da trat plötzlich Lessing hervor und entgegnete kaltblütig: „Der Herr Konrektor kommt nicht gleich mit dem Schlage; daher denkt jeder, das Gebet gehe nicht sogleich an!" Der Konrektor war über diese Kühnheit dermaßen erstaunt, daß er ausrief: „Admirabler Lessing!" Seitdem behielt Lessing bei seinen Mitschülern diesen Namen, bei dem Konrektor aber, der ihm das nicht vergessen konnte, eine schwarze Nummer. Als Lessings zweiter Bruder später in dieselbe Anstalt eintrat, begrüßte ihn der gereizte Schulmann mit den Worten: „Sei fleißig, aber nicht so naseweis wie dein Bruder!"

In seinem vierzehnten Jahre schrieb Lessing seinem Vater zum Neujahr eine Glückwunschrede über das Thema: Von der Gleichheit eines Jahres mit dem andern. In dieser Arbeit kündete sich bereits die später scharf ausgeprägte Richtung seines Geistes an. Er sagt in derselben: Sowie ein Jahr, mathematisch betrachtet, dem andern vollkommen gleich ist, so auch im ganzen, physisch und moralisch betrachtet; die Sage von der goldnen Zeit, sowie die Klage über die Verschlimmerung der Welt ist zu verwerfen; sagenhafte Berichte von der Vorzeit sind nach den Verhältnissen der Gegenwart zu prüfen; denn die heutigen Bewohner der Welt befinden sich in denselben Umständen wie ihre ersten Väter; sie haben eben die Mängel und Vollkommenheiten, eben die Wege zur Glückseligkeit und zum Verderben wie jene ersten Besitzer der Erde.

Der junge Fürstenschüler machte auch bereits Versuche auf poetischem Gebiete. Angeregt durch die römischen Lustspieldichter Terenz und Plautus, entwarf er den Plan zu seinem ersten Lustspiele „Der junge Gelehrte", das er später völlig aus- und teilweise umarbeitete; das Studium Albrecht von Hallers brachte ihn auf die Idee, ein Lehrgedicht „Über die Vielheit der Welten" zu schreiben, das indes unvollendet blieb, und Gleim wurde ihm Vorbild in der Nachahmung anakreontischer Dichtungen.

Mit siebzehn Jahren bereits hatte Lessing die erste Klasse erreicht. Da die vorgeschriebene Dauer der Schulzeit noch nicht vollendet war, so wurde er beim Dresdner Oberkonsistorium um seine vorzeitige Entlassung vorstellig; zunächst jedoch vergeblich. Da sollte der Krieg ihm behilflich sein. Am 15. Dezember 1745 wurde die Schlacht bei Kesselsdorf geschlagen. Von den Meißner Höhen aus

sah man den Himmel vom Widerscheine brennender Dörfer gerötet, und man hörte mit Schrecken den Donner der Kanonen. In Meißen selbst wimmelte es von preußischen Soldaten, und die Fürstenschule mußte als Lazarett dienen. Die ganze Stadt war einer „Totengrube“ ähnlich. Infolge dieser Umstände wurde dem Jüngling die erbetene Entlassung aus der Fürstenschule genehmigt. Am 30. Juni 1746 hielt er seine lateinische Abschiedsrede „Über die Mathematik der alten Völker“, und nach einem kurzen Aufenthalte im Elternhause zu Kamenz bezog er im September desselben Jahres die Universität Leipzig, wo er am 20. genannten Monats als Studierender eingeschrieben wurde.*)

Nach des Vaters und besonders auch der Mutter Wunsch sollte Lessing Theologie studieren; allein obgleich er einen tiefreligiösen Sinn in sich trug und für die Gottesgelahrtheit ein großes Interesse hegte, für den geistlichen Beruf und Stand selbst hatte er wenig Neigung. Nicht um ein vergessener Prediger in irgend einem kleinen Städtchen zu werden, hatte ihm Gott so hohe Gaben verliehen; nein, seine Bestimmung sollte es sein, der ganzen Welt ein Prediger und dem gesamten Menschengeschlechte auf Erden eine Leuchte zu werden. Um ihn für eine solche Laufbahn vorzubereiten, war Leipzig gerade der geeignetste Ort. Nicht allein, daß Leipzig ein Hauptsitz der Wissenschaften war: durch seine berühmten Messen, welche den Zusammenstrom von Fremden aus allen Weltteilen veranlaßten, durch seinen Buchhandel, welcher alle neueren litterarischen Erscheinungen zuerst in Leipzig auf den Markt brachte, durch seine weitgehenden Gerechtsame hatte es das Gepräge einer Weltstadt erlangt.

Lessing atmete in einer andern Luft. Hier sah er, wie er selbst sagte, die ganze Welt im kleinen; hier lernte er einsehen, daß die Bücher ihn wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen würden; hier sorgte er zunächst dafür, seine „bäurische Schüchternheit, seinen verwilderten und ungebauten Körper, seine gänzliche Unwissenheit in Sitten und Umgang“ abzulegen, indem er Tanzen, Fechten und Reiten lernte; hier widmete er sich aber auch mit aller Begeisterung den sogenannten humanistischen Studien und den schönen Wissenschaften, die den vorwärtsstrebenden Menschengeist nicht in die engen Kreise eines bestimmten Lehrfaches einzwängen, sondern die harmonische Ausbildung des Menschen durch das Studium der altklassischen Litteratur zu gewinnen suchen. So hörte er bei Ernesti, dem geistvollen Vertreter der altklassischen Philologie, Vorlesungen über römische Altertümer und bei dem Professor Krist Archäologie; ferner besuchte er die philosophischen Disputationsübungen Kästners, des geistreichen Epigrammendichters. In diese wurde er durch einen Freund und Landsmann, Christlieb Mylius, einen jüngeren Bruder seines ehemaligen Privatlehrers Mylius, eingeführt. Derselbe war zwar der begabteste und bedeutendste unter den damaligen jungen Leipziger Litteraten, aber leichtsinnig und später ziemlich verkommen und daher gar nicht nach dem Geschmack des ehrwürdigen Pfarrers Lessing.

*) Genau 20 Jahre später, an demselben Tage, trat der siebzehnjährige Goethe in Leipzig als Student ein.

Für Lessings späteren Lebensgang bestimmend wurde seine ausgesprochene **Vorliebe für das Theater**. Die Leipziger Bühne, damals von der berühmten Friederike Neuber geleitet, galt als die beste in ganz Deutschland. Um freien Eintritt zu erlangen, übersetzte Lessing gemeinschaftlich mit seinem Freunde Weiße etliche französische Stücke; ja, seine Leidenschaft für das Theater ging so weit, daß er lieber trockenes Brot aß, als daß er den Besuch desselben versäumte. „Der junge Gelehrte", der, wie bereits bemerkt, umgearbeitet worden war, kam auf dieser Bühne zur Aufführung und trug dem jugendlichen Dichter großen Ruhm ein.

Weniger freuten sich die Eltern daheim über den neueingeschlagenen Lebensgang ihres Sohnes. Dem Vater waren die Schauspieler ein Greuel; er schrieb dem seiner Meinung nach verlorenen Sohne einen strengen Strafbrief, setzte ihn in demselben wegen Vernachlässigung seines Universitätszweckes scharf zur Rede, tadelte mit Zornesworten des Sohnes „niederträchtigen Umgang mit Komödianten und Freigeistern" und fügte alledem die Drohung zu, der Magistrat von Kamenz werde, wenn er diese Dinge erfahre, ihm sein Stipendium entziehen, das nur „für Beflissene der Gottesgelahrtheit" bestimmt sei. Der Brief hatte indes nicht die gewünschte Wirkung. Der Beifall, den „Der junge Gelehrte" gefunden hatte, feuerte Lessing noch mehr an, auf der betretenen Bahn weiter fortzuschreiten, und so mußte die bekümmerte Mutter erfahren, daß der Sohn den Christstollen, den sie ihm nach Leipzig geschickt, bei einer Flasche Wein mit Mylius und den Komödianten verzehrt habe. Diese Nachricht schlug dem Fasse den Boden aus. Die Mutter weinte bitterlich; der Vater aber, der seinen Sohn am Rande des Verderbens sah, nahm zu einer Notlüge seine Zuflucht. Sofort schrieb er dem halb verloren gegebenen Jünglinge die wenigen Worte: „Setze Dich nach Empfang dieses sogleich auf die Post und komme zu uns. Deine Mutter ist todkrank und verlangt Dich vor ihrem Tode noch zu sprechen." Sofort machte sich der gehorsame Sohn auf die Reise. Sie dauerte damals drei Tage. Während dieser Zeit trat unerwartet starker Frost ein, und mit Schrecken denkt jetzt die zärtliche Mutter daran, daß Gotthold keine warmen Winterkleider besitze und im Postwagen erfrieren könne. Sie macht sich die bittersten Vorwürfe: „Ach, wäre er doch lieber bei den Schauspielern und Freigeistern geblieben! Doch er wird nicht kommen! Ungehorsam lernt sich in böser Gesellschaft!"

Indes Gotthold kam. Halb erfroren tritt er in die Stube. Die Mutter ist erfreut, den verloren geglaubten Sohn wiederzusehen, und nur in Sorge, der Frost möge ihm geschadet haben. Mit Thränen in den Augen spricht sie: „Warum bist du auch bei der Kälte gekommen?" Freundlich erwiderte Gotthold: „Liebste Mutter, Sie wollten es ja! Es ahnte mir gleich, daß Sie nicht krank wären, und ich freue mich herzlich darüber!" Dabei klapperte er vor Frost an Händen und Füßen. Da schmilzt die Strenge der Mutter, und aus der Strafpredigt, die man ihm zugedacht hatte, wurde ein trauliches Gespräch.

Auch der Vater erkannte, daß seines Sohnes Sittenreinheit makellos geblieben war und er in den Wissenschaften tüchtige Fortschritte gemacht hatte. Als Gotthold sich nun hinsetzte und eine erbauliche Predigt schrieb, um zu beweisen,

„daß er alle Tage ein tüchtiger Prediger werden könne,“ da vergab ihm das treue Mutterherz allen Kummer, den er ihr durch die Schauspieler bereitet hatte.

Drei Monate lang blieb Lessing im elterlichen Hause. Das Verlangen, er solle Theologie studieren, gab man auf, und endlich willigten die Eltern ein, daß er sich der Medizin und Philologie widme. In freundlichstem Einvernehmen mit Vater und Mutter verließ Lessing Kamenz und begab sich Ostern 1748 wieder nach Leipzig.

Hier setzte er seine wissenschaftlichen Studien fort, kam aber bald in neue Verlegenheiten. Er besuchte nach wie vor fleißig das Theater und unterhielt aufs neue lebhaften Verkehr mit dessen Mitgliedern. Indes noch in demselben Jahre verließ die Schauspielertruppe der Friederike Neuber Leipzig, um einem Rufe nach Wien Folge zu leisten. Leider hatte sich Lessing bereit finden lassen, für einige Schauspieler, die ziemlich verschuldet waren, Bürgschaft zu leisten. Jetzt gingen dieselben auf und davon, ohne vorher ihren Verpflichtungen nachzukommen, und Lessing, von den Gläubigern bedrängt, geriet in die unangenehmste Lage. Er sah keinen andern Ausweg, als die Flucht und wandte sich nach Wittenberg, um dort weiter zu studieren. Kaum dort angelangt, erkrankte er und fühlte sich so elend, daß ihm, wie er in einem Briefe an seine Mutter bekennt, das Leben „zu einer unerträglichen Last“ geworden war. Die Leipziger Gläubiger verfolgten ihn auch bis hierher, und so faßte Lessing nach seiner Genesung den Entschluß, diesen Verlegenheiten ein für allemal ein Ende zu bereiten, indem er die Universitätsstudien aufgab und im November nach Berlin übersiedelte, um fortan vom Ertrage seiner Feder sein Leben zu fristen, während seine Stipendien zur Abzahlung seiner Leipziger Schulden verwendet werden sollten. Mit der Wissenschaft und mit den Eltern, welche den planlosen Lebensgang des Sohnes bitter verurteilten, zerfallen, durch Mangel am Nötigsten aufs äußerste bedrängt, ohne Stütze außer seiner Kraft und seinem Mute, warf sich der kaum zwanzigjährige Jüngling in die hochgehenden Wogen des Lebens. Die goldene Jugendzeit lag bereits hinter ihm, und die Not, dieser furchtbare Dränger zur Arbeit, trat an ihn heran, dazu der noch peinigendere Schmerz, im Vaterhause keine Heimat mehr zu wissen. Er sah letzteres nur einmal und zwar erst in späteren Tagen, wenige Jahre vor seinem Tode wieder, als er im Januar 1776 von seiner Reise nach Italien wieder in Deutschland eintraf, wobei er den Weg von München aus über Dresden einschlug, um in Kamenz seine alte Mutter zu besuchen.

Kamenz selbst hat den Mann, der bald nach Ablauf seiner Jugendzeit in die Bahnen des Ruhmes einlenkte und durch seine herrlichen Werke, insbesondere auch durch seine Dramen „Minna von Barnhelm“, „Emilia Galotti“ und „Nathan der Weise“, übermächtig auf seine Zeitgenossen einwirkte, wohl zu ehren verstanden. Steht auch, wie bereits bemerkt, das Geburtshaus Lessings nicht mehr, so bezeichnet doch eine Granitplatte die Stelle, wo es vordem stand. Schon vorher, am 22. Januar 1824, war durch einen Arzt, Dr. Bönisch, das obenerwähnte Barmherzigkeitsstift, das den Zweck hat, arme Kranke aufzunehmen, gegründet und dem Dichter zu Ehren „Lessingstift“ genannt worden. Im Frühlinge des Jahres 1863 wurde auf dem Schulplatze die Kolossalbüste

Lessings, modelliert von Knaur, feierlich enthüllt, und neuerdings hat man den auf dem Hutberge errichteten Aussichtsturm, der einen weiten Blick in die anziehende Lausitz eröffnet, dem großen Sohne der Stadt Kamenz zu Ehren „Lessingturm“ genannt.

Bruno Müller.



Johann Gottlieb Fichte.

Aus dem Leben des Philosophen Fichte.

An der Straße, die von Bischofswerda nach Kamenz führt, entrückt dem mächtig dahinflutenden Getriebe der Jetztzeit, liegt das stille Dorf Rammenau. Daselbst wurde am 19. Mai 1762 Fichte als Sohn eines Bandwebers geboren, welcher in der am selbigen Tage erfolgten Taufe die Namen Johann Gottlieb erhielt. Es wird erzählt, daß ein alter Oheim der Mutter die künftige Größe des Kindes in einem Gebete geweissagt habe. Kurze Zeit darauf sei der Greis gestorben.

Des jungen Gottlieb Vater machte sich einige Jahre nach der Geburt seines ersten Sohnes ansässig, indem er sich ein Haus baute. Dem Erstgeborenen folgten noch neun Geschwister, sieben Brüder und zwei Schwestern. Gottfried war ein stiller, sinnender Knabe, der sich von den andern Kindern des Dorfes meist absonderte und an ihrem Spiel und Treiben wenig Anteil nahm. Das Liebste war ihm, wenn er sich, selbst überlassen, auf dem Felde in Gottes freier Natur seinen Gedanken nachhängen und mit seinen so ernst blickenden Augen zum blauen Himmel

aufschauen konnte. Unter seines Vaters Leitung lernte er schnell Lieder und Sprüche, so daß er bald das Amt bekam, nach alter Sitte den Morgen- und Abendsegen vorzulesen. In diesen Stunden entstand im Herzen der frommen Mutter der Wunsch, den Sohn einst auf der Kanzel der Dorfkirche zu sehen und zu hören.

Einst hatte der Vater dem Knaben die Sage vom gehörnten Siegfried aus der Stadt mitgebracht. Der Kleine wurde von derselben so eingenommen, daß er bald alles andere darüber vergaß. Da er sich deshalb eine ernste Bestrafung zuzog, beschloß er, das Buch in den vorüberfließenden Dorfbach zu werfen. Als er sein geliebtes Buch fortschwimmen sah, weinte er bitterlich. Nachher gestand er dem Vater, was, aber nicht, warum er es gethan hatte, und so traf ihn denn eine neue empfindliche Strafe. Die Eigenart des Kindes fiel auch dem Ortspfarrer Wagner auf, besonders seine Begabung, gehörte Predigten nach Gedankengang und Hauptsätzen wiedergeben zu können. Nun kam einmal Freiherr von Miltitz, der Schwager des Gutsherrn, zum Besuch und hätte gern die Predigt gehört. Er war jedoch daran verhindert, und als er seinen Unmut darüber äußerte, erzählte man ihm von dem Knaben Fichte, der im stande sei, die ganze gehörte Predigt treu wiederzugeben. Man ließ den Knaben holen, und der Kleine kam in seinem einfachen Anzuge mit einem Strauß in der Hand. Lebendig und frisch floß seine Rede, bis der Gutsherr ihn unterbrach. Freiherr von Miltitz war aufs höchste verwundert. Er beschloß, für des Knaben Erziehung und Ausbildung zu sorgen und gab den Eltern diesbezügliche Ratschläge. Die Entscheidung war schwer; endlich aber konnte der Gönner seinen Schützling mitnehmen.

In eine ganz neue Welt trat jetzt der Neunjährige ein. Das den ritterlichen Charakter der früheren Zeit noch an sich tragende Schloß Oberau bei Meißen, wohin der Freiherr seinen Schützling brachte, wie die düsteren Eichenwaldungen, die es umgaben, der neue Umgang und die ungewohnten Verhältnisse des Schloßlebens erweckten in dem Knaben ein unbeschreibliches Heimweh, welches sich derart steigerte, daß der Freiherr die Gesundheit des Knaben gefährdet glaubte. Er gab ihn hierauf in die Obhut und Erziehung des Pfarrers Krebel in Niederau, und hier verlebte der Knabe die schönsten Jahre seiner Jugend. Im 13. Lebensjahre kam er nach Pforta bei Naumburg auf die Fürstenschule. Hier begann für ihn eine schwere Prüfungszeit. Als jüngerer Schüler wurde er einem älteren anvertraut, mit dem er eine Zelle bewohnte. Er mußte für diesen allerlei niedere Dienste verrichten, während jener ihn bei den Schularbeiten unterstützte. Sein Zellengenosse war aber keineswegs freundlich gegen ihn und ließ ihn öfter seine Macht fühlen. Einst fand ein Lehrer den kleinen Gottlieb damit beschäftigt, bald mit der linken, bald mit der rechten Hand ein vor ihm auf dem Tische stehendes Buch herunterzuwerfen. Befragt, was er mache, antwortete er, er übe sich im Ohrfeigengeben, damit er es später ebensogut könne wie sein jetziger Obergesell.

Dazu kam noch eins, was seinen Aufenthalt in Pforta beschwerlich machte — die Armut. Sein Wohlthäter Miltitz war auf einer Reise gestorben, und die Erben verweigerten die Verabfolgung der dem Knaben zugedachten Unterstützung. So stand er allein. Die Eltern waren weit entfernt und dazu auch arm, so daß

er Unterstützung nicht erwarten konnte. Diesen mißlichen Verhältnissen wollte er sich durch die Flucht entziehen. Gelegentlich eines Spazierganges ward der Gedanke zur That. Auf einer Landkarte hatte er sich den Weg nach Hamburg aufgesucht; dort wollte er dann zu Schiffe gehen. Unterwegs aber dachte er an das Wort, daß man jedes Werk mit Gebet beginnen müsse, und er sank zum Gebet auf seine Kniee. Da schlug ihm das Gewissen. Er kehrte um. In der Schule hatte man ihn vermißt. Ausgeschickte fanden den Heimkehrenden und führten ihn vor den Rektor. Ihm gestand er freimütig und offenherzig alles, was ihn fortgeführt und was ihn zurückgebracht hatte. Er wurde nicht bestraft, sondern der Rektor nahm sich seiner nunmehr sehr warm an.

Nach wohl bestandener Prüfung verließ er 1780 die Schule, um die Universität zu Jena zu beziehen. Später siedelte er nach Leipzig über, weil er glaubte, daselbst sich durch Privatunterricht besser forthelfen zu können. 1784 hatte er seine Studien beendet und begab sich zu den Eltern zurück. In dieser Zeit bestieg er als Prediger die Kanzel seines Heimatsortes. Während der nächsten Jahre war er Hauslehrer, bald hier, bald da; er predigte an verschiedenen Orten und war auch schriftstellerisch thätig. 1788 finden wir ihn in Zürich, wo er seine nachmalige Gattin kennen lernte, 1790 in Leipzig und 1791 in Warschau und Königsberg, an letzterem Orte, um dem großen Philosophen Kant näher zu treten. Am 22. Oktober 1793 wurde er in Baden bei Zürich getraut, und damit endete sein wechselvolles Jugendleben.

Bald nach seiner Hochzeit erging an ihn der Ruf, eine Professur der Weltweisheit in Jena zu übernehmen. Freilich wurden nur 200 Thaler Gehalt geboten. Aber er folgte dem Rufe, ging zu Ostern 1794 dahin, wo er einst junger Student gewesen war, und trat von dort aus mit Goethe und Schiller in Verbindung. Seine Lehrthätigkeit erwarb ihm bald Achtung und Anerkennung. Als er aber gegen die Roheiten der Studenten anzukämpfen begann, wurde ein Teil der Hörerschaft gegen ihn aufgebracht. Man warf ihm sogar die Fenster ein, und er blieb über ein halbes Jahr von Jena fern. Dazu gesellte sich noch ein Zwist mit der Regierung. Ein von ihm verfaßter Aufsatz: „Über den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltordnung“ hatte die Anklage wegen Gottesleugnung und später auch die Amtsentlassung zur Folge. In Jena konnte er nun nicht bleiben. In Rudolstadt, wo er sich niederlassen wollte, wurde ihm der Aufenthalt von der schwarzburgischen Regierung nicht gestattet. Da ging er nach Berlin. Mittwoch langte er daselbst an, Freitag früh schon erschien ein Polizeiinspektor bei dem gefährlichen Denker, Demokraten und Gottesleugner, um ihn wegen seiner Absichten zu befragen. Der junge König Friedrich Wilhelm III. gestattete ihm hierauf den Aufenthalt in seinem Staate. Fichte blieb in Berlin und ließ später seine Familie von Jena aus nachkommen. Er war zwar ohne Stellung, sammelte aber bald einen Kreis von denkenden Männern, Beamten, Künstlern, Gelehrten und sogar Ministern um sich, vor denen er Vorträge hielt. Selbst der bekannte Fürst Metternich war regelmäßiger Zuhörer. Er setzte sich hierdurch bei seinen Mitbürgern und bei der Regierung in begründetes Ansehen.

Im Jahre 1804 gingen mancherlei Anerbietungen ein: Rußland, sowie Bayern wollten ihn gegen hohen Gehalt gewinnen. Er aber nahm eine Professur an der damals preußischen Universität Erlangen an, die er jedoch nur ein halbes Jahr verwaltete, da Deutschland in Krieg verwickelt wurde. In diese Zeit fällt die Umwandlung der religiösen Ansichten Fichtes. Eine kleine Erzählung aus Rankes Jugenderinnerungen möge beweisen, wie lieb ihm das Johannesevangelium war. Ein junger Theolog klagte einst bei Fichte, daß er gar vieles in seinen Schriften nicht verstehe. Da legte Fichte seine Hand auf das aufgeschlagene Evangelium Johannis und sagte: „Lesen Sie dieses, darin finden Sie alles, was ich denke; daran halten Sie sich!" Fichte kehrte aus Erlangen nach Berlin zurück. Nachdem in der Schlacht bei Austerlitz die Österreicher und Russen den Franzosen erlegen waren, setzte er gleich tausend anderen seine ganze Hoffnung auf Preußens Heer. Gern wollte er selbst am Kampfe teilnehmen. An maßgebender Stelle lehnte man jedoch sein Anerbieten ab. Bald darauf kam die Botschaft von der furchtbaren Niederlage bei Jena. Da Fichte in den Franzosen nicht nur die Feinde des Vaterlandes, sondern auch seine eigenen erblickte, verließ er, um sich ihnen zu entziehen, Berlin und ging nach Königsberg. Als sich die politischen Verhältnisse noch mehr verschlimmerten, floh er drei Tage vor dem Einmarsch der Franzosen von da über Memel nach Kopenhagen.

Nachdem der Friede zu Tilsit 1807 geschlossen war, kehrte Fichte nach Berlin zurück und wohnte in einem stillen Gartenhause. Hier verfaßte er im Winter 1807 bis 1808 jene so berühmt gewordenen Reden an die deutsche Nation, die er Sonntags von 12 bis 1 Uhr im Akademiegebäude vor einer großen Zuhörerschaft hielt. Diese Reden, welche die Begeisterung des Jahres 1813 vorbereiteten, waren eine kühne That und ein nicht geringes Wagnis. Mehrmals ging das Gerücht, Fichte sei verhaftet worden. Aber die Franzosen sahen in Fichte mehr einen Schwätzer und glaubten, es sei am klügsten, ihn nicht zu beachten; den weitgehenden Einfluß dieser Reden verkannten sie ganz und gar. In jene Zeit fällt auch die Begründung der Berliner Universität, für die Fichte im Auftrage der Regierung den ersten Plan entwarf.

Inzwischen war das ereignisvolle Jahr 1813 herangekommen. Der Sturm brach los, das Volk stand auf! Fichte erbot sich, das königliche Hauptquartier als Redner zu begleiten. Als dieses Anerbieten abgelehnt ward, ließ er sich in den Landsturm einreihen. Mit hoher Begeisterung verfolgte er den Lauf des Krieges. Doch nur zu bald sollte er ein Opfer desselben werden. Fichtes Gattin hatte sich durch die Pflege verwundeter Krieger das Lazarettfieber zugezogen, so daß sie längere Zeit dem Tode nahe war. Als sich nun der Gatte in Liebe über die wiedergenesende Gattin beugte, sog er selbst das Gift der Krankheit ein. Sie ward gesund; er aber erkrankte und zwar so heftig, daß alle Hoffnung schwand, ihn am Leben zu erhalten. Am 27. Januar 1814 früh 5 Uhr starb er im Alter von noch nicht 52 Jahren. Seine letzten Worte waren: „Ich fühle, daß ich genesen bin!" Seine Ruhestätte fand er auf dem alten Dorotheenstädter Kirchhofe vor dem Oranienburger Thor zu Berlin. Das eiserne Grabdenkmal

mit Fichtes Bild trägt die Inschrift: „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.“ K. H.

Leipzig, die größte Stadt des Sachsenlandes.

1. Allgemeine Geschichte des alten Leipzigs.

Dort, wo sich die Pleiße und die Parthe mit der Elster vereinigen, befand sich vor etwa 1200 Jahren noch ein großer Wald, der von allerlei wilden Tieren bewohnt wurde. Die von Zeit zu Zeit aus ihren Ufern tretenden Gewässer bildeten viele Sümpfe, die nicht allein gefährliche Dünste verbreiteten, sondern auch jeden festhielten, der es wagte, in ihre Nähe zu kommen. Trotz dieser wenig verlockenden Lage siedelten sich doch die alten Sorben-Wenden in dieser Gegend an, weil diese zur Fischerei, Jagd und Schiffahrt vortrefflich geeignet war. Bald erhoben sich an den Ufern der Elster, Pleiße und Parthe wohlgezimmerte Holzhütten. So entstand das Dorf Lipsk, d. h. Lindenort, jedenfalls so genannt, weil der dichte Wald hauptsächlich aus Linden bestand. Die Namen mehrerer anderer Orte der Umgebung, wie Lindenau, Lindenthal, Lindhardt u. s. w. deuten auf den nämlichen Umstand hin.



Leipzig zu Anfang des 18. Jahrhunderts.

Die Urbewohner Leipzigs trieben vorwiegend Jagd und Fischfang; ältere Leute, die nicht mehr mit den Bären, Wölfen und Luchsen des Waldes kämpfen mochten, brannten irdene Töpfe; wieder andere bebauten mit einem hölzernen Hakenpfluge den kleinen Acker in der Nähe der Hütte, damit er ihnen das Getreide zum Brot liefere.

Nach und nach entstanden neben Lipsk noch andere Ortschaften, die gleichfalls von Sorben-Wenden bewohnt wurden, und deren Namen noch heute an ihren slavischen Ursprung erinnern, so z. B. Reudnitz, Gohlis, Eutritzsch, Gautzsch, Leutzsch, Plagwitz, Connewitz, Groß- und Kleinzschocher und andere.

Westlich von der Elster, also in Thüringen, wohnten damals Deutsche, mit denen die Sorben-Wenden fortwährend Kämpfe führten. Als Kaiser Heinrich I. an der Spitze Deutschlands stand und seine siegreichen Kriege gegen die Slaven führte, da fühlten auch die Sorben-Wenden von Lipsk seine Macht und unterwarfen sich ihm.

Der Augustusplatz zu Anfang des 19. Jahrhunderts.

Der Kaiser ließ dort, wo die Parthe in die Pleiße mündet, eine feste Burg errichten, die den Deutschen eine sichere Zufluchtsstätte vor den feindlichen Sorben bot. Mit der Zeit mehrten sich die Deutschen in der Gegend und bauten unter dem Schutze der Burg ihre Holzhäuser, die bald so zahlreich wurden, daß sie eine weite Fläche bedeckten. Die jetzige innere Stadt, deren Mittelpunkt der Marktplatz ist, bildete um das Jahr 1000 den Wohnsitz der Deutschen, während westlich davon die Sorben ihre Hütten aufgeschlagen hatten. Obwohl die Deutschen die Herren, die Sorben aber die Unterdrückten waren, brachte es doch der gegenseitige Verkehr mit sich, daß jedes Volk beide Sprachen verstehen mußte. Bei den Gerichten wurde noch bis zum Jahre 1327 in sorbischer Sprache Recht gesprochen; in diesem Jahre aber befahl der Markgraf Friedrich der Ernsthafte von Meißen, daß nunmehr die Verhandlungen nur in deutscher Sprache geführt werden sollten.

Die Sorben hielten auch nach dem Eindringen der christlichen Deutschen in Lipsk an ihrem Götzendienste fest und verehrten nach wie vor den guten Gott Bielebog und den bösen Gott Czernebog. Im heutigen Naundörfchen befand sich ein sorbisches Götzenbild, Flinz genannt. Es bestand aus einem Gerippe, das in der rechten Hand einen Stab und auf der linken Schulter das Bild eines Löwen trug. Weil es auf einem Kieselsteine (Flint) ruhte, mag es den erwähnten Namen erhalten haben. Die Sage, daß Bonifacius, der Apostel der Deutschen, um das Jahr 730 selbst in Leipzig gepredigt und das Götzenbild eigenhändig zerstört habe, wurde lange allgemein geglaubt.

Die Deutschen, die bei ihrer Einwanderung den christlichen Glauben und christliche Sitten mitbrachten, sorgten bald dafür, daß auch für sie eine Stätte der Gottesverehrung am Orte vorhanden war und erbauten die Nikolaikirche, das erste Gotteshaus der Stadt, das damals freilich nur ein ärmliches, ganz aus Holz hergestelltes Gebäude war.

2. Leipzig als Handelsstadt.

Während die Sorben-Wenden nur für die Herstellung von Gebrauchsgegenständen sorgten, soweit sie deren für ihre eigene Person und Haushaltung bedurften, trieben die deutschen Einwanderer schon mancherlei Gewerbe und tauschten die Erzeugnisse ihrer Arbeit mit ihren Nachbarn aus. Wenn aus Lipsk mit der Zeit eine der ersten Handelsstädte Deutschlands geworden ist, so hat es dies lediglich den deutschen Bewohnern zu verdanken. Fast jedem Handwerke war in jener Zeit eine besondere Gasse oder Straße zugewiesen, und es giebt noch heute Straßen, die nach den betreffenden Gewerben benannt sind, z. B. Böttcher-, Sporer-, Gerber-, Töpfer-, Schuhmacher- und Kupfergasse.

Wegen seiner günstigen Lage in der Mitte Deutschlands und wegen der sicheren Heerstraßen, die hier mündeten, eignete sich Lipsk ganz besonders zu einer Handelsstadt. Aus allen Gegenden des deutschen Vaterlandes führten die Lastwagen Waren herbei, die auf den Markt zu Lipsk gebracht wurden. Getreide, feine Gewürze, Häute, Tuch- und Pelzwaren wurden hier gekauft und verkauft, und so besaß der Ort bald eine große Zahl reicher Kauf- und Handels-

herren. Weil die Märkte damals stets durch einen Gottesdienst oder eine Messe eröffnet wurden, nannte man sie kurzweg Messen.

Eine außerordentlich mächtige Förderung ward Lipsk durch den Markgrafen Otto den Reichen zu teil; denn dieser ließ es nicht nur mit allen Rechten einer Stadt ausstatten, sondern auch mit festen Mauern und tiefen Laufgräben umgeben und setzte es dadurch in den Stand, sich gegen anrückende Feinde mit Erfolg zu verteidigen. Segensreicher noch als diese Vergünstigung erwies sich aber die Gründung der Oster- und Michaelismesse durch diesen gütigen Fürsten um das Jahr 1168. Damit zu diesen Messen möglichst viele Käufer und Verkäufer kämen, bestimmte er, daß im Umkreise von einer Meile überhaupt keine anderen Märkte abgehalten werden durften. Im Jahre 1458 gründete Friedrich der Sanftmütige noch die Neujahrsmesse, die jedoch niemals die Bedeutung erlangte, wie die schon 300 Jahre später ins Leben gerufenen übrigen Messen.

Selbst deutsche Kaiser wollten Leipzigs Handel heben. So erließ Maximilian I. im Jahre 1507 ein Gesetz, nach dem innerhalb eines Kreises von 15 Meilen kein Jahrmarkt, keine Messe oder Niederlage gehalten werden durfte, ja, daß alle in diesem Umkreise erzeugten Waren zuerst nach Leipzig gebracht und hier drei Tage lang feilgeboten werden mußten, ehe sie anderswo verkauft werden durften. Naumburg, das dadurch sein Meßrecht verlor, es aber mit Hilfe der Bischöfe weiter auszuüben suchte, kam gegen Leipzig nicht auf, da selbst der Papst Leo X. bestimmte, daß jeder mit dem Kirchenbanne belegt werden sollte, der gegen das kaiserliche Gebot handeln würde. Durch dieses Stapelrecht hob sich Leipzigs Handel ganz gewaltig, und die Höfe und Geschäftshäuser steckten zur Zeit der Messen so voll Waren, daß oft kein Platz mehr für neu ankommende Güter vorhanden war. Das Standbild des Kaisers Max prangt jetzt am neuen Kaufhause.

Als im Mittelalter, namentlich in der „kaiserlosen, der schrecklichen Zeit“, die Landstraßen durch die Raubritter unsicher gemacht und die Kaufleute abgehalten wurden, ihre Waren öffentlich nach den Handelsstädten zu bringen, litt natürlich auch Leipzig darunter. Aber auch hier half ein gütiger Fürst, nämlich Dietrich von Landsberg, der Sohn Heinrichs des Erlauchten, durch einen Gnaden- und Freibrief, in dem allen Kaufleuten zugesichert wurde, daß niemand das Recht haben sollte, sie zu bedrücken oder ihre Güter mit Beschlag zu belegen. Dieser Schutz sollte selbst denen zu theil werden, die aus Ländern stammten, mit deren Fürsten Dietrich in Fehde lebte.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst brachte der Stadt insofern Nutzen, als im Jahre 1513 (andere behaupten, schon 1460) eine Buchdruckerei errichtet wurde. Bald entstanden neue derartige Anstalten, und heute wird es wohl keine Stadt geben, die so viel Buchdruckereien aufweisen könnte wie Leipzig. Dadurch wurde es auch für den Buchhandel wichtig, und schon im 18. Jahrhundert hatte es die Stadt Frankfurt a. M., die früher für den deutschen Buchhandel tonangebend gewesen war, überflügelt. Jetzt ist Leipzig der Mittelpunkt des gesamten deutschen Buch- und ein Hauptplatz des Musikalienhandels. Nicht nur, daß gegen 250 Verlagsbuchhandlungen selbst einen sehr großen Teil der

litterarischen Erzeugnisse Deutschlands auf den Markt bringen, auch anderwärts verlegte Bücher fließen in den Bücherlagern der 158 „Kommissionäre“ hier zusammen und werden durch diese in alle Welt versandt. Alljährlich zu Ostern wird die Buchhändlermesse, die für den deutschen Büchermarkt eine weittragende Bedeutung hat, in dem schönen großen Buchhändlerhause abgehalten.

Mit dem ersten Büchermarkte im Jahre 1615 wurde auch zugleich ein Wollmarkt in Leipzig eröffnet, der sich seitdem alljährlich wiederholt. Auch die Leipziger Borstenmesse, die zweimal im Jahre die bedeutendsten Borstenhändler



Das Buchhändlerhaus.

der Welt vereinigt, ist für den Leipziger Handel wichtig; denn bei dieser Gelegenheit werden über 25 Millionen Mark umgesetzt.

Wenn irgend eine neue Ware in der Welt bekannt werden sollte, so brauchte sie nur zu den Messen nach Leipzig gebracht zu werden. Händler aus allen Weltteilen kamen herzu, sahen die Neuheiten und kauften sie, wenn sie ihnen gefielen. So wurde Leipzig für die Gewerbthätigkeit Deutschlands eine willkommene Vermittlerin. Als die wegen ihres Glaubens aus Frankreich vertriebenen Protestanten die Seiden- und Samtweberei auch in einzelnen Gegenden des deutschen Vaterlandes einführten, da fanden sie auf den Leipziger Messen die beste Gelegenheit, ihre Stoffe an den Mann zu bringen.

Napoleon I. schadete mit der Kontinentalsperre dem Leipziger Handel ganz bedeutend. Als er hier Nachsuchungen nach englischen Waren halten ließ, fand

man davon so viele, daß durch deren Vernichtung bedeutende Summen verloren wurden und eine Teuerung eintrat.

Den größten Aufschwung nahm Leipzig in der neuesten Zeit durch die Eisenbahnen. Im Jahre 1836 wurde der Grund gelegt zur ersten großen

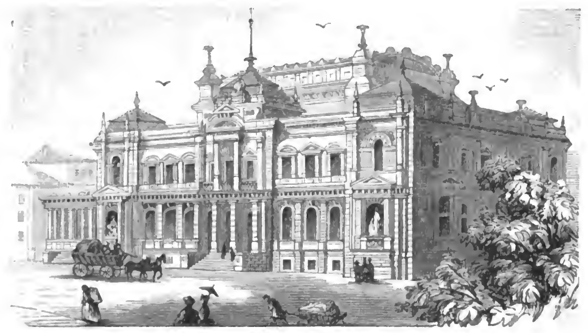


Die Markthalle.

Eisenbahn Deutschlands, zu der Leipzig-Dresdner Bahn, und bereits am 7. April 1839 konnte man den ersten Zug von Leipzig nach Dresden ablassen. Bald entstanden noch andere Bahnen, so im Jahre 1840 die nach Halle, 1842 die nach Altenburg, 1856 die nach Thüringen, 1859 die nach Berlin u. s. w. Heute besitzt Leipzig 6 Hauptbahnhöfe, von denen Schienenwege nach allen be-

deutenden Städten Deutschlands ausgehen, dazu noch 6 kleinere Bahnhöfe und Haltestellen.

Auch der mehr örtliche Handelsverkehr ist durch die günstigen Eisenbahnverhältnisse nicht unwesentlich gefördert worden. Bis vor kurzem befand sich ein Teil des Warenmarktes, namentlich für den Kleinhandel, unter freiem Himmel. Tragbare Verkaufsstände, Wagen, hölzerne Buden bedeckten fast täglich die Plätze und zuweilen auch einzelne Straßen der Stadt. Neuerdings ist dieser „fliegende Handel" sehr beschränkt worden, und es ist für solche Händler, die Lebensmittel aller Art, besonders auch Fleisch und Fische oder Landesprodukte und Waren für den unmittelbaren Hausbedarf verkaufen, eine große, auch äußerlich schön ausgestattete Markthalle vorhanden, die nach dem Urteile Sachverständiger zu den besteingerichteten der Gegenwart gehört.



Die neue Börse.

Um für den Leipziger Handel auch eine Wasserstraße zu schaffen, ist bereits vor Jahrzehnten der Bau eines Kanals begonnen worden, der von der Elster nach der Saale führen und so die beiden größten Handelsplätze Deutschlands, Hamburg und Leipzig, durch Schiffahrt verbinden soll. Ob er noch vollendet wird, ist zweifelhaft; jetzt taucht der Plan auf, einen Kanal von Leipzig nach Riesa zu bauen, um die Handelsgüter auf dem billigen Wasserwege beziehen zu können.

Von der Bedeutung Leipzigs als Handelsplatz bekommt man erst einen rechten Begriff, wenn man einmal mittags zwischen 12 und 1 Uhr die Handelsbörse besucht und das geschäftige Treiben der vielen Hunderte von Kaufleuten beobachtet, die hier Angebot und Nachfrage regeln, oder wenn man bedenkt, daß allein die Allgemeine Deutsche Kreditanstalt, eins der vielen großen Leipziger Bankhäuser, jährlich einen Umsatz von 3 Milliarden hat. Erwägt man ferner, daß die Reichsbank und die Sächsische Bank hier große Zweiganstalten besitzen, daß noch andere Bankinstitute, wie die Leipziger Bank, die Kredit- und Sparbank, mehrere Ge-

nossenschaftsbanken, Sparkassen u. s. w. hier bestehen, daß bedeutende Aktiengesellschaften und weltbekannte Handelsfirmen hier ihren Sitz haben, so kann man wohl kühn behaupten, daß in Leipzig so viel Geld umgesetzt wird wie in wenig anderen Städten des Kontinents.

Gewiß mit Recht wird die Stadt Leipzig zuweilen' das sächsische Liverpool genannt.

3. Ein Blick auf das neue Leipzig.

In früheren Jahrhunderten war Leipzig, wie fast alle übrigen Städte, mit hohen Festungsmauern und tiefen Wallgräben umgeben, wodurch die Ausdehnung der eigentlichen Stadt auf einen bestimmten engen Kreis beschränkt wurde. Das Stadtinnere Leipzigs giebt noch heute ein deutliches Bild davon, wie man in jenen Zeiten mit dem Raume geizen mußte. Enge Straßen, verbaute, winkelige Höfe, wohin Luft und Licht nur spärlich dringen, schmale Treppen und kleine, niedrige Wohnräume, oft ohne alle Vorsäle, charakterisieren den eigentlichen Stadtkern noch immer, wiewohl die besseren baulichen Grundsätze der Neuzeit auch hier schon sichtlich Abhilfe geschafft haben.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts fielen die Mauern der Stadt, und Wälle und Gräben wurden eingeebnet; die Abgeschlossenheit, in der die Bewohner der innern Stadt bis dahin zu leben gezwungen waren, ward damit beseitigt. Der erste Schritt zur Verschönerung der Stadt wurde durch Anlegung von Promenaden auf dem Boden der eingeebneten Wälle gethan, und es entstand zugleich eine Reihe von Plätzen, von denen der Augustusplatz, Roßplatz, Königsplatz, Theaterplatz und Fleischerplatz die bekanntesten sind. Das Stadtinnere hatte bisher nur einen großen Platz aufzuweisen, den Markt.

Schon vor dieser Zeit waren außerhalb der eigentlichen Stadt, über dem Walle draußen oder, wie man zu sagen pflegte, „vor den Thoren" zahlreiche Bauten zu Wohn- und Gewerbszwecken aufgeführt worden, welche die sogenannten Vorstädte bildeten und sich wie ein Ring um das Stadtinnere herumlegten. Diese Vorstädte wurden nun durch die Beseitigung der Mauern mit dem Stadtkerne vereinigt, und so vollzog sich die erste Erweiterung Leipzigs nach dem Landgebiete hin. In den 40er Jahren entwickelte sich in diesen Vorstädten eine große Bauthätigkeit; die zahlreichen Nutz- und Ziergärten waren bald in Straßen und Häuservierecke umgewandelt; freundliche Landhäuser wurden von den wohlhabenden Bewohnern der Stadt daselbst errichtet, und das neue Leipzig entstand: Leipzig erlangte ein großstädtisches Gepräge.

Die Einwohnerzahl der Stadt wuchs zusehends. Während Leipzig noch in den 30er Jahren eine Bevölkerung von nur 40000 aufzuweisen hatte, überschritt es um die Mitte des Jahrhunderts schon die 100000; die Bevölkerungszunahme setzte sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt fort und stieg in den 80er Jahren bis auf ziemlich 200000. Die Häuser der äußersten Straßen reichten bereits den ersten Häusern der ländlichen Vororte schwesterlich die Hand, und die Zeit war nahe herangekommen, wo jede weitere Ausdehnung unmöglich und jedes weitere Wachstum der Stadt dadurch fast ausgeschlossen war. Diese und manche andere

Erwägung ließen den Plan reifen, die nächstgelegenen ländlichen Vororte in das Stadtgebiet mit aufzunehmen, und so erfolgte im Laufe der Jahre 1890 und 1891 die Einverleibung von 17 Dörfern mit zusammen über 160000 Einwohnern. Leipzig ist mit dieser Einverleibung Großstadt im vollsten Sinne des Wortes geworden; es zählt gegenwärtig über 420000 Einwohner und ist nicht nur die größte Stadt Sachsens, sondern der Einwohnerzahl nach auch die dritte Stadt des Deutschen Reiches geworden.

Aber nicht allein die äußere Ausdehnung und die zahlreiche Bevölkerung, sondern auch sein wahrhaft großstädtisches Leben und die eifrige Pflege von Kunst und Wissenschaft zeichnen Leipzig vor vielen andern Städten Deutschlands aus.



Die Peterskirche.

Wenn man das rege Treiben, das der Handel und Wandel auch außerhalb der Messen auf den Straßen der Stadt, in den Tausenden von Geschäften und Niederlagen und auf den Bahnhöfen hervorruft, überblickt, so bekommt man annähernd einen Begriff von der Bedeutung des Leipziger Kaufmannsstandes und von seinem großen Ansehen in der Handelswelt; mehr aber noch, wenn man dazu auch seine finanzielle Leistungsfähigkeit, seinen Unternehmungsgeist und seine kluge, umsichtige Geschäftsführung in Betracht zieht.

Mit diesen Eigenschaften verbindet sich noch eine andere, die auf die Entwickelung Leipzigs ganz wesentlich eingewirkt hat. Der Leipziger Großkaufmann ist reich und dabei meist kunstliebend und kunstverständig, infolgedessen ist Leipzig aus eigner Kraft auch eine Kunststadt geworden. Millionen über Millionen sind zu diesem Zwecke der Stadt durch Schenkungen zugeflossen. Der Leipziger liebt seine Vaterstadt; ihr Ruhm ist sein Ruhm, und so ist es gekommen, daß verhältnismäßig viele reiche Einwohner die Stadt zur Voll- oder Teilerbin ihres Vermögens eingesetzt haben, damit sie Anstalten zur Pflege der Kunst und der Menschenliebe mit den empfangenen Mitteln gründe. Die Grassi-, die Tauchnitz- und die Rhodestiftung sind Denkmäler solchen Gemeinsinnes von Leipziger Bürgern; aber sie sind nicht die einzigen.

Für Verschönerung und künstlerische Ausstattung der Stadt hat Leipzig in den letzten Jahrzehnten eifrig gesorgt. Von den zahlreichen prachtvollen Privat-

bauten mag hier abgesehen werden, und von den öffentlichen Gebäuden, die zu den Zierden der Stadt gehören, können auch nur einige Erwähnung finden.

Unter den Kirchen gebührt der neuen Peterskirche wegen ihrer Großartigkeit und Schönheit offenbar der erste Rang. Der Name erinnert an ein altes Gotteshaus, das schon im 13. Jahrhundert in Leipzig bestand; aber nur der Name, nichts weiter, ist von diesem Bauwerke noch vorhanden. Die neue Peterskirche steht auf einem ganz anderen Platze und ist in ihrem Äußern ihrer Urschwester nicht im geringsten ähnlich. Sie ward mit einem Aufwande von ungefähr einer Million Mark während des letzten Jahrzehnts in gotischem Stile aufgebaut und gilt für eins der reichsten gotischen Bauwerke des protestantischen Deutschlands.

Eine besondere Erwähnung verdient auch das neue Konzerthaus. Leipzig hat schon seit sehr langer Zeit vorzugsweise klassische Musik gepflegt, und tüchtige



Das neue Konzerthaus.

Tonkünstler waren in Leipzigs Mauern immer gern gesehene Gäste. Das Musikkonservatorium diente zur Ausbildung derartiger künstlerischer Kräfte; vielfach aber kamen sie auch aus der Ferne herzu, um sich in Leipzig hören zu lassen. Die musikalischen Aufführungen haben sich als „Gewandhauskonzerte“ einen Weltruf erworben; sie wurden von 1781 bis 1881 in einem von dem berühmten Baumeister Dauthe in das alte Gewandhaus eingebauten Saale gegeben. Dieser war mit einem geringen Kostenaufwande hergestellt worden, hat aber wegen seiner Bauart Weltberühmtheit erlangt, weil er eine Klangwirkung hervorbrachte, wie sie nur wenige Konzertsäle aufweisen können. Die dort abgehaltenen Konzerte wurden von den berühmtesten Künstlern geleitet, so von Mendelssohn, Hiller, Schicht u. a. Als sich im Jahre 1881 der Gewandhaussaal als zu klein erwies, wurde durch kunstliebende Bürger ein neues Konzerthaus errichtet, das im Jahre 1881 eingeweiht wurde und an Schönheit und Zweckmäßigkeit der Ein-

richtung seinesgleichen sucht. An der Stelle des alten Gewandhauses steht jetzt das neue **Kaufhaus**.

Museum und **Theater** sind ebenfalls Bauten von großer Schönheit und ein Stolz der Leipziger. Beide sind Werke aus eigener Kraft und Kunsttempel



Der Mendebrunnen auf dem Augustusplatze.

ersten Ranges, die den gleichartigen Anstalten in anderen deutschen Großstädten durchaus nicht nachstehen.

Die meisten baulichen Schönheiten findet man am Augustusplatze. Dieser hat in den letzten Jahren noch eine besondere Zierde erhalten, nämlich den zum

Andenken an die Frau verwitwete Mende errichteten Mendebrunnen, der neben dem Siegesdenkmale auf dem Marktplatze zu dem Großartigsten gehört, was Leipzig an Denkmälern aufzuweisen hat.

Außer der Kunst hat die Wissenschaft in Leipzig eine Heimat. Mit der Gründung der Universität zog sie ein in die Mauern der Stadt, und seit dieser Zeit hat sie immer mehr Boden gewonnen. Bleiben wir zunächst bei der Universität stehen. Wie haben sich die akademischen Lehrgebäude ausgedehnt! Prachtvolle Häuser, besonders für die medizinische Fakultät, sind nahe dem Johannisthale erstanden, und im Westviertel erhebt sich seit kurzem ein stolzer Bau, der die Universitätsbibliothek in sich birgt. Der ältere, im Stadtinnern gelegene Teil der Universität, ist nunmehr in schöner und zweckentsprechender Weise erneuert. Ist nun die Sorge für die Universität auch nicht gerade die Aufgabe der Stadt Leipzig, sondern die der sächsischen Staatsregierung, so ist doch aus verschiedenen Beispielen nachzuweisen, daß auch die Stadt sich ihrer Pflichten gegen die Hochschule und die mit ihr verbundenen Anstalten wohl bewußt ist.

In vollstem Maße wird die Fürsorge der Stadt den Schulen zu teil, so daß man Leipzig oft auch die Schulstadt genannt hat. Es sind außer den zahlreichen Volksschulen (18 Bürger- und 28 Bezirksschulen) vorhanden: 3 Gymnasien (darunter die aus der alten katholischen Zeit stammende Thomas- und Nikolaischule), 1 Realgymnasium, 3 Realschulen, 1 höhere Töchterschule, 1 Gewerbeschule, 1 Kunstakademie, 1 Konservatorium für Musik, 1 Bauschule, 1 Handelslehranstalt und verschiedene Arten von Fach- und Privatschulen. Allen sind große, zweckmäßig eingerichtete, oft auch architektonisch schöne Gebäude angewiesen. Wenn die Stadtgemeinde jetzt jährlich für ihre Schulen über $3^1/_2$ Millionen Mark aufwendet, so weiß sie, daß sie dadurch den Grund legt für ihre fernere Wohlfahrt.

Neben den genannten Anstalten für Kunst, Wissenschaft und Bildung beherbergt Leipzig in seinen Mauern seit dem Jahre 1879 noch das oberste Reichsgericht, wofür ein palastähnliches, an vier Straßen gelegenes, 126 Meter langes und 76 Meter breites, mit einer 68 Meter hohen Kuppel versehenes Gebäude errichtet worden ist. Auch dieses Institut hat das Ansehen der Stadt bedeutend gehoben.

Selten wird es eine Stadt geben, die mit dem, was die Entwickelung zur Weltstadt begünstigt, so reichlich versehen ist wie Leipzig; doch muß man auch zugeben, daß ein strebsamer, kräftiger und solider Bürgerstand dafür gesorgt hat, daß niemals ein Stillstand oder Rückschritt eingetreten ist. Was Goethe, der als Student hier lebte, von Leipzig sagt, kann auch noch heute als Wahlspruch der Leipziger gelten: „Mein Leipzig lob ich mir; es ist ein klein Paris und bildet seine Leute.“

H. Arnold.

Die Gründung der Universität Leipzig.

Die Universität Leipzig verdankt ihre Entstehung hussitischen und czechischen Umtrieben und Vergewaltigungen, welche im Mai 1409 die deutschen Professoren und Studenten der Prager Hochschule zur Auswanderung bestimmten. Die Vorgänge waren folgende.

Als am 7. April 1348 Kaiser Karl IV. die Prager Universität*) gründete, bestimmte er, daß sie aus vier Fakultäten oder Wissenschaften und vier Nationen bestehen und der Leitung eines Rektors unterstellt sein solle. Neben den Fakultäten, zu denen jeder einzelne Lehrer und Lernende gehörte, bestanden die vier Nationen als selbständige Körperschaften. Jede derselben — es waren die böhmische, bayrische, polnische, zu der auch die Deutschen des Nordostens gehörten, und die sächsische — hatte je eine Stimme. Die drei letzteren, welche sich fest aneinander anschlossen, wurden bald mit dem allgemeinen Namen der Deutschen im Gegensatze zu den Einheimischen bezeichnet. Ihre Einigkeit verschaffte ihnen ein großes Übergewicht über die böhmische Nation, und dies benutzten sie, wie leicht erklärlich, in eigenem Interesse zur Besetzung der wichtigsten akademischen Würden, zum Genusse der besten Pfründen und ähnlichem. Die Czechen ertrugen diese Verhältnisse nur mit Groll und benutzten jede Gelegenheit, den Einfluß der verhaßten Fremden zu beseitigen. Die gegenseitige Abneigung kam aber niemals so zum Ausdrucke als im Jahre 1408, wo die Böhmen in dem Reformator Johann Huß einen rücksichtslosen Führer fanden. Jetzt traten zu der bestehenden nationalen Feindschaft noch religiöse Zwistigkeiten; denn die Czechen neigten sich als Anhänger von Huß den Lehren Wiclefs zu, und die Deutschen blieben dem alten Dogma treu.

Die offenen Feindseligkeiten begannen zu der Zeit, als die vier Nationen zu einer Wahl am 11. Mai 1408 im Collegium Carolinum zusammengekommen waren. Hier griff Huß das Stimmrecht der drei fremden Nationen an; er wollte ihnen nur eine Stimme zugestehen, beanspruchte aber für die Böhmen drei Stimmen. Man wandte sich, um den Streit zum Austrage zu bringen, an den böhmischen König Wenzel, der bald Narr und Tyrann, bald Schwächling und Feigling war. Bevor dieser das Urteil gefällt hatte, kam es jedoch zu gewaltsamen Auftritten in Prag, ja zu Mord und Totschlag. Noch waren die erhitzten Gemüter nicht besänftigt, da nahte die Zeit einer neuen Rektorwahl heran; der Rektor der Universität wurde nämlich jedes Jahr neu gewählt. Anstatt die Aufgebrachten zu beruhigen, handelte der König ohne alle Überlegung; er bestellte, so wird berichtet, einen Czechen zum Oberhaupte der Universität. Außer-

*) Das Wort für Hochschule war in frühester Zeit „studium generale“, nicht etwa schon „universitas litterarum“. Universität, universitas, bedeutete nach mittelalterlichem Sprachgebrauche vielmehr soviel als: Körperschaft oder Korporation überhaupt; Universität in dem jetzt üblichen Sinne: als eine universitas litterarum, eine Stätte, an der die Gesamtheit der Wissenschaften gepflegt wird, gefaßt, gehört einer späteren Zeit an.

dem ließ er am 18. Januar 1409 ein Dekret bekannt machen, welches zu gunsten der Böhmen entschied und verordnete, daß fortan bei Abstimmungen die Böhmen drei Stimmen und die Fremden zusammen nur eine Stimme haben sollten. Ein Ausgleich war nun nicht mehr möglich. Die Bayern, Polen und Sachsen verpflichteten sich eidlich, daß sie lieber die Stadt Prag verlassen, als in die Änderung des bisherigen Stimmenverhältnisses willigen wollten. Der inzwischen gewählte neue Rektor, Henning Boldenhagen, gab in der allgemeinen Nationalversammlung vom 11. Mai 1409 die akademischen Abzeichen, Statuten u. s. w. ab, legte sein Amt nieder und protestierte am Schlusse der Versammlung feierlichst für das Recht der drei deutschen Nationen; diese aber verließen die Universität Prag, welche seitdem mehr und mehr den Charakter einer Weltuniversität verlor, den sie seit etwa 50 Jahren gehabt hatte; bald sank sie zur czechischen Landesuniversität herab.

Wie groß die Zahl der Wegziehenden war, steht nicht fest; einige Geschichtschreiber reden von zwanzig und einigen Tausenden, andere geben viel mehr, bis zu 44000 an.

Ein großer Teil begab sich nach anderen deutschen Universitäten, namentlich nach Erfurt; andere kehrten zurück in die Heimat; noch andere, es waren an 40 Magister und Doktoren nebst 400 Baccalauren und Studenten, wandten sich nach Meißen. Ihre Führer waren die Schlesier Magister Johann Hofmann und Magister Johann Otto aus Münsterberg, sowie Magister Henning Boldenhagen, der letzte deutsche Rektor der Universität Prag.

Sie fanden bei dem fürstlichen Brüderpaare Friedrich dem Streitbaren und Wilhelm die wohlwollendste Aufnahme. Diese waren von der Bedeutung und den Vorteilen überzeugt, welche ihre Unterthanen und die Deutschen überhaupt erlangen würden, falls sie die Flüchtigen bei sich aufnähmen. Sie beschlossen deshalb, in ihrem Lande eine Universität zu gründen. Als der geeignetste Ort erschien ihnen das handelstüchtige, an regen Verkehrsstraßen gelegene Leipzig. Großen Einfluß auf ihre Entschließung übte der Magister Vincenz Gruner aus, ein geborener Zwickauer, welcher als Lehrer der freien Künste und der Theologie an dem Kloster zu Altenzelle und früher an der Prager Universität wirkte und als einer der berühmtesten scholastischen Philosophen seiner Zeit galt.

Wenn nun auch die Wettiner „den ausgetriebnen Künsten," wie es heißt, „Herbrige vergunnten", so bedurfte es doch zur Gründung der Hochschule der päpstlichen Bestätigung; denn die Päpste beanspruchten diese als ihr Recht. Nun gab es damals drei Päpste, Alexander V., Gregor XII. und Benedikt XIII. Die Meißner Fürsten wandten sich an den ersten, welcher sehr gern ihre Bitte erfüllte und unterm 9. September 1409 zu Pisa die Bestätigungsbulle ausstellte. In schmeichelhaften Worten pries er die Vorzüge Leipzigs, wenn er sagte, daß „Lipzk, dieser volksreiche und geräumige Ort, unter einem freundlichen Himmel läge, für eine große Menge Einwohner Nahrung zur Genüge habe und mit allem, gleichsam als ein Acker, den Gott vorzüglich gesegnet, versehen sei und seine Einwohner als artige und wohlgesittete Leute bekannt seien, auch die Stadt rings herum mit reizenden und angenehmen Gegenden umgeben sei."

Die Gründung erfolgte nach dem Vorbilde der Prager und der Pariser Universität. Die landesherrliche Stiftungsurkunde wurde am 2. Dezember 1409 früh 9 Uhr im Refektorium (gemeinschaftlicher Speisesaal) der regulären Chorherren des Klosters des heiligen Thomas zu Leipzig verkündigt. Zugegen waren die fürstlichen Stifter, mehrere Bischöfe, dann Prälaten und Magister, welche hierzu besonders eingeladen waren.

Auch in Leipzig wurden Lehrende und Lernende in vier große Nationen oder Körperschaften geschieden und zwar in die sächsische, meißnische, bayrische und polnische. Es gehörten später zu der sächsischen: der Kurkreis, die Mark Brandenburg, Pommern, Mecklenburg, Holstein, Magdeburg, Halberstadt, Hildesheim, Verden, Westfalen, Trier, Köln, die Niederlande, Bremen, Schweden, Norwegen



Die neue Universität (Vorderansicht).

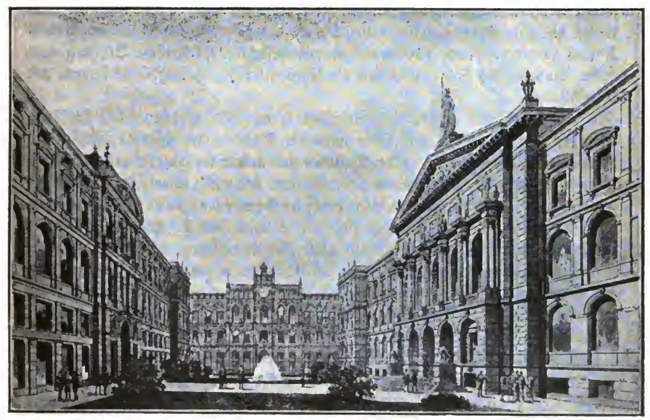
und Dänemark; zu der meißnischen: Meißen und Thüringen; zu der bayrischen: Ost- und Westfranken, Bayern, Schwaben, Österreich, Ober- und Niederpfalz, der Oberrhein, Mainz, Hessen, die Wetterau, Brabant, Lothringen, Elsaß, die Schweiz, Tirol, Kärnten, Steiermark, Italien, Frankreich, Spanien, Portugal, England, Schottland und Irland; zur polnischen: die Ober- und Niederlausitz, Polen, Böhmen, Mähren, Un^arn, Schlesien, Preußen, Kurland, Livland und Rußland. — Mannigfache Änderungen in der Zugehörigkeit des einen oder andern Landes zu einer der vier Nationen traten im Laufe der Zeiten ein. Die Ordnung der vier Nationen wurde nach dem alten Verse bestimmt:

Saxo, Misnensis, Bavarus tandemque Polonus.

Sie hatten gleiche Rechte bei den Ratssitzungen der Universität und den Sitzungen der Artistenfakultät, bei den Einkünften u. s. w.

An der Spitze jeder Nation stand der Senior oder Prokurator, der, von ihr gewählt, die nationalen Angelegenheiten nach den Statuten, welche jede Nation besaß, verwaltete; an der Spitze aller vier Nationen befand sich der Rektor,

welchem die Ausübung der richterlichen Funktionen übertragen war. Als seine Leibwache und als Gerichtsdiener erscheinen schon 1410 die Pedelle (servitores universitatis). Der Rektor, dem man den Titel magnificus beilegte, stand im Range höher denn ein Bischof; wie dem Fürsten, wurde ihm bei öffentlichen Feierlichkeiten das Scepter vorgetragen, eine Sitte, die noch heute geübt wird. Der erste Leipziger Universitätsrektor war Magister Otto von Münsterberg in Schlesien; er gehörte also der polnischen Nation an. Nach seinem Tode († 24. März 1416) erfolgte aller halben Jahre eine neue Rektorwahl, welche alle Lehrenden vornahmen. Erst seit 1830 ist die Amtszeit des Rektors auf ein Jahr ausgedehnt. Das Rektorat wechselte in bestimmter Reihenfolge unter den vier Nationen. Jetzt werden die Rektoren aus den vier Fakultäten der Reihe nach gewählt.



Die neue Universität (Hof).

Neben dem Rektor stand der Kanzler; der Papst ernannte den Bischof von Merseburg, in dessen Diöcese Leipzig lag, zum ständigen Universitätskanzler. Er war jederzeit Vorsitzender der Hochschule, wachte über die Rechte derselben, hatte die Censur über die Lehrgegenstände, berief die Lehrer und verhinderte, daß ohne seine Erlaubnis irgend einer angestellt wurde, entschied in allen erheblichen Strafsachen u. s. w. Dieses Kanzleramt hat sich bis heute, aber in anderer Form erhalten. Die philosophische Fakultät wählt noch heute alljährlich ihren „Procancellar“ für die Promotionsangelegenheiten. Die andern drei Fakultäten erwählen zu gleichem Zwecke nur von Fall zu Fall.

Die fürstliche Stiftungsurkunde schenkte der Universität zwei Kollegienhäuser, die sogenannten Fürstenkollegien. Beide — das eine hieß das große,

das andere das kleine Kolleg — waren für die Vorlesungen, Disputationen und die übrigen Universitätsfeierlichkeiten bestimmt und von allen Lasten, Steuern u. s. w. befreit.

Das große Fürstenkolleg wurde wiederholt umgebaut und erweitert; noch heute ist es unter dem Namen des „Schwarzen Brettes" bekannt. Dieser Name rührt daher, daß in Leipzig, wie auch auf anderen Universitäten, alle Verordnungen, Bekanntmachungen, Ankündigungen von Vorlesungen u. s. w. im Durchgange des Gebäudes auf ein schwarzes Brett geheftet wurden.

Das kleine Fürstenkolleg war ursprünglich das jetzige Petrinum auf der Petersstraße; erst 1456 wurde es nach der Ritterstraße verlegt, wo es sich noch heute befindet. In den Kollegien wurden zusammen 20 Kollegiaten oder besoldete Lehrer, Magistri, unterhalten; sie führten die Oberaufsicht über die Studenten und ihre Studien. Ein drittes Kolleg, das Frauenkolleg, Collegium Beatae Mariae Virginis, wurde 1440 eröffnet und besteht als schlesische Stiftung noch heute. Auch in der Folgezeit erhielt die Universität sehr häufig Schenkungen und Gerechtsame.

Als Lehrkörper zerfiel die Universität in vier Fakultäten oder Wissenschaften; an der Spitze einer jeden stand ein Dekan. In sämtlichen Fakultäten hatten die Studierenden, Magister, Doktoren und andere Graduierte nach der päpstlichen Verleihungsurkunde dieselben Privilegien, deren sich andere Hochschulen erfreuten; ebenso waren sie befugt, akademische Grade und Würden zu verleihen.

Die gemeinsame Grundlage für alle Studien bot die philosophische oder Artisten-Fakultät. Deswegen mußten auch sämtliche Lehrer Mitglieder von ihr sein; denn erst derjenige, welcher die Meisterschaft in den Künsten erlangt hatte und Magister artium geworden war, durfte als Lehrer auftreten. Infolgedessen war das philosophische Dekanat, obgleich der Rangstufe nach das letzte, eine die gesamte Universität betreffende Würde und darum in mancher Beziehung wichtiger als die des Rektors. Die Magistri artium unterrichteten vor allem in Philosophie, in lateinischer und griechischer Sprache, in Mathematik, Physik und in der Dichtkunst. Den Professorentitel führten ursprünglich nur die Theologen. Doch war die strenge, jetzt vorhandene Teilung der Fakultäten in die theologische, juristische, medizinische und philosophische ursprünglich nicht vorhanden.

So entstand die Universität Leipzig. Gefördert von der Huld und Gnade der Wettiner, hat sie im Laufe der Zeiten sich zu einer Bildungsstätte ersten Ranges entwickelt und ist zu einem „Juwel in der Sächsischen Königskrone" geworden.

Dr. Paul Arras.

Christian Fürchtegott Gellert.

Am 4. Juli 1715 wurde dem Pfarrer Gellert in Hainichen und seiner Gattin, einer geborenen Schütz, ein Knäblein geboren, das in der Taufe die Namen Christian Fürchtegott erhielt. Freilich war dem neuen Weltbürger keine sehr fröhliche Jugend beschieden; von Kindheit an war er schwächlich, und im

Hause der Eltern ging es äußerst knapp her. Die Gemeinde Hainichen war damals so arm, daß sie nicht einmal ein neues Pfarrhaus bauen konnte, sondern das alte mit 14 Holzstämmen stützen mußte, damit es nicht einfiel. Außer unserem Fürchtegott waren noch 12 Geschwister in der Pfarre zu finden, die allesamt die Hilfe der Eltern stark in Anspruch nahmen. Wenn dennoch fünf Söhne des Pfarrers Gellert eine wissenschaftliche Ausbildung erhalten konnten, so wird dadurch bewiesen, wie sparsam er mit seiner Frau wirtschaftete.

Fürchtegott Gellert besuchte von seinem 6. Lebensjahre ab die Schule seiner Vaterstadt. Zwar hat er dort, wie er später selbst zugestand, nicht viel gelernt; aber er rühmt doch von seinen Lehrern, daß sie ihn zum Gehorsam, wie auch dazu erzogen hätten, die Unannehmlichkeiten des Lebens mit Ruhe und Gelassenheit zu ertragen.



Vom elften Jahre ab verdiente sich der Knabe schon Geld mit Abschreiben von Aktenstücken oder mit der Anfertigung von Briefen und Aufsätzen für andere Leute. Er sagte später oft selbst im Scherze, daß seine Vaterstadt an schriftlichen Aufzeichnungen, also an Abschriften von Kaufbriefen, Kontrakten u. dergl. von ihm mehr aufzuweisen hätte, als er später als Schriftsteller geschrieben habe. Das, was er sich durch seine schöne Handschrift erwarb, gab er der Mutter für die Wirtschaft, zuweilen machte er auch seinen Eltern und Geschwistern zu Geburtstagen oder zu Weihnacht damit eine Freude.

Daß er schon als Knabe eine dichterische Ader hatte, bewies er durch ein Gedicht, das er als 13jähriger Schüler dem Vater zum Geburtstage widmete. Darin war der Vater mit dem alten Pfarrhause verglichen, das von 14 Stützen gehalten wurde. Als Stützen bezeichnete er die Mutter mit den 13 Kindern. Der Vater hatte eine recht herzliche Freude über das dichterische Erstlingswerk seines Fürchtegott, und sein Lehrer betrachtete ihn von da ab mit einer gewissen Hochachtung.

Die Sorge im elterlichen Hause war für die Erziehung des jungen Gellert von bestem Einflusse; denn er lernte frühzeitig die Entbehrungen des Lebens kennen, und darum klagte er auch im spätern Leben nie über Mangel, wenn es bei ihm einmal knapp herging. An eitlem Mammon hing sein Herz nicht.

Im Jahre 1729 kam er auf die Fürstenschule zu Meißen. Damals wurden die alten griechischen und römischen Schriftsteller nur Wort für Wort übersetzt; die Lehrer legten keinen Wert darauf, ihre Schüler in den Geist und Inhalt der Schriften einzuführen. Unserem Gellert mag der fremdsprachliche Unterricht etwas trocken und geistlos erschienen sein, weshalb er mit seinen Freunden, unter denen namentlich Gärtner und Rabener zu nennen sind, vielfach heimlich deutsche Schriftsteller las. Meist waren diese jedoch von untergeordnetem Range, weshalb sein Gefühl für das Schöne und Edle dabei nicht viel gewinnen konnte.

Schon in seiner frühesten Jugend hatte sich Gellert das Ziel gesteckt, einmal Prediger zu werden. Als solcher hatte er sich nach seinen eigenen Angaben schon als 15jähriger Bursche einmal versucht, als es galt, einem verstorbenen Kinde, bei dem er Patenstelle übernommen hatte, die Leichenrede zu halten. Er blieb jedoch in der Rede stecken und mußte das Papier, auf dem er sie ausgearbeitet hatte, hervorholen. Dabei war er selbst ängstlich geworden und hatte auch seinen Zuhörern einige peinliche Minuten bereitet. Sein Gedächtnis war ganz und gar nicht fürs Auswendiglernen geschaffen. Das mußte er, ehe er die Universität Leipzig bezog; er wollte aber dennoch keinen anderen Beruf wählen.

In Leipzig, wo er vom Jahre 1734 ab studierte, traf er nicht nur seine Freunde Gärtner und Rabener wieder, sondern erwarb sich noch neue dazu. Er wurde dort zuerst ein Schüler von Gottsched, der damals in ganz Deutschland in dem Rufe stand, daß er die deutsche Dichtkunst in bessere Bahnen leiten würde. Leider sah er mehr auf die Regeln als auf den Inhalt eines Gedichtes; er selbst hatte für Dichtkunst gar keine Begabung. Später, als die Schweizer unter Bodmers Führung die Schwächen Gottscheds aufgedeckt hatten, verlor er sehr an Ansehen. Gellert hatte sich schon früher von ihm getrennt, weil er sich von dem etwas hochmütigen Manne abgestoßen fühlte.

Nachdem Gellert seine Prüfungen gut bestanden hatte, ging er zunächst auf ein Jahr wieder nach Hainichen und unterstützte seinen Vater in seinen amtlichen Verrichtungen. Leider lernte auch er in dieser Zeit wieder erkennen, daß er sich auf sein Gedächtnis nicht verlassen konnte. Einmal, als er seine Predigt beginnen wollte, hatte er alles vergessen und mußte wieder von der Kanzel herabsteigen, ohne gepredigt zu haben. Zwar kam das nie wieder vor, aber er mußte oft acht Tage lang auswendiglernen, ehe er es wagte, vor die Gemeinde zu treten. Darum ergriff er eine sich ihm im Jahre 1739 darbietende Gelegenheit zur Annahme einer Hauslehrerstelle in dem Hause des Herrn von Lüttichau mit großer Freude. Schon im nächsten Jahre war er wieder im väterlichen Hause, um seinen Bruder Gotthold für das Gymnasium und den Sohn seiner Schwester für die Universität vorzubereiten. Als der letztere nach Leipzig ging, begleitete er ihn. Er wollte dort selbst weiter studieren und sich namentlich in die Geschichte der Dichtkunst mehr vertiefen. Um Geld für seinen Unterhalt zu gewinnen, mußte er Stunden geben, und es kam nicht selten vor, daß er Mangel leiden mußte. Sein Gottvertrauen und seine Frömmigkeit ließen ihn jedoch niemals murren; er ertrug alles Mißgeschick mit größter Ergebung in Gottes Willen und dankte dem Herrn aufrichtig für alles Gute, das ihm widerfuhr.

Neue Freunde schlossen sich ihm hier an, so z. B. Klopstock, Elias und Adolf Schlegel, Giesecke, Andreas Cramer und andere. Sie hatten sich vorgenommen, ihre Gedichte erst einander vorzulesen, ehe sie veröffentlicht wurden. Dadurch bildeten sie eine Art Schule und lenkten damit die ganze deutsche Litteratur in bessere Bahnen.

Vom Jahre 1744 ab bis zu seinem Tode wirkte Gellert als Lehrer an der Universität Leipzig. Er las nicht nur über Dichtkunst und deren Geschichte, sondern auch über sittliche Fragen. Die Studenten drängten sich so zahlreich zu seinen Vorlesungen, daß oft der Hörsaal zu klein war. Mit großer Liebe hingen sie an ihm, weil er nicht nur ein guter Lehrer, sondern auch ein treuer Freund und Berater war. Durch seinen tadellosen Lebenswandel spornte er sie auch zur Nacheiferung an. Hiermit übte er einen wohlthätigen sittlichen Einfluß auf die ganze Studentenschaft aus. In jener Zeit war das von großem Werte, da mancher junge Mann, anstatt zu studieren, lieber andere Dinge trieb.

Volkstümlich wurde Gellert durch seine Fabeln, die noch heute gerne gelesen werden; denn durch sie gewann er sich die Herzen des Volkes, ja selbst die der Kinder. Wir nennen nur folgende: „Der Blinde und der Lahme; Die Bauern und der Amtmann; Der Prozeß; Die Geschichte von dem Hute; Das Gespenst; Der Bauer und sein Sohn.“ Auch hat er einen Roman geschrieben, der den Titel führt: „Das Leben der schwedischen Gräfin G.“ — Er wollte durch die Schilderung des Bösen von der Sünde abschrecken, hatte aber doch nicht das getroffen, was die große Menge liebte.

Seine Lustspiele, durch die er, wie er selbst sagt, weniger zum Lachen reizen als mitleidige Thränen erwecken wollte, sind nicht sehr bekannt geworden; wohl aber hat er große Erfolge errungen mit seinen geistlichen Liedern, die noch heute in den evangelischen Kirchen Deutschlands gesungen werden. Wir nennen davon nur: „Dies ist der Tag, den Gott gemacht; Mein erst Gefühl sei Preis und Dank; Auf Gott und nicht auf meinen Rat; Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht; Wie groß ist des Allmächt'gen Güte.“ — Diese wurden zuerst in das Leipziger Gesangbuch aufgenommen und dadurch weiter bekannt.

Gellert erhielt als Professor 100 Thaler Gehalt jährlich, wovon er mit seinem treuen Diener Sauer nur ärmlich leben konnte. Dennoch hatte er für jeden Bittenden ein williges Ohr und eine offene Hand. Alltäglich kamen Notleidende zu ihm, und keiner ging ungetröstet wieder hinweg; denn zur Linderung der Not und des Elendes gab er den letzten Groschen hin.

Während des siebenjährigen Krieges, wo Leipzig hart heimgesucht wurde, hatte er drei Jahre lang kein Gehalt bekommen, weil nur schwer Geld aufzutreiben war. Endlich sollte er alles auf einmal nachgezahlt erhalten; aber er nahm es nicht an, weil er nicht einen Genuß haben wollte, während viele Bewohner der Stadt in Kummer und Sorge lebten. So war Gellert für sich anspruchslos und hatte doch dabei ein Herz voll Liebe gegen seine Mitmenschen, um das ihn ein König hätte beneiden können.

Wie beliebt der Dichter Gellert im Volke war, das beweist folgende Geschichte: Ein Bauer aus der Umgegend von Leipzig kam einst mit einer Fuhre

Holz in die Stadt und erkundigte sich nach der Wohnung des berühmten Professors. Als man ihn nach dem großen Fürstenkollegium auf der Ritterstraße gewiesen hatte, lud er dort sein Holz ab, ließ sich dann bei Gellert anmelden und wurde von diesem, wie alle Leute, die zu ihm kamen, aufs freundlichste aufgenommen. Auf die Frage des Dichters, was er wünsche, antwortete der Mann: „Ich will nichts von Euch haben, aber zum Danke für Eure schönen Fabeln habe ich Euch ein Fuder Holz gebracht.“ Solche Anerkennung that seinem weichen Herzen ungemein wohl.

Noch schmeichelhafter war für ihn die Anerkennung, die ihm Friedrich der Große von Preußen während seines Aufenthaltes in Leipzig im Jahre 1760 zollte. Friedrich war auf die deutschen Dichter und Gelehrten nicht gut zu sprechen; weit mehr Gefallen fand er an den Werken der großen französischen Dichter. Er hatte aber von Gellert gehört und lud ihn zu sich ein. Dieser verweilte zwei volle Stunden bei dem Könige, trug ihm auf Verlangen sein Gedicht: „Der Maler“ vor und erregte damit dessen Beifall in dem Maße, daß Friedrich seiner Umgebung gegenüber äußerte: „Gellert ist der vernünftigste unter allen deutschen Gelehrten.“ Von dieser Zeit ab fand der liebenswürdige Dichter allenthalben Anerkennung. Die preußischen Offiziere grüßten ihn, wenn er sich öffentlich sehen ließ; die Studenten waren aber von nun an auch besser auf den „alten Fritz“ zu sprechen, weil er ihren Professor so freundlich empfangen und so wohlwollend beurteilt hatte.

Daß Gellerts Schriften damals allgemein gelesen wurden, dafür erzählt der Dichter selbst einem Fräulein von Schönfeld, mit dem er in Briefwechsel stand, einige Beispiele.

Einst ließ sich ein preußischer Husarenlieutenant, der dem armen Professor durch sein kriegerisch-wildes Aussehen fast Furcht einflößte, bei ihm melden. Er kam, um den Mann von Angesicht zu sehen, der so schöne Bücher schreiben konnte, und um sich darüber belehren zu lassen, wie man das anfangen müsse. Er wollte dem Dichter durchaus ein Andenken schenken, aber dieser lehnte dankend ab; denn das Geld, das ihm der Husar bot, war im Kriege erbeutet. Gellert schenkte aber dem Soldaten ein Buch, das dieser mit Freuden in Empfang nahm.

Auf einer Reise, die der Dichter im Mai 1760, also während des siebenjährigen Krieges, von Leipzig nach Bonau bei Weißenfels unternahm, um dort eine befreundete Familie zu besuchen, wurde er in Rippach von mehreren preußischen Offizieren aufs freundlichste begrüßt, zu Tisch geladen und in jeder Weise ausgezeichnet. Trotzdem war er froh, als er weiter reisen konnte. Überall, wohin er kam, ließen ihn die preußischen Soldaten ohne jede Schwierigkeit passieren. Durch seine Bekanntschaft mit den Offizieren wurde auch die Familie in Bonau, bei der er wohnte, vor jeder Belästigung durch Soldaten geschützt.

Ein Feldwebel der preußischen Armee, der während der Behandlung einer Verwundung im Hause eines Arztes die Schriften Gellerts kennen gelernt hatte, machte auf der Reise in seine Heimat einen Umweg von fünf Meilen über Leipzig, um den Dichter zu sehen. Dieser unterhielt sich sehr freundlich mit dem schlichten Soldaten und freute sich der Anerkennung, die ihm der einfache Mann zollte, ebensosehr wie über die freundlichen Urteile jenes berühmten Königs.

Als Prinz Heinrich von Preußen erfuhr, daß Gellert wegen Kränklichkeit nicht gut gehen könne, schenkte er ihm ein schönes Reitpferd. Nachdem dieses gestorben war, übersandte ihm Kurfürst Friedrich August von Sachsen ein anderes, dazu ein prächtiges Geschirr, einen Sattel von blauem Samt und eine schöne Reitdecke. Dieses ehrenvolle Geschenk nahm der Dichter vor versammelten Bürgern und Studenten voll Dankbarkeit in Empfang. Alle Tage ritt er aus, namentlich gern ins Rosenthal, und wurde von allen Seiten stets freundlichst gegrüßt. Er war der Liebling der Leipziger Bürger, ja sogar der Schuljugend.

Als sich seine Krankheit verschlimmerte, schickte ihm der Kurfürst seinen eigenen Leibarzt; doch auch dieser konnte nicht helfen, und am 13. Dezember 1769 starb der edle Mann ruhig und gottergeben. An seinem Begräbnisse nahm fast die gesamte Bürgerschaft von Leipzig teil, und mancher, der ihm im Leben nicht besonders nahe gestanden hatte, weinte um ihn. Der alte Johannisfriedhof, wo er seine letzte Ruhestätte fand, ist jetzt zu einem öffentlichen Platze umgewandelt worden, aber Gellerts Grab, das mit einem eisernen Gitter versehen ist, kann man noch heute dort finden. In der Johanniskirche, wie auch im Rosenthale, sind Denkmäler aufgestellt, die an Gellert erinnern, und eine Straße ist nach ihm benannt. Auch in seiner Geburtsstadt Hainichen hat man zu seiner Ehre ein Denkmal errichtet.

Wiewohl Gellerts Schriften heute nicht mehr viel gelesen werden, hat der Dichter doch bei seinen Lebzeiten außerordentlichen Beifall gefunden. Das kam daher, daß er für arm und reich, für alt und jung verständlich zu schreiben verstand, und daß er sein ganzes Leben lang das selbst befolgte, was er lehrte. Ein Freund widmete ihm den Nachruf:

„So lang dir in Kirche, Schul' und Haus
Des deutschen Volkes Herzen offen stehen,
So lange kann dies Volk nicht untergehen,
Und Gellerts Name stirbt im Volk nicht aus."

H. Arnold.

Die erste Eisenbahn Sachsens.

Wir Kinder der Gegenwart können uns die Welt gar nicht anders vorstellen als so, wie sie eben jetzt beschaffen ist. Die Hunderte von Einrichtungen, welche auf Handel und Verkehr, auf Kunst und Wissenschaft, sowie auf bürgerliche und häusliche Verhältnisse einen vorteilhaften Einfluß ausüben und uns das Leben angenehm und interessant gestalten, erscheinen uns, weil wir sie im höchsten Grade notwendig finden, auch in gleichem Grade selbstverständlich.

Und doch hat es eine Zeit gegeben — dieselbe liegt auch noch gar nicht zu weit hinter uns — da man weder Eisenbahnen und Dampfschiffe, noch Telegraph und Telephon, weder Photographie, noch elektrische Beleuchtung u. dgl. kannte. Die Eisenbahnen sind unter den genannten Erfindungen noch die älteste, und dennoch ist, wenigstens für Deutschland, ihre Einführung erst wenig mehr als 50 Jahre alt. Die bejahrteren Personen aus dem jetzt lebenden Geschlechte werden sich noch zu erinnern wissen, daß man in ihrer Jugendzeit drei volle Tage brauchte, um eine Reise von Dresden nach Leipzig zu machen, daß ein Besuch der

Heilquellen von Teplitz oder Karlsbad in der Familie ebensoviel Aufhebens verursachte wie jetzt etwa eine Fahrt über den Ocean, und daß mancher bedeutende Mann starb, ohne die Grenzen seines Heimatsbezirks überschritten zu haben. Mit der Erfindung und der Anlegung der Eisenbahnen wurden so viele und so gewaltige Veränderungen im Leben unseres Volkes hervorgerufen, daß man geradezu behaupten kann: Zu dem betreffenden Zeitpunkte hörte die „alte Zeit“ auf, und ein neues Zeitalter brach an. Es ist daher gewiß gerechtfertigt, daß wir der Einrichtung der ersten Eisenbahn im Lande als eines Ereignisses von großartigster Bedeutung dann und wann einmal dankbar gedenken. Das Nachstehende mag als ein Erinnerungsblatt für uns und unsere Kinder dienen.

Als Erfinder der Eisenbahnen ist Robert Stephenson, zugleich der Erfinder der Lokomotive, zu bezeichnen. Durch ihn wurde am 27. September 1825 die erste Eisenbahn für öffentlichen Personen- und Güterverkehr zwischen Acton und Darlington in England feierlich eröffnet. Die Züge verkehrten auf derselben ursprünglich nur einmal täglich; die Personenwagen hatten ganz die Gestalt der damaligen Postkutschen und waren so groß, daß jeder etwa 15 Personen aufzunehmen vermochte. Fünf Jahre später hatten sich die englischen Städte Liverpool und Manchester eine ähnliche Verbindung geschaffen, und am Ende des Jahres 1829 wurde die erste Eisenbahn in den Vereinigten Staaten von Nordamerika dem Verkehr übergeben. In Deutschland machte man mit der kleinen Strecke zwischen Fürth und Nürnberg einen schüchternen Anfang. Für Sachsen gab den ersten Anstoß zur Legung eines Schienenweges Friedrich List, geboren 1789 zu Reutlingen in Württemberg, von 1833 ab Amerikanischer Konsul in Leipzig, der die englischen und amerikanischen Bahnen aus eigener Anschauung kannte. In einer sehr bedeutsamen Schrift, die er über die Gründung eines allgemeinen deutschen Eisenbahnnetzes herausgab, betonte er namentlich die Notwendigkeit einer Bahnverbindung zwischen Leipzig und Dresden.

Aber der Gedanke kam nicht so schnell zur Ausführung, als es wünschenswert gewesen wäre und List gehofft hatte. Es gab Leute genug, die jenen Gedanken für „eine irrsinnige Idee“ erklärten, bei deren Verwirklichung das Geld zum Fenster hinausgeworfen werden würde, und die List geradezu die Fähigkeit absprachen, ein vernünftiges Urteil zu fällen. Dazu kamen noch mancherlei Äußerungen des Eigennutzes: die Fuhrleute fürchteten, ihr Brot zu verlieren; die Wirte sahen große Schädigungen ihres Gewerbes voraus; die Landleute sträubten sich gegen die Zerreißung ihrer Fluren durch die Bahndämme und klagten schon im voraus über den Rückgang der Fruchtbarkeit infolge der Rauch- und Dampfbelästigungen; ja, einige alte Leute, die nur aus oberflächlichen Berichten sich ein Bild von der neuen Erfindung gemacht hatten, erblickten in derselben gar ein Werk des Teufels. Aber nicht nur Leute von niederer Bildung waren die Gegner, sondern auch in den Klassen der Höhergestellten konnte man teils geringschätzige, teils feindliche Ansichten zu hören bekommen.

List ließ sich jedoch durch alles dies nicht irre machen, und glücklicherweise gab es auch weitschauendere Personen, die ihn kräftig unterstützten. Diese Personen gehörten meist dem Leipziger Kaufmannsstande an; es seien hier nur

die Namen Wilhelm Seifert und Gustav Harkort genannt. Auch die sächsische Regierung kam dem Plane Lists mit Wohlwollen und Verständnis entgegen, und so ward im Jahre 1834 der Bau beschlossen. Die Mittel wurden durch Ausgabe von Aktien aufgebracht, und die sächsische Regierung gestattete dem Geschäftsdirektorium, gegen Verpfändung von Grund und Boden ½ Million unverzinslicher Kassenscheine in Umlauf zu setzen. So kamen ungefähr 4 Millionen Thaler zusammen, hinreichend für die Erwerbung des nötigen Landes und für die Herstellung der Betriebsanlagen und Betriebsmittel.

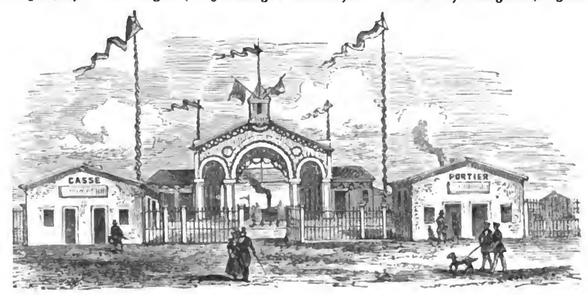


Der erste Zug auf der Leipzig-Dresdner Eisenbahn.

Im Jahre 1835 wurden die ersten Arbeiten begonnen, und vier Jahre später war unter Leitung des Oberingenieurs Kunz der gesamte Bau mit Viadukten, Brücken, Bahnhofsanlagen und dem 420 m langen Tunnel bei Oberau vollendet. Freilich hatte die ganze Linie damals nur ein Geleis, und die Bahnhofsbauten waren von der erdenklichsten Einfachheit; auch die Bahnwagen glichen den jetzigen durchaus nicht. Nur die Wagen der ersten Klasse waren geschlossen und mit Fensterscheiben versehen; die der zweiten hatten nur ein Verdeck und an den Seiten Zugvorhänge; die der dritten aber waren ganz offen, ähnlich den Kohlenlowries in unseren Tagen. Die Reisenden dieser Klasse waren somit dem Zuge, dem Regen, der Sonnenglut

und dem Staube ausgesetzt, auch in steter Gefahr, durch die dem Schornsteine der Lokomotive entfliegenden Funken an Gesicht und Kleidung geschädigt zu werden. Es wurden daher auf den Bahnhöfen den Mitfahrenden Gesichtsmasken und Schutzbrillen zum Kauf angeboten; auch versah sich jeder Reisende mit einem groben Leinwandmantel zum Überziehen.

Wahrlich, eine solche Eisenbahnfahrt hatte wenig Verlockendes, und doch konnten die Leipziger den Augenblick kaum erwarten, in welchem sie mit Dampfesflügeln den Thoren der Stadt enteilen würden. Der ersehnte Tag kam früher, als man anfangs gehofft hatte. Die Strecke wurde teilweise eröffnet; im April 1837 konnte der erste Zug von Leipzig bis Althen abgelassen werden, und ein Jahr später fuhr man schon bis Wurzen. Der Andrang zu diesen Fahrten war geradezu ungeheuerlich, und Tausende mußten zurückbleiben, da es an Betriebsmaterial fehlte und die ersten, aus England verschriebenen Lokomotiven nur eine geringe Zahl von Wagen fortzubewegen vermochten. Die Verhaltungsmaßregeln



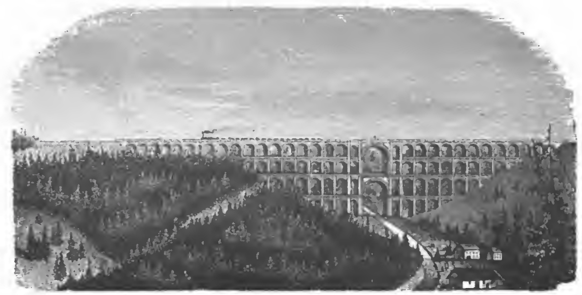
Der erste Bahnhof in Sachsen.

für die Mitfahrenden waren sehr streng; es mußte z. B. jeder bereits bei dem ersten Glockenzeichen, also schon $^1/_4$ Stunde vor der Abfahrt, seinen bestimmten Platz einnehmen, von dem er während der ganzen Fahrt nicht wieder aufstehen durfte, u. dgl.

Im Frühjahr 1839 war der Bau so weit gediehen, daß die ganze Linie von Leipzig bis Dresden befahren werden konnte. Am 7. April desselben Jahres fand die Probefahrt und damit die Einweihung der Bahn statt. Die Fahrt nahm ihren Ausgang von Leipzig. Es beteiligten sich nebst den Vertretern der Aktiengesellschaft die höchsten Staatsbehörden und ein zahlreiches Publikum. Unter Musik und Hurrarufen der versammelten Menge ging der Zug vom festlich geschmückten Bahnhofe ab, und nach $3^1/_2$ Stunden langte er in Dresden an. Am folgenden Tage wurde eine ähnliche Fahrt von Dresden aus unternommen, an der auch der König, die Königin und die Prinzen und Prinzessinnen teilnahmen. Beide Züge erreichten glücklich ihr Ziel und wurden unterwegs mit Musik, Böllerschüssen und Ansprachen begrüßt.

Von da ab verkehrten regelmäßig täglich 2 Personen- und 2 Güterzüge in der Richtung von Leipzig nach Dresden und entgegengesetzt. Die Fahrtdauer war 3 Stunden und etwas darüber, der Fahrpreis betrug 3 Thaler für I. Klasse, 2 Thaler 8 Groschen für II. Klasse und 1 Thaler 15 Groschen für III. Klasse.

Unterscheiden sich Fahrtdauer und Fahrpreise von damals nur wenig von denen der Gegenwart, so ist in anderen Dingen im Laufe der Zeit eine gewaltige Veränderung eingetreten, und das sächsische Eisenbahnwesen hat sich zu einer dazumal kaum geahnten Vollkommenheit entwickelt. Der ersten sächsischen Eisenbahn sind im Laufe eines halben Jahrhunderts zahlreiche andere gefolgt. Außer der 115 Kilometer langen Leipzig-Dresdner Linie haben wir jetzt noch Schienenwege in der Länge von 2670 Kilometer, und der Personen- und Güterverkehr ist in fast unglaublicher Weise gewachsen.



Die Göltzschthalbrücke.

Die gelbe Postkutsche mit dem gemütlichen musikalischen „Schwager“ als Wagenführer ist ganz selten geworden, weil es kaum eine Stadt in Sachsen mehr giebt, die mit ihren Schwestern nicht durch Eisenbahn verbunden wäre; und die Zeit liegt gewiß nicht in allzuweiter Ferne, wo eine Postkutsche und eine „Extrapost“ von unsern Kindern ebenso angestaunt werden wird, wie von unsern Vätern einstmals der erste Eisenbahnzug.

Während man beim ersten Eisenbahnbau allen Schwierigkeiten sorgfältig aus dem Wege ging, schreckte man bei späteren Anlagen auch vor den größten Hindernissen nicht mehr zurück; man führte Bahnen an den steilsten Abhängen hin, durchbrach die härtesten Felsen und überbrückte weite und tiefe Thäler in der kühnsten Weise. Die Kunstbauten, die zu diesem Zwecke entstanden, sind mit Worten kaum zu beschreiben. Ein veranschaulichendes Bild bietet die Göltzschthalüberbrückung auf der sächsisch-bayrischen Bahnlinie. In vier Stockwerken erheben sich Pfeiler auf Pfeiler, in lustigster Bogenspannung miteinander verbunden, und der Zug braust in einer Höhe von 80 Metern über der Thalsohle auf dem 500 Meter langen Riesenbaue doch so sicher dahin, als führe er auf ebener Erde.

Neuerdings hat man auch das früher unmöglich Scheinende möglich gemacht und Bahnen über die Gebirge gebaut. Fast 1000 Meter hoch klettert jetzt das keuchende Dampfroß, eine lange Kette von Wagen hinter sich herschleppend, den Kamm des Erzgebirges hinauf und steigt auf der anderen Seite wieder hinab zu den fruchtbaren Gefilden des benachbarten Böhmerlandes, um den Reichtum jener gesegneten Gegenden unserem Sachsenlande und namentlich den armen Gebirgsbewohnern zuzuführen.

Die Eisenbahnen sind nicht nur ein Triumph des denkenden und schaffenden Menschengeistes, sondern vor allem auch rechte Wohlthäter der Menschheit und die sichersten Träger der Kultur. Ein Land, das viel Eisenbahnen besitzt, steht auf einer hohen Stufe der Entwickelung. Ein solches Land ist unser Sachsenland.

Moritz Baron.

Die Wurzener Kreuz- oder Marterwoche.

Es war in einer kalten Märznacht des Jahres 1637, als in der Nähe von Wurzen eine rauhe Kommandostimme ihr „Vorwärts!" ertönen ließ. Die Stimme erklang aus der Mitte schwedischer Reiter, welche auf den Ruf denn auch nicht säumten, ihre Sporen den Pferden in die Weichen zu stoßen, daß die Tiere aufschnoben.

„Ich sehe dort Licht!" ließ sich dieselbe Stimme vernehmen. Ein Reiter ritt heran und sprach: „Mein Oberst, es ist das Fährhaus! Ich irre mich nicht, weiter unten ist die Furt!"

„Durchgeritten!" erklang es, und ohne ein Wort zu erwidern, ritt der Troß von der Heerstraße ab. Der helle Hufschlag der Pferde verstummte; denn der Weg ging jetzt über weiche Äcker. Es herrschte in der Reiterschar tiefe Stille, und nur das Klirren schwerer Waffen unterbrach die nächtliche Ruhe.

Da plätscherte es auf einmal unter den Hufen der Pferde. Sie standen am Muldenstrande. Mit Vorsicht ritten die Schweden durch den Fluß und sprengten dann im Trabe nach der Stadt, deren Bewohner im tiefen Schlummer lagen; denn es war bereits Mitternacht vorüber.

Auf dem Markte angekommen, gab der Oberstleutnant, mit Namen Rauscher von Monschein, Befehl, daß man Wachen an die Thore stelle und zwar mit der Weisung, niemand hinaus- und hereinzulassen.

Die Wachen gingen ab. Auf dem Markte wurde es nun lebendig. Aus den Häusern wurden Stroh und Holz geholt, Lebensmittel begehrt und alles gethan, um für die Nacht auf dem Marktplatze Biwak zu machen.

Kaum war eine Viertelstunde vergangen, als hohe Feuer aufloderten, von welchen der Ostwind die Funken weithin streute. Ängstlich starrten die aufgeschreckten Bewohner hinab, und es bangte ihnen, als sie die Scharen erblickten, die unter dem Schauer der Nacht eingedrungen waren wie ein Werwolf in die Hürde.

Es waren drei Schwadronen Reiter vom Regiment des schwedischen Oberst Lesli, Gestalten, deren Anblick nichts Gutes ahnen ließ. Sie hantierten mit

wuchtigen Degen und großkolbigen Pistolen, und unter ihrem Lederkoller schlug ein Herz, das nichts von Schonung wußte.

Im ersten Morgengrauen kamen vom Dome her drei Männer, welche sich schon in der Nacht vereinigt hatten, um zu beraten, wie man zu Werke gehen müsse, damit Unheil von der Stadt abgewendet werde. Es waren diese drei Männer der Bürgermeister Schöffel nebst zwei Ratsherren, Paul Marth und Friedrich Reppisch.

Sie hatten beschlossen, sich an den Kommandierenden zu wenden. Zum Zeichen ihrer Würde erschienen sie im Ornate. Von der Scene überrascht, stutzten sie einen Augenblick. Dann sahen sie umher, um aus dem wüsten Treiben den Mann herauszufinden, den sie suchten.

Es war dies der Oberstleutnant Rauscher von Monschein, der mit dem Kapitän Romany an einem Tische Platz genommen hatte. Letzterer, der mit bei Breitenfeld gefochten, erzählte: wie es dem kaiserlichen Regiment Madloi gegangen sei, das zuerst Reißaus genommen; wie der Henker auf der Femstätte die Fahnen und Standarten des Regiments öffentlich verbrannt; wie man den Offizieren die Degen vor dem Munde zerbrochen, Galgennägel daraus geschmiedet, dann den zehnten Mann in Reih und Glied erschossen und die übrigen in alle Welt gejagt habe.

Unterdessen hatten sich die drei Männer den am Tische Sitzenden genähert, und demütig schritten sie nun mit entblößtem Haupte auf den Oberstleutnant zu. Auf die barsche Frage, was ihr Begehr sei, ergriff der Bürgermeister Schöffel das Wort und bat um Schonung für die Stadt, welche durch das Erscheinen der fremden Krieger in die größte Bestürzung geraten sei, indem die Bewohner während der letzten Jahre schon vielfache Durchmärsche und somit der Drangsale mehr denn zu viele gehabt hätten.

Noch ehe er seine Worte geendet hatte, unterbrach ihn der Kommandierende und sagte kurz: „Ich kann nicht schonen, dafür ist Krieg!“

Der Bürgermeister faßte sich und entgegnete: „Halten zu Gnaden, sintemal wir vermeinten, eine allergnädigste Salvaquanti erhalten zu haben, bitten wir um Schonung für die Stadt.“

Da fuhr der Schwede zornig empor und schrie: „Es ist Krieg! Der Soldat will Brot, und ich befehle Euch hiermit, solches zu schaffen, Brot und Branntwein!“

„Verzeihung, hochgebietender Herr!“ sprach der Bürgermeister. „Es ist Euch vielleicht unbekannt, daß wir schon den Torgauer Accord erhalten.“

„Ich kümmere mich nicht um Euren Accord. Bin nicht von denjenigen, die solche Dinge respektieren. Mit Wetterfahnen, wie Ihr seid, muß man anders umspringen. Hand so, Hand so! Gestern kaiserlich, heute schwedisch gesinnt. Mein Accord ist der, daß Ihr binnen drei Tagen 12000 Thaler schafft!“

Da zuckte der Bürgermeister mit den Achseln und stammelte: „Zwölf—tausend—Tha—ler? Gestrenger Herr Oberstleutnant, wie soll die arme Stadt eine solche Summe erschwingen? Und wenn ich alle Kisten und Kasten umstoße, nicht so viel der Pfennige fallen heraus. Und in so kurzer Zeit! Unmöglich!“

„Nichts ist unmöglich in der Welt, wenn nur der Wille da ist. Ich bin es müde, mich mit trockenen Worten abspeisen zu lassen.“

„Herr, schenkt uns Erbarmen!“

„Nichts da! Eine Bedenkzeit will ich Euch schenken und zwar bis morgen früh.“ Hiermit wendete er den Männern den Rücken und ging zu dem Kapitän, der, auf seinen Degen gestützt, den Worten zugehört hatte.

Mit den Worten „Jesus helfe!“ ging der Bürgermeister mit den Ratsherren von dannen, und gar bald verbreitete sich unter den Wurzener Bürgern die traurige Kunde, welche jedes Gemüt niederbeugte.

An den Wachtfeuern ging es unterdessen bunt zu. Mehrere der Reiter meinten, Sachsen wäre ein Land, das etwas einzubrocken habe; denn es floriere der Bergbau und die Viehzucht. „Deshalb,“ schrie einer mit rauher Kehle, „wollen wir nicht so trocken zusehen. Wir wollen das Sachsenvolk nicht schonen; denn sie sind kaiserlich gesinnt. Nicht umsonst hat unser König für sie sein Leben in die Schanze geschlagen.“

„Seit seinem Tode hat der Georg geschwankt!“ rief ein zweiter. „Die Interpositionstage von Eger,“ schrie ein anderer, „sind das Vorspiel gewesen. Ja, ja, als die Affaire bei Nördlingen geschah, da war's vorbei mit ihren Siegen bei Lützen und Breitenfeld.“

„Ganz recht!“ brummte ein Wachtmeister, „dem Volke soll der Teufel die Stange halten! Ein Wetter fahre ihnen auf die Köpfe, wenn es einem einfällt, uns für Fremde anzusehen! Nun erst der Prager Friede! Höll' und Teufel! Es zuckt mir in allen Fingern, und ich möchte Feuer speien, wenn ich daran denke!“

Als der Erzürnte so gesprochen hatte, gab er einem Reiter Befehl, die nächste Hausthür einzuschlagen und sie als Brennholz herbeizuschleppen, damit das Feuer nicht ausgehe. Es geschah. Der Oberstleutnant hatte unterdessen ein Haus am Markte zum Quartier genommen. Der Besitzer desselben, ein Zeug- und Bortenwirker, mußte es mit seiner Familie verlassen.

Die Reiter auf dem Marktplatze hatten sich in Mäntel und Decken gehüllt, um der Rast und des Schlafes zu pflegen. Da plötzlich stürzt der von Haus und Hof vertriebene Bortenwirker zurück und schreit: „Helft, helft! Feuer, Feuer!“ Über dem nördlichen Thore schlug die hellrote Flamme auf, und weithin sprühten die Funken über die Stadt. Da erklang die Trompete, und die Reiter eilten nach den Pferden.

„Wozu diesen Heidenlärm!“ fluchte der Wachtmeister. „Es brennen außerhalb der Stadt ein paar elende Scheunen. Mögen sie brennen und verkohlen, was kümmert dies schwedische Reiter?“ Bald kehrte die Ruhe im Lager zurück. — Die Reiter schliefen; düster durch den Nebel glühte der Brand, welcher die Türme rot anleuchtete.

„Ein Morgenrot schrecklicher Tage!“ seufzte der Bürgermeister, der mit den Ratsherren umherirrte und sann, wie und auf welche Art man der Forderung des Kommandanten gerecht werden wolle. Das Kirchenärar, die Stadtkasse, ach, sie waren dem nie versiegenden Ölkrüglein der Witwe nicht ähnlich!

Da erhoben sich die Schweden von ihrem Lager; es ertönte das Signal einer Trompete.

Jeder Ton gab dem Bürgermeister einen Stich ins Herz; denn es galt, dem Oberstleutnant nochmals das Unmögliche vorzustellen. Schon warteten die drei Schwadronen seiner Ankunft. Sowie er das Haus verließ, trat der Bürgermeister Schöffel mit Zagen an ihn heran. Der rauhe Kriegsmann gewahrte auf den ersten Blick, daß es wieder auf Bitten und Vorstellungen abgesehen sei; deshalb rief er: „Macht's kurz! Ich habe keine Zeit!“

„Herr, beim allmächtigen Gott, es ist unmöglich!“

„Schafft Geld,“ entgegnete ihm Rauscher von Monschein, „oder ich lasse das verdammte Nest in Grund und Boden schießen!“

„Und wenn wir alle Kräfte aufbieten, Herr, wir können das Geld in so kurzer Frist nicht schaffen!“

„Nun wohlan, ich gebe längere Frist. Ihr geltet mir als Geisel!“

Da erschraken die Männer, welche in dem Wahne standen, der Schwede werde noch am selbigen Tage die Stadt verlassen. Der Oberstleutnant hatte aber durch seine Spione in Erfahrung gebracht, daß die Gegend im Umkreise von zehn Meilen sicher sei vor jedem feindlichen Überfalle. Gestützt auf diesem Umstand, beschloß er, noch länger zu verweilen, und sprach zum Bürgermeister: „Ich verlängere meine Frist auf zwölf Tage. Ihr seid Bürge, hört meinen Vorschlag: Die Stadt zahlt mir täglich tausend Thaler; kommt sie meinem Willen nicht nach, so lasse ich Euch aufhängen, die Stadt wird geplündert und angezündet an allen vier Ecken!“

Der Bürgermeister war stumm vor Schreck. Da aber trat der Ratsherr Paulus Marth hervor und sprach: „Gestrenger Herr Oberstleutnant, unsere Scheunen ....“

„Was gehen mich diese an?“

„Herr, die Soldaten haben diesen Morgen unsere Scheunen angezündet!“

„Wer hat dies mit angesehen?“

„Wir haben den Thäter nicht gesehen, wir können nicht mit Fingern auf den Urheber dieser Schandthat zeigen ....“

„Und doch behauptet ihr mit frecher Stirn, es wären meine Reiter gewesen?“

„Herr, nach allem, was wir gehört, es waren — Schweden!“

„Kecke Behauptung! Hütet Euch vor solcher Anklage!“

„Herr, wir haben einen Salvaquanti-Brief erhalten; auch hat uns der gräflich Hatzfeldische Sekretarius schriftliche Versicherung gegeben, daß unser Städtlein vor jeder Unbill gesichert sein soll.“

„Zum Henker mit Brief und Sekretär! Ist's aber erwiesen, daß einer von meinen Soldaten die Scheunen angebrannt hat, dann soll er hängen am lichten Galgen!“

Mit lauter Stimme rief er jetzt: „Kapitäne und Wachtmeister!“ Augenblicklich traten diese zusammen, und der Kommandierende fragte sie, ob während der Nacht ein Mann die Beiwache verlassen habe. Es wurde mit einem lauten „Nein“ geantwortet.

„Thorposten!“ erklang es wiederum. Dieselben traten hervor und wurden aufgefordert anzugeben, ob vergangene Nacht ein Schwede die Thore verlassen habe.

Einstimmig wurde ein „Nein“ zur Antwort gegeben. Es entstand eine peinliche Pause. Plötzlich aber schritt der Oberstleutnant auf den Ratsherrn zu und rief mit dem größten Ingrimme: „Habt Ihr's gehört? Ein Nein! und abermaliges Nein! Hütet Eure Zunge, ehe Ihr Beweise in den Händen habt. Wagt es aber noch einer, meine Reiter zu verleumden, so lasse ich den Buben auf einen Holzstoß werfen und auf offenem Markte verbrennen!“

Mit diesem Bescheide wurden die Ratsherren entlassen, die nun im Verein mit den Bürgern alles aufboten, um den Schweden in jeder Hinsicht Genüge zu leisten. Trank und Speise wurde herbeigeschafft, oft mit den größten Opfern und Entbehrungen. An manchem Stück Brot hing eine Thräne, und mit Kummer blickte so mancher der nächsten Zukunft entgegen.

Der Übermut des schwedischen Kriegsvolkes nahm von Stunde zu Stunde mehr und mehr überhand. Das rohe Wesen desselben überstieg alle Grenzen, und das Ansehen der Person zu achten, der Religion nur noch einen schwachen Schimmer der Verehrung zu zollen, dies fiel keinem mehr ein. — So ging eines Tages der Superintendent Christoph Bulänt nebst seinen Söhnen in kirchlicher Amtstracht über die Straße, um einem Sterbenden die Sakramente zu geben. In diesem Augenblicke kamen mehrere schwedische Offiziere dahergesprengt, welche am Hause, wo der Kommandierende wohnte, Halt machten. Sobald sie den Fuß aus dem Bügel gesetzt hatten und niemand erblickten, der ihnen die Pferde hielt, zwangen sie den geistlichen Herrn, dies zu thun. Es half kein Sträuben, er mußte mit seinen Söhnen Knechtsdienste verrichten. Da sie solcher Hilfsleistungen unkundig und die Pferde unruhig waren, verwickelte sich das Riemenzeug, was die zurückkehrenden Reiter gar übel vermerkten. Sie brachen in Zornesworte aus und hätten den Vater nebst seinen Söhnen gemißhandelt, wenn nicht einer der Offiziere zum Frieden gesprochen häte.

Was nun die Völlerei und Unsittlichkeit unter dem gemeinen Heertroß anlangt, so hatten diese fast ihren Gipfelpunkt erreicht, und wir finden uns veranlaßt, hier eine Begebenheit mitzuteilen, deren Folgen sehr betrübend waren.

Unter den Reitern hatte sich besonders ein Wachtmeister bemerkbar gemacht, der ein junges, hübsches Weib schnöde belästigte. Das brave Weib wich ihm jedoch beharrlich aus. Der Wachtmeister, ein wüster, roher Mensch, wurde immer leidenschaftlicher und schwur, Gewalt zu brauchen. Da, in dem Augenblicke, wo er seine Worte zur That machen wollte, gab ihm die Frau eine Ohrfeige. Jetzt stürzte er sich auf dieselbe und umschlang sie mit nervigen Armen. Verzweiflungsvoll wehrte sich die Arme; die Not lieh ihr Kräfte, und so rang sie mit dem Schweden. Schon entschwand ihr fast die Besinnung, da stieß sie noch einen Schrei der Verzweiflung aus, auf welchen ihr Mann herbeisprang, der in dem Hofe beschäftigt war.

Als dieser die Gefahr erblickte, in der sich sein geliebtes Weib befand, ergriff er in höchster Aufregung einen Stuhl und versetzte damit dem Wachtmeister einen Schlag auf den Kopf, daß der rohe Mensch zusammenbrach. Das Entsetzlichste war geschehen. Die Wucht des Schlages hatte den Wachtmeister getötet. Nur noch ein kurzes Röcheln, und aus war es mit seinem Leben.

Johannes Kuhne, so hieß der Bürger, geriet über das so plötzlich Geschehene in die größte Angst. In der Notwehr hatte er einen Totschlag begangen; er zitterte am ganzen Körper, und sein Weib rang die Hände.

In demselben Augenblicke ertönte draußen auf der Straße die Trompete zum Sammeln.

Ein Schimmer der Hoffnung stieg in den Armen auf, daß die Schweden vielleicht aufbrechen und die Stadt verlassen wollten. — Kuhnes Weib überblickte die Gefahr; jede Zögerung war vom Übel; es galt, den Leichnam hinwegzuschaffen. Beide beeilten sich, dies zu thun. Schon hatten sie Hand angelegt, den gefallenen Wachtmeister beiseite zu schaffen, als einige Schweden durch die Thür stürmten, um den Wachtmeister zu rufen, den man beim Appell vermißte. Als sie den Leichnam erblickten, fielen sie wie Furien über den Bürger Kuhne her, schlugen ihn zu Boden und schleppten ihn dann unter den schwersten Mißhandlungen vor den Oberstleutnant. Zum Beweis seiner Schuld trug man auch den von ihm getöteten Wachtmeister herbei.

Als der Kommandant die unselige, in höchster Aufregung begangene That gewahrte, da traten seine Augen hervor, daß er schrecklich anzusehen war. Er ballte die Faust und schrie mit furchtbarer Stimme der aufgeregten Rotte zu: „Schlagt die Kanaille tot!"

Jetzt war alle Hoffnung geschwunden; der furchtbare Urteilsspruch war geschehen. Die Worte des Kommandierenden waren das Signal zu den unsäglichsten Greuelscenen, welche unter dem Namen der „Wurzener Kreuz- oder Marterwoche" in der Chronik niedergeschrieben sind.

Johannes Kuhne wurde auf dem Marktplatze erschlagen, und wehe dem, der es gewagt hätte, sich des entstellten Leichnams zu bemächtigen, um ihn vielleicht der Erde zu übergeben! Der Tote mußte liegen bleiben, bis die Hunde über ihn herfielen und ihn zerrissen.

Und das arme Weib, die treue Hausfrau, die ihre Ehre gewahrt, furchtbar mußte sie büßen! Sie wurde mit Strohfeuer gesengt, daß ihr die Haut vom Leibe absprang. Auf offener Straße, unter freiem Himmel ließ man sie liegen, bis sie nach wenigen Tagen unter den entsetzlichsten Qualen ihren Geist aufgab.

Dies war aber nicht das einzige. Die Gier nach Beute, der Blutdurst war entfesselt. Die ganze Stadt Wurzen fiel der Plünderung und Verwüstung anheim. Natürlich waren die Kirchen das erste, wo die Habsucht Beute witterte. Mit großen, schweren Äxten wurden die Thüren der Sakristeien eingeschlagen, und von Kanzel und Altar nahm man, was nur irgend einen Wert hatte. Alle Einwohner ohne Unterschied der Person wurden angefallen, und das blanke Schwert oder die vor den Kopf gehaltenen Pistolen dienten als stumme Sprache zur Erreichung des Zweckes.

Bei solch entsetzlichen Dingen konnte der Superintendent Buläni nicht länger an sich halten. Aber was beginnen? Er gedachte des Hussitenanführers Prokopius zu Naumburg, dessen harter Sinn einst dadurch erweicht wurde, daß die Kinder von Naumburg sich zu ihm ins Lager verfügten und um Gnade baten. Er erinnerte sich, daß erst vor einigen Jahren zu Pegau der Superintendent

Lange mit etlichen Schülern sich vor die Stadt zum General Holk begeben und durch den Gesang: „Wenn wir in höchsten Nöten sein" den rauhen Kriegsmann zur Milde und Schonung des Städtchens bewogen hatte.

Mit gleichem Vertrauen und mit einem Blick gen Himmel, der seinen Gang segnen möge, begab er sich in vollem Ornat zu dem Oberstleutnant Rauscher von Monschein. Bei der Gnade und Barmherzigkeit des ewigen Gottes flehte er ihn an, seinen Reitern Befehl zu geben, daß sie ablassen möchten von solcher Unthat, die aufschreie zum Himmel. „Ich flehe, laßt ab, den Zorn zu schleudern über diese Stadt, die Ihr zu einem Trümmerhaufen gemacht. Der Gott, der einst gewollt den Untergang des Königs Pharao und seines ganzen Heeres im Roten Meere; der Gott, der den Sanherib schlug, er herrscht noch über uns, und sein Arm möchte Euch erreichen, ehe Ihr es denkt!"

Der fromme Mann sprach mit wahrhaft heiliger Begeisterung, aber seine Worte fanden kein Gehör. Der Kommandant meinte, es sei Krieg, und die Wurzener hätten sich all dies Unglück selbst zuzuschreiben. „Ja," fügte er hinzu, „es nimmt mich wunder, daß die Soldaten nicht ärger gehaust haben."

Kaum seiner mächtig, ging der Superintendent von dannen. In der Hausflur seiner Wohnung angekommen, drückte er die Ballen seiner Hände auf die Augen und rief: „O, du mein Herr Gott, barmherziger Vater! Gedenke an deine Worte: Rufe mich an in der Not und klopfe an meine Pforte, so will ich dir Errettung erweisen!"

Was der Befehlshaber in kurzer Rede angedeutet hatte, nämlich, daß es die Soldaten noch ärger treiben würden, sollte nur zu bald volle Geltung erlangen. Nicht genügte ihnen das, was sie erbeutet hatten; der Gedanke: „Hier und da ist gewiß noch so manches verborgen" ließ ihnen keine Ruhe, und so ersannen sie allerhand Qualen, die zum Ziele führen sollten.

Auf barbarische Art preßten sie den Einwohnern Wurzens den letzten Heller, die kleinste Habe noch heraus. Schließlich war nichts mehr zu finden, und aus diesem Grunde wurde beschlossen, weiterzuziehen. Ehe dies aber geschah, verfielen die Unmenschen noch auf eine Belustigung, zu welcher man vielleicht nur ein Gegenstück in den Greuelthaten bei der Zerstörung Magdeburgs findet.

Da dem Raub eine Grenze gesetzt war, indem alles, Geld und Geldeswert, sich schon in den Händen der Schweden befand, so mußten die armen unschuldigen Kinder zur Kurzweil dienen. Unbarmherzig griff man dieselben auf und nagelte sie mit Händen und Füßen an die Thorwege. War dies geschehen, so schoß man mit Karabinern nach ihnen wie nach einer Scheibe. Je mehr die armen Opfer schrieen und jammerten, desto höher stieg die Lust. Die Erwachsenen traf gleiches Schicksal. Sie wurden gehenkt, geköpft, gekreuzigt oder verstümmelt. Andere wurden mit Schwefel und Pech begossen, oder es wurde ihnen siedendes Öl in den Mund gefüllt. —

Wären alle diese Unthaten nicht durch die Geschichte verbürgt, wahrlich, das Gefühl würde sich sträuben, sie zu erzählen; so aber beruht alles auf schauerlicher Wahrheit, und was der Geschichte angehört, muß ihr bleiben, unverkürzt und ungeschminkt, durch alle Zeiten. —

Endlich geschah der Aufbruch; es war am 7. April 1637. Ehe die Schweden aber der Stadt den Rücken kehrten, zündeten sie dieselbe an verschiedenen Orten an, vergnügten sich damit, die Leute ins Feuer zu jagen, und labten sich daran, zuzusehen, wie die armen Menschen elend in den Flammen umkamen.

An ein menschliches Gefühl war bei ihnen nicht zu denken; sie waren „lebendige Teufel", wie sie sich selbst nannten, als der Superintendent ihnen einmal zu bedenken gab, daß sie Christen und Menschen seien.

Als sie aus der Stadt fortzogen, da leuchtete ihnen noch eine schreckliche Fackel; denn eine lange, unabsehbare Rauchwolke lag über „Worzyhn", wie die Stadt damals geschrieben wurde. Der Turm der Wenzeslauskirche und die beiden Domtürme ragten wohl noch empor; allein der größte Teil der Stadt lag als Brandstätte da. Von 5500 Bewohnern in dem damals gewerbreichen Orte waren kaum noch 500 übriggeblieben; an 1500 hatten die Flucht ergriffen; die anderen waren ein Opfer des blutgierigen Feindes geworden.

B. Schlegel.

Der Rochlitzer Berg.

Das Lied preist nicht den Alpenriesen,
Des eis'ges Haupt erglüht im Strahl:
Mit Freuden will es dich begrüßen,
Mein Berg im schönen Muldenthal!*)
In Anmut, nicht in wilder Größe,
In deines Waldes grünem Kranz,
Mit deiner Halden roter Blöße:
So leuchtest du im Sonnenglanz!

Wie stolz schaust du nach Ost hernieder,
Wo an den Fuß der Fluß sich schmiegt!
Auch nordwärts blickst du als Gebieter,
Wo in dem Thal mein Rochlitz liegt.
Ums Wetter will sich mancher sorgen,
Wenn sich dein Haupt in Nebel hüllt;
Der Landmann fühlt sich wohlgeborgen,
Weil ihm dein Schutz die Scheuer füllt.

*) Der Rochlitzer Berg erhebt sich unweit der Städte Rochlitz und Wechselburg auf dem linken Muldenufer in nur geringer Höhe. Er besteht aus einem weichen roten Porphyr, der unter dem Namen „Rochlitzer Sandstein" vielfach als Baustein, aber auch zu Steinmetz- und Bildhauerarbeiten Verwendung findet. Aus diesem Grunde sind auf und an dem Berge zahlreiche Steinbrüche mit gewaltigen Schutthalden zu sehen. Der Rücken des Berges ist von einem herrlichen Walde bedeckt. Die Kuppe wird von einem Turme gekrönt, der zum Andenken an König Friedrich August II. gebaut und auch nach ihm benannt ist. Von diesem Turme aus hat man einen Blick in das reizende, reich gesegnete Muldenthal mit dem unmittelbar am Fuße des Berges gelegenen Rochlitzer Schlosse und über einen großen Teil unseres lieben Vaterlandes. Mit Recht wird der Rochlitzer Berg ein „Juwel des Sachsenlandes" genannt.

Und folgen froh wir deinem Winken
Auf schmalem, waldumsäumtem Pfad:
Da wird die Seele Labung trinken,
Den Leib erfrischt der Lüfte Bad;
Und die „Bastei“ zeigt zum Entzücken;
Dort thront des Schlosses alter Bau!
Wie freundlich jene Häuser blicken!
Wie lieblich glänzt die Muldenau!

Je höher wir allmählich steigen,
Je größer wird die Zaubermacht:
Der Wald von Buchen und von Eichen
Entfaltet seine volle Pracht;
In dieses Domes heil'gen Hallen
Schwingt sich der Geist zum Himmelszelt,
Und mit der Vögel Liedern schallen
Der Sänger Grüße durch die Welt.

Und neues Staunen wartet droben:
Zerrissen ist dein Leib von Stein,
Den einst die Feuerkräfte hoben,
Das kündet uns sein roter Schein;
Hohl gähnen Klüfte, steile Wände,
Sie ragen aus der Tiefe Schoß.
Und drunten brechen fleiß'ge Hände
Seit alter Zeit den Porphyr los.

Als Herrscher in der Berge Kette
Bist du mit einem Turm gekrönt;
Wie weihevoll ist diese Stätte,
Die Volkes Liebe hat verschönt!
Den Schmuck sollst du zum Zeugnis tragen
Im Sonnenschein und Wetterbraus,
Daß treu der Sachsen Herzen schlagen
Dem angestammten Fürstenhaus!

Des Königs Friedrich August Namen
Trägt zum Gedächtnis deine Kron'.
Der Edle streute manchen Samen,
Dafür ward ihm der Liebe Lohn;
Dem warmen Freund der Kunst, des Schönen.
Der Berge und der bunten Flur,
Ihm soll ein lauter Gruß ertönen
Im heil'gen Tempel der Natur!

Welch herrlich Bild ist uns erschlossen,
Schaun wir vom Turme in das Thal!
Vom Sonnenlichte übergossen
Erglänzt der Orte große Zahl;
Im Wechsel zwischen Au'n und Tannen
Zieht sich der Mulde Silberband,

Von Süd nach Norden wir umspannen
Das ganze schöne Sachsenland.

Wie strahlet doch im hellen Glanze,
Wenn durch das Abendgold umflammt,
Dein Kleinod aus des Waldes Kranze
Wie ein Juwel aus grünem Samt!
Ein Hochgenuß ward uns beschieden
Durch deine Reize manches Mal;
Und schieden wir, blieb uns dein Frieden,
O schönster Berg im Muldenthal!

M. Opelt.

Kriebstein und Rochsburg,

zwei Perlen landschaftlicher Schönheit.

In den an landschaftlichen Reizen so reichen und durch geschichtliche Erinnerungen so interessanten Thälern der Zschopau und der Zwickauer Mulde liegen die beiden größten und ältesten Ritterburgen unseres Vaterlandes: Kriebstein und Rochsburg, in der That zwei Perlen landschaftlicher Schönheit, die Sitze alter, berühmter Geschlechter, deren stolze Namen und ritterliche Thaten der Griffel des Geschichtschreibers der Gegenwart übermittelt hat.

Vor Betrachtung der herrlichen Bauwerke steigen wir zunächst im Geiste hinauf in die vom blauen Duft umwobenen, im herrlichsten Sonnenscheine prangende Gelände unseres Erzgebirges.

Hoch oben, an den Nordwestabhängen des Fichtelberges, ist zwischen Moosen und Mooren unter den breitästigen und weitköpfigen Kronen Jahrhunderte alter, knorriger Baumriesen des großen Crottendorfer Waldes die Quelle der Zschopau. Bald verstärkt durch andere Gewässer, wühlt sie sich mutig und kühn ihr Bett tiefer in die Rippen des Gebirges und eilt als echtes Kind der Berge bald brausend und schäumend über Wehre und felsiges Gestein zwischen steilen Wänden, bald still und ruhig zwischen waldumsäumten Wiesen, an freundlichen Dörfern, Städten und Burgen, namentlich an den gewerbreichen Orten Zschopau und Frankenberg, sowie an den Schlössern Wolkenstein, Scharfenstein und an Lichtenwalde mit seinem sagenhaften Harrasssprung vorbei, der Niederung zu.

Wie schön auch der obere Lauf der Zschopau ist, der schönste Teil des herrlichen Zschopauthales beginnt doch erst unterhalb Mittweida. Die mit saftigen Wiesen bedeckte Thalsohle wird schmäler, so daß kein Raum mehr für eine Straße oder menschliche Wohnung vorhanden ist. Das feurige Dampfroß hat längst das Thal verlassen, und nur ein unbequemer Fußpfad führt an den steilen, oft jäh in das Flußbett abstürzenden Felswänden des linken Ufers abwärts. Prächtige Buchen, Eichen und Birken bedecken die Höhen und steigen oft an den zerklüfteten Felswänden bis auf die Thalsohle herab. Zwischen diesen Laubbäumen, die im Herbste durch ihren in allen Farbenschattierungen vom dunkelsten Grün bis zum

tiefsten Rot prangenden Blätterschmuck ein entzückendes Bild darbieten, erblickt man die dunkeldüsteren Kronen hochstämmiger Fichten. Haselnußsträucher, Erlen und Weiden vollenden den Schmuck des Thales, über welchem der ganze Zauber und die echte Poesie deutscher Waldesherrlichkeit liegen. Es ist dies noch ein Stück Abgeschlossenheit und Weltverlorenheit in unseren heimischen Bergen. Nur der liebliche Gesang der Drosseln, der lustige Schlag der Finken und der helle Glockenton der Pirole, das heimliche Rauschen und Flüstern tausendblättriger Baumwipfel und das muntere Plätschern des Flusses unterbrechen die Stille dieser Einsamkeit.

Nachdem wir diese Waldidylle durchschritten haben, erweitert sich das Thal, und vor uns liegen hoch oben, gleich zwei Wächtern an der Ausgangspforte des schönsten Teiles des Zschopauthales, die beiden Schlösser Kriebstein und Ehrenberg. Großartig ist der Anblick der auf felsigem Vorsprunge der linken Thalwand gelegenen Burg Kriebstein, die noch ganz das Gepräge einer alten Ritterburg vergangener Jahrhunderte trägt. Nicht in Trümmer und Schutt ist sie verfallen wie gar viele ihrer Schwestern im Lande; in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit grüßt sie den Wanderer von luftiger Höhe herab. Ihr gilt nicht das Wort des Dichters:

„Du siehst der Burgen bröckelnde Ruinen,
Des Landmanns Qual einst und der Bürger Schrecken,
Den längstgebrochnen Hochmut unter grünen
Epheuguirlanden bettelstolz verstecken.“

Kriebstein, in alten Urkunden Crywenstein genannt, wurde am Ende des 14. Jahrhunderts vom Ritter Dietrich von Beerwalde erbaut, und obgleich im Laufe der Jahrhunderte das friedliche Thal oftmals vom Lärm wilder Kriegsvölker wiederhallte, die Burg blieb stets erhalten und hat auch keine wesentlichen Veränderungen ihrer ursprünglichen Bauart erfahren.

Mächtig steigen aus der Zschopau die steilen Wände des Schloßfelsens empor, und gewaltig erhebt sich die Burg, von einem Hauptturme und sechs kleinern Türmen geschmückt, auf dem felsigen Untergrunde. Die altertümlichen Formen des aus vielen Abteilungen bestehenden Baues, die zierlichen, spitz aufsteigenden Türmchen, die Giebel, Erker und all die verschiedenen Anhängsel, die epheuumrankten alten Mauern, die mit schönen Baumgruppen bewachsenen Felswände und der waldige Hintergrund verleihen dem Ganzen ein malerisches Aussehen.

Auch die Umgebung der Burg ist eine überaus reizende, und entzückend ist der Blick von der Rüstkammer in das tief unten liegende liebliche Thal, in welchem die Zschopau, bevor sie sich unter einer Brücke hindurchwindet, schäumend und brausend über ein Wehr stürzt. Die Fahrt auf der Zschopau ist daher für manches Floß und manchen Flößer schon verhängnisvoll geworden. Gewaltig bricht sich das Wasser an dem Schloßfelsen, und die plötzliche Biegung des Flusses, sowie Wehr an Brücke erhöhen noch die Gefahr an dieser Stelle. Gar oft zerschellte das Floß und dem Felsen, und die unglücklichen Flößer versanken in den Fluten, wenn es ihnen nicht gelang, sich an den in die Felsen eingelassenen eisernen Ringen festzuhalten, bis Hilfe kam. Seit alter Zeit ist es daher Sitte, daß die Flößer,

bevor sie die gefährliche Stelle erreichen, ein kurzes Gebet sprechen. — Von den jenseitigen Höhen herab grüßt uns Schloß Ehrenberg, das dicht am Abhange der Thalwände rechts thront. Eng vermählt miteinander sind bei Kriebstein die alte und neue Zeit. Die mächtig vorwärts schreitende Industrie hat ihren Weg bereits auch in dieses stille Thal gefunden. Während von der Höhe die Ritterburgen, die Zeugen längst entschwundener Jahrhunderte, herabblicken, setzt unten im Thale in einem mit riesigem Schlote versehenen Gebäude die Dampfmaschine pustend und keuchend das Getriebe einer großen Papierfabrik in Bewegung.



Schloß Kriebstein.

Die Schicksale der Burg sind mehrfach mit den Geschicken unseres engeren Vaterlandes verknüpft. Während des Bruderkrieges überließ der Kurfürst Friedrich der Sanftmütige dem bekannten Ritter Kunz von Kaufungen, dessen Güter durch Wilhems Truppen zerstört worden waren, Kriebstein und Ehrenberg. Kunz erhielt diese Burgen nur unter der Bedingung, sie dem Kurfürsten zurückzugeben, wenn ihm derselbe zu seinem früheren Eigentume wiederverholfen haben würde. Der Ritter Kunz aber verweigerte nach dem Friedensschlusse hartnäckig die Zurückgabe. Als er nun zur Auslieferung der Burgen gezwungen wurde, beschloß er, an seinem Kurfürsten und Herrn Rache zu nehmen, und führte mit einigen Helfershelfern den „Prinzenraub“ aus, eine Frevelthat, welche der Ritter bekanntlich mit dem Tode büßen mußte.

Auch eine Begebenheit aus den ältesten Zeiten der Burg, die an die That der „Weiber von Weinsberg“ erinnert, ist uns in den alten Chroniken aufbewahrt worden. Kaum hatte der Erbauer der Burg, Dietrich von Beerwalde, dieselbe bezogen, so geriet er in eine Fehde mit dem Ritter Staupitz von Reichenstein, der ihn auch aus seinem neuen Besitztume vertrieb. Dietrich rief seinen Lehnsherrn Friedrich den Streitbaren, den damaligen Markgrafen von Meißen, zu Hilfe. Schnell eilte der kriegslustige Friedrich herbei und unternahm mit den aufgebotenen Bürgern von Rochlitz und Freiberg die Belagerung der Burg. Ritter Staupitz mit seinen Knappen und Reisigen verteidigte sich gar tapfer und erregte durch seinen hartnäckigen Widerstand den Zorn des Markgrafen, der an der Besatzung blutige Rache zu nehmen beschloß. Endlich aber mußte doch der Ritter der Übermacht erliegen. Nur die Rittersfrau fand Gnade vor dem erzürnten Markgrafen. Friedrich bewilligte ihr freien Abzug und gab ihr auch noch die Erlaubnis, das, was ihr am liebsten wäre, mit sich zu nehmen. Da fiel rasselnd die große, aus eichenen Planken bestehende Zugbrücke herab. Die mächtigen, mit Eisen beschlagenen Thorflügel wurden geöffnet, und heraus trat die Rittersfrau, ihren Gemahl auf dem Rücken. Friedrich, umgeben von seinen Rittern und Mannen, in hellglänzender Rüstung mit wehendem Helmbusch, schaute anfangs beim Anblicke der Frau finster drein; doch endlich, gerührt von der Treue der edlen Gattin, hielt der hochherzige Sieger sein fürstliches Wort und schenkte dem Ritter Freiheit und Leben.

Hat hier die Sage still ihre Fäden gewoben? Vielleicht! Und doch schafft die Volkssage ihren Helden nicht im Traume. Sie wählt sich den, der würdig sich gezeigt hat, und schmückt ihren Liebling mit den schönsten Bildern der Phantasie, um die Kunde von ihm und seiner That auf künftige Zeiten zu vererben. Darum, sei das Berichtete Sage oder nicht:

Erzählen wird man doch von jener edlen Frau,
So lang' die Burg noch steht auf ihrem Grunde.

* * *

An landschaftlichen Schönheiten und historischen Erinnerungen steht das Thal der **Zwickauer Mulde** dem Zschopauthale nicht nach. Auch die Mulde begrüßt auf ihrem Laufe so manche schön gelegene Burg, z. B. Stein, Wildenfels, Wolkenburg u. s. w. Unterhalb Penig, im schönsten Teile des Muldenthales, da, wo steile, fast senkrechte zackige und zerklüftete Felswände mächtig aus den Fluten der Mulde emporsteigen, liegt auf einem 60 Meter hohen, vorspringenden Felsen, rings von Bergen umgeben, am linken Ufer des Flusses die alte Bergveste **Rochsburg**. Unter allen Ritterburgen Sachsens ist sie die am besten erhaltene, ein wahres Juwel in dem Kranze landschaftlicher Schönheiten unseres Vaterlandes. Stolz blickt sie in das Thal der schäumenden Mulde hinab, neben welcher auf künstlichem Damme das feurige Dampfroß dahinjagt. Die mit prächtigem Laub- und Nadelwald bedeckten Berge der Umgebung erhöhen die entzückend schöne Aussicht, die man von den Zinnen des Hauptturmes aus genießt. Die **Lage der Burg** auf fast unzugänglichem Felsen gab derselben in alter Zeit eine außerordentliche Festigkeit. Starke, steil aufsteigende, mit Zinnen und Türmchen ver-

sehene Mauern, ein in den Felsen gehauener tiefer Graben, über den eine Zugbrücke führte, gewaltige, eisenbeschlagene Thore erhöhten noch diese Festigkeit und machten den Feinden den Eingang in das Innere der Burg fast unmöglich.

Der Ursprung der Burg ist unbekannt; doch ist urkundlich festgestellt, daß dieselbe bereits im Jahre 1200 vorhanden war. Denn in diesem Jahre erschien ein Ritter von Rochsburg auf dem allgemeinen Landtage, den Markgraf Dietrich der Bedrängte von Meißen auf dem Kolmberge bei Oschatz hielt. Nachdem in früheren Zeiten die Besitzer vielfach gewechselt hatten, ging die Burg im 16. Jahrhundert in den dauernden Besitz der Herren von Schönburg über. Kriegsvölker Johann Friedrichs des Großmütigen verwüsteten dieselbe im Jahre 1547, da sich der damalige Besitzer mit Herzog Moritz gegen den Kurfürsten von Sachsen verbunden hatte. Nachmals wurde sie durch eine bedeutende Feuersbrunst, die auch den ältesten Teil, den Hauptturm, mit ergriff, fast gänzlich zerstört; doch erhob sich durch die Thatkraft und Umsicht des Besitzers bald aus der Asche ein neuer, schöner Bau. Die Kriegsstürme der späteren Zeiten sind an diesem spurlos vorübergegangen. Trotz der verschiedenen baulichen Veränderungen, die sich im Laufe der letzten Jahrhunderte notwendig gemacht haben, zeigt Rochsburg noch heute das Gepräge einer echten alten Ritterburg, und es verlohnt sich wohl, daß jeder, der nicht mit den Flügeln des Dampfes das romantische Muldenthal zu durcheilen genötigt ist, ihr einen Besuch abstattet.

In wenig Minuten erreicht man vom Thale aus die Höhe des Schloßberges. Anmutig ist das Bild, welches sich schon während des Aufstiegs vor den Augen des Beschauers entfaltet. Der Blick hinab auf die Mühle drunten im Thale, auf das Wehr, über welches schäumend die Mulde ihr Wasser ergießt, auf die Hängebrücke und auf die unter Bäumen versteckten Häuser des Dorfes ist gar reizend und fesselnd. Nicht mehr wie in alter Zeit kündet der langgezogene, ungefüge Ton des Wächterhornes von hoher Turmwarte die Ankunft eines Fremden. Ungehindert durchschreitet man den äußeren Vorhof, der von einer hohen, dicken und mit einer großen Anzahl von Schießscharten versehenen Mauer umgeben ist. Über eine neuerdings wiederhergestellte Zugbrücke gelangt man an das erste, zum Teil in Felsen gehauene große Schloßthor. Der Kastellan, der den kleinen, mit einer Galerie gekrönten Turm bewohnt, geleitet den Wanderer in das Innere der Burg.

Durch das mit Zinnen und einem alten Wappen gezierte Thor tritt man nun in den Zwinger, welcher nördlich von den hohen Mauern des Schlosses, südlich von einer Ringmauer mit bedecktem Gange eingefaßt wird. Auch diese Mauer ist mit Schießscharten versehen, hinter welchen in alter Zeit die Dienstmannen des Ritters, mit Armbrust und Wurfspießen bewaffnet, in geschützter Stellung standen, um von hier aus das tödliche Geschoß in die Reihen der angreifenden Feinde zu schleudern. Vielfach findet der aufmerksame Beobachter in der Burg, im Vorhofe und im Zwinger die Zeugen einer längst entschwundenen Zeit. Im Geiste sieht er wohl dann mächtige Rittergestalten hoch zu Roß, gepanzert vom Kopf bis zur Sohle, durch die Thore der Burg einziehen. Gar herrlich prangen in den Strahlen der Sonne die goldglänzenden Rüstungen, und



Schloß Rochsburg.

gar anmutig schauen die Frauen und Töchter der Ritter, blitzendes Geschmeide im Haar, am Halse und am Arme, und in prächtige lange, wallende Gewänder gekleidet, herab auf das fröhliche Treiben, das sich in dem Burghofe und im Zwinger entfaltet. Nun hallt der geräumige Zwinger wieder von dem lustigen Wiehern und dem dröhnenden Hufschlage mutiger Rosse, und die Luft erzittert von dem Klange der Schwerter und der Lanzen. Es vernimmt wohl der träumende Wanderer auch im Geiste das schallende Jauchzen aus dem Munde holder Frauen, die mit lautem Beifalle den kühnen Sieger begrüßen. Aus dem wildreichen Tann aber dringt an sein Ohr das fröhliche Halali der Jäger, das lustige Trara des Jagdhorns und das muntere Gekläff der losgekoppelten Meute.

Am Ende des Zwingers tritt man durch ein Thor in den von Wirtschaftsgebäuden gebildeten äußeren Schloßhof, in dessen letztem Teile der viereckige, 25 Meter hohe, mit vier sich kreuzenden Giebeln und einer schlanken Spitze versehene Turm steht, der in früherer Zeit als Pulverturm diente. Auf einer breiten Treppe steigt man aus dem äußeren Schloßhofe in den inneren Hof des quadratisch erbauten Schlosses, das die Spitze des Berges krönt und in seinen drei Stockwerken prächtig eingerichtete Wohnzimmer der gräflichen Besitzer, Säle mit mancherlei Altertümern und die im Jahre 1500 erbaute Schloßkapelle enthält. Auf diesem Hofe befindet sich ein über 80 Meter tiefer Brunnen. Aus demselben führt ein durch den Felsen gehauener Gang ins Freie. Man erzählt, daß einst ein Ritter sich vor seinen Feinden nur dadurch zu retten wußte, daß er sich im letzten Augenblicke an einem Seile in den Brunnen hinabließ und durch den geheimen Gang aus der Burg entfloh.

Das Schloß, dessen malerischer Eindruck noch durch eine Anzahl Giebel und durch mehrere kleine Türme, die unterhalb des Hauptschlosses die Mauern zieren, erhöht wird, trägt einen 32 Meter hohen dicken Hauptturm, der in alten Zeiten als Wart- und Verteidigungsturm der Burg Frieden und Schutz verleihen sollte.

Tief drunten in diesem Turme befand sich das schauerliche Burgverlies, in welchem zwischen drei Meter dicken Mauern die Gefangenen des Ritters elend, vielleicht auf immer verlassen, in Moder und Finsternis den Rest ihres Lebens vertrauerten.

Doch wenden wir den Blick weg von diesem düsteren Bilde längst entschwundener Zeiten. Steigen wir hinauf auf die luftigen Zinnen des Turmes, wo uns würzig reine Luft und hellglänzendes Sonnenlicht umfluten. Ein in wunderbarer Pracht ausgebreitetes Panorama liegt vor uns, und mit Entzücken schaut das Auge auf das in herrlichster Beleuchtung ruhende liebliche Thal zu beiden Seiten der wild schäumenden Mulde, auf die blühenden Gärten und schönen Promenaden in der näheren Umgebung des Schlosses, auf all die saftigen Wiesen und bunten Felder und auf die mit prächtigem Wald bedeckten Höhen der vom Schöpfer so reich gesegneten Gegend.

Alfred Leuschke.

Rot und Silber.

Eine Schönburgische Wappensage.

Das war der Herr zur schönen Burg am Rhein;
Still lag er unter aufgetürmten Leichen.
Da fingen in der Abenddämmrung Schein
Die Franken vor den Sachsen an zu weichen.

Doch König Karl stand reckenhaft und wild,
Gewaltig streitend in dem Ring der Toten.
Da reißt ein Fels ihm aus der Hand den Schild:
Frei wird die Brust dem Todesstoß geboten.

Doch sieh, ein Blutender reckt sich empor
Und reicht ihm seinen Schild zum Weiterstreiten.
„Ha, steigen Tote selbst für Karl hervor,
So mögen Lebende den Tod erleiden!“

Wie stürmen wild die Franken nun heran!
Es gilt mit Karl zu sterben oder siegen.
Und kühn durchbrechen sie den dichten Bann,
Der ihren König zwingt, wo tausend liegen.

Die Sachsen fliehen nicht, doch sinkt ihr Mut;
Denn ihre Götter haben sie verlassen,
Und bei der Abendröte letzter Glut
Erglänzt das Kreuz hoch ob Erschlagner Massen.

Nur ein Held stellt dem Großen sich zur Wehr,
Hochragend wie der Sachsengötter einer,
Held Wittekind, der Herzog frei und hehr;
Sich kämpfend ihm zu nahen, wagte keiner.

Karl tritt zu ihm und beut ihm mild die Hand:
„O werde Christ, und Sachsen sei dein eigen!“
Da bricht sein Stolz, er streckt die Hand zum Pfand:
„Es siegt dein Gott, ich folge seinem Zeichen!“

Und jetzt betrachtet Karl den Schild, den Hort,
Er schaut die Silberplatte in der Mitten.
„Ha, Schönburg,“ ruft er, „hast gelöst dein Wort,
Das du mir gabst, als wir in Welschland ritten!“

Dann sucht mit den Getreuen er den Held.
Bleich lag er da; das Blut entquoll den Wunden,
Das reine Blut, mit dem sein Wort er hält,
Das einst er gab in ritterlichen Stunden.

Doch leise hebt die Brust sich noch. „Er lebt!“
Noch einmal öffnen sich die Augenlider:
„Mein König!“ es von bleichen Lippen bebt,
Und weinend knien des Königs Mannen nieder.

Da taucht den Finger Karl, erfüllt von Schmerz,
Ins Heldenblut, für ihn dahingegeben;
Zwei rote Streifen streicht er auf das Herz
Des Schildes, der gerettet ihm das Leben.

„So lebe fort! und ewig zeig dein Schild
Dein reines Herzblut auf dem Silbergrunde;
Du gabst es für den Herrn, der dir vergilt,
Und der dir heilen wird die schwere Wunde!“

Man hebt ihn auf, den schönen Herrn vom Rhein,
In dem die Lebensgeister matt noch glühen,
Und Karls Gemahlin pflegt mit Sorgfalt sein,
Und holde Jungfrau'n teilen ihre Mühen.

Und als nun Wittekind zur Tauf' erschien
Beim Fest, es freuten sich zwei Welten,
Da führt auch Hildegard zum Throne ihn,
Zum mächt'gen Gatten hin den bleichen Helden.

Und Karl gebot: „Sei, Schönburg, du mein Schutz,
Nun fortan Wächter meiner Mark im Morgen;
Es sei das Muldenthal zu Schutz und Trutz
Heut übergeben deinem treuen Sorgen!

Dort in dem Waldgebirg am Muldenstrom
Bau deine Burgen meinem Reich zur Ehre,
Und bau Altäre in des Waldes Dom,
Und gegen Heiden setze dich zur Wehre!

Für deine Treue segne dein Geschlecht
Mit reichem Lohn der Herr des höchsten Thrones!“
Und Kreuz und Scepter reicht er hin zum Recht: —
Der Jüngling küßt das Bild des Gottessohnes.

Br. Hanschmann.

Auf dem Totensteine.

Vaterländische Sage aus dem mittleren Erzgebirge.

Vorwort.

Schnaubend durchbraust das Dampfroß täglich wohl zehnmal den gebahnten Eisenweg von Glauchau bis Wurzen an der westlichen Mulde hin, mächtige Reihen von Personen- und Güterzügen mit sich führend. Die Reisenden haben

Eile. Nur flüchtige Blicke werfen sie auf die Naturschönheiten des Muldenthales. Der Wanderer aber, der keine Eile hat, der des Lebens Sorgen und Mühen auf Tage von sich schütteln möchte, wählt den oft schmalen nnd holperigen Weg, der bald links, bald rechts vom Flusse, bald über sonnige Wiesen, bald im kühlen Waldschatten über schwellendes Moos, bald am hochragenden Felsen vorüberführt und hier ein stilles Dorf, dort eine klappernde Mühle berührt. Im Walde nicken ihm die weißen, blauen und gelben Waldblumen zu, huscht ihm ein scheues Eichhörnchen über den Weg, murmelt ein stürzendes Waldbächlein ihm seinen Gruß entgegen. Über ihm rauschen die Eichen und Buchen und Birken, es schauen ihn die Tannen und Fichten ernst an, es jubilieren die Vögelein und krächzen die Raben, und in den das Waldesdunkel durchbrechenden Strahlen spielen farbige Schmetterlinge.

Vor der stillen Dorfschenke kann er an dem Tische unter schattendem Laubdache sich den Schweiß von der Stirn trocknen und an einem kühlen Trunke sich erlaben oder in der gastlichen Herberge der Stadt an einem reichlichen Mahle sich letzen.

Wie weit wird bei solcher Wanderung im Sonnenschein und Waldesduft die Brust, wie leicht das Herz, wie klar das Auge! Wie feurig rollt das im Stubendunst säumig gewordene Blut durch die versteiften Glieder, und wie hell ertönen die Dankespsalmen gegen den großen Meister, der hier „seine Tempel sich aufgebaut!"

Hinter den Bergen aber, seitab vom lieblichen Muldenthale, wohnen auch Leute und giebt es auch Sinn- und Herzerfreuendes.

Am rechten Muldenufer erhebt sich von Glauchau an ein Höhenzug, der, zum Teil dicht bewaldet, bis zur Chemnitz sich hinzieht. Als Eckpfeiler liegen nahe am westlichen Ende der Hohensteiner Berg, am südlichen Abhange und am nördlichen die Langenberger Höhe mit herrlicher Aussicht, in gleicher Weise am östlichen Ende südlich der Schloßchemnitzberg und der Taurastein bei Burgstädt, beide ins Chemnitzthal hinabschauend. In der Mitte des Höhenzugs aber ragt im Rabensteiner Walde der Totenstein hervor, zu dessen Fuße südlich das große Dorf Grüna, nördlich aber das Dorf Pleiße und die jüngste Stadt Sachsens, das gewerbfleißige Limbach, sich hinziehen.

Außer durch seine herrliche Aussicht nach Süd und Nord, welche seit einigen Jahren durch einen von dem Limbach-Rabensteiner Erzgebirgsverein errichteten Aussichtsturm, den Maria-Josephaturm, erweitert wird, zeichnet sich der Totenstein noch durch eine Naturschönheit aus. An seiner nördlichen Seite wächst das sonst seltene Gold- oder Leuchtmoos, welches im Dunkeln mit phosphornem Glanze schimmert. Eine heidnische Königstochter soll mit ihren Schätzen darin verzaubert sein — so meldet die Sage. Weiter sagt sie nichts. Doch knüpft sich an den Totenstein noch eine andere Sage, die uns einführt in eine Zeit, in der er, vor nun mehr als 1000 Jahren, der Schauplatz der Kämpfe war, in denen Germanen und Sorben-Wenden, Christentum und Heidentum um die Herrschaft rangen.

I.

Der Friedlose.

Bei dem romantisch gelegenen Schlosse Rochsburg drängen, hüben und drüben eng aneinander gerückt, sich die Felsen an die Ufer der Mulde heran, so daß der Fluß sich zwischen ihnen kaum durchzwängen kann und, an manchen Stellen zum Stillstand gebracht, trübe Untiefen bildet.

Am rechten Ufer stehen Gruppen mächtiger Tannen und Eichen, oft dicht am Wasser; hie und da hat die Flut das Wurzelwerk unterwühlt, und die Baumriesen haben sich halben Wuchses über den Wasserspiegel geneigt.

Dazu stemmen sich mächtige Felsblöcke den Wellen entgegen und teilen diese in kleine Wasserarme. Wer über den Fluß hinüber will, vermag wohl, gestützt auf starken Speer, von Block zu Block sich hinüberzuschwingen.

Lange bevor ein Stein auf dem andern sich zur stolzen Burg auftürmte, stand auf dem linken Ufer eine Pfahlburg, ein aus starken Baumstämmen errichtetes Gebäu, dessen Dachbalken zum Schutze gegen Sturm und Wetter mit schweren Felsstücken belegt waren. Neben diesem Gebäu sind niedere Hürden für Weide- und Ackervieh zu sehen, sowie Wohnungen für die Dienstmannen des Gaurichters Ottfried, der die Wacht zu halten hat gegen die feindlichen Sorben und unter den germanischen Stammesgenossen das Recht pflegt im Namen des Königs. In geraumem Umfange schließt ein Pfahlzaun, fest in die Erde gerammt und von starken Fichtenzweigen durchflochten, als Schutzwehr gegen feindlichen Überfall diese Wohnplätze der vor kurzem eingewanderten Franken ein, und das Wasser der Mulde ist in tiefe Gräben gezogen, wo nicht steiler Fels schützt. Denn hier ist nicht gut hausen! Drüben im Steinthale Chamnizin wohnen die Sorben-Wenden, die Todfeinde der Germanen. Sie betrachten diese als Räuber und Eindringlinge.

Auf dem Pfahlbau ist, um höheren als menschlichen Schutz zu bieten, das Bild des heiligen Rochus aufgerichtet. Die Germanen sind ja schon vor mehr als hundert Jahren dem Christengotte dienstbar geworden, als der große Karl die Widerspenstigen mit dem Schwerte ins Taufwasser trieb. Unter dem Pfahlbau wendet sich der Fluß, und man kann von der Burg aus nicht den Wasserlauf entlang sehen.

Da hallt ein gellender Schrei aus dem Walde heraus, wie wenn ein Reh sein Rickchen lockt. Vom linken Ufer her läßt ein zweiter sich hören. Es ist nicht der Wiederhall; denn zweimal ist er kurz abgebrochen. Hinter dem Buschwerk hat sich ein Mann verborgen. Eine dicke Lederkappe deckt sein Haupt, braune Locken quellen unter ihr hervor, und glänzend schwarze Rabenfedern schwanken rechts und links herab, ein Schmuck des freien Mannes. Lederkoller und gleiche Gewandung decken Oberleib und Oberschenkel, während die Beine vom Knie an nackt sind. Um die Schultern hat er ein Wolfsfell geschlungen, das unter dem Halse von einem eisernen Kettchen zusammengehalten wird. In der Hand trägt er einen Speer von zwei Manneslängen und im Gürtel ein Steinbeil. Er schwingt sich leicht, auf den Speer gestützt, von Stein zu Stein und gelangt so ans andere Ufer.

Dort wartet seiner eine Jungfrau mit ängstlicher Gebärde. Über ein weiches Wollengewand, wie es die Sorben weben — denn sie sind geschickter als die Germanen — und wie es von Händlern trotz aller Feindseligkeit Gewinnes wegen in den deutschen Grenzgauen verkauft wird, legt sich ein Mantel von Lämmerfellen, von einem Perlenbande zusammengehalten, das die kunstreichen Welschen gegen hohen Preis liefern. Das lang herabwallende Haupthaar, das ein liebliches Antlitz umsäumt, wird von einem schwarzbeinernen Ringkamm begrenzt, so daß die hellblauen Augen frei dem Jünglinge entgegenstrahlen.

So stehen die Germanenkinder in Kraft und Schönheit einander gegenüber.

„Hildigis," rief der Jüngling, der sich vor dem Mädchen wie ein Löwe vor dem Lamme auf ein Knie niederbog, „Hildigis, was bringst du mir für Kunde?"

„Schlimme, Jungraban!" gab das Mädchen traurig zurück. „Sie haben dich friedlos gemacht. Mein Vater hätte dich gern geborgen; aber die Schöppen wollen die Satzungen heilig gehalten wissen. Wer einen Schwertgenossen im Trunk und Spiel zornblind niederschlägt, wird friedlos gemacht."

„Friedlos? — So soll ich verstoßen sein von jeder heimatlichen Schwelle, und jede Frevlerhand kann mich niederstoßen wie einen Wolf, der in die Herde bricht? — Wie gern wollt' ich mit der Wildgans nach Süden ziehen, aber kein Schwertgenosse darf mich neben sich dulden! — Und dich soll ich nicht mehr sehen, du Liebliche!"

„O, dein unseliger Zorn!" schluchzte Hildigis, „warum schlugst du auch den Luitwolf!"

„Ein Bube ist er! Nicht nur, daß er mir die Hälfte meiner Habe im falschen Spiele abnahm und mich dann noch höhnte, nein, er rühmte sich frech, dein Buhle zu sein; da schlug ich ihn auf das Schandmaul, daß er blutend ins Gras stürzte. Das thut mir nicht leid. Ist er tot?"

„Nein, und deswegen haben die Schöppen den Schiedspruch gethan: Wenn du eine große That verrichtest für das Volk oder für den Glauben, so soll der Unfrieden von dir genommen werden. Doch fliehe; denn wenn du hier gefangen wirst, so schneidet man dir die Locken ab, und du wirst ein Unfreier!"

In einem Fischnetze reichte sie ihm Gerstenbrot und Schinken und ein Füllhorn mit Met zu einiger Letze auf den Weg, drückte ihn noch einmal an die Brust und verschwand rasch im Gebüsch.

Jungraban schaute ihr voll Schmerz nach, ergriff dann rasch das Fischnetz und kehrte auf dem Blockwege wieder aufs rechte Ufer zurück. Von da sah er nochmals nach der Pfahlburg. „Hildigis!" Er streckte die Arme verlangend über das Wasser. Dann sprach er in sich hinein: „Ja, eine große That, eine große That!"

Damit schritt er in die Wildnis hinein.

II.

Im Miriquidi-Walde.

„Wohin, wohin, Jungraban?"

Es war ihm, als wenn die Raben ihm diese Frage zugekrächzt hätten.

Tiefe, tiefe Stille war um ihn. Wer weiß, wie lange er menschlichen Laut nicht vernehmen sollte!

„Wohin du willst," antwortete er sich selbst, „überall hin, nur nicht, wohin du gern möchtest, nicht zu Hildigis!"

Mächtige, bis an die Wolken reichende Tannen umstanden ihn, und in ihren Wipfeln rauschte dumpf der Abendwind. Aufwärts lenkte er seine Schritte, und bald war ihm der blaue Schimmer der Mulde entschwunden. Durch das Waldesdunkel hinschreitend, vernahm er das Tosen des Wasserfalles. Lauter und lauter ließ dieser sich vernehmen. Das Wandern wurde mühsam. Er kletterte über verstürzte Baumstämme, stolperte über bemooste Felsblöcke, verfing sich in dichtem Gestrüpp und gelangte endlich auf eine Fläche, welche breite Spuren zeigte, die er als Fußtritte des Bären erkannte, der sich einen Weg zur Tränke gebahnt hatte. Dunkler und dunkler wurde es um ihn, und näher rückte ihm der Donner des Wasserfalles. Mit kräftigem Rucke riß er verschlungenes Geäst von Erlenbüschen auseinander und kam wieder ins Helle. Er stand vor der Brause.

Von turmhohen Felsen stürzte ein Waldbach in die Tiefe; von Block zu Block abspringend, in tausend Stäubchen zerschlagen, umsäumten weiß schäumend seine Wellen Staffel um Staffel. Schaumringel umtanzten die Steine, fußhoch sich auftürmend, um in kleinen Rieseln dem nächsten Blocke zuzufließen. In die Tiefe gelangt, sammelten sich die Wässer in einem Kessel, oben kurze Wellen schlagend, unten aber regungslos festgehalten, bis sie langsam den Abfluß zur Mulde fanden.

Hier wohnten die Waldmännlein und die Wassernixen, die im Mondenscheine auf den weißen Schaumkanten sich wiegten und in toller Jagd von Block zu Block sprangen. In dem Wasserloche aber hauste der Wassermolch, der den verirrten Wanderer in die Tiefe riß, daß der Arme Sonne und Mond nimmer wieder zu schauen bekam. Jungraban schauderte. Auf der Kuppe angelangt, schwang er sich über den Bach. Die Nacht war gekommen. Müde setzte er sich unter das Geäst einer Eiche, holte aus seinem Netze einige Bissen hervor und sog aus seinem Trinkhorn einige Schlucke Met, womit er die Nerven belebte und die Muskeln erfrischte. — „Hildigis, deinen blauen Augen und deinen Rosenlippen sei dieser Trunk geweiht!" —

Schläfrig lehnte er sich an den moosigen Stamm, und seine Augen schlossen sich. Wie lange er geschlafen, wußte er nicht. Brechende und knisternde Zweige machten ihn munter. Nicht weit von ihm stand ein riesiger Bär, der mit staunendem Blicke den seltsamen Wanderer betrachtete. Jungraban sprang auf und ergriff seinen Speer. Braun aber kam gesättigt von seinem Rundgang im Walde; er hatte keine Lust, mit dem Fremdlinge anzubinden, und trottete tiefer in den

Wald hinein. In der Ferne erscholl Wolfsgeheul. War's ein Kampf zwischen Wölfen und Hirschen oder Elen oder dem riesigen Ur?

Schon glänzten die Gipfel der Tannen im Morgenschimmer, als Jungraban an den Rand der Hochebene gelangte. In der Ferne sah er das silberne Band des Steinbaches, durchsetzt mit mächtigen Felsblöcken, welche einst auf den Berghöhen gelagert hatten und durch Wasserfluten in das Thal herabgeschwemmt worden waren. War hier etwa die Walstatt, auf welcher einst die Eisriesen mit den Göttern des Landes rangen? Am grünen Gestade erblickte Jungraban sorbische Hütten, umgestürzten Bienenhäusern gleich. Zu Haufen lagen sie beisammen, Hufeisen bildend, ungleich den germanischen Blockhäusern. Über den Thüren waren Eisen von Rossen als glückverheißende Zeichen angebracht. Um die Hütten lagen Fruchtfelder und Gärten; denn die Sorben waren seßhafte Leute und Ackerbauer. An den Zäunen hingen Gespinste; die Sorben verstanden die Webekunst. Vor andern Hütten lagen Thongefäße, um an Sonne und Licht zu trocknen. Jungraban hatte von alledem schon gesehen und gehört; denn von Zeit zu Zeit waren sorbische Händler auch in den Gau des heiligen Rochus gekommen und die germanischen Frauen hatten ihnen gern abgekauft.

Tiefe Stille herrschte im Sorbendorfe. Auf einem ebenen Platze war ein Steinaltar mit dem Bilde des Bielebog, des Frühlingsgottes, errichtet. Auf demselben standen aus Weidenruten geflochtene Fruchtkörbe; Blumen und Kränze, schon welk geworden, lagen auf den Stufen. Die Bewohner hatten ihrem Gotte ein Fest gefeiert, und ermüdet von Sang, Tanz und Mettrunk, schliefen sie in den hellen Morgen hinein. Jungraban füllte sein Netz mit Früchten; denn den Feind schädigen und sich nützen durfte jeder ehrliche Mann — wie vielmehr ein Friedloser, wie er. Bei schwindender Dämmerung hielt er es für rätlich, sich der Höhe wieder zuzuwenden.

So wanderte der Friedlose Tag für Tag im Miriquidi. Er hörte das Gekrächz der Geier und Raben über sich, das Gurren der Holztauben, das Grunzen des Ebers und der Bache, die bei ihren Frischlingen Wacht hielten an schattiger Bucht, das Brummen des Bären, das Heulen des Wolfes; er sah den endlosen Kampf der Waldtiere, die hier in unverkürzter Freiheit hausten. Er hörte aber auch den süßen Schall der Waldvöglein, den Ruf des Kuckucks und die schmeichelnden Töne des Spottvogels. Um ihn summten die Hirschkäfer, die am frischen Laube der Eichen sich erlabten, die Hornissen und Waldbienen. Reiches Leben gab's im Urwalde. Er grub Wurzeln, Pastinak und wilde Zwiebeln aus, durchstöberte die Höhlungen der Bäume nach Nußlagern der Eichhörnchen und listete den Bienen und Hummeln die Honigwaben ab. Er leerte die Nester der Vögel von Eiern und lebte so Tag für Tag. Ihm war der Wald ein reiches Schatzhaus. Er beschritt auch hie und da ein sorbisches Dorf und nahm unbesorgt, was ihm zu nutz sein konnte. Gefährlich war freilich ein solcher Gang; denn die mißtrauischen Sorben würden ihn, wenn sie ihn ertappt hätten, gewiß als fränkischen Spion an die nächste Tanne geknüpft haben.

So rauh das Leben im Walde war, dem Sohne der Wildnis behagte es; und als sein Füllhorn geleert war, trank er wohlgemut kühles Quellwasser.

Trübe ward sein Sinn nur, wenn er seiner lieben Hildigis dachte und argwöhnte, daß der unholde Luitwolf sie herzen könne. Klang ihm sein linkes Ohr, so rief er: „Hildigis?“ und wenn der Klang erstarb, fügte er freudig hinzu: „Sie gedenkt mein noch!“

III.

Czernebog.

Die Niederung herauf kamen zwei sorbische Männer in Kriegertracht geritten. Sie saßen auf kleinen Pferden mit langen Mähnen; spitze Lederkappen deckten das Haupt, auf dem Rücken war ein runder, mit Elenhaut überzogener Schild befestigt. An den Seiten hingen Köcher, gespickt mit scharfen Pfeilen, und der Bogen samt dem krummen Schwerte machte die Rüstung voll. An den Füßen trugen sie zugespitzte Holzschuhe, deren hinteres Ende als Sporn für das Roß dienen mochte.

„Hussa, Chuzi!“ rief der eine, „Zivio Hannusch!“ der andere. „Wo kommst du her, Chuzi?“

„Ich war auf Auslug im Frankenlande und bin den Lindenbach herauf bis zur Plißni gestreift.“

„Und ich komme aus dem Lande Missin. Was kündest du Gutes?“

„Gutes? Beim Czernebog, wenig genug! Die Franken und Sachsen rüsten sich, die Kinder unsers Volkes weiter und weiter nach Osten zu drängen. Sind wir vor ihnen schon aus der Ebene gewichen, so werden sie uns auch aus dem Miriquidi treiben. Czernebog! Er vermag nichts gegen den Gott der Franken. Hast du bessere Kunde, Hannusch?“

„Wenn's so wäre! Ich habe die Berge an der Elbe gesehen mit mächtigen Burgen und mannhaftem Kriegsvolk darin. Seit der Sachsenkönig Heinrich unsere Leute in Brennabor geschlagen, ist die Macht unsers Volkes gebrochen. Auch die Hunnen werden uns nicht mehr retten. Bald werden unsere Feinde kommen und unsere Steinstadt zerstören. Unsers Bleibens ist hier nicht mehr. Wir müssen ins Land der Lusitzer. Doch, eins noch kann uns helfen. — Sieh!“

Er zog aus dem Mantel etwas Glänzendes hervor. „Sieh!“

„Das ist das Kreuzbild des Frankengottes. Woher hast du das?“

„Ich hab's vom Altare an der Meissaburg genommen. Wenn die Franken kein Gottesbild mehr haben, dann fehlt ihnen auch seine Hilfe. Meinst nicht auch?“

„Wenn's so wäre! Doch laß uns das güldene Kleinod mit den schönen Steinen verbergen! Weißt, der Sorbe schont des Bruders nicht, wenn er Schmuck sieht. Ich weiß ein sicheres Versteck.“

So ritten sie den Berg hinauf nach dem Totensteine, an dessen letztem Stieg sie absaßen und die müden Rosse am Zügel führten.

Zur selben Stunde wanderte Jungraban am Plißnibache aufwärts. Er strebte nach dem höchsten Punkte des Bergzuges. Steil führte der Pfad endlich zum gewünschten Ziele. Weithin nach Ost und nach West that sich ihm die Welt auf. Nichts als Baumwipfel unter und blauer Himmel über ihm! Ein Fels in Gestalt eines Riesenpilzes zierte die Stelle; die Schwärze des Riesenhutes

deutete klärlich an, daß er als Brandstätte gedient hatte. Um ihn, in Hufeisen geordnet, standen halb in den Boden vergrabene Aschekrüge und um diese Schalen aus Thon. Es waren Thränennäpfchen, in denen die Thränen gesammelt waren, welche trauernde Mütter um die Kinder, die Kinder um die lieben Eltern, die Braut um den verlornen Bräutigam, der Bräutigam um die heimgegangene Braut, die Gatten um die verlorenen Gatten geweint hatten. Solange noch Thränen um einen Toten geweint wurden, so lange hatte der Tote nicht Ruhe im Grabe; und er entstieg um Mitternacht seiner Urne und umschwebte die Hütte, in der Weinende noch seufzten. Erst nachdem die Thränen versiegt waren, kam er zur Ruhe.

Jungraban stand auf einer sorbischen Begräbnisstätte, die zugleich Opferaltar für den Czernebog, den schwarzen Kriegsgott, war; Säulen von Pferdeknochen und die Gebeine geopferter Kriegsgefangener deuteten ihm dies an. Er befand sich auf dem Totensteine.

Jungraban schauderte nicht. In dem wilden Kampfe um das Dasein, in welchem die Völker damals miteinander rangen, war ein jäher, grausamer und schmerzlicher Tod etwas Alltägliches.

Beim Umgange um den Felsen zeigten sich Fußspuren. Ihnen folgend, entdeckte er den Eingang in eine Höhle, die sich unter dem Totensteine hinzog. Ein willkommener Fund! Er beschloß, hier zu rasten und Nachtruhe zu halten. Nachdem er sich an Beeren und Wurzeln gelabt und am Quell seinen Durst gestillt hatte, machte er es sich auf dem weichen Moose in der Höhle behaglich, lehnte den Speer an die Wand, streckte die müden Glieder aus, schlug drei Kreuze über sich zum Schutze gegen die Dämonen der Heiden und schloß die müden Augenlider zum festen Schlummer.

Draußen hatten sich schwarze Wolken zusammengeballt und entsandten fahle Blitze über die Baumwipfel. Es mochte Mitternacht herangekommen sein, als der Schläfer die Augen wieder aufschlug. Ein Schauer durchrieselte ihn, nicht aber von der kühlen Nachtluft, sondern von dem, was er sah. Sich bekreuzend, hielt er den Atem an sich. Die enge Höhle war zu einem weiten Raume geworden, der im matten Scheine einer Vollmondsnacht leuchtete. Rundum blitzte und glänzte und glitzerte allerlei kostbares Gestein und metallenes Gefäß und Geschmeid. Dem Eingange der Höhle gegenüber erhob sich ein Silberblock wie ein Thronsessel.

Auf demselben erblickte er eine unheimliche Gestalt. Funkelnden Blickes, das schwarze Antlitz von flachsartigem Haarwuchse umgeben, mochte sie wohl die Größe eines achtjährigen Knaben haben. In der Rechten trug sie ein blitzendes, krummes Schwert; ein purpurfarbener Königsmantel wallte von den Schultern herab, und um das große, dicke Haupt schlang sich ein Goldreif. Um den Thron standen die Berg-, Wald-, Wasser- und Luftgeister des Miriquidiwaldes, die Waldgeister mit grünen Fichtenzweigen um die Köpfe, die Berggeister mit langen Bärten und mit spitzen Hacken in den Händen, die Wassergeister mit Teichrosen geschmückt und kleine Hamen tragend, die Luftgeister mit Fledermausflügeln an den Schultern: lauter zwerghaftes, mißgestaltetes Volk. Sie beugten sich alle vor ihrem furchtbaren Gebieter, dem schrecklichen Czernebog.

„Ihr Geister des Berges, des Waldes, des Wassers und der Luft," ließ sich dessen Stimme vernehmen, „was bringt ihr mir am Tage der Sonnenwende als Tribut für meinen Schutz?"

Und die Berggeister traten herzu und schütteten blauschimmernde Edelsteine in die vor dem Throne stehende Truhe.

„Großmächtiger Czernebog," riefen sie, „das bringen wir dir aus dem Schlunde der steinernen Schnecke. Nimm's an in Hulde!" Der Herrscher zwinkerte freundlich mit den Augenwimpern.

Und die Waldgeister traten herbei und schütteten schwarzes Gestein glanzschimmernd auf die Truhe und riefen: „Schwarzes Gold ist's, welches wir tief unter den Wurzeln der Tannen erschürft haben. Laß dir's wohlgefallen, hoher Gebieter!" Und Czernebog nickte gnädig mit dem Haupte.

Und die Wassergeister brachten Muscheln mit herrlichen Perlen und fügten sie zu Czernebogs Schatz, baten um Gunst und erhielten sie zugesichert mit grinsendem Lachen.

Zuletzt kamen die Luftgeister geschwirrt und legten auf die Truhe ein mit Gold und Edelstein reich geschmücktes Kruzifix.

„Dieses Schmuckstück haben wir von den Christen aus dem Tempel auf dem Berge an der Meissa erbeutet. Mag's dich gefreuen, hoher Czernebog!"

„Wehe, wehe, was bringt ihr uns? Das ist der gewaltige Christengott, an dem alle Volks- und Naturgötter zerschellen. Wo er seinen Einzug hält, da kommen seine Knechte nach, und alle Berg-, Wald-, Wasser- und Luftgötter sind verloren! Unsere Altäre stürzen, unsere Vesten wanken!"

„Im Namen des dreieinigen Gottes, fahrt zur Hölle, ihr Teufelsbrut, ihr Dämonen der Finsternis!" Jungraban rief's, er war aufgesprungen und hatte seinen Speer auf die Truhe geworfen. Mit starkem Arm riß er das Kruzifix an sich, hob es in die Höhe und rief nochmals mit donnernder Stimme: „Gelobt sei Jesus Christus in Ewigkeit! Fort mit euch in den brennenden Pfuhl, ihr Kirchenräuber!"

Da schrillte und pfiff und fauchte es in der Luft: „Hussein, hui, hui holla!" Donnerschläge krachten, daß die Felsen erbebten. Der Lichtglanz erlosch. Jungraban fühlte sich an die Höhlenwand geschleudert und fiel betäubt zu Boden. Undurchdringliche Finsternis umgab ihn, bis das Tageslicht zum Eingange hereindrang. Er ergriff seinen Speer und stürzte vor die Höhle. Sich umblickend, bemerkte er, wie die Truhe samt den Schätzen in die Erde versank und nur noch ein matter Glanz, wie von Johanniskäfern herrührend, auf dem Boden lag. In der Rechten aber hielt er das den Dämonen entrissene Kruzifix.

Er hob es dem Morgenlicht entgegen, sank auf die Kniee und betete alle frommen Gebete, die er von den Priestern gelernt hatte: das Benediktus und das Kyrie, das Ave Maria und das Paternoster. Nun verließ er den Totenstein.

„Hildigis, der Gekreuzigte führe mich zu dir; bringt er doch Gnade allen Sündern, Gnade auch mir!"

IV.

Die Sühnung.

Das heilige Kleinod am Busen tragend, schritt der Friedlose vom Berge hinab, während er im Geiste sich das Erlebnis der Nacht zurechtlegte. Sein Schritt ging der Morgensonne entgegen auf Fährten, auf welchen die Jäger das mißtrauische Wild zu beschleichen pflegen. Nach einstündigem Wandern gelangte er auf eine tiefer gelegene Waldkuppe, die mit einer einzeln stehenden, breitarmigen Linde gezeichnet war und eine weite Umschau in das tief gelegene Chamnizin — die Steinstadt — bot. Von Buschwerk halb verdeckt, bemerkte er eine männliche Gestalt.

„Ein Kuttenmann!“ flüsterte er leise vor sich hin.

Das Knistern und Rauschen der Buschzweige, durch welche er sich zwängte, hatte ihn jedenfalls verraten. Der Mönch wollte sich eiligen Schrittes entfernen.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ rief Jungraban ihm zu.

Der Mönch stand. „In Ewigkeit, Amen!“ gab er zurück. Er trat zögernd näher. „Wie kommt ein Christenmensch in das Land der heidnischen Finsternis?“

„Wer friedlos gemacht worden ist, muß der nicht Heimat und Genossen meiden?“

„Hast gewiß in blinder Wut deine Hand in Menschenblut getaucht, wie ihr wilden Mannen so gern thut, die ihr keinen Unterschied macht zwischen der unvernünftigen Kreatur und dem Ebenbilde Gottes, dem Erlösten Christi!“

Jungraban nickte stumm. „Ja, ehrwürdiger Bruder, das weiß Euresgleichen auch nicht, wie unsereinem das Blut kocht, wenn ein Schurke einem das Liebste mit Kot besudelt.“

Jetzt ging dem frommen Mann ein Zucken über das Antlitz. „Man muß nicht immer Mönch gewesen sein. — Was trägst du aber unter dem Gewande?“

Einen Augenblick stand der Mönche wie versteinert. „Das ist ja das herrliche Gottesbild, welches der Heilige Vater in Rom dem neuen Dome in Meißen geschenkt hat, und das von frechen Händen vom Altare weg geraubt worden ist!“

Jungraban erzählte nun sein nächtliches Erlebnis in der Höhle am Totensteine. Der Mönch bekreuzte sich und rief erfreut: „So bist du unter den Geistern der Hölle und unter den Dämonen der Finsternis gewesen und hast ihnen das Kleinod des Evangeliums entwunden! Gesegnet seist du ob dieser That! Wie der heilige Georgius hast du mit Drachen und Schlangen gekämpft. Das soll dir zum Heile gereichen. Deine Schuld soll von dir genommen werden. Wisse, ich bin von dem hochwürdigen Bischof Benno von Meißen gesandt, um auszuspähen, wohin das Heiligtum des Domes gekommen ist. Und ich, Bruder Anselmus, will dich nun nach Meißen geleiten und für dich sprechen. Der hochwürdige Bischof wird seine Hände auf dein Haupt legen und deine blutbefleckten Hände entsündigen; dann wirst du gereinigt an den heimischen Herd zurückkehren dürfen.“

Nun reichten sie einander die Hände. Vereint wanderten sie den Weg gen Osten durch Wald und Thal, über Berg und Sturzbach, bis sie an die

Fluten des mächtigen Elbstroms gelangten. Dort, wo die Hügel von Westen her in Ringform an den Strom sich drängen und die letzten Ausläufer schon den Fuß ins Wasser tauchen, krönte ein Steinbau mit Mauern und Türmen den Berggipfel, trotzig hineinschauend ins jenseitige Sorbenland.

„Das ist die Burg Meißen, welche der glorreiche König Heinrich der Sachse zur Abwehr des Ansturmes räuberischer Sorben angelegt hat, und das Kuppeldach ist der Dom, welchen sein großer Sohn Otto erbaute, um den Weinstock des Evangeliums hier einzupflanzen. So waltet neben der Schneide des Schwertes das Wort vom Kreuze, um die rauhen Weisen deiner Landsleute zu zähmen, damit, wie Jesaias sagt, das Lamm neben dem Löwen grase. Wir haben euch gelehrt, den Acker zu bauen und mit dem Schweiße der Arbeit den Boden zu netzen anstatt mit Menschenblut."

Ein Fähnlein Gewappneter ritt daher, allen voran der stattlichste als Führer hell glitzerten die Stahlhelme und Rüstungen im Sonnenglanze.

„Markgraf Thimo von Wettin!" deutete der Mönch dem Jünglinge, dessen Augen bei diesem Anblicke hell aufleuchteten.

Sie gelangten an den Steinbau des Domes. An den Stufen desselben befahl der Mönch: „Harre hier, bis ich dem hochwürdigen Bischof Meldung gethan habe."

Jungraban setzte sich nieder auf die Kirchenstufen. Sein Gemüt durchschwirrten fröhliche und ängstende Gedanken zugleich. Im Kampfe mit Bär, Wolf und Ur halfen ihm sein scharfes Auge, sein markiger Arm und sein geschmeidiges Gelenk; aber in das Gewebe heiliger Bräuche und Satzungen mochte sich der Kopf des Naturmenschen nicht hineinfinden. „Was werden sie mit mir beginnen? Zur Not habe ich noch meinen Speer und mein Steinbeil. In Ketten lasse ich mich nicht schlagen und werde, wie unter das Zaubervolk, so auch unter die Kuttenmänner hineinhauen, wenn sie mich fahen wollen."

Freundlicher aber war das Bild, das er sich nun ausmalte: der Bischof legte väterlich die Hände auf ihn und entließ ihn gesegnet in die Heimat, wo er gesühnt vor Hildigis trat. „O Hildigis!" rief er, sich selbst vergessend, „Jungraban kommt wieder zu dir!"

Aus dem geöffneten Portale des Bischofshauses trat jetzt der Bischof, geschmückt mit Mitra und Meßgewand und begleitet von den Priestern und Diakonen, unter ihnen Pater Anselmus. Sie nahten feierlich dem Dome. Anselmus faßte Jungraban am Arme und zog den Sträubenden mit sich fort. Am Altare, auf welchen der Bischof das Kruzifix setzte, knieten sie nieder, und leise Dankgebete, gemischt mit lauten Lobgesängen, stiegen zum Himmel empor. Dann wandte sich der Bischof zu dem staunenden Jünglinge, der jetzt noch allein am Altare kniete, und seine Stimme klang feierlich wie eines Gottes Stimme:

„Jungraban, aus den Mannen der Burg des heiligen Rochus, bezeuge vor dem allwissenden Gott und allen seinen Heiligen, daß du dies Kreuzbild des Erlösers in der Höhle am Totensteine im Sorbenlande den Dämonen der Heiden entwunden und hierher gebracht hast, damit es wieder an heiliger Stätte stehe zum Troste gläubiger Christen."

Jungraban rief: „Ich bezeuge es vor Gott und allen Heiligen, ich habe es gethan.“

Der Bischof schlug dreimal das Kreuz über Jungrabans Hände, legte die Hände auf sein Haupt und sprach lateinische Sprüche, die Jungraban zwar nicht verstand, bei denen es ihn aber durchrieselte bis in Mark und Bein, als stiege er in ein kühlendes Bad. Dem Bischofe nach thaten die Priester und Anselmus gleich also.

„Du bist gesühnt, und des Domes Schreiber soll dir ein Pergament mit Schrift und Spruch ausstellen, damit du straffrei unter die Deinen zurückkehren kannst. Kein Mensch auf der Erde soll dir deine Schuld vorwerfen dürfen, wofern er nicht in den Bann der heiligen Kirche verfallen will, die da Macht hat zu binden und zu lösen im Namen des dreieinigen Gottes.“

Und es geschah also.

Pater Anselmus übernahm es gern, seinen Reisegefährten vom Miriquidi in die Heimat zu geleiten. Nach zwei Tagen hielten zwei Reiter vor der Pfahlburg des heiligen Rochus am Strome der Mulde. Der Mönch verdeutschte dem Gaurichter Ottfried und seinen Schöppen das Pergament und deutete ihnen Siegel und Wappen, und der Richter wandte sich an seine Genossen und sprach:

„Ihr wißt, freie Mannen, daß wir Jungraban wegen jäher Gewaltthat, an dem Stammesgenossen Luitwolf begangen, aus dem Frieden des Gaues gebannt haben nach den Rechten unsers Volkes, bis er durch eine rühmliche That seine Schuld gesühnt habe. In diesem Pergamente thut uns das hochwürdige Domkapitel zu Meißen kund, daß Jungraban das heilige Bild des Erlösers, das frech vom Altare weggestohlen war, aus dem Lande der Sorben, unserer Feinde, gerettet und wieder an heilige Stätte gebracht hat. Haltet ihr diese That für vollwichtig genug, ihn in den Frieden des Gaues wieder aufzunehmen? Gedenkt dabei, daß Luitwolf nach kurzer Niederlage sich wieder vom Lager erhoben und vermocht hat, zum Kriegsheere des Kaisers in Welschland zu stoßen, somit nur geringen Schaden am Leibe und Wohlsein erlitten hat. Sprecht als freie germanische Männer!“

„Es sei ihm zu Lob und Ehren gerechnet!“ und sie schlugen die Schwerter klirrend zusammen.

„So soll Priesterwort durch Volksspruch bestätigt sein!“ Und der Richter gürtete dem Gesühnten das Schwert um zum Zeichen, daß er wieder zu den freien Mannen gezählt werde.

Jungraban erhob sich und schwang das Schwert dreimal über seinem Haupte, wie der Brauch es forderte.

Seine Blicke flogen umher. — „Ich weiß, wen du suchst, du sollst sie sehen,“ sprach der Richter. Er führte ihn ins Frauengemach.

„Hildigis!“ — „Jungraban!“ klang's zusammen wie Glockengetön, und was weiter geschah, mag jedes Herz sich selbst sagen, das nach langer, banger Trennung sein Liebstes auf Erden wiedersieht.

In kurzem unternahmen die Gewappneten des Stromgaues einen Streifzug ins Sorbenland. Sie fanden daselbst die Hütten verlassen; ein Schrecken war

über die Sorben gekommen, so daß sie ihr Heil im Abzuge gesucht hatten. In der Nähe der Linde, wo Jungraban den Mänch getroffen hatte, baute er sich eine Pfahlburg, in welche er mit den Schwertgenossen und mit seiner Hildigis einzog. Enkel und Urenkel bauten den Pfahlbau in einen Steinbau um und nannten ihn nach dem Ahnen ihres Geschlechts Rabenstein.

Pater Anselmus kam mit geistlichen Brüdern aus dem Meißnerlande herbei, und sie ließen sich in Einsiedeleien nieder, damit neben der Schärfe des Schwertes auch die Milde des göttlichen Wortes weile. Reiche Gaben von fürstlicher und geistlicher Hand wandelten die Einsiedeleien in ein dem heiligen Benediktus geweihtes Kloster um.

Je lichter es im Miriquidiwalde und im Steinbachthale oder, wie es die Sorben nannten, im Chamnizin (Chemnitzthale) wurde, um so fröhlicher blühte das Land unter dem Schutze des Schwertes und unter der Hand des Pflügers auf, und die Nachwelt weiß nichts mehr von den Schrecknissen des Miriquidiwaldes und wandert im Frühlinge in Scharen mit Sang und Klang an den gebrochenen Mauern und dem zerfallenen Turme von Rabenstein und an der Mondscheinlinde vorüber hinauf zum Totenstein.

Wilhelm Schilling.

Chemnitz, die bedeutendste Fabrikstadt Sachsens.

Nähert man sich auf einem der verschiedenen Schienenwege dem am Fuße des Erzgebirges gelegenen und vom Chemnitzflusse durchschnittenen Chemnitzer Thalkessel, so wird man teils durch die trübe Rauchwolke, die über dem Thale lagert, teils durch die schon von ferne sichtbaren zahlreichen turmhohen Essen daran gemahnt, daß man einem großen Fabrikorte zufährt. Ist der Bahnhof erreicht, so erkennt man noch klarer als zuvor, daß man in der That einen Fabrikort ersten Ranges vor sich hat.

Nicht nur die gewaltige Ausdehnung der Bahnhofsanlage, nicht nur die langen Reihen von Packwagen, die oft turmhoch mit allerhand Maschinen und Maschinenteilen beladen sind oder beladen werden, sondern auch der Personenverkehr weist darauf hin, daß man an einer Stätte straffer Arbeit und reger industrieller Thätigkeit angekommen ist. Fein geputzte Herren und Damen, wie sie auf den Bahnhöfen der Bade- und Vergnügungsorte ankommen und abfahren, bilden hier die Minderheit; dafür aber drängen sich untereinander Geschäftsreisende aller Art mit Musterkoffern und Paketen, sowie Arbeiter und Arbeiterinnen, die von auswärts kommen, um Arbeit zu suchen oder die im Hause gefertigten Waren, in Quersäcken, Hocken und Körben verpackt, zur Ablieferung in die größeren Geschäfte zu besorgen.

Hier giebt's kein gemächliches Plaudern und Schlendern; stumm eilen die Angekommenen aneinander vorüber, dem Innern der Stadt zu, denn: „Zeit ist Geld.“ Auch wir folgen dem großen Menschenstrome, um wandernd die verschiedenen Bilder der Fabrikstadt an uns vorüberziehen zu lassen.

Schon in nächster Nähe des Bahnhofes vernehmen wir ein starkes, nervenerschütterndes Getöse von klirrendem Eisen. Von Rollwagen, die vor den Thüren eines langen, geschwärzten, unschönen Gebäudes stehen, werden schwere Eisenbarren zur Erde geworfen. Diese Barren sollen alsdann nach einem großen Raume im Innern des Gebäudes gebracht, zerstückt, in gewaltigen Öfen geschmolzen, hierauf in flüssigem Zustande in Erdformen gegossen und so zu allerhand Maschinenteilen umgewandelt werden. Wir befinden uns vor einer Eisengießerei. Rußige Männer wehren uns den Eintritt; denn während der Arbeit ist jeder Fremde in der Werkstatt lästig; auch ist das Verweilen in der Nähe der feuerflüssigen Eisenmasse nicht ungefährlich.

Der Eisengießerei gegenüber befindet sich ein Gebäude, aus dem ein wahrer Höllenlärm hervordringt. Riesenhafte Eisenplatten werden hier zu Dampfkesseln zusammengeschmiedet. Hämmer von Centnerschwere, durch Dampfkraft gehoben, fallen auf die Platten nieder, die auf einem großen Amboß liegen. Die zusammengeschmiedeten Platten, die zu größerer Festigkeit noch mit großen Nieten verbunden werden, erhalten, ebenfalls durch Dampfkraft, zuletzt die Form eines Cylinders, und der Dampfkessel ist fertig.

Nur wenige Straßen davon liegt eine der vielen Maschinenfabriken. In derselben baut man allerhand kleinere Maschinen, namentlich Webstühle. Hier geht es nicht ganz so laut zu; doch hört man das Schnurren der Räder, welche die Kraft der Dampfmaschine übertragen, das Kreischen der Drehbänke, der Hobel- und Bohrmaschinen und das Rasseln der Feilen. Hochinteressant ist es, der Arbeit einer solchen Drehbank oder Hobelmaschine zuzusehen. Wie der Hobel des Tischlers und das Messer des Holzdrehers in das Holz einschneidet und lockige Späne abschleißt, so hier der Eisenhobel und der Eisengriffel, die freilich etwas anders aussehen als die Werkzeuge des Holzarbeiters. Mit einer majestätischen Ruhe verrichtet die Maschine ihre Arbeit, und es scheint, als ob zu der gewaltigen Leistung nicht mehr Kraft gehöre, als etwa, um von einem Apfel die Schale zu trennen. Die Kraft aber, mit der alle Arbeiten hier vollbracht werden, liefert die Dampfmaschine, die in dem nahen Maschinenhause steht und sich durch das weithin vernehmbare Zischen des dem Dampfrohre entweichenden Dampfes verrät.

Hunderte von Arbeitern sind in einer solchen Maschinenbauwerkstatt thätig, und durch Hunderte von Händen muß eine Maschine erst gehen, ehe sie fertig ist und ihrem Zwecke übergeben werden kann. Die Gießerei liefert die groben Teile zu den Gestellen, die Schmiede arbeitet die kleineren Bestandteile vor. Diese wandern hierauf in die Hände der Maschinenschlosser, um geglättet, eingepaßt und zurechtgemacht zu werden; zuletzt wird alles vom Monteur zusammengesetzt. In einer solchen Werkstatt hat jeder Arbeiter eine festbestimmte Beschäftigung und auch nur diese. Der eine z. B. macht nur Schrauben, der andere nur die feinen Nadeln des Webstuhls, ein dritter fertigt nur Federn u. s. f. Durch diese Teilung der Arbeit wird die größtmögliche Geschicklichkeit und Schnelligkeit bei der Anfertigung der einzelnen Maschinenteile erzielt, und nur auf diese Weise kann eine Maschine so vollkommen und dabei so billig hergestellt werden, wie es heutzutage der Fall ist.

Neben dem Eisen spielt in Chemnitz die Baumwolle die wichtigste Rolle, und die Bearbeitung derselben hat seinerzeit der Stadt Chemnitz die Bezeichnung „sächsisches Manchester“ eingetragen.

Ganz in der Nähe des Bahnhofes steht das stattliche, vielstöckige Gebäude der Aktienspinnerei, in welchem an 70000 Spindeln im Gange sind. Hier wird mit Hilfe der Dampfkraft und unter Verwendung feinster Mechanik fast ganz ohne Menschenhände aus der rohen Baumwolle der feine, glatte und von jedem fremden Bestandteile reine Garnfaden hergestellt, der nun anderwärts zur Bereitung der verschiedensten Webstoffe verwendet wird. Besuchen wir die einzelnen Räume der Spinnerei, so sehen wir zunächst den „Wolf“, der die rohe Baumwollenfaser reinigt, die Schlagmaschine, welche die reine Baumwolle auflockert, sodann die Krempelmaschine, aus der sie, in ein gleichmäßiges Vließ verwandelt, wie der weiße Schaum eines Wasserfalles hervorquillt. In den oberen Sälen des Gebäudes werden diese Vließe zu Garnsträngen ausgezogen, die, von Maschine zu Maschine wandernd, immer feiner werden, bis sie sich endlich als Feingespinst von den Spindeln auf die Spulen aufwinden. Bei dem allen thun die Arbeiter und Arbeiterinnen nur wenig; ihre Aufgabe besteht in der Hauptsache darin, etwaige Unregelmäßigkeiten im Gange der Maschine zu beseitigen und die fertigen Waren abzunehmen.

Aus dieser Spinnerei und aus zahlreichen gleichartigen Etablissements in den Flußthälern der Zschopau und Flöha beziehen die vielen mechanischen Webereien von Chemnitz, Zschopau u. dergl., sowie einige vogtländische Fabrikorte ihre Garne zur Bereitung von Wäschestoffen, Kleiderkattunen und anderen Geweben, die in Millionen von Ballen dem In- und Auslande zugeführt werden.

Ein besonderer Zweig der Weberei ist die Strumpfwirkerei, die ebenfalls in Chemnitz ihren Hauptsitz hat, jedoch auch in den umliegenden großen Dorfschaften und in den Städten Limbach, Stollberg und Hohenstein-Ernstthal schwunghaft betrieben wird. Der Strumpfwirker fertigt auf seinen Strumpfstühlen teils mit, teils ohne Beihilfe der Dampfkraft nicht nur Strümpfe, sondern auch Unterbeinkleider, Unterjacken, Handschuhe und mancherlei andere Bekleidungsgegenstände, die mit der Strumpffabrikation gar nicht im Zusammenhange zu stehen scheinen. Welche Massen von diesen Waren alljährlich erzeugt werden, davon geben die großen Lagerräume der Fabriken ein deutliches Bild, in welchen sie bergehoch zum Versand aufgestapelt liegen. Von der Billigkeit einzelner Waren erhält man einen Begriff, wenn man hört, daß man ein Dutzend fertiger Strümpfe, gebleicht, geglättet und in eine hübsche Pappschachtel verpackt, schon für den Preis von 2 Mark kaufen kann.

Daß mit den Webereien und Wirkereien der Stadt Chemnitz zahlreiche Bleichereien und Färbereien, sowie Appreturanstalten in Verbindung stehen, in denen den rohen Waren Form, Glanz und Farbe verliehen wird, ist selbstverständlich, und im Hinblick darauf wird es auch erklärlich, daß alle Gewässer in und um Chemnitz eine schmutzige Färbung haben, was wir namentlich am Chemnitzflusse und am Gablenzbach beobachten können.

Schließen wir nach Betrachtung dieser Werkstätten unsere Wanderung ab! Zwar haben wir dabei noch lange nicht alles gesehen, was den Chemnitzer Gewerbfleiß kennzeichnet; aber einen allgemeinen Begriff dürften wir doch wohl gewonnen haben von „Chemnitz, dem ersten Industrieorte Sachsens".

Moritz Baron.

Chemnitz im siebenjährigen Kriege.

Fast in jedem Kriege, der auf deutschem Boden ausgefochten wurde, war Chemnitz bald mehr, bald weniger in Mitleidenschaft gezogen. Am schwersten litt es bekanntlich im dreißigjährigen Kriege. Schwer genug aber waren auch die Heimsuchungen in der Zeit der Napoleonischen Kämpfe und, wie wohl weniger bekannt ist, im siebenjährigen Kriege. Eine handschriftliche Chronik, die kürzlich in den Besitz des Vereins für Chemnitzer Geschichte gelangt ist, giebt über die Leiden der Stadt in diesem Kriege die eingehendsten Nachrichten, die um so wertvoller sind, als sie der Feder eines Augenzeugen entstammen. Wir entnehmen diesen Aufzeichnungen das Folgende:

„Nach Endigung des dreißigjährigen Krieges," so sagt unser Augenzeuge zu Anfang seiner Darstellung, „hat unsere Stadt Chemnitz dergleichen Drangsale in Zeit von 100 Jahren nicht wieder empfunden und ausgestanden. In diesem Kriege, der 6½ Jahre gewähret, sind bald Preußen, bald Kaiserliche, bald die Reichsarmee, wie sogar auch Hessen, Hannoveraner und Braunschweiger hier gewesen; wenn eine Armee oder ein Korps einmal wegkam, so kamen gleich wieder andere; und auch die, welche Freunde hießen, haben uns in nichts geschont, geschweige denn, was die Preußen ausgeübt haben. Denn wenn man die Brandschatzungen, Zusammentreibung der vielen Steuern, Quatember und Schockgelder, die gewaltigen starken Einquartierungen, die erschrecklichen Lieferungen an Getreide, Hafer und Heu, das grausame Zusammentreiben und Wegnehmen junger Leute zu Rekruten bedenkt, so möchte man sich wundern, wo alles wäre hergekommen. Man hätte sich unmöglich vorstellen können, daß es auszustehen wäre; wer es hätte vorausgesagt, daß es so lange sollte dauern, es würden viele verzweifelt sein. Doch die Güte Gottes ließ es mit uns nicht gar aus sein; seine Barmherzigkeit hatte über Chemnitz noch kein Ende, da in diesem ganzen Kriege Chemnitz das Glück gehabt, daß es bei so vielen wunderlichen Begebenheiten, als Aufruhr, Scharmützeln und Attaken, noch vor Feuersnot ist behütet worden, da es doch bei so vielfältiger und starker Attakierung und bei so vielerlei Art von Völkern kein Wunder wäre gewesen, da mit Feuer und Licht nicht allemal behutsam genug ist umgegangen worden."

Die erste große Geldforderung wurde am 30. November 1759 gestellt. Der Bürgerschaft wurde ein Befehl des Preußischen Kriegsdirektoriums, datiert aus Wittenberg, bekannt gegeben, „daß der König von Preußen 100 000 Thaler von der Stadt Chemnitz verlange." Wie ein Blitz aus heiterem Himmel kam diese Eröffnung. Eine Summe in solchem Betrage hatte noch kein Feind von der

Stadt verlangt. Dazu sollte das Geld „bei Vermeidung schwerer Exekution“ in kürzester Frist beschafft werden: 33 000 Thaler am 20. Dezember, die gleiche Summe den 20. Januar und 34 000 Thaler den 20. Februar 1760. Der erste Betrag wurde, wie der Rat anordnete, lediglich von den Kaufleuten und wohlhabenden Bürgern aufgebracht; jeder mußte nach Verhältnis seines Vermögens beisteuern, Kaufleute mit Beträgen von 1000—3000, Bürger mit Beträgen von 25—300 Thalern. Alle Gegenrede seitens der Betroffenen war vergeblich. Wer einen Verschreibungszettel erhielt, mußte zahlen. So schloß das Jahr 1759 traurig genug. Die Not hatte sich die Jahre daher immer fühlbarer gemacht. Die fortgesetzten starken Lieferungen, die kostspielige anhaltende Verpflegung der durchziehenden und einquartierten Truppen hatten der Bürgerschaft schon allen Mut genommen. Und jetzt stand der zweite Termin in Aussicht. Diesmal beschritt der Rat den Weg der allgemeinen „Repartition“: er ordnete an, daß die gesamte Bewohnerschaft beitrage. Nach dieser im Druck erschienenen „Repartition“ hatten die Besitzer der im Weichbilde der Stadt gelegenen Häuser und Grundstücke von je 100 Thalern des im letzten Kaufbriefe bestimmten Preises 2 Thaler und von 25 Thalern, die 100 Thaler überstiegen, 2 Groschen, von einem Kaufpreis aber von weniger als 100 Thalern ausnahmslos 2 Thaler zu zahlen. Alle Mietsleute zahlten den dritten Teil des jährlichen Mietzinses, Informatoren, die ein gewisses Gehalt bezogen und freie Wohnung hatten, 1 Thaler, Kauf- und Handelsdiener 2, Gesellen bei „Künstlern und daheim mit gehörigen Proffessiones“, wie Perücken-, Gold- und Silberarbeiter, Barbiere, Maler und Bildhauer 1 Thaler, Handwerkergesellen 12 Groschen, Tagelöhner, Wollmacherinnen, Spinnerinnen ebensoviel, Gärtner, die bei ihrem Herrn freie Wohnung hatten, und Livreebediente, die im Lohne standen, ebenfalls 12 Groschen, Knechte und Mägde endlich, gleichviel, ob sie als Köchinnen oder Hausmägde dienten, ebenso Ammen und Kinderwärterinnen 8 Groschen. Die Einnahme der Gelder erfolgte im Rathause in der Ratsstube. Was an der Hauptsumme noch fehlte, mußte von den Kaufleuten und reicheren Bürgern noch besonders aufgebracht werden. Manche Bürger zahlten noch 10—50 Thaler und mehr, mancher Kaufmann noch über 100 Thaler. Am 25. Januar wurde das Geld nach Freiberg abgeführt.

Die Schritte, die eine Deputation, bestehend in dem Stadtsyndikus Dr. Green, dem Ratsherrn Mayer, dem Kaufmann Johann August Heinrich und dem Viertelsmeister Hösel, noch kurz vor dem 20. Januar bei Friedrich dem Großen in Freiberg gethan hatte, um eine Ermäßigung der Kontribution zu erwirken, waren nutzlos gewesen. Die dritte Rate, im Betrage von 34 000 Thalern, am 20. Februar fällig, wurde auf dieselbe Weise wie beim zweiten Termin aufgebracht. —

Am 1. Dezember des Jahres 1760 durchlief die Stadt eine neue Schreckenskunde. Der König von Preußen hatte ihr nämlich eine neue Brandschatzung aufauferlegt und gefordert, binnen 6 Wochen in 3 Terminen 250 000 Thaler zu zahlen bei 1000 Thaler Strafe für jeden Tag, den die Zahlung nicht eingehalten würde.

„Chemnitz war erschrecklich hoch angesehen bei unseren Feinden, kein Ort in Sachsen, außer Leipzig, hat so viele Brandschatzung geben dürfen als wir allhier.“ Mittweida mußte 6000 Thaler geben, Frankenberg 3000, Augustusburg 3000,

Hohenstein 3000, Chemnitz aber sollte 250 000 Thaler schaffen! Kein Wunder, wenn 14 volle Tage vergingen, ohne daß der erste Betrag, 83 333 Thaler 8 Groschen, vollständig beschafft war. Da ließ der General von Linden, der damals mit 8 Bataillonen Grenadieren hier stand, am 21. Dezember früh um 8 Uhr — es war der 4. Adventsonntag, und man wollte eben zur Kirche gehen — die Bürgerschaft aufs Rathaus fordern, mit dem Bedeuten, wer nicht sofort komme, werde durch einen Soldaten geholt werden. Auf dem Markte vor dem Rathause war ein Bataillon Grenadiere aufmarschiert. Als sich die Bürgerschaft versammelt hatte, erschien der General von Linden und erklärte, es fehlten zum ersten Termin der Brandschatzung noch 16 000 Thaler, und noch heute müßten diese gezahlt werden; er werde den Rat, sowie die Kaufleute und Bürgerschaft nicht eher aus dem Rathause lassen, bis sie sich geeinigt hätten, wie sie das Geld noch heute beschafften, und wer den Betrag, der jedem zukomme, nicht schaffe, dessen Haus solle ohne weiteres bis auf den Grund weggerissen werden; so wäre es seines Königs Befehl. Eine Abordnung von Ratsherren, die sich in jenen Tagen zum König von Preußen nach Leipzig begab, um eine Herabsetzung der Brandschatzung zu erlangen, kehrte völlig unverrichteter Sache zurück; nicht das Geringste war erlassen worden. Mit Mühe wurde endlich das Geld für den ersten Termin in der Hauptsache zusammengebracht. Mancher freilich war noch im Rückstande, und schon stand der zweite Termin bevor. Man suchte für diesen das Geld wieder in der bisherigen Weise zusammenzubringen. Doch fehlte am 7. Januar noch viel an der verlangten Summe von 83 333 Thalern, und bei vielen Bewohnern lagen Soldaten zur Exekution wegen der Rückstände. Da, am eben genannten Tage, ließ plötzlich General von Linden den gesamten Rat auf dem Rathause in Arrest setzen.

Keiner durfte das Rathaus einen Augenblick verlassen, nur dem regierenden Bürgermeister Dr. Garman war der Ab- und Zugang gestattet. Alle sollten so lange in Gewahrsam bleiben, bis der zweite Termin völlig bezahlt wäre. Am 8. Januar bereits wurde „Exekution“ in der Stadt eingerichtet, und jeder Soldat erhielt 8 Groschen Exekutionsgebühren. Nach der Größe des zu leistenden Betrages bemaß sich die Zahl der eingelegten Grenadiere. Endlich, am 13. Januar war die zweite Rate beschafft. Als der dritte Termin wurde der 31. Januar angesetzt. Aber Ende Februar war das Geld noch lange nicht beisammen. Alle Vorstellungen beim König von Preußen wegen Ermäßigung waren vergeblich. Da gab es denn wieder starke Exekution. Kaufleute bekamen 8—10 Grenadiere ins Haus, die Essen und Trinken erhalten mußten, soviel sie verlangten, und außerdem je 8 Groschen Gebühr. Gewöhnlichen Bürgern wurde nur ein Soldat zur Exekution ins Haus gelegt, der auch bloß die üblichen Gebühren, aber keine Verpflegung erhielt. Als am 26. Februar noch immer das Geld nicht vollständig bezahlt war, ließ General von Linden von neuem den gesamten Rat auf dem Rathause in Gewahrsam setzen. Das Rathaus wurde stark bewacht keiner der Ratsherren durfte es verlassen. Sogar Betten wurden ihnen verweigert, und Strohsäcke nur auf vieles Bitten gewährt. So saßen die Ratsherren bis zum 2. März. An diesem Tage war endlich die Forderung von 250 000 Thalern glatt beglichen.

Bis in die Mitte des nächsten Jahres blieb Chemnitz von größeren Geldforderungen verschont. Da aber, am 24. Juni 1762 um Mittag, wurde die Bürgerschaft aufs Rathaus befohlen und erhielt folgenden Befehl vorgelesen: „Die Stadt hat wiederum 250000 Thaler Brandschatzung zu zahlen und dies zwar innerhalb 3 Wochen, nach jeder Woche ein Drittel.“ Man kann sich den Schrecken denken, den diese neue ungeheure Forderung unter der Bewohnerschaft erregte. Es verging ein voller Monat, aber es kam fast kein Geld ein. Da wurde am 31. Juli ein neuer Befehlshaber, der preußische Oberst von Billerbeck, mit der Eintreibung sämtlicher Kontributionen und Lieferungen beauftragt. „Es war ein grausamer, harter, desparater Mann, der sich zu dieser Sache sehr wohl schickte.“

Am 17. September ließ er unerwartet sämtliche Kaufleute zusammenholen; aus diesen griff er 8 heraus und ließ sie als Geiseln nach Freiberg in die Fronfeste bringen. Es waren die Kaufleute Abendrot sen., Pilz, Schaarschmidt, Crusius jun., Jünger jun., Hiller und die Brüder Lange. Sodann wurden fast sämtliche Kaufläden versiegelt und bei 100 Dukaten Strafe verboten, sich an den Siegeln zu vergreifen. „Und wenn bis zum 1. Oktober das Geld nicht vollständig bezahlt wäre,“ so lautete die Drohung des Obersten, „so werde er an Se. Majestät den König berichten, und dann werde die Ordre nicht anders sein, als die Stadt erst auszuplündern und hernach anzuzünden.“ Der erste Teil des Geldes wurde denn unter unsäglichen Anstrengungen bis zum 1. Oktober beschafft; die Geiseln wurden wieder frei, und die geschlossenen Kaufläden konnten ihrer Siegel entledigt werden; aber schon begann man mit Eintreibung der zweiten Brandschatzung. Der Rat machte dem Oberst gegenüber alle möglichen Vorstellungen; es wäre ganz undenkbar, daß die Stadt noch ferner das verlangte Geld schaffen könne, Teuerung und Hungersnot würden immer größer, „aller Handel und Wandel liege anjetzo ganz stille, etliche von den größten Kaufleuten seien gar weg von hier geflüchtet, weil sie so große Summen zur Brandschatzung nicht schaffen könnten.“ Da verlangte der Oberst plötzlich vom Rate ein Verzeichnis der gesamten Bürgerschaft und der für jeden Bürger angesetzten Beträge, „er wolle das Geld schon selber zusammenbringen!“

„Nunmehro hatte der Obriste die Bürgerschaft über; wir waren in des Obristen seiner Gewalt und hatten nirgends keine Hilfe mehr,“ so lautet der Bericht weiter. Mit grausamer Härte wurden nun die Exekutionen ausgeführt. Wer nicht zahlte, wurde gefangen gesetzt. Mehr als 200 Bürger saßen zuletzt in Arrest, die Kaufleute in der Gerichtsstube, die Bürger im 3. Stockwerke. Letztere bekamen zum Schlafen Stroh. Jeder mußte dabei noch Schlafgeld geben, das der Platzmajor erhielt, der die Arrestanten täglich mehrmals visitierte. Am 24. Dezember wurden, da der Platz nicht mehr langte, 40 Bürger in die Fronfeste gebracht, „es half keine Vorstellung nicht“.

Und zu alledem war am 21. Dezember ein neuer preußischer Befehl gekommen: die Stadt sollte vom 1. Januar ab in drei Terminen weitere 500000 Thaler schaffen. Ein furchtbares Weihnachten! Am 1. Weihnachtsfeiertage schickte der grausame Billerbeck die neuen Brandschatzungszettel herum. „Jetzt schien es

vollends der Garaus zu sein." Der Herr Oberst hatte bei einer Parole verlauten lassen, er wolle die Fabriken auf den Grund ruinieren. Die Neujahrsmesse war da, aber niemand konnte sie beziehen; denn es wurde kein Kaufmannsgut zum Thore hinausgelassen.

Die jungen Bürger und andere Burschen waren fast alle aus Furcht, Soldat werden zu müssen, geflüchtet. Die Not war aufs höchste gestiegen. Am 28. Dezember übergab Oberst Billerbeck das Haus des Kaufmannes Taroni, der sich in der Verzweiflung wie viele andere Bürger davon gemacht hatte, den Soldaten zur Ausplünderung. An demselben Tage wurden 20 Kaufleute (Grundig, Treffurth, Heinrich, Esche, Abendrot, Richter, Quendt, Müller, Siegert, Crusius, drei Brüder Lange, Dünger, die Brüder Beckert, Heßke, Heckert, Härtwig, Siegert) auf die Fronfeste gebracht. „Sie sollten bei Wasser und Brot so lange sitzen, bis sie alle Forderungen erfüllt hätten." Bei all solchen Drangsalen kam noch dazu, daß infolge einer 6 Wochen anhaltenden Kälte alle Röhrwasser in der ganzen Stadt abgefroren waren, und wäre Feuersgefahr ausgebrochen, so hätte die ganze Stadt verderben müssen. Das Wasser zum Kochen, Trinken und Waschen mußte aus der Chemnitz und Gablenz herbeigeschleppt werden. In den Mühlen konnte man wegen der grimmigen Kälte nicht mehr mahlen. Das Brot war teuer und rar."

Endlich trat eine Wendung zum Besseren ein. Am 22. Januar wurden die Kaufleute aus der Fronfeste entlassen, nachdem sie seit dem 20. Dezember dort gesessen hatten. Zwei Deputierte nämlich, der Bürgermeister Dr. Wendt und der Kaufmann Treffurth, waren so glücklich gewesen, durch erneute Vorstellung die Ermäßigung der Kontribution um die Hälfte, die Herabsetzung auf 250000 Thaler zu erlangen. Aber auch diese Summe aufzutreiben, machte noch die größte Schwierigkeit, und nach wie vor verfuhr der preußische Oberst mit harten Maßregeln.

Da schlug endlich die Stunde der Erlösung. Am 11. Februar 1763 vormittags 9 Uhr wurde die Bürgerschaft auf dem Rathause zusammenberufen und ihr, „Gott sei Lob, Ehre und Dank gesagt, die höchst erfreuliche und längst gewünschte Nachricht publiziert, daß nunmehro alle Feindseligkeiten und Gewaltthätigkeiten auf Königlich Preußischer Seite mit Kursachsen ein Ende hätten", und am 15. Februar kam die Nachricht von dem endgültigen Abschlusse des Friedens zu Hubertusburg. — „Gott dem Herrn Herrn," so ruft unser Chronist erleichtert und dankerfüllt aus, „und dem Geber alles Guten sei für diese hohe Wohlthat Preis, Lob, Ehre, Ruhm und Dank gesagt, daß er uns diese so große Wohlthat als den lieben Frieden nunmehro geschenket hat, den wir diese 6½ Jahr so oft und sehnlich gewünschet haben." Von Erfüllung der Geldforderungen war selbstverständlich nun keine Rede mehr, und bald rückten auch die noch hier stehenden Preußen ab, am 16. und 17. Februar — am letztern Tage der Oberst Billerbeck, und zwar „in aller Stille". Die letzten Preußen sah Chemnitz am 18. Februar; dann hatte es wieder Ruhe und Frieden, „da man es sich zuvor nicht eingebildet hatte". „Dankerfüllt gegen Gott, der nach dem großen Kriegsungewitter die liebe Friedenssonne wieder scheinen ließ", feierte man in Chemnitz wie im ganzen Lande das heißersehnte Friedensfest.

Dr. P. Uhle.

Richard Hartmann und der sächsische Maschinenbau.

In fünfzehn Kisten verpackt, langte die erste Lokomotive aus England in Leipzig an und wurde, nachdem sie montiert war, anfangs wie ein Wundertier für Geld gezeigt. „Komet“ hieß diese Maschine; ihre Probefahrt fand am 28. März 1837 zwischen Leipzig und Posthausen auf der damals noch im Bau begriffenen Leipzig-Dresdner Eisenbahn statt. Die Lokomotive kostete 1383 Pfund Sterling, das sind 27 660 Mark.

Unter den weitschauenden Männern, welche den ersten Bahnbau in Sachsen unter unglaublichen Schwierigkeiten zu stande brachten, gab es sicher manchen Patrioten, der das Vertrauen hegte, das heimische Gewerbe könne auch noch so weit kommen, Lokomotiven zu bauen; Sachsen habe ja Eisen, es habe auch Kohlen und vor allem einen tüchtigen Handwerkerstand. Und der aus den Handwerkern hervorgegangene Maschinenbauer Richard Hartmann in Chemnitz war es, der mit der ersten in seiner Werkstatt gebauten Lokomotive „Glück auf“ am 7. Febr. 1848 die Probefahrt auf der Sächsisch-Bayerischen Eisenbahn zur allgemeinen Zufriedenheit ablegte und damit jenen im stillen gehegten Wunsch erfüllte. Aus Hartmanns Maschinenbauanstalt zu Chemnitz sind aber bis Ende Juni 1892 im ganzen 1860 Lokomotiven hervorgegangen. —

Richard Hartmann erblickte am 8. November 1809 zu Barr im Elsaß das Licht der Welt. Sein Vater, Johannes Hartmann, war daselbst ein wackerer Weißgerber. Mit noch vier Geschwistern verlebte Richard eine frohe Jugend, bis er nach Beendigung der Schulzeit bei dem Zeugschmied Georg Dietz in Barr in die Lehre trat. Lehrjahre sind keine Herrenjahre, das hat auch Hartmann erfahren; doch blieb ihm bis an sein Lebensende die Frohnatur, die ihm alle Schwierigkeiten überwinden half. Mit neunzehn Jahren schnallte der Schmiedegeselle sein Reisebündel und ging auf die Wanderschaft. Er lenkte seine Schritte nach Deutschland (damals war das Elsaß noch französisch). Nachdem Hartmann vorübergehend in Mannheim, Neustadt a. d. H. und in Jena gearbeitet hatte, finden wir ihn im Monat Februar 1832 in Chemnitz.

Reich zog er nicht in die Stadt ein, die später seine zweite Heimat werden sollte; denn sein ganzes Vermögen bestand in zwei Thalern, dem Erlös seiner verkauften silbernen Taschenuhr. In der Maschinenbauanstalt von C. G. Haubold sen. fand er Arbeit. Haubold ist der Begründer des Chemnitzer Maschinenbaues; in seiner Fabrik lernte Hartmann den ihm bis jetzt unbekannten Mechanismus der Maschinen kennen und brachte es infolge seines Fleißes trotz seines jugendlichen Alters bald zum Accordmeister.

Der junge Accordmeister wollte gern auf eigenen Füßen stehen; dazu gehört jedoch Geld, und die Mittel Hartmanns waren gering. Da galt es zu sparen; getreulich half ihm hierbei seine spätere Gattin, Bertha geborene Oppelt. Nach Handwerksbrauch gab Hartmann am 15. Mai 1837 in der Garküche seinen Mitgesellen den Abschiedstrunk; denn er hatte am gleichen Tage das Bürgerrecht erworben und in demselben Jahre eine eigene Werkstatt in der Annaberger Straße in Chemnitz errichtet. Drei Arbeiter, mit dem Meister, waren in der

Werkstatt thätig. Der Sparpfennig, in 150 Dukaten bestehend, war das Anfangskapital, und als der Meister am 11. Oktober 1837 seine Braut, Bertha Oppelt, als Gattin heimführte, bildete eine einfache Stube mit Kammer das erste Heim des jungen Paares.

Häufig genug kehrte die Sorge bei den Eheleuten ein; denn nur zu oft war am Freitag die brennende Frage: „Woher nehmen wir morgen zum Lohntage das Geld, um die Arbeiter zu bezahlen?“ Dem Fleißigen guckt die Not wohl einmal ins Fenster, aber sie darf ihm nicht ins Haus, — so war es auch bei dem jungen Maschinenbauer. Man sah seine Emsigkeit; dies erwarb ihm Vertrauen, und so wurde zum Auszahlen der Arbeiter auch immer Rat.



Richard Hartmann.

Anfangs baute Hartmann Baumwollspinnmaschinen; besonders fand seine eigene Erfindung, die Kontinue (eine Vorspinnvorrichtung für Streichgarnkrempel), solche Anerkennung, daß die Zahl der Arbeiter bald auf 76 stieg und die bisherigen Räumlichkeiten nicht mehr genügten. Sämtliche Werkstätten mußten infolgedessen in der Mitte des Jahres 1841 nach der Klostermühle übersiedeln. Hier wurde Tag und Nacht gearbeitet, um die zahlreichen Bestellungen auszuführen. An den Ruhetagen verkehrte Hartmann in kameradschaftlichster Weise mit seinen Arbeitern. So wie er Meister in der Werkstatt war, so war er auch Meister im geselligen Verkehr.

„Der Aufschwung des Hartmannschen Etablissements datiert vom 12. Juli 1841, vom Umzug nach der Klostermühle; denn von nun an nahm es von Jahr zu Jahr größere Dimensionen an,“ sagt ein bekannter Biograph des großen Mannes „aus eigener Kraft“. Am 8. September 1845 verlegte Hartmann seine Werkstatt, da jetzt schon 350 Arbeiter beschäftigt wurden, abermals; er errichtete eine größere Fabrik auf dem von ihm käuflich erworbenen Grundstücke an der Leipziger Straße, wo sich gegenwärtig die Sächsische Maschinenfabrik befindet. Freilich war jene Fabrik im Vergleich mit der riesigen Ausdehnung von heute recht klein.

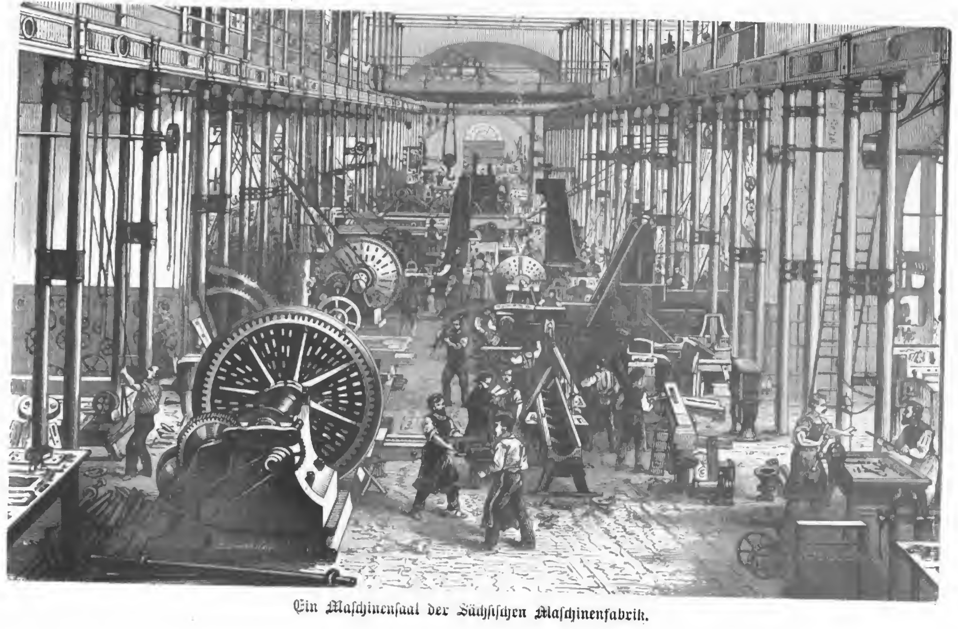
Da im Jahre 1848 infolge der politischen Wirren eine allgemeine Geschäftsstockung entstand, legte sich Hartmann, allerdings nur vorübergehend, auf den Bau von Gewehren. Von Jahr zu Jahr erweiterten sich die Fabriksanlagen. Als 1860 durch ein Schadenfeuer zwei Dritteile der Werkstätten und Betriebsmaschinen zerstört wurden, zeigte sich Hartmann ganz in seiner Größe als Mensch und als Industrieller. Mit sicherem Urteil und seltener Ausdauer ordnete er alles in kürzester Zeit, so daß der Betrieb nur ganz wenig unterbrochen blieb



Die Sächsische Maschinenfabrik.

und schon nach sechs Monaten voll wieder aufgenommen werden konnte. Kein einziger Arbeiter war entlassen worden.

Die Vorzüglichkeit der Maschinen, welche aus Hartmanns Fabrik hervorgingen, verschafften derselben einen Weltruf. Auf den Ausstellungen zu Dresden, Berlin, Leipzig, München, Paris und London wurden Hartmanns Maschinen als mustergiltig anerkannt; der Chef des Etablissements ward durch Verleihung von Orden und Titeln ausgezeichnet. Bei alledem bewahrte sich Hartmann seinen bescheidenen Sinn. Obwohl seinem Königshause mit unerschütterlicher Treue ergeben, hielt er sich doch vom politischen Leben fern; er hatte nur Zeit für die Fabrik, und seine Erholung suchte er in seiner Häuslichkeit.



Ein Maschinensaal der Sächsischen Maschinenfabrik.

Seinen Arbeitern war er ein treuer Ratgeber, vielen der älteren ein wahrhafter Freund. Jahrelang hat er unbemittelten Arbeitern während des Winters Brot gewährt, ohne daß diese wußten, wer der Geber war.

Ein hartes Krankenlager blieb dem seltenen, nur im Schaffen sich wohl fühlenden Manne erspart. Mitten in seiner Thätigkeit lähmte ein Gehirnschlag am 14. Dezember 1878 Körper und Geist, und ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben, verschied er am 16. Dezember 1878 morgens 6 Uhr. Auf dem neuen Friedhofe in Chemnitz hat man ihn bestattet; ein von den Seinen errichtetes Denkmal bezeichnet den Hügel, unter welchem der rastlos thätige Mann seine ewige Ruhe gefunden hat. —

Im Jahre 1870 war die Fabrik an eine Aktiengesellschaft übergegangen. Die soliden Grundsätze treu bewahrend, haben die Leiter der „Sächsischen Maschinenfabrik zu Chemnitz, vormals: Rich. Hartmann“ es verstanden, nicht nur Hartmanns großartige Schöpfung zu erhalten, sondern dieselbe auch noch nach jeder Richtung hin zu erweitern und zu vervollkommnen.

Die Sächsische Maschinenfabrik besitzt für ihren Betrieb drei in Chemnitz gelegene eigene Grundstücke mit einem Gesamtflächeninhalt von ungefähr 120 000 Quadratmetern, welche mit 83 Gebäuden und 14 hohen Schornsteinen bebaut sind, sowie ein erpachtetes Grundstück mit Gießerei. 1889 und 1890 sind in Borna und Furth, nahe bei Chemnitz, etwa 725 000 Quadratmeter Areal erworben worden in der Absicht, einzelne Hilfsbetriebszweige, welche auf den bisherigen Grundstücken eine Vergrößerung nicht erfahren können (als Gießerei, Schmiede, Dampfhämmer, Dampfsägewerke u. dergl.) dahin zu verlegen. Das neue Etablissement hat Gleisanschluß an die Chemnitz-Leipziger Eisenbahn. Das Aktienkapital wurde 1889 um 750 000 M., nämlich auf 8 250 000 M. erhöht, und es beschäftigt das Werk zur Zeit ungefähr 250 Beamte und 4000 Arbeiter. In Betrieb sind 23 Dampfkessel mit 2655 Quadratmeter Heizfläche und 21 Dampfmaschinen, sowie eine Turbine mit zusammen 944 Pferdekräften. Der Wert der jährlich hergestellten Fabrikate, wovon in den letzten Jahren 70 % für das Inland und 30 % für das Ausland geliefert wurden, beträgt 10 Millionen Mark. Exportiert wurde hauptsächlich nach Rußland, Spanien und Portugal, Italien, England, Belgien und Holland, Frankreich, der Schweiz, Österreich, Schweden, Norwegen und Dänemark, nach der Türkei, nach Rumänien, Serbien und Bulgarien, sowie überseeisch nach Japan, China, Mexiko, Argentinien, Venezuela und Australien. Vollständige Arsenaleinrichtungen für Geschützbearbeitung, namentlich für Herstellung großer Schiffskanonen, für Herstellung von Artilleriefahrzeugen, von Geschossen und Patronen sind geliefert worden nach Bukarest (Rumänien), ’sGravenhage (Holland), Trubia und Sevilla (Spanien) Tokio und Osaka (Japan), China u. s. w.

Der Gesamtabsatz bis Ende Juni 1892 betrug: 1860 Stück Lokomotiven (der sächsische Staat besaß für seine sämtlichen Bahnen am Schlusse des Jahres 1891 nur 946 Lokomotiven), 735 Stück Tender, 1360 Stück Dampfmaschinen aller Systeme und Größen, 1515 Stück Dampfkessel, 485 Stück Dampf- und Transmissionspumpen, 225 Stück Dampfhämmer, 195 Stück Laufkräne, 120 Stück

Eis- und Kühlmaschinen-Anlagen, 590 Stück Turbinen, 6700 Stück Werkzeugmaschinen, 6300 Stück Spinnmaschinen und Selfaktors, 5100 Stück Krempeln, 710 Stück Wölfe, 440 Stück Tuch- und Garntrockenmaschinen, 26 000 Stück Webstühle, 13 200 Stück verschiedene andere Maschinen, ungefähr 9 500 000 Kilogr. Transmissionen im Gesamtwerte von 195 Millionen Mark.

Die Sächsische Maschinenfabrik zu Chemnitz besitzt eine Beamten- sowie eine Arbeiter-Unterstützungskasse, ferner eine Beamten-Krankenkasse und gehört der Allgemeinen Krankenkasse und Invaliden-Pensionskasse der Maschinenfabriken und Gießereien der Stadt Chemnitz an. Außerdem sind mehrere Anstalten für das Wohl der Arbeiter gegründet worden, z. B. die Stiftung „Heim“, welche in einer Anzahl außerhalb der Stadt in Waldesnähe errichteten Arbeiterhäusern besteht und verheirateten Arbeitern und deren Familien gesunde und billige Wohnungen gewährt. Zur Zeit wird diese Stiftung von 78 Familien mit 390 Personen benutzt, welche in 40 Häusern wohnen. Eine zweite gemeinnützige Anstalt ist der am 1. Mai 1889 in Benutzung genommene Arbeiter-Speisesaal, welcher mit den vorzüglichsten Einrichtungen, namentlich zum Aufwärmen der mitgebrachten Speisen, versehen ist, und in welchem jeder Arbeiter gute und billige Speisen und Getränke haben und während der Eßpausen verzehren kann. Der Speisesaal wird von der Arbeiterschaft selbst verwaltet, und die erzielten Überschüsse finden zum Wohle der Arbeiter Verwendung.

Hartmann ist nicht mehr; aber seines Geistes Wehen spürt man noch heute in allem, was die von ihm begründete Anstalt betrifft. Chemnitz würde einen nicht geringen Teil seines Ruhmes entbehren müssen, wenn es keinen Richard Hartmann gehabt hätte.

Hermann Lungwitz.

Das Haus Esche und das sächsische Strumpfgewerbe.

Gewöhnlich wird angenommen, daß der englische Geistliche William Lee der Erfinder des Strumpfwirkerstuhles sei.

Die Liebe zu einem jungen, armen Mädchen, welches durch Strumpfstricken sich und die jüngeren Geschwister ernähren mußte, soll den damaligen Kandidaten veranlaßt haben, die Herstellung einer Maschine zu versuchen, welche geeignet wäre, das Stricken zu ersetzen. Erfand Lee nun auch keine derartige Maschine, so stellte er doch gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts den bis dahin noch unbekannten Strumpfstuhl her. Die von ihm erträumten goldenen Berge blieben jedoch aus. Lee teilte das Los so vieler Erfinder: die Sorge und die Not um das tägliche Brot verließen ihn nicht bis zu seinem Grabe.

Zur Zeit, als Lee den Handwirkstuhl herstellte, gehörten Strümpfe, besonders solche, welche aus Seide gefertigt waren, zu den Seltenheiten. Wird doch erzählt, daß Jakob I., der Sohn der unglücklichen Königin Maria Stuart, bei seiner Krönung zum Könige von England im Jahre 1603 nicht einmal im Besitz eines Paares seidener Strümpfe war, sondern sich solche erst von einem seiner Hofherren, dem reichen Herzog von Buckingham, leihen mußte, damit er

nicht, wie er sagte, vor den fremden Gesandten wie „ein gemeiner Kerl" zu erscheinen brauche.

Die Leesche Erfindung wurde anfangs nur in England und in Frankreich ausgebeutet; in Sachsen ist das Strumpfgewerbe erst später und zwar durch Johann Esche bekannt geworden. Im Turmknopfe der Kirche zu Limbach bei Chemnitz, in dem Orte, wo die Strumpfwirkerei in Sachsen zuerst eingeführt ward, findet sich aus dem Jahre 1745 folgende Notiz: „Sonderlich haben wir dieses Ortes Güte zu rühmen, die sich einige Jahre daher durch eine gesegnete Strumpf-, Seiden- und Wollen-Fabrique veroffenbaret hat, welche unter Direktion Herrn Johann Esches, eines angesessenen, wackern, unbetrüglichen und dienstfertigen Mannes sich angefangen hat und bis dahero mit göttlichem Segen glücklich fortgesetzt worden, also, daß sich bei und neben uns, ja über Meilen weit, außer uns mit Wirken, Spinnen, Nähen sehr viele Menschen beiderlei Geschlechts davon profitieren und ihr Brot verdienen. Dieser Herr, 63 Jahre alt, ist ein Sohn Hans Eschens, des letzten Schwarzfärbers in Limbach."

Die Nachkommen des Johann Esche sind dem von ihrem Vorfahren eingeführten Industriezweige treu geblieben, und ein Urenkel, Eugen Esche, ist heute Chef der Weltfirma: Moritz Samuel Esche. Johann David Esche (geb. 1709, gest. 1782) gab der von seinem Vater Johann Esche eingeführten Strumpfwirkerei immer weitere Verbreitung; im Jahre 1777 übernahm sein Sohn Johann Samuel Esche (geb. 1746, gest. 1834) das väterliche Geschäft und betrieb es kaufmännisch in größerem Umfange, überließ es dann aber seinen beiden Söhnen, Moritz Samuel und Reinhold, die es bis zum Jahre 1836 gemeinschaftlich weiterführten. In diesem Jahre spaltete sich dasselbe in zwei selbständige Geschäfte unter den Firmen „Moritz Samuel Esche" und „Reinhold Esche".

Moritz Samuel Esche (gest. 1854) übergab im Jahre 1843 sein blühendes Geschäft seinen Söhnen Julius und Theodor, die im Jahre 1853 das erste geschlossene Etablissement in Limbach erbauten, um die von ihnen aus England und Frankreich eingeführten Rundstühle und reguläre Kraftstühle in größerer Zahl aufstellen und selbst bauen zu können. 1859 wurde Eduard Wiede Teilhaber der Firma und nach dem Tode seines Vaters Julius Esche im Jahre 1867 Eugen Esche. 1873 starb Theodor Esche, und im Jahre 1883 wurde Georg Wiede als Teilhaber aufgenommen.

Theodor Esche hat die für die Strumpfwirkerei neuerfundenen Maschinen aus England und Frankreich eingeführt. Er zeichnete sich durch praktischen Blick und große Energie aus, war einer der Mitbegründer der Wirkschule in Limbach und hat sich außerdem dadurch ein bleibendes Denkmal gesetzt, daß er eine Stiftung von 150 000 Mark für Volksbildung in Chemnitz errichtete, welche die Mittel gewährt, um befähigten armen, jungen Leuten eine gründliche technische Bildung zu vermitteln. Welches Ansehen als Industrieller Theodor Esche genoß, sieht man unter anderm daraus, daß er auf den Weltausstellungen zu London 1862 und zu Paris 1867 mit dem Amte eines Preisrichters betraut wurde.

Am 1. Oktober 1870 siedelte die Firma Moritz Samuel Esche, deren Geschäftsräume in Limbach mit der Zeit unzulänglich geworden waren, nach der in Chemnitz neu erbauten großen Fabrik über, während die Firma Reinhold Esche in Limbach verblieb. Bei dieser Gelegenheit wurde das ohnehin schon bedeutende Geschäft Moritz Samuel Esche so vergrößert, daß es unstreitig nunmehr das



Theodor Esche.

größte Strumpfgeschäft Deutschlands war. Aber die anfänglich viel zu groß erscheinenden Gebäude erwiesen sich bei dem stets zunehmenden Umfange des Geschäfts bald als den Bedürfnissen nicht mehr entsprechend, und so mußten mehrfache An- und Erweiterungsbauten vorgenommen werden, bis im Jahre 1886 der mit allen Erfordernissen und Verbesserungen der Gegenwart ganz in Stein und Eisen ausgeführte Neubau errichtet wurde.

Die Fabrik ist gegenwärtig mit den neuesten und besten Maschinen versehen, die untadelhafte Erzeugnisse liefern. Innerhalb der Fabrik werden jetzt gegen

800 Arbeiter und Arbeiterinnen, außerhalb derselben gegen 2500 Personen beschäftigt. Viele von diesen bilden einen ausgewählt tüchtigen Arbeiterstamm, und wie bei den Firmenträgern, so sind auch bei den Angestellten Generationen dem Stammhause treu geblieben.

Die Firma hat bisher nur die Industrieausstellung in Leipzig beschickt, dabei aber auf ihre Fabrikate die goldene Medaille erhalten.

Verarbeitet werden bei Moritz Samuel Esche Baumwolle, Vigogne, Merino, Wolle und Seide zu Frauen- und Kinderstrümpfen, Männer- und Knabensocken und zu Unterkleidern in starken und feinen Waren, roh, gefärbt, buntgärnig und buntgestreift. Echt Schwarz spielt gegenwärtig die Hauptrolle.

Die Fabrikate der Firma, die über den ganzen Erdball verbreitet sind, erfreuen sich überall des besten Rufes, und es ist das oberste Bestreben des Hauses Moritz Samuel Esche, diesen Ruf aufrecht zu erhalten und dem alten Wahlspruche „Nunquam Retrorsum“ treu zu bleiben.

Über die große Ausdehnung und den Aufschwung des Wirkereigewerbes in Sachsen mögen die folgenden Zahlen Aufschluß geben. Im Jahre 1863 gab es in Sachsen 27 000 Handkulierstühle, 500 Handkettenstühle, 300 französische Rundstühle, 4200 englische Rundköpfe, 50 flache mechanische Stühle und 1300 Nähmaschinen, zu deren Betrieb etwa 32 000 Personen erforderlich waren. 1882 waren 45 000 Personen beschäftigt, und es kamen davon 11 500 auf den Fabrikbetrieb und 33 500 auf die Hausindustrie. Jetzt ist die Anzahl der mechanischen Stühle auf 12 000, diejenige der Handstühle auf 3000 zu veranschlagen, an denen 50 000 Personen beschäftigt sind. Dazu kommen aber sehr viele Arbeiter in den Hilfsindustrien, wie Bleichereien, Färbereien, Appreturanstalten, Cartonnagefabriken, so daß die Zahl der überhaupt in der Wirkwaren-Industrie thätigen Personen auf mindestens 100000 zu schätzen ist. Die Produktion beträgt täglich etwa 50 000 Dutzend Strümpfe und Socken, 15000 Dutzend Handschuhe und 3000 Dutzend Jacken, Hosen u. dergl. mit einem Gesamtwerte von jährlich rund 100 Millionen Mark. Von diesen Waren werden etwa 20% im Deutschen Reiche verbraucht, 35% nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika und 45% nach dem übrigen Auslande verschickt.

Geographisch verteilt sich die Strumpfwirkerei auf eine große Zahl von Dörfern und Städten, die in einem breiten, von den Abhängen des Erzgebirges bei Wolkenstein und Lößnitz bis an die Zwickauer Mulde bei Waldenburg und Penig und weiter reichenden Streifen liegen. —

Während in früheren Jahrzehnten die Handwirkerei und somit auch die Hausindustrie eine Hauptrolle spielte, hat in der neuesten Zeit, namentlich in der Chemnitzer Gegend, der Fabrikbetrieb die Oberhand gewonnen. In den großen Fabriksälen sehen wir heutzutage fast nur noch die Maschine arbeiten, und der Menschenhand ist fast nichts weiter geblieben als die Bedienung derselben, die Beseitigung etwaiger Unregelmäßigkeiten, die Versorgung mit Garn und die Abnahme der fertigen Waren.

Man würde jedoch sehr irren, wenn man glauben wollte, der Fabrikstuhl mache den Strumpf, die Unterjacke und die Unterbeinkleider oder die gewebten

Handschuhe vom einfachen Garn aus so weit fertig, daß sie sofort in Gebrauch genommen werden könnten. Nein, meist ist noch sehr viel zu thun, ehe die Ware in diesen Zustand gelangt. Meist kommt sie vom Stuhle als ein ungeformtes breites Stück Zeug oder als ein formloser Schlauch, und muß nun erst geschnitten, genäht, geformt und gepreßt, wohl auch gebleicht und gefärbt werden, ehe sie ihrer eigentlichen Bestimmung dienen kann.

Da müssen noch gar viele verschiedene Menschenhände thätig sein und das besorgen, was die Maschine nicht besorgen kann. Darum umfaßt aber auch das Strumpfgewerbe außer der Wirkerei noch ein ganzes großes Gebiet anderer Gewerbe, die alle eng ineinander greifen, und darum verdankt auch eine so gewaltige Zahl von Bewohnern unseres Vaterlandes diesem Geschäftszweige Nahrung und Unterhalt.

Hermann Lungwitz.

Jakob Georg Bodemer, der große Bürger der Stadt Zschopau.

„Mein Vater, Johann Jakob Bodemer, ein geborener Württemberger, Besitzer der Kattundruckereien in Großenhain, Eilenburg und der Kattunweberei und Bleicherei, später — im Jahre 1819 — auch Baumwollspinnerei in Zschopau, wohnte zuerst in Leipzig, dann in Dresden und von 1815 an in Großenhain.

Ich wurde am 26. April 1807 in Leipzig geboren, kam mit dem achten Jahre in das Knabeninstitut des Pastors Lenz in Heynitz bei Meißen, später in Pension zu dem Rektor Kühn an der Stadtschule in Großenhain. Mit 14 Jahren nach Erfurt geschickt, wo ich zwei Jahre Lehrling in der Trommsdorffschen Apotheke war, kehrte ich 1822 in das väterliche Haus zurück, lernte ein Jahr Färben daselbst und übernahm sodann die Couleurküche der Kattunfabrik; hätte freilich in der Eilenburger Fabrik viel lieber gearbeitet, weil diese, als unter preußischem Schutzzoll gelegen, viel ausgedehnter war und die feinen Kattune druckte, während in Großenhain nur falschfarbige, sehr leichte Ware für den Orient mit Hauptdepots in Triest und Smyrna fabriziert wurde.

Die gewerblichen Fortschritte der Zeit ließen der empirischen Arbeit des damaligen Koloristen einer Kattunfabrik indessen keinen Raum mehr, da auch das Maschinenwesen sich immer fühlbarer machte. In Anbetracht dessen ging ich im November 1825 auf das Polytechnikum nach Wien und blieb daselbst volle vier Jahre. Obgleich Ausländer, genoß ich ohne besondere Empfehlung alle Vorteile eines Österreichers, so z. B. bezahlte ich keine andere jährliche Steuer für den Unterricht und die Benutzung der Sammlungen als zehn Gulden.

Bei dem Studium von Mathematik, Mechanik, Physik hatten sich aber Neigung und Wunsch verändert, d. h. ich fand das Koloristenfach gar nicht mehr schön, und da mein Vater 1830 sich bewogen fand, die drei Etablissements speziell unter seine drei Söhne zu verteilen, erhielt ich die Baumwollspinnerei in Zschopau in alleinigen Besitz, nachdem der Einkauf und die Weberei daselbst wegen der

niedrigen Arbeitslöhne in Schlesien in Zschopau und Umgegend nicht mehr aufrecht zu erhalten waren.

In Zschopau bin ich volle 34 Jahre ohne Unterbrechung gewesen. Die Baumwollspinnerei wurde vergrößert und verschiedene Male in ihren Maschinen fast gänzlich geändert. 1833 führte ich das erste Sortiment Differenzial-Fleyer



Jakob Georg Bodemer.

aus dem Elsaß ein, eine Konstruktion, die später allein und bis heute Verwendung fand, 1840, nach einer Reise in die englischen Spinnereidistrikte, die breiten Krempeln sowie die Schlagmaschinen mit Ventilation und Wickeldoublierung. Bei einer Reise in die Schweiz 1852 ergab sich dort schon mehrfache Verwendung der Turbinen zur besseren Ausnutzung von Wasserkräften. Ich verwendete eine solche Turbine von 12 Fuß Durchmesser im Jahre 1854. Einige Jahre später wurde der Übergang zu dem System der Selfaktor-Spinnmaschinen nötig.

1864 zog ich mich nach Dresden zurück, die Fabrik in Zschopau an Sohn und Schwiegersohn übergebend, die sie auch stets in Motoren und Maschinen vollständig auf der Höhe der Zeit geführt haben."

So schlicht erzählt der Ehrenbürger der Städte Zschopau, Chemnitz, Brand, Zwönitz, Scheibenberg, Schlettau, Thum und Oberwiesenthal, Jakob Georg Bodemer, in der Biographie, welche er für seinen Sohn niederschrieb, sein Leben. Von fremder Hand ist auf dem nur mit Bleistift beschriebenen Bogen, der obiges enthält, der Todestag, der 27. November 1888, hinzugefügt worden. Von dem maßgebenden Einflusse, den Bodemer auf die für das Sachsenland so überaus wichtige Baumwollspinnerei ausübte, von den bahnbrechenden Verbesserungen innerhalb der Fabrikation, von den hochherzigen Verwendungen seiner Mittel, wodurch er ein Wohlthäter des Erzgebirges und unseres Vaterlandes überhaupt wurde, ist in dieser Selbstbiographie kein Wort erwähnt. Dies entspricht dem Charakter des Wohlthäters, der ein Feind jeglichen Dankes war, der sogar drohte, eine weitere Zuwendung zu versagen, wenn die Kunde davon an die Öffentlichkeit dringen würde.

Verweilen wir zunächst bei dem Spinner Bodemer. Bereits in einer Biographie des Vaters unseres Georg, Johann Jakob Bodemer*), aus Calw in Württemberg gebürtig, welcher sich zu einem hervorragenden Industriellen Mitteldeutschlands emporgearbeitet hatte, heißt es vom Sohne Georg, daß er damals schon zu den wissenschaftlich gebildetsten Baumwollspinnern Sachsens zu zählen sei, und Dr. Ernst Engel in seinem Buche „Die Baumwollspinnerei im Königreich Sachsen" nennt ihn einen der tüchtigsten Spinner des Landes.

Bodemer, die Überlegenheit des Auslandes erkennend, bereiste dasselbe wiederholt; er kannte demnach die Fortschritte des Auslandes nicht nur vom Hörensagen, sondern verfolgte dieselben mit scharfer Aufmerksamkeit und war erfolgreich bestrebt, durch Einführung und Verbesserung der neuesten Maschinen die heimische Industrie zu heben. Dabei war es aber nicht Geschäftsregel bei ihm, diese Maschinen der öffentlichen Anschauung zu entziehen, sondern er war im Gegenteil bemüht, den heimischen Maschinenbau auf neue Konstruktionen aufmerksam zu machen und durch weitere Aufträge zu unterstützen. Im Jahre 1845 wurde der Bodemerschen Spinnerei die erste größere Anerkennung zu teil, indem sie auf der Dresdner Gewerbeausstellung die goldne Medaille erhielt. In der Begründung heißt es, daß die Bündel geweifter Garne ungeteilten Beifall fanden, und daß dieses Gespinst hinsichtlich seiner Schönheit bei sehr billigen Preisen den besten Leistungen dieser Art an die Seite zu setzen sei; „insbesondere wegen jahrelang fortgesetzter Erzeugung von Kettengarnen ausgezeichneter Qualität für Powerlooms, namentlich in Nr. 36 und 40, worin dieser rühmlich bekannte Spinnereibesitzer den Vorzug vor andern Spinnereien genießt, und welches den Nachweis seines vollkommen geordneten technischen Betriebes giebt, wurde derselbe zu der goldenen Medaille empfohlen."

*) Allgemeine Zeitung für National-Industrie vom 5. März 1844. Seine wissenschaftliche Ausbildung genoß J. J. Bodemer auf der damals hochberühmten militärischen Karlsschule in Stuttgart; zu seinen Mitschülern gehörte der Dichter Schiller.

Als Industrieller war Bodemer streng und sparsam, er hielt auf peinliche Ordnung und Sauberkeit. Mehr durch Umsicht und große Sparsamkeit als durch weit ausholende Unternehmungen suchte er sich ein unabhängiges Vermögen zu sichern; doch nachdem dieses erworben war, galt seine fernere Thätigkeit nur dem Erwerb von Mitteln, um seinem großartigen Sinne für Wohlthun, für Unterstützung von unschuldig Bedrängten und redlich Strebenden, sowie für Förderung von Volksbildung und allen humanen Bestrebungen Genüge leisten zu können. Er tadelte scharf das unfruchtbare Leben derer, welche nie einen andern Sinn als den des Erwerbes und des eignen Genusses kennen. Der größte Teil seiner derartigen Aufwendungen ist unbekannt geblieben. Selbst getragen von wahrhaft edler, hochherziger Gesinnung, lieh er allen den Bestrebungen seine thatkräftige Unterstützung, welche dem Wohle der Menschheit zu gute kommen; viel Mühe, Umsicht und Weisheit verwandte er darauf, zu erkennen, was und wieviel in jedem einzelnen Falle nützlich sei. Oft beteiligte er sich an öffentlichen Sammlungen nicht, dafür ließ er einzelnen Wohlthaten zukommen. Wie er gab, ist noch höher an Bodemer zu schätzen als die Summen, welche er aufwendete. An 200 Dörfer und Städte haben von ihm Lehrmittelsammlungen und Büchereien für die Schulen erhalten; darunter befinden sich 17 Städte, in welchen besondere Bodemer-Stiftungen bestehen. Auch Schenkungen und Stiftungen anderer Art ließ Bodemer Städten, Hochschulen u. s. w. zukommen. So hat Chemnitz in einem gesonderten Raume der Kunsthütte die Sammlung der von ihm geschenkten Ölgemälde vereinigt; in gleichem Zimmer befindet sich auch die künstlerisch ausgestattete Adresse, welche die Professoren des evangelischen Gymnasiums zu Hermannstadt in Siebenbürgen ihrem Wohlthäter zu seinem achtzigsten Geburtstage widmeten. Erst nach seinem Tode wurde bekannt, daß er die Hälfte seines beträchtlichen Einkommens mehr als 20 Jahre lang für Wohlthätigkeitszwecke verwendet hatte; davon kamen allein auf Unterstützungen an sächsische Dorfschulen, Schullehrerseminare und an Leipziger Studenten jährlich 12000 Mark, wie sich aus einer im Besitz der Bibliothek des Königlich Sächsischen Statistischen Bureaus befindlichen Handschrift ergiebt.

Das Verhältnis zu seinen Arbeitern war ein väterliches. Selbst unermüdlich thätig, schätzte er über alles die redliche Arbeit. Unter ein Bild, welches eine Anzahl alter verdienter Arbeiter darstellt, und das heute noch das Kontor der Zschopauer Fabrik schmückt, setzte er den Spruch:

„Arbeit ist des Lebens Pflicht!
Der Stand, der ehrlich mich ernährt,
Der ist auch meiner Achtung wert.“

Bodemer war beseelt von einem Patriotismus, wie wenige ihn kannten und heute noch wenige kennen. Die Idee eines großen einigen Deutschlands unter mächtigen Kaisern als Trägern des Ruhmes und der Ehre der Nation lebte schon lange vor der Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreichs in seinem Herzen. Seit dem deutsch-französischen Kriege das politische Heil Deutschlands in einer starken Armee erkennend, wandte er seine Interesse auch militärischen Dingen zu und machte namhafte Stiftungen an Unteroffizierschulen.

Seinen Lebensabend verbrachte er still an der Seite seiner ihn treu pflegenden zweiten Gattin. Unter immer lebendig bleibender Teilnahme für die Ereignisse der großen Welt, wie auch für die geringsten Vorkommnisse des täglichen Lebens, war er doch stets bereit für den Fall eines plötzlichen Todes. Derselbe trat denn auch ein, schneller, als man geahnt hatte. Inmitten völliger geistiger und körperlicher Frische machte am 27. November 1888 ein Gehirnschlag seinem Leben ein Ende. Er starb in Dresden im Alter von 81¼ Jahren.

Auf dem Friedhofe in Zschopau ist Bodemer bestattet. Dem letzten Willen entsprechend, waren bei der Beerdigung alle Äußerlichkeiten, Blumenschmuck und Grabgeleite ausgeschlossen; nur seine nächsten Angehörigen „und diejenigen, welche mit ihm gearbeitet hatten," ein kleiner Zug der ältesten Arbeiter der Fabrik, begleiteten ihn zur letzten Ruhestatt.

Von Jakob Georg Bodemer gilt das Dichterwort:

„Wer den Besten seiner Zeit genug gethan,
der hat gelebt für alle Zeiten."

Hermann Lungwitz.

Zwickau.

Zwickau, die Hauptstadt des erzgebirgischen Kreises, liegt in einem weiten Becken der westlichen Mulde, die nach ihr auch Zwickauer Mulde genannt wird. Die Stadt ist auf dem linken Ufer des Flusses erbaut, und auch nach den bedeutenden Vergrößerungen in der Neuzeit hat sie den Fluß nicht überschritten. Obgleich zum Gebirge gehörig, ist doch die Gegend von Zwickau, namentlich nach Westen hin, verhältnismäßig flach und noch recht fruchtbar. Wer die Reize des Gebirges kennen lernen will, muß erst eine größere Wanderung unternehmen oder einen Ausflug mit der Eisenbahn machen. Dann aber wird er sich gewiß reich belohnt finden.

Zwickau ist, wie schon der Name andeutet, slavischen Ursprungs und mag wohl schon an 1000 Jahre alt sein. Bereits ums Jahr 1000 taucht ihr Name auf. Damals stand die Stadt unmittelbar unter dem Reiche. An das wettinische Haus kam sie unter Markgraf Heinrich dem Erlauchten, der sie als Unterpfand für die der Braut seines Sohnes Albrecht versprochene Mitgift von deren kaiserlichem Vater Friedrich II. erhielt. Das Pfand wurde nicht eingelöst, und im Jahre 1348 wurde das Haus Wettin förmlich mit der Stadt Zwickau belehnt. Zu jener Zeit war sie eine nicht unbedeutende Handels- und Gewerbestadt. Sie lag an der großen Verkehrsstraße von Nürnberg nach Leipzig und bildete eine der Hauptstationen derselben. Unter den Gewerben blühten im 14. Jahrhunderte namentlich die der Messerschmiede und der Tuchmacher. Auch die Entdeckung der Schneeberger Silberschätze war von Einfluß auf den Wohlstand Zwickaus, da verschiedene Zwickauer Bürger Anteil an dem reichen Bergsegen hatten.

Aber mit dem dreißigjährigen Kriege ging seine Blütezeit zu Ende. Die Einwohnerzahl sank bis auf 4000 herab, die Gewerbe krankten und der



Die Marienkirche in Zwickau in ihrer jetzigen Gestalt.

Handel war ganz und gar ins Stocken geraten. Fast bis in unser Jahrhundert herein verblieb Zwickau in dieser Bedeutungslosigkeit, und noch vor 70 Jahren

betrug die Zahl der Bewohner nicht mehr als 5000. Der gewaltige Aufschwung, den Zwickau in der Gegenwart genommen hat, datiert erst von dem Zeitpunkte, da man anfing, die reichen Kohlenlager in der Umgebung in größerem Maßstabe auszubeuten.

Wie fast jede Stadt älteren Ursprungs, so hat auch Zwickau jetzt noch eine Anzahl Gebäude aufzuweisen, welche entweder durch ihre altertümliche Bauart auffallen oder durch berühmte Persönlichkeiten eine geschichtliche Bedeutung erlangt haben. Eins der schönsten Denkmäler gotischer Baukunst in Sachsen und zugleich die größte Zierde Zwickaus ist die im Jahre 1118 erbaute Marienkirche. Als weitere Zierde der Stadt gilt das Gewandhaus, ein gewaltiges Gebäude, seinen mit gotisch-welschen Schnörkeln verzierten Giebel dem Markte zukehrend, in dem sich gegenwärtig das Stadttheater befindet. Am Markte stehen zwei weitere Häuser von historischem Werte. Das eine bewohnte unser großer Reformator Luther, als er hier gegen die Thomas Münzerschen Irrlehren zu Felde zog; das andere ist die Geburtsstätte eines der größten Komponisten unsers Jahrhunderts, Robert Schumanns.

Da Zwickau billiges Feuerungsmaterial besitzt, so mußte dies Veranlassung zu bedeutenden gewerblichen Unternehmungen werden. In und bei der Stadt wurden zahlreiche Fabriken angelegt, namentlich solche, welche viel Kohlen zu ihrem Betriebe nötig haben, wie Glas-, Porzellan-, Steingut-, Chamottefabriken und Maschinenbauanstalten. Das bedeutendste Eisenwerk Sachsens, die Cainsdorfer „Königin-Marienhütte", konnte sich nur in der Nähe eines Kohlenbeckens entwickeln, wie das Zwickauer ist.*)

So vielseitig die Industrie der Stadt ist, so groß ist auch ihr Verkehr. Welch reges Leben herrscht allein auf dem Bahnhofe! Die Millionen Centner Kohle, welche man im Zwickauer Becken zu Tage fördert, werden zum größten Teile hier verladen, um in langen Zügen allen den Orten zugeführt zu werden, die ihrer bedürfen. Täglich zählt man gegen 200 Kohlenzüge. Dadurch wird der Zwickauer Bahnhof zum verkehrsreichsten Bahnhofe nicht nur Sachsens, sondern sogar ganz Deutschlands.

Für geistige Ausbildung wird in der Stadt durch vorzügliche Schulen reichlich gesorgt. Das Zwickauer Gymnasium galt bereits im Mittelalter als Musterschule. Es hatte die Ehre, vom Reformator Luther als eins der „köstlichsten Kleinode des Landes" gepriesen zu werden. Eine Bergschule bezweckt die Ausbildung unterer Bergbeamter für den Zwickauer Kohlenbezirk.

Als Erholungsort für die Stadtbewohner dient der Park des nahen Eckersbach, eines Dorfes, bekannt durch jenes „Freigut", welches der dankbare Kurfürst Friedrich der Sanftmütige von Sachsen dem Retter des Prinzen Albert, dem Köhler Georg Schmidt, schenkte. Den Mittelpunkt der sich im Stadtbezirke vergnügenden Zwickauer aber bilden die Anlagen am Schwanenteich und das Schwanenschlößchen.

G. B. Geyer.

---

*) Vergl. den Artikel „Königin-Marienhütte" in Band II dieses Werkes.

Der Steinkohlenbergbau bei Zwickau.

Die reichste Erwerbsquelle für Zwickau und seine Umgebung ist der Kohlenbergbau. Ohne Zweifel ist er einer der ältesten in ganz Deutschland. Der Sage nach soll er schon im 10. Jahrhunderte von den Sorben-Wenden hier betrieben worden sein. Ganz gewiß aber ist, daß man bereits im 14. Jahrhunderte auf Planitzer Flur sogenannte Rasen- oder Tagekohlen gefunden hat. Zu dieser Zeit wurden bereits in den Schmieden solche Tagekohlen gebrannt. Der Rat zu Zwickau verbot zwar die Verwendung der Kohle zum Heizen, damit der Verbrauch des Feuerholzes aus den großen städtischen Waldungen nicht geschmälert würde, dieses Verbot verhinderte jedoch die Weiterentwickelung des Kohlenbaues nicht; im 16. Jahrhunderte gab es schon eine stattliche Zahl von Kohlenbauern, und 1520 trat schon die erste Kohlenordnung in Kraft, die namentlich die Kohlenpreise zu regeln bestimmt war.

Die Kohlen wurden in jener Zeit noch wenig begehrt, da man zum Heizen hinreichende und billige Holzvorräte besaß. Es wird berichtet, daß die genannte Kohlenordnung bestimmte, es dürfe ein großer Wagen Kohlen nicht unter 25 Groschen abgegeben werden. Im Jahre 1523 wurde die Reiheladung eingeführt, d. h. es durfte von den Kohlenwerksbesitzern nur einer nach dem andern die Ausbeute der Gruben an den Mann bringen. Auf diese Weise wurde wohl eine zu große Herabdrückung der Preise durch übermäßiges Angebot verhindert, aber zugleich der ganze Bergbau sehr darniedergehalten.

Im Laufe der Zeit steigerte sich die Nachfrage nach Kohle etwas, aber es hat doch volle 300 Jahre gedauert, ehe der Kohlenbergbau einen nennenswerten Aufschwung nahm. Erst im Jahre 1823 wurde die alte Kohlenordnung mit der Bestimmung der Reiheladung, sowie das landesherrliche Verbot der Kohlenausfuhr aus Sachsen aufgehoben und somit das Haupthindernis für die bessere Ausbeutung der reichen unterirdischen Schätze beseitigt. Die Einführung der Dampfmaschinen, die bei der Hebung der Kohle außerordentliche Dienste leisteten, die Einrichtung von Koksöfen und Gasanstalten, die Gründung der Fischerschen Porzellanfabrik und der Fikentscherschen Chamottewaren- und Glasbrennerei in Zwickau, sowie der Königin-Marienhütte in Cainsdorf u. a. übten auf den Kohlenbau einen außerordentlich günstigen Einfluß aus. Dazu kamen der Bau der sächsisch-bayrischen Eisenbahn, insbesondere der Linie Zwickau-Leipzig, der die Abfuhr nach den Großstädten des In- und Auslandes außerordentlich erleichterte, und der Aufschwung der Industrie im Vogtlande, der ein früher nicht geahntes Absatzgebiet schuf.

Es wurden nun immer neue Gruben angelegt. Gegenwärtig sind an 50 Schächte gangbar. Während vor 50 Jahren die Gesamtausbeute des Zwickauer Kohlenbeckens jährlich etwa 170 000 Centner betrug, werden jetzt in jedem Jahr aus demselben 40 Millionen Centner gewonnen. Was die Beschaffenheit der gewonnenen Kohlen anlangt, so hat zwar jedes Flöz seine eigentümliche Kohle, aber im Handel unterscheidet man bloß zwei Arten, die Pech- und die Rußkohle. Erstere ist hart, spröde und meist von tiefschwarzem Glanze; die Ruß-

kohle dagegen ist weicher, besitzt keinen Glanz, färbt ab und brennt matter, aber nachhaltiger.

Um die Auffindung immer neuer Kohlengebiete und um eine systematische Bebauung derselben hat sich besonders der Freiberger Oberbergrat Professor August Breithaupt große Verdienste erworben.

Zu den Merkwürdigkeiten des Zwickauer Kohlenbeckens gehören die Steinkohlenbrände. Der bedeutendste Brand, der bis in die neueste Zeit ein Palmen- und Ananashaus wärmte, wurde im dreißigjährigen Kriege auf Planitzer Flur durch kaiserliche Soldaten dadurch verursacht, daß sie die über den Schächten erbauten „Kohlhütten" anzündeten. Da die Bergleute, denen es vielleicht im Anfang möglich gewesen sein würde, den entfachten Kohlenbrand zu unterdrücken, die Flucht ergriffen hatten, so gewann derselbe bald so außerordentlich an Umfang, daß die späteren rastlosen Versuche, das Feuer durch aufgestautes Grubenwasser, durch Zustürzen der Schächte oder durch anderweitigen Luftabschluß zu vernichten, keinen oder nur vorübergehenden Erfolg hatten. Gegenwärtig ist der Planitzer Kohlenbrand bis auf einige sehr geringe Partien erloschen. Neue Entzündungen in den Zwickauer Kohlenbergwerken sind jedoch durchaus nicht selten, und indem sie auf der einen Seite durch Zerstörung der ergriffenen Kohlen Schaden stiften, bedrohen sie anderseits das Leben der Grubenarbeiter durch Erzeugung der sogenannten „Brandwetter". Durch „schlagende Wetter", einen ebenso gefürchteten Grubenfeind, wurden am 1. Dezember 1879 90 Bergleute auf schreckliche Weise die Opfer ihres mühseligen Berufs.

Infolge des Kohlenbaues sind die Dörfer um Zwickau, z. B. Planitz, Bockwa, Oberhohndorf, Schedewitz, Marienthal, Reinsdorf u. a., nicht nur zu bedeutender Größe herangewachsen, sondern sie haben auch ansehnlichen Reichtum erlangt. Bockwa gilt nicht allein für das reichste Dorf Sachsens, sondern sogar für eine der reichsten Ortschaften Deutschlands.

Nach G. Dietrich und B. Geyer.

Eine Einfahrt in den Brückenberg zu Zwickau im Jahre 1881.

Schon lange hegte ich den Plan, den „schwarzen Diamanten" einmal einen Besuch an ihren Fundstätten zu machen; aber immer hatte ich gewisse Bedenken nicht überwinden können, in den finstern Schlund eines Schachtes hinabzusteigen. Endlich, im Jahre 1881, benutzte ich einen kurzen Aufenthalt in Zwickau zur Ausführung meines Vorhabens. Nachdem meine Reisetasche beim Pförtner des Bahnhofes untergebracht war, that ich sogleich die nötigen Schritte, um mir die Erlaubnis zur Einfahrt in den „Brückenberg" auszuwirken.

Da der Markscheider, an welchen man mich in dieser Angelegenheit gewiesen hatte, nicht anzutreffen war, verfügte ich mich in die Wohnung des Obersteigers, der indes auch erst nach beendigter Mittagszeit für mich zu sprechen war. Die Zwischenzeit verbrachte ich am Schacht und bei der mächtigen Fördermaschine,

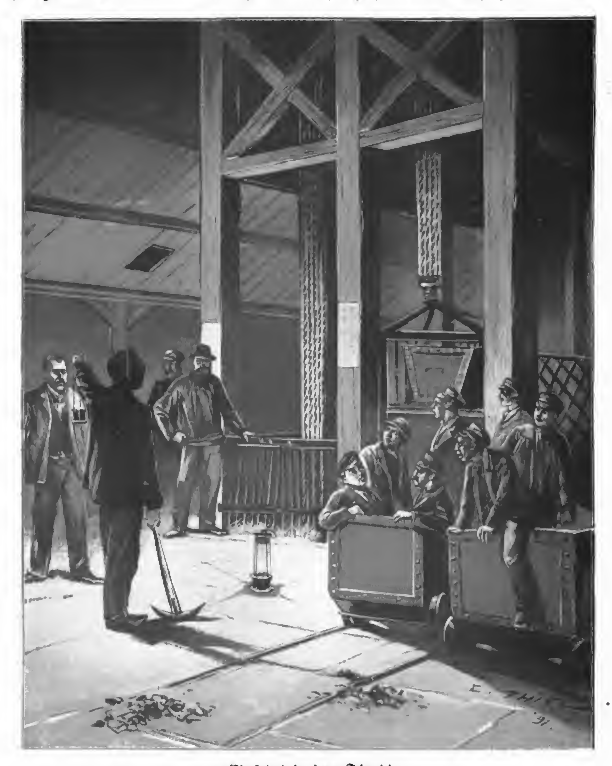
welche einen geradezu überwältigenden Eindruck auf mich machte; etwas so Großartiges hatte ich auch nicht im entferntesten vermutet. Noch weiß ich wie mir damals beim Anblick dieses Riesenwerkes menschlicher Erfindungs- und Thatkraft das Herz höher und freudiger schlug. Welch gewaltige Arbeitskräfte sich doch der Mensch im Maschinenwesen zu schaffen weiß! Und dieses mächtige Rad von fast erdrückender Größe, wie leicht und willig bewegt es sich! Jetzt noch im ungeheuerem Schwunge kreisend, steht es im nächsten Augenbicke schon fest gebannt oder bewegt sich in entgegengesetzter Richtung; ein einziger Mann regiert es mit bequemen Griffen. Angesichts solcher vertrauenerweckenden Betriebskräfte würde es mir sicherlich schwer gefallen sein, hätte ich jetzt noch auf die geplante Fahrt verzichten sollen. Der Obersteiger erteilte mir indes nur nach einigem Bedenken — und auf meine eigene Verantwortung hin — die Erlaubnis zur Einfahrt.

Mit welchem Vergnügen schlüpfte ich nun in das mir verabreichte Bergmannskostüm, bestehend in weiten Pumphosen nebst grobem Leinwandkittel, Gürtel, Schutzleder und einem sehr dicken, schweren Filzhut! Auch das Grubenlämpchen und der Hammerstock fehlten nicht, und so ausgerüstet, ging ich denn in Begleitung zweier Steiger über den Hof, dem Schachte zu.

Mit rasender Schnelligkeit saust hier der eine Drahtgurt in die Tiefe, während der andere nach oben schießt. Der Schacht ist durch eine Wandung in zwei Hälften geteilt, so daß sich in der einen ein Fahrzeug abwärts, in der andern gleichzeitig ein zweites aufwärts bewegt. Obschon die Geschwindigkeit der Bewegung so groß ist, daß es dem Auge unmöglich wird, irgend einen Punkt an dem flüchtigen Gurte zu fassen und zu verfolgen, so vergehen doch an zwei und eine halbe Minute, bis das an letzterem hängende Gerüst mit seiner Ladung an den Tag tritt. Es ist in mehrere Etagen eingeteilt, deren jede zwei „Hunde“ aufnimmt, schmale, aber tiefe Kastenwagen, mit Steinkohle oder „Berg“ (Erde, Steine) beladen. Nachdem man die Wagen herausgeschafft und durch leere ersetzt hatte, war für uns der Augenblick des Einsteigens gekommen.

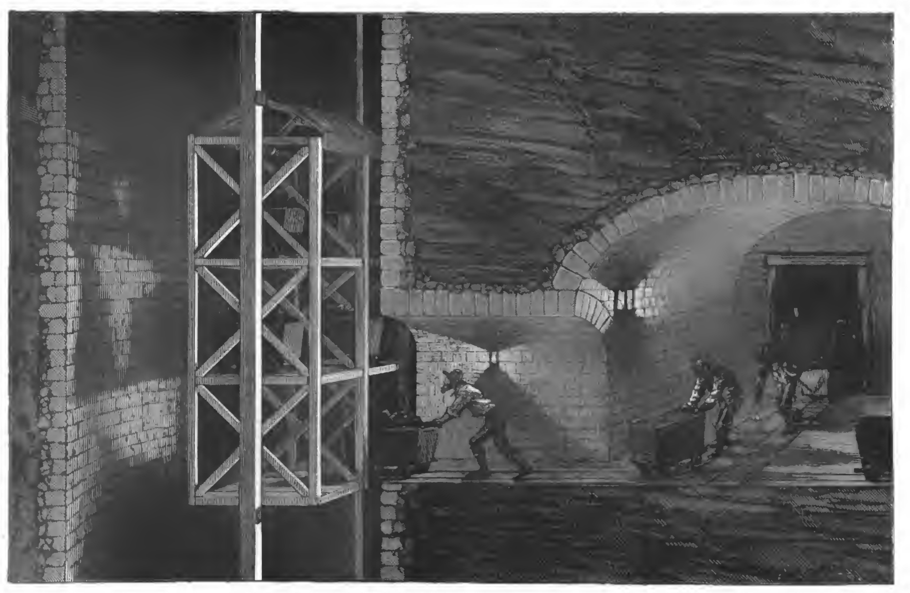
Während meine beiden Fahrgenossen, die mich in ihre Mitte genommen hatten, mit gleichgiltiger Alltagsmiene am Kasten lehnten, war es mir selbst angesichts dieser ungewohnten Fahrt doch etwas sonderlich zu Mute, und mit klopfendem Herzen harrte ich der drei Glockenzeichen, welche der Fahrt vorausgehen; sie ließen nicht lange auf sich warten: „bim — — bim — — bim“, ich klammerte mich fest an, und das Fahrzeug senkte sich. Im Augenblicke war das Tageslicht abgebrochen; nur der Schein unserer Lämpchen war geblieben und ermöglichte es, den Ausbau des Schachtes, teils Mauer, teils Holzwand, zu erkennen — aber auch nur auf kurze Zeit; denn das pfeilschnelle Vorüberschießen der Umgebung nötigte mich gar bald, die Augen zu schließen. Hatte ich zuerst das Gefühl, als sei mein eigenes Gewicht nicht schwer genug, dem versinkenden Boden nachzufolgen — eine sehr lebhafte Empfindung, die mich sogar bewog, mich aus Leibeskräften nach unten zu stemmen —, so glaubte ich nach einer Weile nicht anders, als daß die Fahrt wieder aufwärts ginge, infolgedessen ich endlich so ziemlich „verdreht“ unten anlangte. Auf einer Zwischenstation, wo der eine meiner beiden „Kollegen“ ausgestiegen war, um in dieser höher gelegenen Strecke seines Amtes zu walten,

hatte ich Gelegenheit zu beobachten, mit welcher Genauigkeit unser Fahrzeug regiert wurde, indem sich zwischen dem Boden des letzteren und dem der sich abzweigenden „Strecke" auch nicht der kleinste Höhenunterschied zeigte.



Einfahrt in den Schacht.

Mit „Glück auf! wurden wir bei unserer Ankunft begrüßt, „Glück auf!" war unser Gegengruß. Welch ein Unterschied ist doch zwischen diesem „Glück auf!" und den entsprechenden Höflichkeitsformen der Oberwelt! Nirgends wohl kann ein Gruß ernstgemeinter, wahrhaftiger erklingen als hier in den immer gefahr-



Verladung der Hunde am Ausgang der Strecken.

vollen, weltabgeschiedenen Gängen. An welchen Anblick ich mich nun zu gewöhnen hatte, zeigte sich mir sogleich bei den ersten Schritten. Fast allerorts hängt das Stützgebälke der Grubenzimmerung von oben herein, geborsten und zersplittert, ohnmächtig dem Gesteine weichend — ein schauerlicher Zeuge des ungeheueren Druckes, der auf diesen Höhlungen lastet. Jetzt begriff ich auch, warum man mir den schier unbeugsamen Filzhut aufgesetzt hatte; ohne seinen Schutz hätte mir gewiß mancher hereinragende Stein oder Balkensplitter Kopfweh



Bei der Arbeit.

verursacht. Ziemlich sicher — wenigstens gegen derlei „Anstößigkeiten" — fühlte ich mich dagegen in den ausgemauerten, gewölbten Strecken.

Nicht lange noch waren wir in einem Seitengange vorgedrungen, da kam uns ein flottes Fuhrwerk entgegen, bestehend aus Pferd und acht bis neun „Hunden" nebst dem dazugehörigen Fuhrmann, welches auf dem Schienenwege zum Schacht eilte. Ich war nicht wenig erstaunt, auch hier, in einer Tiefe von etwa sechs- bis siebenhundert Meter, das Pferd noch hilfeleistend anzutreffen. An einem warmen, behaglichen Stalle fehlt es natürlich auch nicht; ein zweites kleines, aber kräftig gebautes Rößlein erholte sich darin von den Strapazen, es schaute uns neugierig an und war augenscheinlich froh, in seiner Einsamkeit einmal aufgesucht

zu werden. Mit Behagen atmete ich die Stallluft ein; denn hier hat der lästige Kohlenstaub, dem man in den Gruben nicht leicht ausweichen kann, weniger Zutritt. Je tiefer wir kamen, desto unbehaglicher wurde die Temperatur, nahezu unerträglich aber war sie beim untersten Abbau. Hier arbeiten die Bergleute auch zumeist nackt, abgesehen von der Staubhülle, die ihrem schweißtriefenden Körper anhaftet. Inmitten dieser schwarzen, behenden Gestalten, inmitten der unheimlichen Glut hält es so schwer nicht, sich in den Vorhof eines Höllenpfuhls versetzt zu glauben. Aber auch hier fehlt der Humor nicht; während ich z. B. trotz der Hitze und des Staubes tapfer standhielt, um das Ablösen der glänzenden Pechkohle, das Einfügen u. s. w. zu beobachten, war man schon übereingekommen, den Gast „anzubinden“, um ihn dann gegen „Lösegeld“ wieder freizugeben. Ich vereitelte allerdings noch rechtzeitig die Ausführung dieses schwarzen Komplotts und bewahrte mir mit etwas Kleingeld die Freiheit; kommt einem doch da unten die letztere ohnehin nur wenig zum Bewußtsein!

Wir nahmen unsere Wanderungen wieder auf. Mein Begleiter schien Bedenken zu tragen, mich jetzt in eine der jedenfalls gefährlichsten, unwegsamsten Abteilungen mitzunehmen; denn er bat mich, an einer bezeichneten Stelle seine Rückkehr abwarten zu wollen. Auf diesen Vorschlag ging ich um so lieber ein, als ich mir einen eigenen Reiz davon versprach, an solchem Orte ein wenig träumen zu können. Zunächst um meine Sicherheit bekümmert, wendete ich den kurzen Schein meines Lämpchens nach allen möglichen Richtungen. Freilich, bei näherer Besichtigung schien dieser Ort nicht mehr so recht geeignet zu einer beschaulichen Betrachtung zu sein. Die zerdrückten Querbalken, die kaum noch zurückgehaltenen Steinmassen über mir, ein wenig hier und da abbröckelnde Erde — das alles war nicht eben dazu angethan, ein Gefühl der Sicherheit oder des Behagens in mir aufkommen zu lassen. Bedächtig ließ ich mich auf einen steinernen Sitz nieder. Rechts von mir führte ein Schlund steil hinan; vor mir gähnte die dunkle Höhle, durch welche wir gekommen waren, rückwärts die Fortsetzung derselben, in welche ich dem ortskundigen Steiger nicht folgen sollte.

Des letzteren Schritte waren bald verhallt. Grabesstille und -Finsternis umgaben mich. — In Bergesmitte! — Ich wußte mich im Reiche der Kobolde. Schon war es mir, als zeigten sich blaue Flämmchen in zahlloser Menge am Boden, an den Wänden und drängten sich, wie lauschend, zusammen, als kröchen aus Spalten hervor winzig kleine, graubärtige Männchen, geschürzt und gestiefelt, die ebenso argwöhnisch als neugierig den Fremdling betrachten. — Ein unbedachtes Umherleuchten mit meiner Laterne hatte mir leider alle Phantasiegebilde verscheucht. Doch wie! — ertönen aus einem der urfinsteren Schlünde jetzt nicht dämonisch-wildjauchzende Weisen? Ich höre die Höllenmusik aus „Robert, der Teufel“, schaurig, ungleich wirksamer als in der Oper selbst! — Es ist dieses Plätzchen schon geeignet, der Phantasie einigen Spielraum zu lassen.

In Gedanken versetzte ich mich wieder hinauf an des Tages sonnigen Schein, zurück auf die freie Wanderstraße, zurück in die lebendige Natur hinein.

Welch ein schwerer, freudenloser Beruf der des Bergmanns ist, begriff ich erst jetzt vollkommen.

Es mochte wohl ein halbes Stündchen vergangen sein (etwa 2½ Stunden seit unserer Einfahrt), als mein Begleitsmann zurückkehrte und wir den Rückweg zum Schachte antraten. Der Abkürzung wegen passierten wir nun einen solchen steilansteigenden Gang, wie der an meiner Wartestelle ausmündende war. Es fällt ziemlich schwer, hier festen Fuß zu fassen, und meine Kopfbedeckung hatte wieder manch kräftigen Stoß zu parieren. Die „Hunde“ können an solchen Stellen nur durch Maschinen befördert werden, welche man durch komprimierte Luft — in Röhren vom Tage hergeleitet — in Betrieb setzt.

Als wir wieder in dem kleinen Steigerstübchen in der Nähe des Schachtes angelangt waren, erfuhren wir von dem eben stattgehabten teilweisen Zusammensturz einer „Strecke“. Dieses Ereignis war jedoch, als in Kürze bevorstehend, vorhergesehen, und die entsprechenden Vorsichtsmaßregeln waren getroffen gewesen.

Nachdem wir uns einigermaßen abgekühlt, zu weiterer Vorsicht auch noch ein Taschentuch um den Hals gebunden hatten, stellten wir uns ein und — flogen empor. Je schneller die Fahrt, desto empfindlicher macht sich die ohnehin schon kühle Schachtluft bemerkbar; ohne die nötige Vorsicht kann man also leicht darunter zu leiden haben. Als ein gutes Zeichen drangen mir bald die Glockenschläge ins Ohr, die, wie vorhin unsere Abfahrt, jetzt unsere Ankunft meldeten. Nicht lange darauf war es plötzlich wieder Tag um uns. Froh betraten wir das trauliche Bureaustübchen und erwiderten das herzlich entgegentönende Glück auf!

E. K.

Ein Schatzgräber im niederen Erzgebirge.

Zur Geschichte des Lugau-Ölsnitzer Kohlenreviers.

Einige Stunden südwestlich von Chemnitz breitet sich ein Thalbecken aus, an dessen Rande die gewerbfleißigen Städte Hohenstein, Ernstthal, Stollberg und etwas westlicher Lichtenstein und Callnberg liegen. Die jetzt sehr gelichteten Waldungen auf den angrenzenden Höhen reichten noch vor einem Menschenalter als stattliche Forste tief in den Thalkessel herab und umschlossen dicht und eng die damals noch sehr kleinen und unansehnlichen Ortschaften Würschnitz, Lugau, Ölsnitz und Gersdorf. Zwischen Würschnitz und Ölsnitz war der hohe Wald durch die Strut (d. i. niedriges Gehölz) unterbrochen, in deren Bereich auch ein mit fahlen Sumpfgräsern und Heidekraut bewachsener Plan gehörte.

Auf dieser Waldblöße trieb vor 50 Jahren ein Schatzgräber sein Werk, emsig und geheimnisvoll. Freilich war er keiner von denen, die in abergläubischer Befangenheit auf Irrlichter als auf bedeutungsvolle Zeichen achten, auch keiner von dem Schlage derer, die den Hexenglauben thörichter Mitmenschen listig ausbeuten, sondern ein rechtschaffener Mann, der statt der Wünschelrute die Feder und den Zeichenstift zu führen verstand und nebst Spaten, Hacke und Schaufel auch Schlegel und Eisen, sowie das Gezähe*) handhabte.

*) Bergmännisches Werkzeug.

Unser Schatzgräber war ein Bergbeamter aus Zwickau. Auf einer Wanderung in seinen Heimatsort Langenau bei Freiberg kehrte er bei Verwandten in Lichtenstein ein. Hier wurde er eingeladen, mit nach dem nahen Ölsnitz zu gehen, wo sein Onkel Geschäfte zu besorgen hatte. Gern war der Gast dazu bereit; hatte er doch von verschiedenen Seiten gehört, daß man bei einem Straßenbau Ende der zwanziger Jahre zwischen Würschnitz und Ölsnitz und später beim Tiefackern wiederholt Kohlen gefunden habe. Auch wußte er von Bohr- und Senkversuchen einer Freiberger Bergbaugesellschaft und der Fürstlich Schönburgschen Herrschaft zum Zwecke der Kohlengewinnung, die freilich ohne Erfolg geblieben sein sollten. Diese Versuchsstellen aus eigener Anschauung kennen zu lernen, war dem Bergbeamten von großem Interesse. Er ließ sich daher von seinem Verwandten in jene Gegend führen und von einem zufällig anwesenden Waldarbeiter die betreffenden Punkte zeigen. Von den früheren bergmännischen Arbeiten waren aber nur noch wenig Spuren sichtbar, und schon wollten die beiden Männer das fragliche Gebiet verlassen, als der Fachmann bei einem tieferen Wegeeinschnitt stehen blieb und die Schichtung des bloßgelegten Bodens genauer untersuchte. Nach kurzem Verweilen rief er seinem überraschten Begleiter zu: „Das ist ja das echte Kohlengebirge!“ Die gemachte Wahrnehmung beschäftigte nun immerfort seine Gedanken.

Wochenlang schwebte er in Ungewißheit, ob er nicht lieber seine Stellung in Zwickau aufgeben und hier mit Teufung eines kleinen Schachtes sein Glück versuchen solle. Als ihm nun seine ihn ohnehin nicht befriedigende Stellung durch ein Vorkommnis noch mehr verleidet worden war und er und seine Frau in einer und derselben Nacht sonderbare Träume gehabt hatten von einem waldigen Arbeitsfelde in der Nähe turmloser Orte, auf welchem ringsum große Schornsteine entstanden und große Erntewagen beladen wurden, da hielt er sein ferneres Schicksal für besiegelt und entschieden. Nach Aufgabe seines Zwickauer Amtes siedelte er in aller Stille ohne Familie, nur in Begleitung zweier zuverlässiger Arbeiter, nach Ölsnitz über. Zunächst schloß er mit dem Gutsbesitzer Hösel daselbst einen Vertrag ab, weil auf dessen Grundstück die Arbeiten beginnen sollten. Auch bildete er eine kleine Gesellschaft, zumeist aus Verwandten bestehend, die das nötige Geld zu dem Unternehmen aufzubringen bereit war. Nach diesen Abschlüssen erfolgte am 7. Sept. 1843 unter Gebet der erste Spatenstich.

Obwohl die Schachtanlage in sehr bescheidenem Umfange geplant und begonnen worden war, blieben doch dem wackeren Manne bittere Erfahrungen nicht erspart; er merkte täglich, daß aller Anfang schwer ist. Nach einigen Tagen schon kam man im Erdinnern auf ungeheuere Wassermassen, die fast nicht zu bewältigen waren. Dazu stellte sich auch die vom Bergmanne so gefürchtete Triebsandschicht ein. Durch diese Umstände und in Erinnerung an die früher mit so vielem Kostenaufwande und doch vergeblich betriebenen Bohr- und Teufungsversuche wurden die Mitglieder der kleinen Gesellschaft bald zaghaft und wollten in ihrem Kleinmute die vereinbarten Zahlungen nicht mehr leisten.

Von den täglich wachsenden Schwierigkeiten ließ sich der brave Bergmann jedoch keineswegs entmutigen. Im festen Vertrauen auf Gott, der ja alle ehr-

liche Arbeit segnet, begann er nach wie vor in aller Frühe sein Tagewerk und kehrte erst in später Abendstunde aus der Grube zurück. Als aber bei aller Ausdauer und trotz aller Mühe nach Wochen noch kein merklicher Fortschritt der Arbeit zu verzeichnen war, entschloß er sich, einen zweiten Schacht und zwar in größerer Nähe des vermutlichen Ausstriches der Kohle zu senken. Hierzu schien ihm der sogenannte Siebersche Garten, nahe der Niederwürschnitzer Grenze, am geeignetsten. Mit der käuflichen Erwerbung des betreffenden Haus- und Feldgrundstückes war zugleich eine eigene Wohnung für die Familie gewonnen, die nun auch schleunigst bezogen ward. Jetzt wurde zur Teufung auf dem erkauften Grund und Boden verschritten. Für die beiden verschiedenen Arbeitsstellen reichte jedoch die einfache Kraft des Leiters nicht mehr aus, und es mußten ihn Frau und Tochter bei den Arbeiten über Tage, sowie bei der Besorgung notwendiger Geschäftswege unterstützen, gleichviel ob Sonnenglanz über den Fluren lag oder Wetter stürmten, ob Tag- oder Nachtzeit war. Von jetzt ab gab es für die ganze Familie viel Anstrengung und Entbehrung, wenig Ruhe und Bequemlichkeit. Selten waren die Familienglieder zur Essenszeit am Tische beisammen; ja es kam vor, daß die Mahlzeit gleich auf der Waldblöße bereitet und verzehrt wurde. Ihre harte Lage, in der sie noch bitteren Hohn und Spott übelgesinnter Leute zu ertragen hatten, verschlimmerte sich durch einen zeitig hereinbrechenden Winter. Oft erstarrten den helfenden Frauen die Hände am Haspel, und dem armen Kohlensucher froren nicht nur einmal die durchnäßten Kleider auf dem Leibe fest, wenn er bei grimmiger Kälte aus der Grube kam.

Nach langer, langer Zeit war man endlich am Hohen Neujahrstage wieder einmal in der Wohnung vereinigt, und zwar, um das Geburtsfest der Hausfrau und Mutter zu feiern. Zu einer rechten Feststimmung wollte es aber unter den obwaltenden Verhältnissen nicht kommen; niemand konnte ja ahnen, daß das Glück schon vor der Thür stand und nur noch zögerte, einzutreten. Bekümmerten Herzens suchte die Familie bald das Lager auf. Der Schlaf mochte sie noch nicht lange ihrer Sorge entrückt haben, als in der dritten Morgenstunde heftig am Hause gepocht wurde und laute Stimmen den Anbruch der Kohle meldeten. Diese frohe Botschaft war eine gar große Geburtstagsüberraschung und brachte trotz der Nachtzeit munteres Leben ins Haus. Sogleich eilte der beglückte Grubenbesitzer zu dem Schachte, um die ersten Kohlen in einem um den Hals befestigten Körbchen zu Tage zu fördern. Dies gelang ihm auch, obgleich er dabei fast bis unter die Arme ins Wasser treten mußte. Die freundliche Hausfrau war auch in kurzer Zeit zur Stelle und reichte den treuen Arbeitern einige mächtige Krüge Warmbier, das sie in aller Eile bereitet hatte.

Nach dem Bekanntwerden des Kohlenfundes im Königlichen Oberbergamte zu Freiberg wurden dem „Schatzgräber“ als Anerkennung eine wertvolle geognostische Karte und 200 Thaler mit einem ehrenden Schreiben übersandt. Im Frühjahre aber veranstaltete der glückliche Grubenbesitzer für seine Schachtleute nachträglich ein Fest, an dem die ganze Gemeinde freudigen Anteil nahm. Nach Absingung des Liedes: „Nun danket alle Gott“, feierte der Diakonus Kolbe aus Stollberg auf Grund des Textes: „Der Herr hat Großes an uns gethan“, in einer treff-

lichen Festrede die Bedeutung des Ereignisses. Den Kindern wurde ein Schulfest bereitet, und die Erwachsenen vergnügten sich beim Tanze bis spät in die Nacht hinein. Die noch lebenden Teilnehmer jenes ersten Bergfestes erinnern sich noch gern an die fröhlichen Stunden.

So war am 7. Januar 1844 morgens 3 Uhr ein unermeßlicher Schatz, und zwar in der geringen Tiefe von 8 Metern aufgefunden worden. An seiner Hebung haben in den nachfolgenden 50 Jahren tausend und abertausend Hände gearbeitet, und noch viele Jahrzehnte werden vergehen, ehe er erschöpft sein wird. Die große Veränderung, die seitdem in den gesamten Verhältnissen des Lugau-Ölsnitzer Kohlengebiets eingetreten ist, vermögen nur die recht zu würdigen, unter deren Augen die weite Landschaft emporblühte. Die früher so armseligen Dörfer mit den dürftigen Strohhütten, zu denen oft weder Weg noch Steg führte, haben sich zu schönen, großen Ortschaften entwickelt und sind heutzutage mit breiten Straßen und stattlichen Häuserreihen versehen. Die Einwohner zählen jetzt nach ebensoviel Tausenden, als es früher Hunderte waren, und immer noch ziehen aus den ärmeren Gebirgsgegenden Leute zu, um daselbst ein besseres Auskommen zu finden. Die dreizehn großen Werke des Reviers, die meisten aus Zwillingsschächten bestehend, fördern in Tag- und Nachtschichten Kohlenmengen zutage, deren Wert sich auf viele Millionen beziffert.

Mit dem Bergbau sind aber auch verschiedene andere Industrien eingezogen. Man findet daselbst Sägewerke, große Holz- und Eisenhandlungen, Maschinenbauanstalten, Hanf- und Drahtseilereien, Kohlenstaubmühlen u. dgl. Infolge reger Bauthätigkeit entstanden viele Ziegeleien und Baugeschäfte, und große Spinnereien brachten den weiblichen Arbeitskräften hinreichende Beschäftigung. Kurz, ein Blick in das weite Thalbecken mit seinen zahlreichen Dampfschloten und Schienenwegen zeigt, daß jetzt da reges Leben, Handel, Verkehr und Wohlstand herrschen, wo vor einem halben Jahrhundert nur Armseligkeit und Dürftigkeit zu finden war.

Der Mann aber, durch dessen Entdeckung die reichen Kohlenlager im Lugau-Ölsnitzer Revier aufgeschlossen und solche gewaltige Veränderungen herbeigeführt wurden, hieß **Karl Gottlob Wolf**. Er wurde als Sohn des Obersteigers Wolf am 7. Februar 1808 in Langenau bei Freiberg geboren. Nach vollendeter Schul- und praktischer Lehrzeit im Bergbau besuchte er die Bergschule zu Freiberg mit gutem Erfolg. Nach seinem Abgange von derselben war er Zeichner an verschiedenen Orten; so wirkte er z. B. als Zeichnenlehrer zwei Jahre lang an seiner ehemaligen Bildungsstätte in Freiberg. Später kam er nach Zwickau und leitete hier verschiedene Kohlenwerke, bis seine Übersiedelung im Sommer 1843 nach Niederwürschnitz und später Ölsnitz erfolgte. Die Auffindung der Kohle brachte dem braven Bergmanne leider nicht die sorgenfreie Existenz, die er wohl verdient gehabt hätte. Vielmehr begann für ihn nun erst recht eine Zeit schwerer Kämpfe und bitterer Erfahrungen. Mißgunst und Neid nötigten ihm jahrelange kostspielige Prozesse auf, die sein Unternehmen hemmten und ihn selbst schwer schädigten. Als aber die Anfeindungen niedrig gesinnter Menschen gar kein Ende nehmen wollten, verließ er im Jahre 1852 die heimatliche Erde und suchte über dem Weltmeere im fernen Westen Heil und Frieden.

Die Stätte seiner ersten Wirksamkeit in Ölsnitz liegt heute verfallen und verödet. Achtlos schreitet der Wanderer an ihr vorüber, da weder ein schlichter Stein, noch irgend ein anderes Merkmal dieses für das ganze Lugau-Ölsnitzer Kohlenrevier so denkwürdige Fleckchen Erde bezeichnet. Aber am 7. Januar 1894, als am 1. Sonntage nach Epiphanias — genau 50 Jahre nach der Entdeckung der Kohlenlager — fand in der Kirche zu Lugau ein Jubelfestgottesdienst statt. In der Festpredigt wurde durch Pastor Dr. Eckardt vor der zahlreichen Festgemeinde das Gedächtnis des Mannes erneuert, der ein Werkzeug in der Hand des Höchsten war, um einer bisher armen Landschaft eine reiche Segensquelle zu erschließen.

Frieden und Ruhe hat der brave Bergmann nun gefunden, da ihn der oberste Bergherr zur letzten Erdenschicht gerufen. Möge ihm nach dieser statt des Schachtglöckleins der Engel fröhlicher Posaunenchor erschallen zu einem ewigen, seligen Glückauf!

Herm. Unger.

Paul Flemming.

„In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchsten raten,
Der alles kann und hat;
Er muß zu allen Dingen,
Soll's anders wohl gelingen,
Selbst geben Rat und That."

Der Dichter dieses bekannten, schönen Gesangbuchsliedes, Paul Flemming, ist unser Landsmann. Derselbe wurde am 5. Oktober 1609 zu Hartenstein im Erzgebirge geboren. Sein Vater war in dem Städtchen Schullehrer. Eine Tafel an einem nahe der Kirche gelegenen Hause in Hartenstein sagt uns heute noch, wo das alte Schulhaus stand, in welchem Flemmings Vater gewohnt und gewirkt hat, und wo der fromme Dichter geboren wurde.*) Sein nicht unbedeutendes Vermögen verwandte der Vater vor allem dazu, seinem Sohne eine tüchtige Ausbildung zu geben. Nach dem Besuche der Fürstenschule zu Meißen bezog Flemming, 19 Jahre alt, die Universität Leipzig, um Medizin zu studieren. Schon in Meißen hatte er sich mit vielem Glücke im Dichten versucht, und als Student in Leipzig dichtete er mit solchem Erfolge, daß er die Würde eines kaiserlich gekrönten Poeten erhielt. Aus dieser Zeit stammt vermutlich das Lied: „Ein getreues Herze wissen, hat des höchsten Schatzes Preis." Mit Recht hat man dieses Gedicht, in welchem Flemming die Treue des Herzens und den süßen Trost, der im Bewußtsein des Geliebtwerdens liegt, mit den innigsten Worten preist, als Traulied in unser Landesgesangbuch aufgenommen. Ein zweites bekanntes Gedicht aus dieser Zeit zeugt von des Dichters Frömmigkeit und Gottergebenheit; es mag hier folgen:

*) Die Errichtung eines Denkmals ist bereits geplant.

„Laß dich nur nichts dauern
Mit Trauern,
Sei stille!
Wie Gott es fügt,
So sei vergnügt,
Mein Wille!

Was willst du heute sorgen
Auf morgen!
Der eine
Steht allem für,
Der giebt auch dir
Das Deine.

Sei nur in allem Handel
Ohne Wandel,
Steh feste,
Was Gott beschleußt,
Das ist und heißt
Das Beste."

Die Unruhen und Schrecknisse des dreißigjährigen Krieges trieben Flemming aus seinem Vaterlande. Er ging 1633 nach Holstein und schloß sich einer Gesandtschaft an, die der Herzog von Holstein-Gottorp nach Persien zu dieses Landes Erforschung und zur Anknüpfung von Handelsverbindungen ausrüstete. Vor Antritt dieser weiten, gefahrvollen Reise dichtete Flemming sein berühmtes Reiselied nach des 6. Psalms Weise: „In allen meinen Thaten laß ich den Höchsten raten." Ihn schreckten nicht die zu erwartenden Mühen und Gefahren, Gott war ja bei ihm, sein Helfer.

„Er wird zu diesen Reisen
Erwünschten Fortgang weisen,
Wohl helfen hin und her;
Gesundheit, Heil und Leben,
Zeit, Wind und Wetter geben
Und alles nach Begehr."

Das Ziel der Reise mußte zunächst Moskau sein. Es galt, vom Zaren die Erlaubnis zu erhalten, nach Persien durch Rußland und unter russischem Schutze reisen zu können. Die Gesandtschaft kam Mitte August 1634 in Moskau an, wurde vom Zaren Michael Feodorowitsch freundlich aufgenommen, und die erbetene Beihilfe ward von ihm bereitwilligst zugesagt. Im Dezember trat die Gesandtschaft die Rückreise nach Gottorp an; Flemming aber verblieb mit vielen seiner Freunde in Reval. Sein dichterischer Ruf war ihm schon vorausgeflogen; wen dieser nicht bezwang, den nahm Flemmings persönliche Liebenswürdigkeit ein. Vielleicht hat unser Dichter hier die glücklichste Zeit seines Lebens verbracht, manches sinnige Gelegenheitsgedicht, manches fröhliche Lied von Lieb und Lebenslust ist in Reval entstanden.

Erst im Herbste des Jahres 1636 konnte die Reise fortgesetzt werden. Wieder zog die Gesandtschaft, diesmal aber über 100 Personen zählend und in der prachtvollsten Ausrüstung, in der alten Zarenstadt ein. Von da ging es weiter nach Astrachan. Auch hier verlebte Flemming im Freundeskreise manch fröhliche Stunde, doch mischten sich in die Freude jetzt schon Ärger und Groll über den einen Gesandten, Brüggemann, der sich fortwährend grober Vergehungen schuldig machte, Vergehungen, die er nach Beendigung der Reise mit dem Kopfe büßen mußte. Von Astrachan aus gelangte die Gesandtschaft auf der Wolga in das Kaspische Meer. Hier hatten die Reisenden einen furchtbaren Sturm zu

bestehen. Die das Schiff begleitende Schaluppe ging unter, und das Schiff selbst wurde an den Strand geworfen. Flemming und sein Freund Olearius hatten sich in der höchsten Not leere Fäßchen um den Hals gebunden, um damit sich zu retten. Nach einem gefahrvollen Zuge über das Taurusgebirge, wo die Gesandtschaft vor allem durch den schnellen Wechsel von Gluthitze und Kälte viel zu leiden hatte, erreichte sie endlich im August 1637 die persische Hauptstadt, das prachtvolle Ispahan. Doch hatten auch hier Not und Trübsal kein Ende. Ihre Dienerschaft geriet mit dem Gefolge einer indischen Gesandtschaft in Streit, aus dem sich zuletzt ein mörderischer Kampf entspann. Nur durch die Flucht in eine armenische Kirche rettete Flemming sein Leben. Aber trotz aller Drangsale hielt unser Dichter den Mut aufrecht, und wohin ihn auch sein Schicksal führte, überall begleitete ihn die getreue Muse. Was er gedacht und empfunden, sei es im Tosen des Seesturms, im Glutsande der Wüste, im Kampfe auf Leben und Tod oder im Abendrote vor den goldenen Kuppeln Moskaus, auf den mondbeglänzten Wellen der Wolga, unter den rauschenden Pomeranzenwipfeln Cirkassiens, seine Dichtungen atmen es wieder und zaubern noch einmal das ganze Bild der Reise mit glühenden Farben vor unserem Auge herauf.



Paul Flemming.

Dabei vergaß Flemming nicht seines armen Vaterlandes, das, aus tausend Wunden blutend, verwüstet, zertreten am Boden lag, und oft wurde sein Gedicht zum Gebete für des Vaterlandes Errettung. Ein rechter Deutscher, schämte er sich der Verzagtheit seiner Brüder im deutschen Vaterlande und sagte es auch sich zum Hohne, daß er nur ein Namensdeutscher sei. Durch manches Lied zittert ein stilles Heimweh hindurch, und in der „Elegie an mein Vaterland“, die mitten im sinnbethörenden, üppigen Leben des Orients entstanden ist, klagt er:

„Ach, daß ich mich einmal doch wieder sollt' erfrischen
An deiner reichen Luft, du edler Muldenfluß,
Da du sanfte gehst in bergigen Gebüschen,
Da, wo mein Hartenstein mir bot den ersten Kuß.“

Auch die Rückreise der Gesandtschaft verlief nicht ohne Gefahr. Bald hatten die Reisenden vom Hunger oder Durst, bald unter Sonnenbrand oder Regen zu leiden; es lauerten ihnen die feindlich gesinnten Tataren auf, und in Astrachan entging die ganze Reisegesellschaft nur mit Mühe der Gefahr, durch Brüggemanns

Verschulden nach Sibirien geschickt zu werden. In Reval erneuerte Flemming die Bekanntschaften, die er früher dort angeknüpft hatte, und verlobte sich mit der Tochter eines angesehenen Kaufmanns, mit Anna Niehusen. Sein Bestreben ging von nun an dahin, sich ein festes Heim zu gründen und seine Braut heimzuführen. Er erwarb sich deshalb die medizinische Doktorwürde auf der Universität Leyden, der damals berühmtesten Hochschule Europas, und ließ sich dann als Arzt in Hamburg nieder.

Aber es war dem Armen nicht vergönnt, „Gott zu preisen mit manchen schönen Weisen daheim in seiner Ruh." Kaum nach Hamburg zurückgekehrt, befiel ihn, wahrscheinlich infolge der Anstrengungen der Reise, eine jähe Krankheit, der er am 2. April 1640, im 31. Jahre seines Lebens, erlag. Wenige Tage vorher dichtete Flemming seine Grabschrift, in der er mit folgenden Worten Abschied vom Leben nimmt:

„Ich war an Kunst und Gut und Stande groß und reich,
Des Glückes lieber Sohn, von Eltern guter Ehren,
Frei, meine, konnte mich aus meinen Mitteln nähren,
Mein Schall floh überweit: kein Landsmann sang mir gleich.
Von Reisen hochgepreist, für keine Mühe bleich,
Jung, wachsam, unbesorgt. Man wird mich nennen hören,
Bis daß die letzte Glut dies alles wird zerstören.
Dies, deutsche Klarien, dies Ganze dank' ich euch.
Verzeiht mir's, bin ich's wert, Gott, Vater, Liebste, Freunde!
Ich sag euch gute Nacht und trete willig ab:
Sonst alles ist gethan bis an das schwarze Grab.
Was frei dem Tode steht, das thu' er seinem Feinde.
Was bin ich viel besorgt, den Odem aufzugeben?
An mir ist minder nichts, das lebet, als mein Leben."

Emil Geißler.

Die Vorberg-Sage.

Aus der Gegend von Kirchberg.

In der Schlacht an der Göltzsch, durch welche die Deutschen die Herrschaft der Sorben-Wenden in den Flußgebieten der Saale, Elster und Mulde brachen, verlor auch ein adeliger Sorbe das Leben, dessen Burg inmitten seines ansehnlichen Grundbesitzes auf dem Vorberg*) lag. Bevor er in den Kampf gezogen

*) Der Vorberg, eine von den Höhen, welche in nächster Nähe die Stadt Kirchberg umgrenzen, erhebt sich, vollständig freistehend, als schön geformter Kegel aus dem ihn umgebenden Berggelände. Oben bewaldet, schmücken seine Höhe schöne Anlagen, darunter ein steinerner Aussichtsturm und dicht unter diesem ein Gedenkstein, welcher an die am 3. Juli 1883 stattgehabte Anwesenheit Sr. Majestät des Königs Albert erinnert. In einigen aufgefundenen alten Stadtbüchern wird der Berg Burg- oder Burgkberg genannt; dieser Umstand, sowie der andere, daß auf seiner Höhe außer einer wallartigen Umschließung im Nordwesten mehrere große, jedenfalls durch den Zusammenbruch von Mauerwerk entstandene, jetzt übergraste Steinhaufen und viele wirr durcheinander liegende Steine zu sehen sind, denen man die einstige Bearbeitung noch heute ansieht, stellen es außer Zweifel, daß den Scheitel des Berges einst, vielleicht schon in der Sorbenzeit, ein

war, hatte er seine zahlreichen Schätze dicht neben dem Burgbrunnen vergraben, seine Kinder aber, drei Mädchen von großer Schönheit, hinausgeführt in den heiligen Hain und sie hier geloben lassen, dem Glauben ihrer Väter treu zu bleiben und die heiligen Gebräuche ihres Volkes fortzuüben. Als die Deutschen in die Gegend einrückten, brannten sie die Burg nieder, ließen aber die drei Schwestern, welche unterdessen ein kleines Gehöft am Berge bezogen hatten, ziemlich unbelästigt in ihrer Verborgenheit leben. Allerdings traf auch sie, was jetzt über alle ihre Stammesgenossen in der Umgegend erging: sie mußten den Weisungen der deutschen Herrschaft willigen Gehorsam leisten und die Taufe und den christlichen Glauben annehmen. Letzterer Anordnung kamen sie indessen nur widerwillig nach; denn der neue Glaube stand im Widerspruch mit ihrem dem Vater geleisteten Gelübde und erlaubte ihnen nicht, manchen alten, liebgewordenen Gebrauch weiter zu pflegen; sie fühlten sich darum oft in ihrem Herzen beschwert und gingen häufig zur Nachtzeit mit anderen Genossen hinaus zum zerschlagenen Opferstein und huldigten allda ihren heidnischen Gebräuchen.

Lange blieb das Treiben der Schwestern und ihres Anhanges verborgen. Als aber gegenüber ihrer Wohnung aus dem Wald am Geiersberg heraus ein Kirchlein sich erhob und die Mönche dort das geistliche Amt mit Strenge übten, da setzten diese auch den Zusammenkünften am Opferstein ein Ziel und zogen die Schwestern, als die Veranstalterinnen derselben, zu strenger Rechenschaft. „Ihr dient dem Herrscher der Hölle," eiferten sie; „wohlan, da ihr unsere Warnungen und Mahnungen nicht beachtet habt, so sollt ihr auch dem Bösen verfallen sein. Wir sprechen den Bann über euch; freud- und friedlos sollt ihr sein, bis es euch gelingt, ein Christenkind zu herzen und zu küssen, das man aus dem Walde herein nach Sankt Margareten zur Taufe trägt."

In der That gewann es den Anschein, als walte über den aus der Gesellschaft Gestoßenen von Stund an kein freundlicher Stern mehr. Jedermann mied den Umgang mit ihnen; sie hatten weder Rast noch Ruhe und mußten öfters in der Nachtzeit, wenn die wilde Jagd anhob, ihren schauerlichen Umzug zu halten, wie das gehetzte Wild den finsteren Wald durchirren. Das waren böse, harte Zeiten für die Schwestern, traurige Erlebnisse, welche endlich in ihrem Herzen die Reue aufkeimen ließen, dem Willen des Vaters gemäß gehandelt zu haben. Vergeblich erwies sich auch das Bemühen, den wenigen, zufällig in ihre Nähe kommenden Menschen sich freundlich zu nahen; vergeblich war die Bitte bei den Mönchen zu St. Margareten, den bösen Zauber zu lösen, welchen ihr Bann über sie gebracht hatte: die Not blieb und nahm zu, je älter sie wurden.

Manches Jahr war bereits verschwunden, und noch immer harrten die Schwestern des Zusammentreffens mit einem Kinde, das im nahen Kirchlein die Taufe empfangen sollte. Zwar hatte der Zufall die Gelegenheit hierzu einige Male geboten; aber die Scheu vor den Gebannten war so groß, daß man bei

---

Burgbau krönte. Manche lassen sich durch die erwähnten Bautrümmer bestimmen, die Höhe als eine heidnische Opferstätte zu erklären. Der Berg, welcher über die Stadt Kirchberg und deren Umgebung eine reizende Aussicht darbietet, hat seine Sage, die es verdient, daß sie in weiteren Kreisen bekannt werde.

ihrem Erscheinen stets zur Seite wich und schon aus der Ferne den Versuch einer Annäherung zu hindern suchte. — Da gewahrte einst in einer Nacht die jüngste der Schwestern in der Gegend, wo, umgeben vom dichten Wald, eines Köhlers Hütte stand, noch helles Licht. Von dem Wahrgenommenen unterrichtet, schlichen alle drei, begleitet von zwei treuen Knechten, bis zur Hütte und bemerkten, daß des Köhlers Weib ein Kind geboren hatte. Sogleich stand der Entschluß in ihnen fest, dem Kinde, wenn es zur Taufe getragen würde, zu nahen und dessen Begleitung um die Erfüllung ihres Wunsches anzugehen.

Es währte auch nur kurze Zeit, bis an einem späten Nachmittage der Köhler in Gesellschaft weniger Personen auf dem schmalen Waldpfade dahergeschritten kam, um seinen Neugeborenen nach St. Margareten zur Taufe zu bringen. Alsobald trat die älteste der Schwestern an ihn heran und sprach: „Lieber, laß mich dein Kind sehen und herzen; du sollst dafür auch diesen schönen, glänzenden Stein haben! Schau nur, wie er in der Sonne blitzt und funkelt.“ Doch der Angeredete wandte sich ab und entgegnete: „Ich begehre weder deinen Stein, noch sollst du mein Kind sehen; halte mich nicht auf und laß mich weiter gehen!“ Bald darauf kam auch die zweite Schwester und sagte: „Lieber, sieh dieses Geldstück, es soll dir gehören, sobald du mir erlaubst, dein Kind einen Augenblick auf meinen Armen wiegen zu dürfen.“ „Nein,“ rief unwillig der Köhler, „deines Geldstücks wegen gebe ich den Kleinen nicht aus meinen Händen; blicke nur empor, welch schweres Wetter am Himmel dräuet; ich will eilen, weiche zur Seite!“ Abermals, einen Steinwurf weiter, kam die dritte Schwester dem Taufzuge entgegen. „Ei, lieber Köhler,“ begann sie im munteren Ton, „Freya, die liebreiche, hat dir ein Kind beschert, welches du ohne Zweifel jetzt zur Taufe trägst; hier nimm diesen Wickel Flachs als Taufgeschenk, er soll deinem Kinde Segen bringen; doch erlaube mir, den Kleinen auf einen Augenblick zu sehen.“ Da reichte der Vater dem Mädchen, weil es gar so herzlich bat, das Kind, und dieses drückte rasch einen warmen Kuß auf dessen Lippen. Noch redeten beide miteinander, als das Glöcklein von der Kapelle eifrig mahnte, das Gespräch einzustellen. Über den brausenden Bach auf schwankendem Steg eilte der Köhler hinauf zur Kapelle, das Mädchen aber raschen Laufes zu den in banger Erwartung harrenden Schwestern. Wie fröhlich lenkten diese jetzt die Schritte ihrem Hofe zu, wie glücklich saßen sie, nachdem der jüngsten die Ausführung des längst gehegten Vorhabens gelungen war, dort beisammen! Die That, einst als Bedingung für die Lösung des auf ihnen lastenden Bannes gestellt, war erfüllt, und von nun an sollte der Böse keine Macht mehr über sie haben.

Die Taufhandlung in der Kapelle war längst beendet; aber das inzwischen zum Ausbruch gekommene Gewitter hinderte bis zum späten Abend den Köhler an der Rückkehr zu seiner Hütte. Mit mächtiger Gewalt tosete diesmal der Donnergott. Mehr als einmal fuhr der blendende Strahl, wie von der Kapelle aus zu bemerken war, in die Waldung des Vorberges nieder und mußte zuletzt auch gezündet haben; denn man sah trotz strömenden Regens dort dichten Qualm und Rauch aufsteigen. Dazu ließ sich ein Pfeifen, Rollen und Poltern in der Luft vernehmen, als wenn der Fürst der Hölle selbst sein Wesen triebe. Letzteres war

in der That auch der Fall; denn erzürnt darüber, daß drei durch den Bann ihm verfallene Seelen seiner Herrschaft zu entrinnen gewußt hatten, fuhr er grimmig und tobend im Wetter davon.

Endlich hatte die Natur ihre Ruhe wieder gefunden; am Himmel leuchteten bereits die Sterne, und in reicher Fülle sandte der Mond sein silbernes Licht zur Erde, als der Köhler mit seiner Begleitung den Heimweg antrat. Ohne Aufenthalt kam er aber auch diesmal nicht am Berge vorüber. Mitten auf dem Wege an derselben Stelle, wo vor wenig Stunden eine der Schwestern den Anblick seines Kindes erbeten hatte, hörte er plötzlich seinen Namen rufen. Er blickte empor und sah zwischen den Bäumen hindurch oben auf einem vorspringenden Felsen die drei Mädchen in langen, weißen Gewändern stehen und hörte zugleich, wie sie ihm zuriefen: „Lieber Köhler, habe Dank, daß du dein Kind unserer Jüngsten zum Kusse reichtest! Du hast uns dadurch aus schwerer Not und Drangsal befreit. Komm nur onder Scheu herauf und nimm an den Schatz, mit dem wir dir lohnen wollen!" — Aber dem Angerufenen und seinen Begleitern liefen bei diesen Worten die Schauer bald kalt, bald heiß über den Rücken; sie schlugen eiligst ein Kreuz und suchten schnell weiter zu kommen.

Gegen den anbrechenden Morgen hin mochte es jedoch den Köhler gereuen, der Einladung nicht Folge geleistet zu haben. Die Gedanken an den dargebotenen, von ihm aber so leichtfertig verschmähten Schatz beherrschten seine ganze Seele, und es peinigten ihn wegen seines Verhaltens um so mehr allerlei Vorwürfe, als ja die Schwestern sich ihm immer freundlich erwiesen hatten. Mit dem ersten Morgenstrahl, der seine Hütte traf, war er darum auch schon auf den Beinen, ging auf den Berg und forschte nach den drei Mädchen. Er kam zu ihrem Hof, doch dieser lag still und ausgebrannt vor ihm; er stieg hinauf zum zerklüfteten Gemäuer der Burg, aber auch hier war nichts von den Gesuchten zu sehen und zu hören. Mißmutig lagerte er sich nunmehr in das Gras und rief mit fast weinerlicher Stimme und allerlei zärtlichen Worten nach den Schwestern. Doch auch dies schien ange keinen Erfolg zu haben. Endlich gewahrten seine Augen hinter einem großen Steine ein kleines, graues Männlein mit langem, weißem Barte, welches also zu ihm redete: „Thörichter, warum störst du die kaum begonnene Ruhe der Schwestern? Warum lohntest du ihr Vertrauen nicht wieder mit Vertrauen? Du hast dein Glück verscherzt; doch deines Sohnes werden sie gedenken, sobald die Sonne siebenmal über den Berg gegangen sein wird. Wisse, die einst Vielgeplagten schlafen jetzt bei ihren Schätzen im Berge; wenn sie erwachen, erscheinen sie wieder an dem Brunnen, und begegnet ihnen dann ein Menschenkind, dem sie wohlwollen, so beglücken sie es mit großem Gute."

An des Köhlers Kinde ist die Verheißung zur Wahrheit geworden; ebenso sind im Verlaufe der Zeiten die Schwestern mehreren nächtlichen Wanderern glückbringend erschienen. Aber es sollen die von ihnen gehüteten Schätze so groß sein, daß sie noch vielen Erwählten zu spenden vermögen. Wer davon haben will, der gehe nur zur Zeit der Frühlings- und Herbstsonnenwende, sobald es nächtet, auf den Berg; vielleicht erscheinen die Schwestern und lassen ihn Gnade finden vor ihren Augen.

Anton Bär.

Mei Haamet.

In vogtländischer Mundart.

Is dös a schö's Eckel
Wie kaans af der Welt!
Mir'sch nergnds net su wie
In man'n Vugtland gefällt.

De Baamer su grü' und
De Wiesen su bunt
Und de Gunge su darb und
De Maadle su rund.

De Luft su gesund und
Dor Barg net ze huch;
In' Wertshaus gut's Bier und
Do schreie se „guch!"

Und wie werd gearwet
Togaus wie a Feind;
Wie sei de Leit fleißig
Su lang de Sunn' scheint.

Mei Vugtland, mei Haamet,
Is schenner wie schie,
Und wer mer'sch net' glaam mog,
Soll ner erscht hergieh.

L. Riedel.

Walpurgisfeier im Vogtlande.

Die Walpurgisfeier ist jedenfalls ein Überrest aus dem heidnischen Götzendienste; nur hat sie dadurch, daß auf dem 1. Mai der Tag der vom Papste heilig gesprochenen Walpurga fiel, einen christlichen Austrich erhalten. Die genannte Heilige war eine Tochter des Königs Richard von England, kam um das Jahr 748 mit ihren beiden Brüdern Wilibald und Wunnibald nach Deutschland, wurde Äbtissin des Klosters Heidenheim bei Eichstädt und galt nach ihrer Heiligsprechung als Beschützerin gegen Verzauberung aller Art. Der Glaube der alten Germanen nahm an, daß in der Nacht vom 30. April zum 1. Mai die Alrunen (weise Frauen, welche mit dem Priesteramte bekleidet waren, Kräuter zu kochen und allerlei Zauberei auszuüben verstanden) sich auf dem Hörsel- und Inselsberge in Thüringen, auf dem Staffelsteine bei Bamberg, besonders aber auf dem Blocksberge im Harz versammelten, um daselbst Beratung mit ihrem Herrn und Meister zu pflegen.

Auf dem Hin- und Rückwege nach dem Orte der Versammlung trieben die Zauberinnen mancherlei Unfug, und die abergläubische Menge suchte sich durch verschiedene Zaubermittel gegen sie zu schützen. Drei Kreuze auf der Thürschwelle waren für die Hexen ein unübersteigbares Hindernis, und darum findet man diese auch heute noch da und dort eingeschnitten. Auch Rasenstücke, an den Eingang zum Stalle gelegt, oder frische Birkenreiser auf dem Düngerhaufen sind wohl geeignet, die Macht des Zaubers zu brechen. Würde es den bösen weiblichen Wesen gelingen, die Kühe zu behexen, so erhielte man von diesen Blut statt der Milch und wäre trotz aller Sorgfalt und Mühe nicht imstande, das Vieh fett zu füttern.

Sollen die Hexen auf ihren nächtlichen Streifzügen von einem ganzen Orte abgehalten werden, so müssen kräftigere Mittel in Anwendung kommen; denn wenn sie einmal am Hause sind, könnten sie auf leichte Weise ihren Gelüsten auf irgend eine Art Genüge leisten. Kräftige Bauerburschen müssen mit möglichst großen Peitschen die bösen Frauen ausklatschen. In den Dörfern ist darum am Walpurgisabende ein solches Durcheinander von Peitschenknallen zu vernehmen, daß ein nervenschwacher Mensch dadurch zur Verzweiflung gebracht werden kann.

Schöner und poetischer ist das Anzünden von Walpurgisfeuern auf den Höhen. Wenn am 30. April abends Hunderte von Fackeln in die Thäler herableuchten, so gewährt das einen ganz prachtvollen Anblick. Wie unsere heidnischen Ahnen auf ihren Opferplätzen in der Nacht vom 30. April zum 1. Mai ihre Feuer zur Ehre der Frühlingsgöttin Ostara anzündeten, so wird jetzt in derselben Nacht dem nahenden Mai ein Fackelzug dargebracht. Abergläubische Leute sind jedoch noch heute der Meinung, daß der Erntesegen dort, wo der Schein der Walpurgisfeuer geleuchtet hat, reichlicher sein werde als an andern Orten.

Zu Walpurgis, wie zu den heiligen Abenden, wird in manchen Wirtschaften nichts weggegeben, damit nicht der Segen aus dem Hause komme. Ein wenig Kuhdünger oder selbst ein Hälmchen Stroh, das aus dem Stalle fortgetragen wird, kann demjenigen, der es mitnimmt, Segen bringen. Wer an dem Glücke eines Nachbarn Anteil haben möchte, borgt von diesem zu Walpurgis eine Hand voll Salz oder sucht sein Licht an einem fremden Lichte anzuzünden. Doch kommt er bei solchen Versuchen oft schief an; denn wer den Brauch kennt, geht nicht in die Falle und leuchtet dem Salz- oder Lichtbedürftigen gehörig heim.

Das Schießen, das am Walpurgisabend gehört wird, gilt weniger den Hexen des Hörsel- und Blocksberges als vielmehr dem Bilmschneider. Das ist eine auf den Erntesegen des Nachbars neidische Person, die sich Sicheln an die Füße bindet und damit am frühen Morgen durch die Getreidefelder geht. Was der Bilmschneider abschneidet, geht dem Feldbesitzer verloren, kommt aber dem Schneidenden im nächsten Jahre zu gute. Das abgeschnittene Getreide wird von ihm nicht mitgenommen. Trifft ihn ein Feldbesitzer bei seiner heimlichen Arbeit und grüßt ihn, so muß der Zauberer elendiglich umkommen; aber wenn der Bilmschneider den, welchen er durch sein Vorhaben schädigen wollte, zuerst erblickt, so tritt der umgekehrte Fall ein, der Besitzer also muß sterben.

Da der Bilmschneider zu Pfingsten die Winter-, zu Johannis aber die Sommersaat durchwandert, so muß man ihm beizeiten sein schauerliches Handwerk legen. Das geschieht eben dadurch, daß man zum Walpurgisabend kreuzweise über die Felder schießt. Wo diese Vorsichtsmaßregel getroffen wird, da hat der Bilmschneider keine Macht.

Der Vogtländer gehört zu denjenigen Volksstämmen, die mit Zähigkeit an den alten Bräuchen festhalten und selbst die Polizei zu überlisten suchen, wenn sie ihnen in den Weg treten will. Die Zeit der Aufklärung hat zwar manches Abergläubische gestürzt; aber im Herzen der Alten ist vieles, was uns lächerlich erscheint, noch ebenso fest gewurzelt wie der Glaube an Gott. Die Sympathie-

kuren erscheinen heute noch vielen Vogtländern weit wichtiger als die Kunst der Ärzte, und der Glaube an Zauberei, deren Wirkungen ja durch die Walpurgisfeier gehoben werden sollen, geht damit Hand in Hand.

H. Arnold.

Das Hahnhaus bei Wernesgrün.

Das Dorf Wernesgrün bei Auerbach hatte im dreißigjährigen Kriege viel von den Schweden zu leiden. Noch zeigt man dort in der Richtung nach Schnarrtanne zu einen hohen, mitten im Walde gelegenen überhängenden Felsen, das Estenloch genannt, unter dem die hart bedrängten Einwohner vor den Wütrichen Schutz suchten. Nicht weit davon liegt das Hahnhaus, ursprünglich eine Art Sennhütte und einem Wernesgrüner Gutsbesitzer gehörend, dessen Hirten einen Teil des Sommers hier zubrachten und erst im Herbst mit ihren Herden wieder nach dem Dorfe heimkehrten. Später wurde aus diesem einzeln stehenden Haus ein bedeutendes Wirtschaftsgebäude, und dieses bekam den Namen Meierhof, den es aber infolge eines gleich zu erwähnenden Ereignisses mit dem Namen „Hahnhaus“ vertauschte.

Es kamen nämlich — jedenfalls im Jahre 1639 — zwei Wernesgrüner Spitzenhändler von ihrer Reise aus dem Erzgebirge zurück und brachten die betrübende Nachricht mit, daß der schwedische Oberst Slange in Schneeberg auf das schrecklichste hause, plündere und morde, und daß dort alles in die Wälder und Bergschächte flüchte, um den Händen der Feinde zu entgehen; auch werde an einem der nächsten Tage der schwedische Hauptmann Ankerström mit einem Häuflein Soldaten durch das Dorf nach Plauen ziehen. Auf diese erschütternde Botschaft hin beschloß man, Weiber und Kinder in die Wälder zu schicken, die bedeutendsten Habseligkeiten in den oben genannten, mitten im Walde gelegenen und von hohen Fichten umschatteten Meierhof zu schaffen und einige zuverlässige Männer auf Kundschaft auszuschicken, die vom Herannahen der Schweden schnell Kunde bringen sollten. Unterdessen wollte man Brot, Fleisch und Branntwein in Bereitschaft halten, um die ungebetenen Gäste für den Augenblick zu befriedigen; würden sie aber trotzdem barbarisch verfahren, so solle Gewalt mit Gewalt vertrieben werden. Zu diesem Zwecke unternahm es ein Jüngling aus dem Meierhofe, Gideon Rink, der mehrere Jahre bei den Kürassieren gestanden und selbst in einigen Schlachten mitgekämpft hatte, die streitbaren Männer von Wernesgrün in den Waffen zu üben. Was an Feuergewehren aufzubringen war, wurde herbeigeschafft, und die übrigen Mannschaften wurden mit Sensen und Keulen bewaffnet.

Einige Tage nach diesen Vorfällen entstand plötzlich im Dorfe ein ungewöhnlicher Lärm. „Der Feind kommt!“ hieß es, und wirklich kamen einige Reiter das Dorf heraufgesprengt, aber nicht in schwedischer Kriegstracht, sondern in einem einfachen Jagdanzuge. Es war der Graf Czettwitz, der früher Hauptmann bei den Sachsen gewesen war und den genannten Rink in seiner Compagnie gehabt hatte. Ihm zur Seite ritt seine Verlobte, Hermine von Döring. Er erkundigte sich nach seinem früheren Untergebenen, und als Gideon eilig herankam,

sprang er vom Pferde und verlangte von ihm Schutz für seine Hermine. „Der schwedische Oberst Slange,“ sagte er, „der sie in Zwickau kennen gelernt hat, verfolgt sie wie ein Habicht; sie ist zwar bis jetzt seinen Schlingen glücklich entgangen, aber wir sind überall von seinen Kundschaftern umgeben; selbst der Ankerström, der hier in der Nähe vorbei nach Plauen ziehen wird, hat Auftrag, ihr nachzustellen.“ Man beschloß nun, sie in den Meierhof zu bringen und ihr Gideons Geliebte, Marie, als Gesellschafterin beizugeben. An demselben Abende kam auch eine Verwandte Rinks mit einem hochbeladenen Wagen, auf dem sich unter anderem Hühner und ein bunter Hahn befanden, an, um Schutz im Meierhofe zu suchen.

Schon am nächsten Morgen brachte ein ausgesandter Kundschafter die Nachricht zurück, daß Ankerström nicht über Wernesgrün, sondern über Schönheide und Auerbach nach Plauen ziehen werde. Und es verhielt sich auch wirklich so. Durch mancherlei Umstände am Vordringen verhindert, gelangte er erst bei hereinbrechender Nacht in das von seinen Bewohnern verlassene Dorf Schnarrtanne, wo er Halt machen und seine Soldaten in den leeren Häusern Unterkunft suchen ließ. Mitternacht war vorüber, als einer derselben, der nicht schlafen konnte, unter die Thür trat und, wie er öfters zu thun pflegte, das Krähen eines Hahnes nachahmte. Bald antwortete ihm vom Thale herauf ein wirklicher Hahn. Sogleich vermutete man ein Versteck, und der Hauptmann befahl, den Wald zu durchsuchen, wobei jener Soldat von Zeit zu Zeit krähte. Der verräterische Hahn verfehlte nicht zu antworten, und so war der Meierhof bald entdeckt und von allen Seiten umstellt. Die beiden Mädchen wurden gefangen, die Kostbarkeiten eingepackt, die Gebäude niedergebrannt. Darauf zogen die Schweden rasch nach Wernesgrün; hier aber war man von dem Unglücke in Kenntnis gesetzt und hatte die nötigen Maßregeln getroffen. Czettwitz mit seinen Reitern und Gideon mit seinen Mannschaften stellten sich am Taubenberge auf, um die Schweden hier bei ihrem Zuge nach Plauen zu überfallen; auch hatte Gideon die am Hohlwege zu beiden Seiten stehenden Fichtenstämme so weit durchsägen lassen, daß sie mit Reisighaken umgeworfen werden konnten.

Mittlerweile zogen die Feinde im Dorfe ein, verzehrten die ihnen dargebotenen Lebensmittel und verlangten eine unerschwingliche Geldsumme. Sie war nicht aufzutreiben, und so wurden denn einige angesehene Dorfbewohner gebunden, um als Geiseln mit fortgeschleppt zu werden. Den Hohlweg des Taubenberges herauf trabte soeben der Zug. Da tönte plötzlich an der Seite des Waldes ein dumpfklingendes Horn; unmittelbar darauf folgte eine Musketensalve und in einigen Augenblicken eine zweite. Mehrere Schweden fielen. Jetzt sprang Gideon schnell hervor, stach die Wagenpferde nieder, befreite die beiden Mädchen und durchschnitt die Fesseln der Geiseln. Unterdessen aber hatten die Schweden sich von ihrem Schrecken erholt und fingen an, die Seiten des Hohlwegs zu erklimmen. Das tapfere Häuflein schien verloren — da prasselten plötzlich die Riesentannen über den Feinden zusammen und warfen sie gräßlich verstümmelt in den Hohlweg zurück. Keiner entkam. Rinks Meierhof wurde aber bald wieder aufgebaut, und zum Andenken an die Begebenheit befestigte man auf dem Giebel des Hauses einen eisernen Hahn; daher der Name „das Hahnhaus“. K.

Der Schneckenstein im Vogtlande.

Der Schneckenstein, welcher seinen Namen von den zahlreich an seinem Fuße in Höhlungen und Klüften sitzenden kleinen Schnecken (gegenwärtig ist der Fels und seine nächste Umgebung freilich sehr schneckenarm), nach anderer Deutung von Schöneck, das im Volke Sch'neck genannt wird, erhalten haben soll, erhebt sich isoliert auf einer kleinen Waldblöße als aufrechtstehender Stock aus dem Glimmerschiefergebirge des oberen Vogtlandes, welches sich als ein wenig breiter Streifen von Tannenbergsthal bis hinauf nach Sachsenberg erstreckt. Durch eine senk-



Der Schneckenstein.

rechte, offene Spalte ist der Fels in zwei Teile geteilt. Er hat einen Umfang von vielleicht 250 Schritten und erreicht eine Höhe von 17 Meter. Eingehauene Stufen erleichtern seine Besteigung, und ein weiter Blick über den Wald hinweg ins Land erfreut dann das Auge. Im Laufe der Zeit hat der Fels vielfache Umgestaltungen erlitten. Angehäufte Bruchstücke, zerschlagen von den Hämmern der Topassucher, liegen ringsumher. Durch zahlreiche, jedenfalls ursprünglich mit Topasen und Bergkrystallen ausgekleidete Höhlungen erhält der Felsen auf seiner Oberfläche ein zerfressenes Ansehen.

Der als besondere Gebirgsart anzuführende Topasfels ist eine Breccie (Breccien sind verkittete, eckige, scharfkantige Gesteine, stets am Fundorte gebildet und deshalb fast stets massig, nicht geschichtet) von Turmalinschiefer, dessen ein-

zelne Stücke von Topas nebst Kaolin (Porzellanerde) verkittet wurden. Der Turmalinschiefer besteht aus wechselnden Lagen von körnigem Quarz und schwarzem Turmalin, wodurch das Gestein ein besonders in abgeschliffenen Stücken recht scharf ausgeprägtes bandartiges Ansehen erhält. Quarz tritt als Hauptbestandteil desselben auf.

In dieser quarzreichen Turmalinschieferbreccie finden sich Höhlungen, die an den Wänden mit Quarzkrystallen ausgekleidet sind. In diesen Höhlen oder Drusen liegen, teils frei, teils in Kaolin eingebettet, die Topaskrystalle. Inbetreff der Durchsichtigkeit sind alle Grade vertreten. Die Farbe derselben ist ein schönes Weingelb, doch finden sich auch dunklere und solche von hellerem Gelb bis zum vollständigen Weiß. Sie krystallisieren in achtseitigen Prismen von vier breiten und vier schmalen Seiten. Pulverisiert man einen Topaskrystall und erhitzt ihn dann im dunkeln Zimmer über einer Spiritusflamme, so bemerkt man ein grünes, bei stärkerer Hitze in Blau übergehendes Licht.

Man teilte die Schneckensteiner Topase ehemals ein in Ring-, Hemdenknopf-, Schnallensteine, Karmoisiergut (Steine, welche zur Einfassung eines größeren Edelsteins verwendet werden) und unreines Gut. Die Preise, welche nach alten Mitteilungen von dem dazu verpflichteten Taxator Joh. Georg Heilmann in Freiberg festgestellt wurden, betrugen für ein Pfund Ringsteine 10 bis 15 Thaler, für ein Pfund Hemdenknopfsteine 8 bis 10, für ebensoviel Schnallensteine 5 bis 7, Karmoisiergut $1^1/_2$ bis 4 Thaler. Der größte in jenen Mitteilungen erwähnte Topas wog $1^1/_2$ Quentchen. Im Grünen Gewölbe zu Dresden sieht man Topase von 4 Zoll Länge und 2 Zoll Breite. Wer jetzt nach dem Schneckenstein wandert in der Hoffnung, prächtige Krystalle zu finden, der wird sich täuschen. Zwar wird er Topase finden, aber kleine und unbedeutende. Wenn nicht von neuem größere Massen des Felsens losgesprengt und auf diese Weise neue Anbrüche bloßgelegt werden, so ist es ein seltener Fund, wenn der Besucher einen schönen Krystall mit nach Hause bringt. Man wird sich oft damit zufrieden geben müssen, den Felsen, diese Seltenheit der Erde, gesehen zu haben.

Der erste Topassucher, der den Wert der Krystalle kannte, war, wie man erzählt, ein Tuchmacher aus Auerbach, Namens Kraut. Aus Furcht vor Strafe wegen des bekannt gewordenen, jahrelang getriebenen Schleichhandels und gegen eine Belohnung zeigte Kraut das Vorhandensein der Topase am Schneckenstein dem Kurfürsten August II. an, der den Felsen von den Besitzern des Grund und Bodens, Herrn von Trützschler auf Falkenstein, kaufte und 1737 einer eigenen Gewerkschaft überließ.

Die 124 Kuxe zählende Gewerkschaft bestand außer Bürgern von Falkenstein, Auerbach, Schneeberg, Plauen u. s. w. auch aus mehreren Edelleuten und kurfürstlichen Beamten; von letzteren wird der bekannte Minister Graf Brühl genannt. Die Zeche war Tageszeche und nannte sich „Königskrone“. Die guten Steine blieben bis zur Ablieferung „versiegelt“ beim Schichtmeister; später wurden sie beim Bergamte Voigtsberg niedergelegt.

Über die Ausbeute erfahren wir aus alten Mitteilungen: Im Jahre 1752 wurden außer 28 Pfund $26^1/_2$ Lot nicht sortierten Topasen an guten Ringsteinen

1 Pfund 16 Lot $2^1/_2$ Quent (zusammen 237 Stück) und in den Jahren 1767 bis 1772 überhaupt 88 Pfund 8 Lot Topase gewonnen. Außer einem Steiger arbeiteten höchstens 5 Häuer, zuweilen auch nur der Steiger und ein Häuer. Durch Pulver, Schlägel und Eisen wurden die Topase bloßgelegt.

Im Jahre 1800 wurde der Schneckenstein der Bergakademie Freiberg übergeben, welche noch heute Eigentümerin desselben ist. Jetzt wird der Fels nicht mehr bearbeitet, da der Wert der in ihm eingeschlossenen Edelsteine, welche den ostindischen, sibirischen und brasilianischen nicht gleichstehen, bedeutend gesunken ist.

F. Phenn.

Julius Mosen, ein hervorragender Sohn des Vogtlandes.

Julius Mosen wurde am 8. Juli 1803 im Schulhause zu Marieney bei Schöneck geboren. Sein Vater, Johann Gottlob Mosen, der am 4. November 1778 in Arnoldsgrün ebenfalls als Sohn eines Dorfschulmeisters das Licht der Welt erblickt hatte, war ein hochbegabter Mann, der, auf der Lateinschule zu Plauen gebildet, mit seinem Wissen und Können weit über die engen Verhältnisse eines abgelegenen Dörfleins hinausragte, seinen Bauern gewaltig imponierte und ihnen in Zeiten der Not, wie z. B. während der Freiheitskriege, ein unverzagter, stets bereiter Helfer war. Julius Mosen hat diesem Schulmanne von echtem Schrot und Korn, in dessen feurigem Geiste sich tiefe Religiosität, wahre Vaterlandsliebe, Pflichtgefühl und eine hohe, dichterische Begabung harmonisch verbanden, ein herrliches Denkmal in seinen „Erinnerungen" gesetzt.

Die Mutter des Dichters, die treue, aufopfernde Lebensgefährtin des Vaters, war die am 26. Oktober 1779 in Ölsnitz im Vogtland geborene Sophie Magdalene Eniglein.

Die in der herrlichen vogtländischen Bergluft verlebten Tage ungebundener Freiheit, das Herumschweifen in Wald und Flur, das von dem Vater und seinen Söhnen mit gleicher Leidenschaft getriebene Jagen, Vogelstellen und Fischen legten in den Knaben jenen träumerischen, für Waldesdunkel, Wiesengrün und Bachesrauschen schwärmenden Hang, der in späteren Jahren Mosen vor allen anderen deutschen Dichtern auszeichnen sollte.

Eines der köstlichsten Kleinodien der vaterländischen Litteratur sind die von rührendem Heimweh zeugenden „Erinnerungen" Mosens, die der schwerkranke Dichter fern im Norden, in Oldenburg, schrieb; Erinnerungen, in denen, wie er selbst sagt, „sein erquickungsdurstiges Auge eine grüne, ruhige, sonnige Stelle in den erlendurchzogenen Thälern seiner Heimat fand".

Von Ostern 1817 bis Ostern 1822 finden wir Julius Mosen auf der städtischen Lateinschule zu Plauen, die damals endlich ihren Umzug aus den klösterlichen Mauern des Diakonats, in denen einst der Vater seine Bildung erhalten, in das „vogtländische Kreisschulhaus" bewerkstelligt hatte, das heute der Königlichen Baugewerkenschule dient. Der berühmte Rektor der städtischen Lateinschule zu Plauen, Mag. Adolf Friedrich Wimmer, war der Pate Julius Mosens.

Der frische Dorfknabe, der beim Abschied von Marieney seine Mitschüler durch ein selbstverfaßtes Gedicht zu Thränen gerührt hatte, kam in die Tertia und durchlief vorschriftsmäßig die Klassen. Seinen Lehrern und der Schule, der er seine Bildung und die Entwicklung seiner dichterischen Anlagen verdankte, hat Mosen bis an sein Ende die größte Anhänglichkeit und Liebe bewahrt.

Im Jahre 1822 bezog er als Student der Rechte die Universität Jena. Hier erwartete ihn die Unterstützung eines mächtigen Gönners, des Hofrats und Professors Hand, der als Freund Goethes und Erzieher der hochseligen Kaiserin Augusta sich einen Namen gemacht hat und ein Sohn des Superintendenten Johann Christian Hand in Plauen war, bei dem seiner Zeit Julius Mosens Vater als Gymnasiast die Dienste eines Famulus versehen hatte. Der junge Student nahm trotz seiner Mittellosigkeit lebhaften Anteil am fröhlichen Leben der Jenenser Burschenschaft, machte z. B. den berühmten Auszug nach Kahla mit, studierte aber auch fleißig und entwickelte eine schon ziemlich bedeutende litterarische Thätigkeit. So verfaßte er eine Novelle, „Der Gang zum Brunnen", und schrieb ein Festgedicht auf den Rektor Magnificentissimus der Universität, den Großherzog Karl August von Weimar, das von Goethe als das beste mit dem ersten Preise gekrönt wurde; ebenso beteiligte er sich an der Herausgabe von Kosegartens lyrischen Dichtungen und veröffentlichte mit zwei Klassenbrüdern von der Lateinschule in Plauen, dem spätern Rektor Braun in Königstein und dem nachmaligen Oberpfarrer Ploß in Mittweida, ein Bändchen „Gedichte von einigen Freunden auf der Hochschule".

Im August 1823 starb nach unsäglich schweren Leiden, nachdem er auch in Jena vergeblich Hilfe gesucht, der Vater des Dichters im noch nicht vollendeten fünfundvierzigsten Lebensjahre. Julius Mosen und dessen nächstältester Bruder Eduard, der 1884 als Oberpfarrer in Zschopau starb, verwalteten eine Zeit lang das Amt des Vaters; dann verzog die Mutter nach ihrer Heimat Ölsnitz, und der vom Tode des Vaters tief gebeugte Student fand Trost und Zerstreuung in einer Reise, die schon seit langer Zeit sein Dichten und Trachten ausmachte und die ihm nur durch die bereitwillige Unterstützung seines Freundes Dr. Kluge ermöglicht wurde. Dieser uneigennützige Mann, dem Deutschland vielleicht seinen Dichter Julius Mosen verdankt, reiste mit diesem nach Italien, verließ ihn hierauf, um Ägypten zu besuchen, versah aber zuvor den Reisegefährten mit den Mitteln, fast zwei Jahre lang im Lande seiner Sehnsucht sich aufhalten zu können. Glücklicherweise hatte Julius Mosen vom seligen Vater die Liebhaberei und Anlage zum Zeichnen und Malen geerbt, und sein Tagebuch, das er im Süden geführt, und das bis jetzt noch nicht herausgegeben worden ist, enthielt eine Fülle von Zeichnungen von Landschaften, Gebäuden, Denkmälern, Porträts von Personen, sogar Nachbildungen von Gemälden aus Kirchen und Galerien. Vom Grabe des Virgil schickte er seinem alten Lehrer und Paten, dem Rektor Wimmer in Plauen, einen Lorbeerzweig, den dieser hocherfreut seinen Gymnasiasten zeigte.

Aus Italien, das er in allen Richtungen durchstreifte, besonders aus Rom, wo der Umgang mit Künstlern aller Art den jungen Vogtländer in das Verständnis der klassischen Kunst einführte, und wo er mit Hilfe seiner Sprachkenntnisse

im stande war, das Volk in allen seinen Schichten zu belauschen, brachte Mosen die Stoffe zu seinen bedeutendsten Werken mit. „Kaiser Otto III.“, „Cola Rienzi“, „Die Bräute von Florenz“, „Der Kongreß von Verona“, „Ritter Wahn“ sind direkte Erinnerungen an Italien.

1826 kehrte Mosen in die Heimat zurück, wo er zuvörderst das bereits in Italien begonnene Epos vom „Ritter Wahn“ vollendete. Eifrigst widmete er sich hierauf unter Entbehrungen mancherlei Art in Leipzig dem Studium der Rechte und bestand 1828 im Frühjahr glänzend sein Examen. Er begab sich



alsdann zu einem Freunde seines verstorbenen Vaters, dem Advokaten Schweinitz in Markneukirchen, um daselbst seinen Acceß zu machen. Drei Jahre lang blieb er in dieser Stadt, die zur bleibenden Erinnerung an seinen Aufenthalt im Jahre 1892 eine Gedenktafel an dem Hause anbringen ließ, in dem Mosen damals gewohnt hat. Er verließ Markneukirchen, als die Nachricht von der französischen Julirevolution nach Deutschland kam. Er, der als Knabe die Freiheitskriege mit erlebt, der in seinem stillen Dörfchen Truppendurchmärsche aller Art gesehen, der schon auf der Lateinschule in Plauen zu patriotischen Gedichten sich begeistert hatte, hoffte jetzt eine Besserung der traurigen politischen Verhältnisse in Deutschland; er eilte nach Leipzig, nahm lebhaften Anteil an der dortigen

Bewegung, fand auch einen Verleger für seinen Aufsehen erregenden „Ritter Wahn“ und machte, als die Gemüter sich wieder beruhigt hatten, seine Specimina, wie man es damals nannte, wodurch er zur selbständigen Rechtsanwaltsthätigkeit und zur Anstellung als Richter befähigt wurde.

1831 fand Mosen Anstellung am Patrimonialgerichte zu Kohren. Der Besitzer der drei Rittergüter Kohren, Sahlis und Rüdigsdorf war Dr. Crusius, in dessen Familie der neue Aktuar die liebenswürdigste Aufnahme fand. Hier entstand seine „Novelle mit Arabesken Georg Venlot“, sein Schauspiel „Heinrich der Finkler“ und die herrlichsten, zu wahren, unsterblichen Volksliedern gewordenen Gedichte „Der Trompeter an der Katzbach“, „Die letzten Zehn vom vierten Regiment“, „Andreas Hofer“. Zu den beiden letzten erfand August Schuster, ein vogtländischer Landsmann und Freund des Dichters, der zuerst Theologie studiert hatte und dann zur Musik übergegangen war, die Tonweisen. Jedermann kennt die vom „Andreas Hofer“, und so sei hierdurch dem leider viel zu früh verschiedenen Komponisten ein ehrend Denkmal gesetzt.

In Kohren war es auch, wo der Aktuar Mosen ein Orgeldreherweib bestrafen mußte, weil es ohne Gewerbeschein seine „letzten Zehn vom vierten Regiment“ auf der Straße gespielt und gesungen hatte.

Das liebenswürdige Bestreben der Familie Crusius, den Dichter durch eine Verheiratung mit der Schwester des Herrn vom Hause dauernd an Kohren zu fesseln, veranlaßte den nach Ruhm und Freiheit strebenden Mosen, seine Aktuarstelle aufzugeben und seine Schritte nach Dresden zu lenken, wo er sich 1834 als Rechtsanwalt niederließ. Hier gab er in der folgenden Zeit seine „Gedichte“ und einen Band „Novellen“ heraus, die er später in den großen Novellenkranz einfügte, den er „Bilder im Moose“ genannt hat; ebenso veröffentlichte er sein Schauspiel „Heinrich der Finkler“ und sein zweites und bedeutendstes Epos „Ahasver“, das des Schönen so viel enthält, daß es in vielen Stellen mit den ersten Meisterwerken der alten und neuen Zeit verglichen werden kann. Seinen Ruhm besiegelte außerdem die wohlgelungene und wiederholte Aufführung seines Dramas „Otto III.“

1840 erhielt Mosen wegen seiner Verdienste um das deutsche Theater von der Universität Jena die philosophische Doktorwürde honoris causa. Am 4. Januar 1841 verheiratete er sich mit Minna Jungwirth, der Tochter des 1825 verstorbenen Landgerichtsdirektors Jungwirth in Wittenberg, die seit dem Tode ihrer Eltern eine neue Heimat im Hause des Hofrats Kreißig in Dresden gefunden hatte. In ihr sollte der Dichter nicht nur eine gleichgestimmte Seele finden, die ihm in seinem Streben zu folgen und seine tiefsten Gedanken zu verstehen wußte, sondern auch eine treue, aufopfernde Lebensgefährtin, die mit ihrem gemütlichen und heiteren Wesen den düstern Lebensabend des geliebten Mannes verklärte, soweit dies überhaupt möglich war.

Während seines Brautstandes hatte der Dichter ein schwungvoll lyrisches und zugleich leidenschaftlich tragisches Drama vollendet, „Die Bräute von Florenz“. Der Dichter wohnte mit seiner jungen Frau in der Rosmaringasse, während

des Sommers in Strehlen, wo ein stattlicher Kreis gleichgesinnter Männer ihn umgab. Es seien genannt der Historienmaler Joh. K. Bähr, dem wir das beste Bild von Mosen vom Jahre 1838 verdanken, Prof. K. Förster, A. Ruge, die Bildhauer Hähnel und Rietschel, H. von Langenn, der Erzieher des damaligen Prinzen und jetzigen Königs Albert, Dr. Herm. Brockhaus, Baron von Weyrauch, Dr. A. Peters u. a. Auch Uhland, Hoffmann von Fallersleben, Em. Geibel und A. Stahr besuchten hier Julius Mosen. Trotz seiner ausgedehnten amtlichen Thätigkeit fand er Zeit, im Anfange der vierziger Jahre den großen zweibändigen Roman „Der Kongreß von Verona", sowie die Trauerspiele „Herzog Bernhard von Weimar", „Cola Rienzi" und den „Sohn des Fürsten" zu vollenden. Das letztgenannte Schauspiel, welches den Zwiespalt zwischen Friedrich dem Großen und seinem Vater behandelt, erfuhr seine erste Aufführung in Oldenburg. Es ist ein wahrhaft prophetisches Dichterwerk, welches die Neugestaltung Deutschlands unter Preußens Führung voraussieht, diese vom Dichter so ersehnte Einigung des Vaterlandes, für die sein ältester Sohn Erich, der freiwillig 1866 und ebenso 1870 ins Heer eingetreten war, bei Mars la Tour sein Blut verspritzte.

Der Großherzog von Oldenburg Paul Friedrich August war durch den damaligen Konrektor des Oldenburger Gymnasiums A. Stahr auf Mosen aufmerksam gemacht worden; „Der Sohn des Fürsten" gab den Ausschlag; der ehemalige vogtländische Schulmeisterssohn wurde 1844 mit dem Titel Hofrat als Dramaturg an das Hoftheater zu Oldenburg berufen.

Wohl fiel dem Dichter der Abschied von Dresden schwer; doch die Aussicht, ganz der Kunst und seinem angebornen Berufe leben zu können, versüßte den Trennungsschmerz, und so zog denn Mosen mit seiner Gattin und seinen zwei Söhnen dem Norden zu, nachdem er zuvor der lieben sächsischen Hauptstadt und ihren Einwohnern als Andenken eine Abhandlung über die Dresdener Gemäldegalerie hinterlassen hatte, die in der Gesamtausgabe seiner Werke unter dem Titel „Studien zur Kunst der Malerei" enthalten ist.

In Oldenburg trat Mosen mit großer Begeisterung in seinen neuen Wirkungskreis. Er wollte, unterstützt von einem kunstsinnigen Fürsten, das Hoftheater zu einer Pflegestätte wahrer dramatischer Kunst machen und sah es als seine Hauptaufgabe an, die Meisterwerke aller Zeiten und Völker zur Aufführung zu bringen. Sein Hauptaugenmerk richtete er auf die Leseproben der Schauspieler. So schreibt Gustav Moltke, damals erster Held und Regisseur des Schauspiels: „Wie meisterhaft verstand er ein Kunstwerk zu erläutern; wie wußte er die Charaktere zu klarer Anschauung zu bringen! Er durchdrang mit seinem feingebildeten Kunstsinn und seinem hellen Geiste bald den ganzen Aufbau einer Dichtung; bald wirkte er belehrend und bildend auf jede Rolle ein ... Freundlich und unermüdlich half er, wo er es für nötig und fördernd hielt, noch privatim weiter."

Unter seiner Leitung gingen die besten Schauspiele von Shakespeare, Calderon, Lessing, Goethe, Schiller, Gutzkow, Laube, Scribe über die Oldenburger Bühne.

So ruhmreich auch diese Zeit für Mosen ist, die deutsche Litteraturgeschichte wird die Größe Mosens in jener Periode finden, wo er noch nicht dem ihm unerreichbaren Ziele nachstrebte, ein deutscher Shakespeare zu werden, sondern jene

Perlen vaterländischer Lyrik schuf, die ihn berechtigten, auf diesem Gebiet der würdige Nachfolger Goethes zu werden.

Diese Saite seiner Muse erklang nochmals, als Mosen 1846 die allerdings schon früher, vornehmlich in Dresden geschriebenen „Bilder im Moose“ veröffentlichte, die eine dauernde Zierde unserer Litteratur bleiben werden. Sie sind in Prosa geschrieben, verdienen aber, eine Reihe lyrischer Gedichte genannt zu werden, denn welch eine Fülle der Liebe, welch eine Tiefe des Gemüts, welche Wärme des Gefühls ist in diesen „Bildern im Moose“ enthalten, die leider zu wenig bekannt sind. Wie viele gebildete Deutsche haben des Engländers Tennyson Gedicht „Enoch Arden“ gelesen, und niemand weiß, daß dies nur eine Umdichtung des „Ismael“ ist, jener herzergreifenden Erzählung aus den „Bildern im Moose“, die sich in der vogtländischen Heimat des Dichters abspielt!

Von seinen eigenen dramatischen Entwürfen vollendete Mosen in Oldenburg nur „Don Juan von Österreich“, das ein Seitenstück zu Schillers „Don Carlos“ und Goethes „Egmont“ ist.

Wer hätte geahnt, daß dieses Drama das letzte des Dichters sein sollte! Im Augenblicke, wo er sich immer mehr der Höhe seines Ruhmes näherte, zeigten sich bei ihm die Vorboten einer entsetzlichen Krankheit, die als gewöhnlicher Rheumatismus begann, sich aber später zu einer Lähmung entwickelte, die sich nach und nach über den ganzen Körper ausbreitete und zwanzig Jahre lang dauerte.

Eine Erkältung und zunehmendes Mißbefinden veranlaßten Mosen nach Helgoland zu gehen, aber er kam kränker zurück, als er hingegangen war. 1846 besuchte er Wildbad im Schwarzwalde, 1847 und 1848 war er mit Frau und Kindern in der Wasserheilanstalt Leesen in Mecklenburg, 1851 und 1852 in Wildbad Gastein; alles umsonst. Trotz alledem ließ er, den die Krankheit brechen, aber nicht beugen konnte, nicht in seiner amtlichen und schriftstellerischen Thätigkeit nach; denn er entwarf noch die Trauerspiele „Chriemhild“ und „Cromwell“ und begann das köstliche Kleinod unserer Sprache „Die Erinnerungen“. Aber dies alles blieb unvollendet.

Nachdem der letzte Versuch, eine Besserung seines Leidens herbeizuführen, als gescheitert angesehen werden mußte, war Mosen gezwungen, seine amtliche Thätigkeit einzustellen, obwohl er noch zuweilen auf seinem Zimmer Leseproben abhielt. Die Krankheit verhinderte ihn zuerst am Gehen, dann vermochte er nicht mehr zu schreiben, zu lesen, ja auch das Sprechen wurde ihm zuletzt unmöglich, und unendlich rührend ist es, wenn wir erfahren, daß der arme Kranke klagte, nicht mehr im stande zu sein, sich die Thränen abzutrocknen.

Trotz seines Leidens suchte sich der Dichter noch den Humor zu wahren, und die fröhlichen Stunden waren aus seinem Hause nicht ganz verbannt. Wenn er die nie rastende Liebe der Seinen sah, die in ihrer treuen, aufopfernden Liebe miteinander wetteiferten, wenn die beiden jugendfrischen Söhne voller Burschenlust von der Hochschule heim in die Ferien kamen, dann leuchtete sein schönes, tiefes Auge vor Freude über das ihm gebliebene Glück.

Auch seine Freunde in Oldenburg suchten die Schwere seines Leidens zu mildern. Der General Mosle, Geh. Hofrat Günther, Präsident von Beaulieu=

Marconnay, Professor Laun und später auch Geh. Rat Jachmann und Präsident Meyer bildeten die sogenannte „Donnerstagsgesellschaft“, die sich regelmäßig in der Wohnung des Kranken versammelte.

Die schönste Freude wurde ihm zu teil, als zwei junge Freunde seines Hauses, Aug. Schwartz und Rudolf Berndt, die schon längst geplante Gesamtausgabe seiner Werke in die Hand nahmen. War schon 1856 J. Scherr für dieselbe thätig gewesen, so hatten doch Schwierigkeiten mancherlei Art das Jahr 1862 herankommen lassen. Jetzt traten die genannten Schwartz und Berndt mit einer Subskription auf die zu veranstaltende Gesamtausgabe zunächst an die deutschen Turnvereine heran. Der Plan gelang, und nun begannen, wie sein Sohn Reinhard Mosen in der Lebensbeschreibung seines Vaters sagt, für den Dichter Tage und Stunden, „in deren freudiger Aufregung die Krankheit oft fast zu verschwinden schien. Der kranke Körper richtete sich auf, die großen dunkeln Augen flammten, und machtvoll klang die sonst so matte Stimme, sei es, einen Kraftspruch zu thun, sei es, ein fröhliches Scherzwort in die Unterhaltung zu werfen.“ Übrigens war die Gesamtausgabe nicht aus pekuniärer Not unternommen worden; vor solchen Sorgen schützten den Dichter die Hochherzigkeit seines Fürsten und eine Pension aus der Schillerstiftung.

Auch das deutsche Vaterland und vor allem sein Vogtland nahmen teil an dem Schicksal des Dichters. Die Primaner des Gymnasiums zu Plauen schickten regelmäßig einen Glückwunsch zum Geburtstag, ein Dorf der Heimat sandte dem Leidenden zum Trost einen vollständigen „Waldgesang“, d. h. ein aus Hänfling, Zeisig, Fink und Stieglitz bestehendes Quartett. Der „Lahrer Hinkende Bote“ ließ auf Grund einer von ihm veranstalteten Sammlung dem Dichter am Weihnachtsabend 1863 einen kostbaren Ehrenbecher überreichen, deutsch-amerikanische Sänger und Offiziere schickten ein prächtiges Album, Freiligrath begrüßte ihn bei der Subskription auf die Gesamtausgabe mit einem feurigen Gedichte, die Stadt Brake bat ihn, ein dort vom Stapel laufendes Schiff „Julius Mosen“ taufen zu dürfen, und die Tiroler Sängergesellschaft Holaus konzertierte nie in Oldenburg, ohne den armen Dichter durch den Vortrag seines „Andreas Hofer“ am Krankenbette zu erfreuen.

Das Morgenrot einer neuen Zeit für Deutschland, das Jahr 1866, hatte Julius Mosen gesehen, den Aufgang der Sonne, das Jahr 1870, sollte er, der treue Patriot, nicht erleben. Am 10. Oktober 1867 endete der Tod sein ruhmvolles und doch so unglückliches Leben.

Zwei Fichten aus dem Heimatsdörfchen Marieney rauschen über seinem Grab und dem seiner treuen Gattin, die ihm 1880 im Tode folgte.

Eine Zeit lang schien der Sänger des „Trompeters an der Katzbach“, des „Andreas Hofer“, der „letzten Zehn vom vierten Regiment“ vergessen.

Wohl hatte man im Foyer des Theaters zu Oldenburg seine Marmorbüste aufgestellt, die Stadt Plauen eine Straße nach dem Dichter benannt, doch fehlte ein seinem Ruhme gebührendes Denkmal. Dieses geschaffen zu haben, ist das Verdienst des Vogtlandes, der Stadt Plauen und des Vereins Vogtländischer Studenten in Leipzig.

Am 8. Juli 1888, dem Geburtstage des Dichters, wurde in der Mitte der Stadt Plauen, am Postplatze, in Gegenwart des Prof. Gustav Mosen aus Zwickau, des einzigen noch lebenden Bruders, sowie des Oberbibliothekars Dr. Reinhard Mosen, des einzigen lebenden Sohnes des Dichters, und unter Teilnahme der Behörden und höheren Schulen, sowie des im Wichs erschienenen Vereins Vogtländischer Studenten ein stattliches Denkmal enthüllt, welches die von dem Bildhauer Dr. Kietz in Dresden entworfene Kolossalbüste Julius Mosens trägt.

Den Überschuß des Denkmalsfonds überwies man dem Lehrerseminar, aus dem des Dichters Vater, der wackere Marieneyer Schulmeister, hervorging, und dem Gymnasium, das als frühere städtische Lateinschule den vogtländischen Dorfknaben zuerst mit den Musen bekannt machte, so daß aus den Erträgnissen je einem abgehenden braven Schüler der genannten Anstalten zu Ostern jeden Jahres Julius Mosens Werke als Prämie überreicht werden können.

Dr. Max Zschommler.

Die Verfertigung von Musikinstrumenten in Markneukirchen und Umgegend.

Das obere Vogtland zeichnet sich gleichwie das obere Erzgebirge durch Rauheit des Klimas und Unergiebigkeit des Bodens aus. Seine Bewohner würden daher trotz der üppigen Wälder und der reizenden Thäler, die im Sommer von den erholungsbedürftigen Großstädtern aus dem Niederlande so gern aufgesucht werden, doch sehr beklagenswerte Menschen sein, wenn sie nur auf die Bewirtschaftung des Landes angewiesen wären. Aber bereits vor Jahrhunderten ist ihnen die Industrie zu Hilfe gekommen, und so kann man heutzutage von einer eigentlichen Not durchaus nicht mehr reden, sofern nur die Erzeugnisse der Industrie immer den nötigen Absatz finden oder, wie man zu sagen pflegt, „das Geschäft geht“. Unter den gewerblichen Unternehmungen, die im oberen Vogtlande ihren Sitz haben, und auf die das Vaterland förmlich stolz sein kann, steht die Verfertigung von Musikinstrumenten aller Art offenbar obenan. Dieselbe ist in der Hauptsache in Markneukirchen und in dessen Umgebung, auch in den Städten Adorf und Schöneck, den Marktflecken Klingenthal, sowie Erlbach und Brambach und einer Anzahl Dörfer, ingleichen in den angrenzenden böhmischen Orten Graslitz und Schönbach zu finden.

Es ist diese Industrie eine überaus seltene. Einen ähnlichen Industriebezirk giebt es nur im französischen Lothringen um Mirécourt im Wasgenwald und zu Mittenwald in Oberbayern. Von diesen drei Bezirken aus wird die ganze Welt mit Orchesterinstrumenten versorgt. Die erzgebirgische Industrie ist unter allen die älteste; ihr Bestehen läßt sich bis auf das Jahr 1580, also bis 300 Jahre zurückverfolgen. Besonders erlangte der sächsische Instrumentenbau einen merklichen Aufschwung zu der Zeit, da viele evangelische Bewohner der nahen böhmischen Städte Schönbach und Graslitz ihres Glaubens wegen die Heimat ver-

ließen und sich in Sachsen, namentlich in Markneukirchen und Klingenthal, ansiedelten. Noch heute weisen die gleichnamigen Firmen sächsischer und böhmischer Instrumentenfabriken wie die von Glier, Paulus, Heberlein, Reichel u. a. auf die gleiche Herkunft und Abstammung der Geschäftsinhaber hin.

Insbesondere war es der Geigenbau, der von alters her, begünstigt durch das Vorhandensein des damals noch geeigneteren Holzes in den riesigen Wäldern, namentlich am Südabhange des Gebirges, und durch Erfindung eines besonders guten Lackes, sehr gepflegt wurde. Die zahlreichen Geigenbauer Markneukirchens vereinigten sich 1677, die des Ortes Klingenthal 1766 zu Innungen und förderten so ihr Gewerbe nicht unbedeutend.

Im 17. und 18. Jahrhundert lebten in Italien, zu Brescia Caspar de Salo (1550—1612), Johann Paul Mazzini (1590—1640) und zu Cremona Nicolaus Amati (1596—1684), Anton Stradivari (1644—1737) und Josef Guarneri (1683—1745), die berühmtesten Geigenmacher aller Zeiten, deren Instrumente wegen ihres bestrickenden Klanges unerreichbar dastehen und heutigestags mit 30000 Mark und mehr bezahlt werden.

Diesen Vorbildern eiferten die Meister in Markneukirchen, dem sächsischen Cremona, nach, und obgleich sie dieselben niemals ganz erreichten, so ernteten sie dennoch die ungeteilteste Anerkennung ihrer Zeit. Sie zeichneten ihre Fabrikate mit Zetteln, wie J. G. Ficker in Cremona, J. F. Pfretzschner in Cremona aus, und bis auf unsere Tage hat man infolgedessen gemeint, daß die Genannten Schüler dieser großen italienischen Meister gewesen seien und in Italien gelebt hätten. Ihre Instrumente haben gegenwärtig, namentlich wenn sie geeignete Reparatur erfahren haben, ihrem Werte entsprechende, oft sehr namhafte Preise.

Durch Arbeitsteilung pflegt jede Industrie an Güte und Billigkeit der Erzeugnisse zu gewinnen, und so werden auch beim Geigenbau die einzelnen Bestandteile des Instrumentes von hierzu besonders befähigten Arbeitern gefertigt. Es entwickelten sich im vorigen Jahrhundert die Darmsaitenmacherei, die gegenwärtig zur Großindustrie geworden ist und ihresgleichen in keinem Lande der Erde hat, die Bogenverfertigung, die Stege-, Hals-, Griffbrett- und Saitenhalterschnitzerei, die Verfertigung der Geigenkörper und andere Zweigindustrien, die namentlich in der Umgebung Markneukirchens ihre Heimat haben.

In Markneukirchen selbst ist der Sitz des Kunstgeigenbaues, d. i. Verfertigung solcher Geigen, die durch Güte des dazu verwendeten Rohstoffes und durch Sorgfalt in der Anfertigung für das Spiel von Künstlern sich eignen. Hier ist ferner auch der Ort, wo an wertvollen Geigen die sich von Zeit zu Zeit notwendig machenden Ausbesserungen mit größtem Sachverständnis und peinlichster Genauigkeit ausgeführt werden.

Die Werkstätten, in welchen der Geigenbau betrieben wird, beherbergen gewöhnlich außer dem Meister nur einige Gesellen und Lehrlinge. Man nennt eine solche Herstellungsweise im kleinen „Hausindustrie".

Neben dem Geigenbau und seinen Zweigindustrien ist jedoch das obere Vogtland auch der Sitz der Verfertigung aller übrigen Orchesterinstrumente und der sogenannten Musikspielwaren. Die letzteren werden fast ausschließ-

lich in Klingenthal und seiner an bevölkerten Industriedörfern reich gesegneten Umgebung gemacht; die ersteren haben mehr ihren Ursprung in Markneukirchen und Umgegend.

Zu den Orchesterinstrumenten gehören außer den bereits oben genannten Streichinstrumenten noch die Holzblas-, Blechblas- und Schlaginstrumente. Die Holzblasinstrumente, welche zu ihrer Herstellung feiner Berechnung und besonderer Kunstfertigkeit im Bohren harter, zumeist fremder Hölzer und in der Anbringung einer Menge metallener Klappen bedürfen, müssen vom musikgeübten Verfertiger angeblasen und genau ausgestimmt werden, ebenso, wie auch der Geigenmacher seine Geige vor der Ablieferung oder Versendung erst noch auf ihren Ton prüft. Aber auch der Metallblasinstrumentenmacher ist genötigt, das von ihm gefertigte Blechinstrument auf seine Tonschönheit und Tonrichtigkeit hin anzusehen und etwaige Mängel vor Ablieferung abzustellen.

Kein Wunder, daß man, durch Markneukirchen gehend, aus dem einen Fenster den summenden Klang eines Streichbasses oder einer Tuba, aus dem andern die schrillen Laute des Piccolo oder die klaren Töne der Oboe, hier die schneidende Schärfe einer Violine, dort das Kreischen einer Klarinette, bald wieder die vollen Klänge eines Waldhornes, die näselnden eines Fagottes oder den schmetternden Schall der Trompete und der Posaune hört. Und wenn man nun bedenkt, daß nicht bloß Meister und Gesellen das Instrument zu spielen pflegen, das sie verfertigen, sondern daß gewöhnlich die Knaben schon mit dem 10. Lebensjahre oder noch früher sich auf dem Instrumente üben, mit dessen Bau sie sich später beschäftigen wollen — was sie nur dann mit Vorteil thun können, wenn sie es gut zu spielen verstehen —, so wird es erklärlich, daß wohl nirgends in der Welt soviel Musik gemacht wird als in dem oberen Vogtland, und daß z. B. in der Stadt Markneukirchen nicht weniger als fünf Musikchöre vorhanden sind.

Auch die Klänge von allerlei Saiteninstrumenten, welche angerissen werden, als Zithern, Guitarren, Mandolinen, Lauten, Bandurias und anderen, kann man vernehmen; denn auch mit diesen Instrumenten versorgt Markneukirchen die Welt.

In einzelnen kleinen Werkstätten, vielfach aber auch in großen Fabriken werden die Blechblasinstrumente gefertigt, die durch ihren goldenen Glanz, ihre seltsamen Formen und Biegungen das Auge fesseln und durch ihren gewaltigen Klang zu dem Gemüte sprechen. Gar kunstvoll muß das Maß, der Zuschnitt des Metalles, die Lötung der Rohre, die Biegung, die Zusammensetzung und die Verschönerung und Ausstimmung der einzelnen Teile bedacht und vollbracht werden, ehe die Instrumente so vollendet sich darstellen, daß sie allen Ansprüchen, namentlich denen der Militärmusiker, genügen. Deshalb haben die Instrumentenmacher eine schwere Lehr- und Lernzeit zu bestehen und bedürfen gründlicher Bildung und eifrigen Weiterstrebens. Die Königlich Sächsische Staatsregierung hat hierzu Gelegenheit gegeben durch die Gründung und Unterstützung von Musik- und Fachschulen für Instrumentenmacher in Markneukirchen, Klingenthal und Adorf und des Gewerbemuseums zu Markneukirchen, in welchem sich mehr als 900 ver-

schiedene Musikinstrumente befinden, die aus allen Teilen der Erde und aus den verschiedensten Zeiten stammen und zum Teil als Muster gebraucht werden.

Ein sehr weit verzweigter Teil der vogtländischen Musikindustrie ist auch die Verfertigung von Zungeninstrumenten, als Harmonikas, Konzertinos, Akkordions u. s. w. in Klingenthal und den Dörfern Zwota, Brunndöbra, Georgenthal, Ober- und Untersachsenberg u. a. Die Verfertigung solcher Instrumente ist gar nicht alt. Nachdem die Chinesen in ihrem „Schenz“, einer Art Mundorgel, schon vor Jahrtausenden Metallplättchen, welche zwischen rahmenartigen Ausschnitten schwingen, zur Anwendung gebracht hatten, wurde um das Jahr 1830 zuerst die Stimmpfeife und sodann in Wien die Blasharmonika hergestellt; und heutzutage werden in Millionen von Instrumenten von der geringsten Blasharmonika, die man auf dem Jahrmarkte für wenige Pfennige kauft, bis zum feinsten Harmonium, ja bis zur großen Kirchenorgel Metallzungen angewendet in einer Länge von 5 mm bis 25 cm und entsprechender Dicke und Breite. Zum Ausschneiden, Feilen und Ausstimmen derselben wendet man sogar besondere Maschinen an. Auch im Schwarzwalde und in einzelnen großen Städten, wie Wien, Gera und anderen, macht man derartige Instrumente. Ein Hauptbestandteil dabei ist der „Blasbalg“, dessen Herstellung im Vogtlande durch die Hausindustrie geschieht.

Mit dieser großartigen und wunderbaren Industrie ist ein die ganze Welt umspinnender Handel verknüpft, dessen Sitz zumeist in Markneukirchen ist. Die Aufgabe besonderer Händler ist es zunächst, für die Industrie die Rohstoffe zu beschaffen. Die Vielseitigkeit derselben spottet aller Beschreibung. Alle Erdteile müssen Erzeugnisse hierher abliefern. Einzelne Händler besorgen z. B. zu Geigendecken Fichtenholz aus dem Böhmerwald und den Karpathen; zu Geigenböden Ahornholz aus Tirol, Bosnien, Siebenbürgen; ferner Ebenholz und Elfenbein aus Ostafrika, Buchsbaumholz aus Persien und Kleinasien zu anderen Geigenbestandteilen; Pernambuk-, Pferdefleisch-, Eisen-, Schlangen- und andere Hölzer aus Südamerika, Muscheln, Schildkrot vom Großen Ocean, Horn aus den Pampas Südamerikas, Pferdehaare aus Sibirien und China: dies alles zu Geigenbogen; Schafdärme aus Rußland, Zentralasien, Sibirien, Schottland und Dänemark, Bimsstein und Schwefel aus Sizilien und anderen vulkanischen Orten zur Saitenfabrikation; alle möglichen Harze und Öle aus den verschiedensten Teilen der Erde zur Bereitung des Lackes; sodann Buchsbaum-, Rosen-, Grenadill-, Königs-, Jacaranda-, Nußbaum-, Ceder- und eine Menge anderer Hölzer aus Afrika und besonders aus Mittel- und Südamerika zur Verfertigung von Holzblasinstrumenten oder zur Verzierung von Zithern, Guitarren u. s. w.

Die Aufgabe anderer Händler besteht darin, den kaufmännischen Vertrieb der von den Meistern gelieferten Instrumente zu übernehmen. Weithin in alle Teile der Erde werden dieselben geschickt. Morgen- und Abendland sind willige Abnehmer; ganz besonders aber sind es Nord- und Südamerika, die englischen Kolonien und das große russische Reich, wo Unmassen von Instrumenten abgesetzt werden.

Bis zum heutigen Tage hat unsere heimische Instrumentenindustrie im Wettkampfe mit den gleichartigen Unternehmungen anderer Nationen, namentlich

der französischen, sich trefflich bewährt und neben der billigen auch die beste und feinste Ware hervorgebracht. Unter den Tausenden von Arbeitern sind viele, die durch Kenntnisse, Fleiß und Geschicklichkeit so hervorragen, daß ihre Erzeugnisse nicht nur gern gekauft, sondern auch sehr gut bezahlt werden. Daß die Instrumentenverfertigung ihre Leute wohl nährt, sieht man an den schönen, saubern Häusern und Gärten, die Markneukirchen zieren, und an den glücklichen, behäbigen Verhältnissen, die dort obwalten. Freilich wird wohl auch selten in irgend einem Orte ebenso fleißig gearbeitet und ebenso fürsorgend gespart.

P. Apian-Bennewitz.

Bad Elster im sächsischen Vogtlande.

In der südwestlichen Ecke unseres Sachsenlandes, hart an der böhmischen Grenze, liegt in einem lieblichen Thalkessel der schöne Badeort Elster. Tausende von Kranken und Erholungsbedürftigen reisen alljährlich dahin, um durch die reine Luft und durch die kräftigen Heilquellen, die aus der Erde sprudeln, Genesung und Stärkung zu finden. Obwohl die Heilkraft der Quellen schon seit dem 12. Jahrhundert bekannt war, hat doch das Bad erst seit dem Jahre 1849, in dem es der sächsische Staat übernommen hat, in weiteren Kreisen Berühmtheit erlangt.

Die Bestandteile, die das Wasser so heilkräftig machen, sind hauptsächlich Eisen und Salz. Wer blutarm und schwach ist, geht nach dem Elsterbade, um durch den täglichen Genuß des eisenhaltigen Marienbrunnens gerötete Wangen und ein frisches Aussehen zu erlangen; wer aber keinen gesunden Magen hat, schöpft an der Salzquelle den frischen, heilsamen Trank. Am frühen Morgen schon sieht man die Badegäste mit ihren Gläsern oder Bechern auf den schöngepflegten Wegen unter üppig grünenden Bäumen umherwandeln. Bei Regenwetter ergehen sie sich in überdeckten Wandelbahnen, wobei sie von Zeit zu Zeit einen Schluck ihres „Brunnens“ schlürfen. Haben sie einen Becher geleert, so eilen sie zur Quelle, um ihn von den frischen, blühenden Brunnenmädchen, die sich in ihrer vogtländischen Tracht sehr hübsch ausnehmen, wieder füllen zu lassen. Mancher Kranke trinkt täglich 5 bis 6 Becher, also über 1 Liter von dem Heilquell. Daneben aber badet er auch fleißig, um seine Haut zu rühriger Thätigkeit anzuregen und so den Blutumlauf zu befördern.

Bei Kranken, die von Gicht und Zipperlein geplagt sind, haben sich namentlich die Moorbäder als sehr heilkräftig erwiesen. Die Moorerde, die aus verwitterten Pflanzenstoffen besteht und von dem eisenhaltigen Wasser durchdrungen ist, sieht zwar ganz schwarz aus und ladet durchaus nicht zum Bade ein; allein die Wirkung ist so kräftig, daß Gelähmte oft schon nach dem Gebrauche weniger Bäder wieder allein gehen können. Diese schwarze Erde, die sich in der Umgebung Elsters massenhaft vorfindet, wird im Bade mit Wasser zu einem Brei eingerührt. Wer ein solches Moorbad genommen hat, muß sich darnach durch ein Wasserbad wieder reinigen. In jeder Moorbadezelle stehen deshalb zwei Badewannen.

Das Kurhaus in Bad Elster.

Neben dem Trinken und Baden muß jedoch der Kurgast fleißig das Spazierengehen pflegen. Das thut jeder gern; denn Elster ist durch die umliegenden Berge vor den rauhen Nord- und Ostwinden geschützt, und üppige, harzduftende Nadelwälder breiten sich nach allen Richtungen hin aus. Überall sind schöne, mit Sand bestreute Wege angelegt, und in kleinen Zwischenräumen sind Ruhebänke aufgestellt, die zur Rast einladen; auf besonders schönen Punkten aber hat man Häuschen errichtet, die bei Regenwetter ein schützendes Obdach für die Spaziergänger bieten. Wer im Sommer die Wälder in der Nähe von Bad Elster durchstreift, der begegnet auf Schritt und Tritt feingekleideten Damen und Herren, die sich in der ungezwungensten Weise tummeln und die reine Luft in vollen Zügen genießen.

Während die Badegäste ihr Wasser schlürfen, spielt die Badekapelle, die sich von jeher eines guten Rufes erfreute, allerlei liebliche Weisen; dann und wann werden auch Abendkonzerte und Bälle im schönen neuen Kurhause veranstaltet. Da kann sich jeder, dessen Gesundheitsverhältnisse es gestatten, vergnügt machen und sich neben seiner Kur auch dem Genusse der Freude und der Geselligkeit hingeben.

Wer den Badeort durchwandert, der wird sich freuen über die vielen schmucken Häuser, umgeben von schönen Gärten, die dem Fremden den Aufenthalt recht angenehm gestalten. Jedes Haus trägt einen Namen, und wenn man die Aufschriften „Edelweiß, Veilchenstrauß, Paradies, Daheim, Vergißmeinnicht“ liest, so fühlt man sich sofort angezogen und zum längeren Bleiben veranlaßt.

Die schönsten und größten Gebäude sind das Kurhaus, ein wahrer Palast, der abends in feenhafter elektrischer Beleuchtung erstrahlt, das Badehaus mit den vielen Badehallen, das Kaffeehaus auf dem Kurplatze und die großen Gasthäuser, die im Sommer stets von Fremden gefüllt sind.

In der letzten Zeit wurde Elster während der Sommerszeit alljährlich von mehr als 7000 Badegästen besucht; dazu kommen aber noch viele tausend Durchreisende, die es nur im Vorübergehen besehen, und viele aus der nächsten Umgebung, die das Leben und Treiben der feinen Welt betrachten oder sich an der herrlichen Musik ergötzen wollen.

Ein prächtiges Kunstwerk, eine Stiftung des sächsischen Kunstvereins, steht auf dem Badeplatze. Es stellt die Göttin der Gesundheit dar, die der leidenden Menschheit aus einer Schale den heilkräftigen Genesungstrank spendet.

So findet sich in Bad Elster alles vereint, was nicht nur den Leib, sondern auch Herz und Gemüt erfrischt, und wir können es darum den Großstädtern nicht verdenken, wenn sie gern daselbst verweilen und alljährlich in großen Scharen wiederkehren, eingedenk des Dichterwortes:

„Wohl dem, selig muß ich ihn preisen,
Der in der Stille der ländlichen Flur,
Fern von des Lebens verworrenen Kreisen
Kindlich liegt an der Brust der Natur.“

H. Arnold.

Sagen vom Stelzenbaum.

Die sächsisch-bayrische Staatseisenbahn erreicht bei dem Bahnhofe Reuth an der reußischen Grenze ihren höchsten Punkt, 552 m über dem Spiegel der Ostsee. Nicht weit davon liegt das Bauerndorf Stelzen, und in der Gemarkung desselben, auf dem Höhenkamme, erhebt sich weithin sichtbar der Stelzenbaum, ein hochbejahrter Feldahorn von 5 Meter im Umfange. Am Fuße dieses mächtigen Baumes bietet sich eine vielgerühmte, entzückende Rundsicht. Man vermag bis zum Auersberg bei Eibenstock, bis zum Ochsenkopf im Fichtelgebirge, bis zum Frankenwalde und zu den Ausläufern des Thüringerwaldes zu schauen, während nach Norden und Nordosten in riesigen Wellen sich das Vogtland ausbreitet.

Solch ein ausgezeichneter Höhenpunkt muß schon frühe eine Kultstätte gewesen sein. In der That führt derselbe im Munde des Volkes den Namen „die Kappel", und die Äcker im Umkreise heißen „die Kappelfelder". In frühkatholischer Zeit war die dortige Kapelle ein Wallfahrtspunkt für die ganze Gegend. Zur Reformationszeit scheint die Kultstelle eingezogen worden zu sein. Kein Mauerrest, nur Sage und Flurname bewahrt die Erinnerung.

Der Stelzenbaum ist viele hundert Jahre alt. Seine herrliche Krone, von weitem einem mächtigen Steinpilze vergleichbar, hat in den letzten Jahrzehnten von Stürmen so viel gelitten, daß das Profil des Baumes nicht mehr die volle schöne Rundung zeigt, die ihm vor 25 Jahren eigen war.*)

Zur Erntezeit halten die Schnitter in seinem Schatten Rast, und noch mancher hofft dort bei geschlossenen Augen wunderbare Dinge zu schauen und zu hören. Denn die Sage weiß viel Herrlichkeiten vom Stelzenbaume zu berichten.

Zauberische Töne klingen nieder aus seinen Zweigen. Das Rauschen seiner Blätter hört sich an wie Äolsharfen, und wie die Vögel in seinem Gezweig singen, so schön singen sie im ganzen Vogtlande nicht wieder. Es sind seltsame, goldschimmernde Vögel. Des Baumes Schatten lindert Herzweh und Kümmernis. Wer zur rechten Zauberstunde auf seinen Wurzeln in Schlaf verfällt, wird von beglückenden Träumen umfangen und steht gekräftigt und begeistert zu neuem Schaffen auf.

Von den vielen Sagen, die sich wie Epheuranken um den merkwürdigen Baum winden, mögen nur zwei mitgeteilt sein.

Die Hussiten kamen auf ihren Raubzügen auch an das Dorf Stelzen. Sie hatten es auf Plünderung und auf Wegführung junger Männer abgesehen, die ihnen als Führer, Träger und Fuhrknechte dienen sollten. Bei der Verfolgung eines Jünglings, der sich in den Wald flüchtete, gelangten sie auf eine Waldwiese zu einem alten Schäfer, der seine Herde weidete. Er sollte ihnen ansagen, wohin sich der Flüchtling gewendet habe. Da er beteuerte, es nicht zu wissen, sahen sie ihn für einen Zauberer an, der seine Burschengestalt in eine Greisengestalt verwandelt habe, und bedrohten sein Leben. Umsonst schwur er, daß er unschuldig

*) Im Jahre 1891 sollte er durch die Axt fallen. Auf diesen Umstand bezieht sich das Gedicht „Der Stelzenbaum im Frühjahre 1891" auf Seite 291.

und gottesfürchtig sei, und zum Zeichen, daß er die lautere Wahrheit spreche, wolle er seinen Schäferstock in die Erde stecken, der in drei Tagen wurzeln und grünen werde. Die Unholde mochten es nicht glauben und erschlugen den Alten.

Nach drei Tagen fing sein Hirtenstock an zu grünen. Bald hatte er Knospen und Zweiglein, und nach Jahren war er zum stattlichen Baume geworden, dessen Blätter denjenigen aller Laubbäume der Umgebung unähnlich sind. —

Eine andere Sage berichtet:

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, da Holks Scharen das obere Vogtland aus einem Garten in eine Einöde verwandelt hatten, lebte in Stelzen der Bauer Christoph. Hab und Gut hatte auch er durch den Krieg verloren. In seiner Not saß er manchmal am Fuße des Stelzenbaumes, der seinen verwüsteten Acker beschattete. Ermüdet war er einmal eingeschlafen. Da hatte er folgenden Traum:

Ein alter Schäfer stand bei ihm, zeigte mit seinem Stabe nach Bayern hin und raunte ihm die Worte zu: „Dein Glück findest du auf der Regensburger Brücke!“ Der Traum wiederholte sich an der nämlichen Stelle noch zweimal. Christoph that nun Brot in sein Bündel und wanderte gen Regensburg.

Auf der alten Steinbrücke geht er von einem Donauufer zum andern, dreimal und viermal, suchend und spähend. Da redet ihn ein invalider, bettelnder Soldat an, welcher beim steinernen Brückenmännchen saß, das den Erbauer der Brücke darstellen soll: „Alter Freund, Ihr geht nun schon siebenmal an mir vorüber und achtet meiner Not nicht!“ Christoph klagt, daß er selbst nichts habe, aber er wolle gern seine geringe Barschaft im Lederbeutel mit ihm teilen. Daheim habe er Wiesen und Felder. Aber kein Huf, keine Klaue, keine Feder sei im Stalle und kein Körnlein in der Scheune. Die Kriegsfurie habe den Hof geleert und die Äcker verwüstet. Der Invalide weist das Scherflein des Bauersmannes zurück und fragt, was er hier in Regensburg wolle, und warum er so in einem fort über die Brücke schreite. Christoph seufzt, macht seinem gepreßten Herzen Luft und erzählt seinen Traum. Da ruft lebhaft der Kriegsmann: „Ei, höret, was mir geträumt hat! Im Vogtland draußen steht ein Blätterbaum einsam auf Bergeshöh. Darunter liegt ein Kasten voll Gold vergraben. Aber Traum ist Schaum! Wie soll ich den Baum finden?“

Christoph horcht auf, ruft: „Behüt' dich Gott!“ und kehrt zur Heimat zurück. In Gottes Namen will er nach dem Schatze suchen. Die Wurzeln des Blätterbaumes stehen ja in seinem Grund und Boden. Mit Hacke und Schaufel geht er ans Werk und findet eine metallbeschlagene Kiste voll güldner und silbener Münzen. — Noch lange lebte Christoph als der reichste Mann im Dorfe. Er vergaß nicht, Gott auf den Knieen zu danken. Auch den Invaliden auf der Regensburger Brücke vergaß er nicht; er brachte ihm einen Beutel voll Silber.

Die Nachkommen Christophs lebten in ziemlichem Wohlstand. Der letzte Besitzer der Blechkiste in Stelzen hieß Hofmann. Sie ist dann durch Erbschaft nach Langenbach bei Mühltroff gekommen.

Dr. Richard Mauke.

Der Stelzenbaum im Frühjahr 1891.

Düst're Mär ist mir gekommen;
Ist es wahr, was ich vernommen,
Was der Spatz gesungen jetzt?
Mir, der sich noch jugendhaltig,
Wurzelstark und krongewaltig
Wind und Wetter widersetzt?

Mir, dem würd'gen Veteranen
Den gepriesen einst die Ahnen
Als des Gaues Wunderstamm;
Der in schwerer Zeiten Branden
Unerschüttert Wacht gestanden,
Grenzwacht stehet stolz und stramm? — —

Heuer — heuer soll ich enden . . .
Untergang von Menschenhänden
Droht mir durch des Beiles Schlag!
O, erführen es die Alten!
Ihren Liebling zu erhalten,
Sie erstünden jenen Tag!

Schonung heischend und Erbarmen,
Lägen sie euch in den Armen,
Fest an eure Brust gedrückt,
Sprächen: „Höret unser Flehen,
Laßt den Recken, laßt ihn stehen,
Bis ein Wetter ihn zerpflückt!" —

Karl Völkel.

Die Perlenfischerei in der Weißen Elster und die Perlmutterwarenfabrikation in Adorf im Vogtlande.

Köstliche Perlen holt man nicht nur aus dem Grunde des Meeres, sondern auch aus manchen Flüssen. Sie liegen jedoch nicht so massenhaft darin wie die Steine, sondern finden sich nur selten in der Flußperlmuschel, die besonders in der Weißen Elster und in deren Zuflüssen noch vielfach anzutreffen ist. Wenn man eine solche Muschel auf dem Grunde des Wassers erblickt, kann man sie leicht für einen Stein halten; denn sie hat äußerlich die graue Farbe des Thonschiefers, liegt wie leblos da und wechselt niemals ihren Platz. Die zwei Muschelschalen, die meist fest geschlossen sind, dienen der Perlmuschel, einem bekannten Weichtiere, zur Wohnung und bieten ihr zugleich Schutz gegen ihre Feinde.

Früher war das Herausnehmen der Muscheln jedermann gestattet; im Jahre 1621 aber nahm der Staat die Perlenfischerei für sich in Anspruch und beauftragte den Ölsnitzer Fischer Schmerler damit, alljährlich eine Strecke der Weißen Elster nach Perlmuscheln abzusuchen und die gefundenen Perlen an den Staat einzuliefern. In der Familie Schmerler hat bis heute das Recht der staatlichen Perlenfischerei fortgeerbt. Wenn im Sommer die Elster wenig Wasser hat, dann geht der Perlenfischer an die Arbeit und sucht unter den zahlreichen Muscheln besonders die aus, die ein wenig verkrüppelt sind; denn sie enthalten gewöhnlich die schönsten Perlen. Mit einem scharfen Eisen öffnet er die Schale und sieht nach, ob sich eine Perle vorfindet. Ist sie ausgebildet, dann nimmt er sie heraus; ist sie aber noch nicht groß genug, dann schreibt er die Jahreszahl außen auf die Muschel und legt sie wieder an den alten Platz.

In manchen Jahren ist der Ertrag der Perlenfischerei sehr reichlich gewesen. So wurden z. B. 11 286 Perlen in dem Zeitraume von 1719 bis 1804 eingeliefert. Im Jahre 1805 suchte man die schönsten davon zu einer

Halskette aus, die heute noch im Grünen Gewölbe in Dresden zu sehen ist und einen Wert von 9000 Mark hat. Die übrigen Perlen verkaufte man damals für 21000 Mark nach Wien. Während der Jahre 1805 bis 1825 waren 2558 Perlen gefunden worden, die für 6468 Mark verkauft werden konnten. Von 1826 bis 1836 lieferte Schmerler 1549 Stück Perlen ab, die einen Erlös von 2679 Mark ergaben. Später war der Ertrag selten so groß. Belangreich war die Ernte im Jahre 1874; 203 Perlen, darunter 15 sehr feine, wurden gefunden, für die der Staat 1072 Mark einnahm. Im Jahre 1891 wurden 123 Stück, darunter 13 schöne weiße, abgeliefert, während in den vorhergegangenen Jahren das Ergebnis weniger befriedigt hatte. Von diesen Perlen sind nur die milchweißen oder hellen ziemlich wertvoll, während die halbhellen und die Sandperlen meist zu einem sehr niedrigen Preise abgehen. Oft ist die Perle auch so an die Muschel angewachsen, daß sie nicht herausgenommen werden kann.

Die Perlen sollen dadurch entstehen, daß ein kleines Sandkorn aus dem Wasser in die Muschelschalen eindringt und deren Bewohner in ihrem Wohlbefinden stört. Um den Gegenstand unschädlich zu machen, überzieht ihn das Weichtier in seinem festen Hause mit einem Schleim, der sich nach und nach verdichtet und endlich das gleiche Aussehen erlangt wie die innere Seite der Muschelschalen; darum nennt man die Perlen auch gehärtete Thränen. Man hat verschiedene Male versucht, ein Sandkorn in die Muschel einzuführen und dadurch eine Perle zu erzielen; aber der Versuch ist ohne Erfolg geblieben. Der Ertrag der Perlenfischerei ist seit einiger Zeit in stetem Rückgange. Jedenfalls hat die Verunreinigung des Elsterwassers durch die vielen Fabriken, die an der oberen Elster liegen, das Gedeihen und die Vermehrung der Perlmuscheln verhindert. Es sind zwar noch viele unreife Perlen vorgefunden worden; aber diese brauchen noch lange Zeit, ehe sie sich vollständig ausgebildet haben, und so wird voraussichtlich in den nächsten Jahren die Einnahme nicht nennenswert sein.

Die harten Gehäuse blieben früher unbeachtet an den Ufern der Bäche und Flüsse liegen; höchstens wurden sie wegen des herrlichen Glanzes an der Innenseite von den Kindern als Spielzeug benutzt. Da kam im Jahre 1859 der Buchbinder Friedrich August Schmidt in Adorf, der später zum königlichen Hoflieferanten ernannt wurde und im Jahre 1885 gestorben ist, auf den Gedanken, die Schalen der Muschel zur Herstellung von Geldtäschchen zu benutzen. Es gelang ihm, die rauhen Außenseiten durch Salzsäure von ihrem schmutziggrauen Überzuge zu befreien, sie an einem Schleifsteine abzureiben und dann durch einen mit Öl getränkten Filzlappen zu glätten oder zu polieren. Dadurch erlangten sie das herrliche, schillernde Aussehen, wie es an der Innenseite ohne Anwendung künstlicher Mittel bereits vorhanden ist. Die Muscheln wurden an der ausgebauchten Rückseite mit einem Scharnier, oben mit einem Schlosse, inwendig aber mit Leder, Seiden- oder Baumwollstoff, ja, sogar vielfach nur mit buntem Papier versehen und konnten nun als Geldtäschchen auf den Markt gebracht werden. Sie wurden besonders gern von den Badegästen in Elster gekauft.

Aus größeren Schalen fertigte Schmidt auch Täschchen, wie sie die Damen in der Hand zu tragen pflegen. Dadurch legte er den Grund zu der Adorfer

Perlmutterwarenindustrie, die jetzt nahezu 1000 Menschen beschäftigt. Im Winter, wenn auf den Feldern oder auf den Bauplätzen die Arbeit ruht, besorgen die Leute in Adorf und Umgegend das Schleifen und Polieren der Muscheln, die dann im Sommer in den Fabriken verarbeitet werden.

Nach und nach hat sich diese Industrie sehr vervollkommnet. Ursprünglich verwendete man nur ganze Muschelgehäuse zu Täschchen, Aschenbechern, Schmuckschalen u. s. w.; später aber wurden sie mit feinen Laubsägen in Stücke geschnitten, die zu allerlei Schmucksachen, wie zu Broschen, Ohrgehängen, Halsketten, Medaillons, Nadeln, Knöpfen und dergl. umgestaltet werden. Die in der Elster gefundenen Muscheln reichten nur kurze Zeit zur Deckung des Bedarfs aus; bald verschrieb man sich solche aus Bayern und Böhmen; später mußte das Meer mit seinen reichen Schätzen aushelfen. Heute werden sogar mehr See- als Süßwassermuscheln verarbeitet.

Besonders reichhaltig gestalten sich die Musterlager der Perlmutterwarenfabriken durch die Einlegearbeiten. Die Muscheln werden in kleine, quadratförmige Stückchen geschnitten und dann auf einer Fläche nebeneinander befestigt. Diese erhält dadurch einen so vielfarbigen, prächtigen Glanz, daß man seine Freude darüber haben muß. Auf solche Weise werden Photographiealbums, Schmuck- und Handschuhkästen, Bürsten, Spiegel, Bilderrahmen, Geldtäschchen, Dosen u. s. w. mit Einlagen von Perlmutter geschmückt.

Gleichwie das Elfenbein zu feinen Bildschnitzereien und allerlei Kunstarbeiten verwendet wird, so hat man in jüngster Zeit auch auf der Perlmutter durch feine Stahlgriffel sowohl erhabene als auch vertiefte Bilder angebracht. Dadurch ist dieser Erwerbszweig zu einer Kunstindustrie ausgebildet worden, deren Erzeugnisse auf verschiedenen Kunstausstellungen mit ehrenden Auszeichnungen bedacht wurden. Ganze Wagenladungen von Seemuscheln kommen jetzt nach Adorf, um von dort aus als herrliche Perlmutterarbeiten in alle Weltgegenden wieder versandt zu werden.

Die mancherlei Dinge aus Perlmutter, die man in den Seebädern kauft, stammen meist aus Adorf, und es kommt oft vor, daß jemand ein schönes Andenken aus Ostende, Venedig, Neapel oder Konstantinopel mitbringt, das erst von Adorf aus dorthin gelangt ist. Auch bei dieser Industrie hat sich das Sprichwort bewährt: Kleines ist oft die Wiege des Großen.

H. Arnold.

Verzauberte Schätze.

Sagen aus dem oberen Vogtlande.

Das Vogtland ist reich an Sagen, namentlich aber an solchen, in denen verzauberte Schätze eine Rolle spielen. Einige seien hier angeführt.

Als Orte, an denen Massen von wertvollen Dingen aufgestapelt liegen sollen, hat man von jeher die Punkte bezeichnet, wo ehedem feste Burgen und Schlösser gestanden haben; denn es liegt die Vermutung nahe, daß von all den Kostbar-

keiten, die einstmals in den vornehmen Wohnungen zu finden waren, manches Prachtstück unter den Überresten der Mauern mit vergraben sein kann.

Dort, wo jetzt der Hohe Stein bei Markneukirchen seine spitzen Felszacken gleichsam als Marksteine zwischen Sachsen und Böhmen emporstreckt, stand vor vielen hundert Jahren ein Schloß, das aber durch den Fluch eines Sängers, der die Tochter des Schloßherrn liebte und sie nicht bekommen sollte, in Schutt und Staub zerfiel. Wenn auch das gewöhnliche Menschenauge kein Zeichen von der ehemaligen Herrlichkeit erblickt, so ist sie doch nicht ganz entschwunden; denn tief im Felsen befinden sich, wie die Sage erzählt, noch feste Gewölbe; diese sind mit unermeßlichen Schätzen angefüllt, die dem zur Hebung vorbehalten bleiben, der zur glücklichen Stunde den über dem Mammon liegenden Zauber zu lösen vermag. Wie wunderselten sich aber dazu Gelegenheit bietet, geht daraus hervor, daß sich nur in jedem Jahrhundert einmal, und zwar in der Nacht vor dem Johannestage, das Gewölbe öffnet. Und selbst dann ist es nicht jedem Sterblichen, sondern nur den Sonntagskindern vergönnt, die Schätze zu erblicken. Auch diesen dürfte nicht anzuraten sein, ohne weiteres die alten schaurigen Räume zu betreten, da die Öffnung sich sofort schließt, sobald ein Nichterkorener durch sie eintritt. Dieser müßte dann im ewigen Dunkel als Wächter des Zaubergutes sitzen bleiben und könnte vielleicht niemals wieder das Tageslicht erblicken. Zur Hebung des Goldes ist die Kenntnis einer gewissen Formel unerläßlich. Wer sie inne hat, dem bleibt das Felsenthor in der Stunde von 12 bis 1 Uhr geöffnet, und er kann die wohlgefüllten Kästen und Kisten ruhig herausnehmen. Ein Geist, der verzauberte Schloßherr, wird ihm gern bei dem Herausschaffen behilflich sein; denn wenn die mancherlei Reichtümer in den Besitz des dazu geeigneten Menschenkindes übergegangen sind, wird er von seiner Ruhelosigkeit erlöst und kann zum ewigen Frieden eingehen. —

Gar nicht weit vom Hohen Steine, unweit des Dorfes Landwüst, steht eine Säule, Stundensäule genannt. Unter dieser befindet sich, wie alte Leute erzählen, ein riesiger eiserner Kasten, der ganz mit Goldstücken angefüllt ist, aber von einem Geiste bewacht wird. Dieser letztere sitzt fest auf der Truhe und weicht nur dann, wenn das rechte Zauberwort gesprochen wird. Wer den Schatz heben will, muß zunächst dieses Wort kennen, dann darf er aber auch weder auf dem Wege bis zur Säule, noch während des Grabens, noch auf dem Rückwege außer der Formel ein Wörtlein sprechen oder sich umsehen; denn sobald er das thut, verfällt er dem Tode. Es ist aber nicht leicht, fortwährend zu schweigen; denn die Geisterwelt wird alles mögliche thun, um den Goldsucher zum Sprechen und Umschauen zu verführen. Sein Name wird oft gerufen, und allerlei Spuk wird in den Lüften und Geästen gehört werden; darum gilt es, festzubleiben. Schon mancher Zauberkünstler hat sein Heil versucht, um den Kasten aus seiner Verborgenheit hervorzuziehen, ja, oft war die Stundensäule förmlich unterwühlt; aber weil das rechte Wort nicht gesprochen wurde, so sank der Schatz immer tiefer in die Erde und wird für jedes Jahr schwerer erlangbar.

Mit diesem Golde hat es eine eigentümliche Bewandtnis. Vor uralter Zeit, als noch die Heerstraße von Adorf über Remtengrün, Schönlind und Landwüst

nach Eger hinführte, kam einmal in der Nacht ein Reiter in das Dorf Landwüst gesprengt und begehrte einen Bauer als Führer. Sein Mantel bauschte ganz gewaltig; denn er hatte einen großen Sack mit lauter blanken Goldstücken, die er durch Raub und Plünderung während des damals herrschenden Schwedenkrieges an sich gebracht hatte, darunter verborgen. Es fand sich ein Bauer, der ihm den Weg zeigen wollte, und beide verließen das Dorf bei dichter Finsternis. Als sie an den Ort gekommen waren, wo die Säule stand, verbarg der Reiter sein Gold in einem Kasten und befahl dem Bauer, diesen in die Erde zu vergraben, weil Pulver und Blei darin verschlossen wären. Der Mann grub aus Leibeskräften, versenkte die Truhe und deckte sie wieder sorgfältig mit Schutt zu. Für seine Mühe erhielt er zehn Dukaten; dafür bedankte er sich höflich bei dem Offizier — denn ein solcher war der Reitersmann. Kaum aber war der Bauer einige Schritte von der Säule entfernt, so kam ihm der Reiter nach und erstach ihn, damit das Geheimnis von dem Kasten niemandem bekannt würde. Der Offizier wurde im nahen Walde von seinen Kameraden, mit denen er das Geld teilen sollte, erwartet. Weil er mit leerem Beutel kam, hängten ihn diese an dem ersten besten Baume auf und ritten davon.

Am nächsten Tage fand eine Schar schwedischer Reiter, die den Wald und andere zu Verstecken geeignete Plätze nach Spionen und Vagabunden durchsuchte, nicht allein den gehenkten Schwedenoffizier, sondern auch den ermordeten Bauer. Weil letzterer aber zehn Dukaten in der Tasche hatte, die er vordem nicht besessen haben konnte, so sagten die Leute, er sei ein Schatzgräber gewesen, habe auch einen Griff in den Goldbehälter gethan, sei aber, da er jedenfalls während der Arbeit gesprochen oder sich umgesehen habe, von einem Geiste getötet worden. —

An dem Wege von Arnsgrün nach Bärenloh ist ein kreisrunder Graben, der ehedem ausgemauert gewesen sein mag, zu bemerken. Die Geschichte erzählt, daß dort das alte Schloß Schönfeld, das im vogtländischen Kriege 1354 bis 1357 zerstört worden ist, gestanden hat; die Sage aber will wissen, daß unter jenem Walle sich noch weite Räume befinden, in denen viel des edlen Goldes aufgehäuft liegt. Die Ritter, die vormals das Schloß bewohnten, bewachen den Schatz, auf daß nicht ein Unberufener ihn raube. Nicht ewig aber soll er für die Menschen verschlossen sein, sondern einst durch einen Mann, der den passenden Schlüssel dazu besitzt und die vorgeschriebenen Formeln und Wörter kennt, gehoben werden.

Einem Bewohner von Adorf, Namens Hums, der um Mitternacht von Roßbach kam und in der Nähe des alten Schlosses vorüberging, war schon einmal Gelegenheit gegeben, sich in den Besitz der Kostbarkeiten zu setzen; denn ein Ritter, der in einen altertümlichen Mantel gehüllt war und ein Schwert an der Seite trug, bot ihm einen goldenen Schlüssel an, mittels dessen er die verzauberten Schätze hätte erschließen können. Der furchtsame Mann verscherzte jedoch sein Glück; denn er lief, so schnell er konnte, nach Hause, um dem gespenstigen Ritter zu entkommen. Drei Tage später starb er, und es fragt sich nun, wer jemals wieder von den alten Schloßeigentümern für würdig befunden werden wird, der Erbe ihrer Güter zu sein. —

An der Landstraße zwischen Adorf und Ölsnitz, am Ende des schönen Telterweinthales, bemerkt man einen Felsenvorsprung, der jetzt mit jungem Nadelholz bedeckt und allgemein unter dem Namen das „Alte Haus“ bekannt ist. Aus der Geschichte des Vogtlandes wissen wir, daß dort ehedem eine Ritterburg gestanden hat, von der noch zu Anfang dieses Jahrhunderts Trümmer zu sehen waren, jetzt aber keine Spur mehr vorhanden ist. Das Volk behauptet, daß diese Burg den Raubrittern als Wohnung gedient habe, und daß von dort aus die Kaufleute angefallen und ihrer Waren beraubt worden seien; es ist das nicht bestimmt zu beweisen, aber die ganze Lage des Gebäudes läßt darauf schließen, daß es nicht ohne Bedeutung gewesen sein kann. Die Straße von Plauen nach Eger, die im Mittelalter sehr belebt war, führte dort vorüber; der im Telterweinthale sich hinziehende Weg, der nach Roßbach und Hof ging, mündete ganz nahe bei dem Schlosse in die Heerstraße, und überdies gestattete der erhöhte Punkt eine Aussicht auf zwei Thäler, das Telterwein- und das Elsterthal.

Daß dort, wo dieses Schloß gestanden hat, mancherlei Reichtümer verborgen liegen, wird von vielen Leuten noch heute geglaubt. Man erzählt sich ja, daß der Kirchner Just aus Adorf, der alltäglich einen Spaziergang nach dem Alten Hause zu unternahm, viele Tage hintereinander jedesmal einen alten Groschen gefunden habe. Er sagte nichts davon, sondern sammelte die Münzen. Als er wieder einmal an den Fundort kam, bemerkte er keinen Groschen; aber es lag ein Becher dort, den er nun mitnahm und der Kirche schenkte. Daß dieser jetzt noch vorhanden sein soll, ist nicht richtig.

Ein Bauer aus Freiberg (Wollner soll er geheißen haben) hätte noch weit wertvollere Dinge im Alten Hause finden können, wenn er recht stark gewesen wäre. Zu dem genannten Bauern kam zwei Nächte hintereinander ein graues Männlein, das einen großen Hut mit breiten Krempen auf dem Kopfe hatte und ihn aufforderte, mitzugehen. Der Bauer war gottesfürchtig und hielt die Erscheinung für den lebendigen Gottseibeiuns. Deshalb befragte er sich erst bei seinem Beichtvater, ob er der Aufforderung Folge leisten solle. Dieser konnte ihm weder zu- noch abreden, sondern gab ihm nur den Rat, das Beten nicht zu vergessen. Als nun am dritten Tage das graue Männchen sich wieder vor dem Bette Wollners einfand, sagte dieser das Sprüchlein: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ worauf die Erscheinung antwortete: „Ich auch!“ Nunmehr kleidete sich der Bauer an und folgte seinem merkwürdigen Gaste, der einen solchen Lichtglanz um sich verbreitete, daß trotz der herrschenden großen Finsternis der Steig über die Wiesen nach dem Alten Hause ganz leicht zu sehen war. Bald waren beide am Felsen angekommen. Dort öffnete die graue Gestalt eine geheime Thür, durch die sie nun eintraten.

Lange Zeit wandelten sie durch einen unterirdischen Gang, bis sie in einen prachtvoll ausgestatteten, hell erleuchteten Saal kamen, in dem eine große Menge alter Ritter versammelt war. Vor ihnen standen große Weinkrüge, und daneben lagen die Würfel; aber die Ritter rührten sich nicht und sprachen auch kein Wort. Der Bauer und sein Führer durchschritten den Saal und gelangten endlich in ein hohes Gewölbe, in dem sich bunte Truhen befanden, die mit purem Golde gefüllt

waren. Während der Nachtwanderung hatte das Männlein kein Wort geredet; jetzt öffnete es zum ersten Male den Mund, indem es Wollner aufforderte, von dem edlen Metall so viel zu nehmen, als er wünsche. Da das verzagte Menschenkind keine Anstalt machte, der Aufforderung nachzukommen, so ergriff die Zaubergestalt selbst eine volle, schwere Kiste, trug sie mit leichter Mühe fort und ließ sich durch ihren Begleiter nur ein wenig helfen. Als der Bauer wieder ins Freie gekommen war, verschwand plötzlich der Graurock, und der Mann wollte nun den Kasten allein fortschaffen; aber trotz des Aufwandes aller Kräfte gelang ihm das nicht. Er eilte heim, um sich noch einen kräftigen Mann als Helfer zu holen; doch bei der Rückkehr saß ein hünenhafter Gesell auf der Kiste, der sie bewachte. Wollner forderte ihn im Namen Gottes auf, zu weichen, allein das geschah nicht; vielmehr zog der Riese ein Buch hervor und verlangte von dem Landmanne, daß er seinen Namen darein schreibe. Da sich Wollner dessen weigerte, so verschwand der Kasten mit seinem Wächter, und man hat von ihnen nie wieder etwas gesehen. —

Eine ähnliche Geschichte wird von dem Steinbühel bei Oberhermsgrün erzählt. In dem genannten Dorfe hatte ein Bauernbursche zwei Nächte hintereinander eine ganz merkwürdige Erscheinung. Ein graues Männlein kam zu ihm und forderte ihn auf, er möchte ihm folgen; denn es wolle ihm zu großem Reichtume verhelfen. Der Jüngling war aber zu furchtsam und leistete der Aufforderung nicht Folge. Da er glaubte, das Männlein würde zum dritten Male an sein Bett kommen, so suchte er ihm auszuweichen, indem er sich in der dritten Nacht in eine andere Kammer begab. Aber auch dahin kam die graue Gestalt und wiederholte nur dringender die Bitte. Der Bursche versteckte sich unter die Bettdecke, um den Quälgeist los zu werden; doch dieser wich nicht. Er erzählte ihm sogar, daß in dem Innern des Steinbühels ein festes Gewölbe sei, in dem sich viel Geld befände, und daß dieses Geld ihm, dem Burschen, gehören würde, wenn er sich zum Mitgehen bequemen wolle; er könne dadurch ein reicher Mann werden und zugleich eine edle That vollbringen, weil er einen Geist damit erlöse. Trotz der Dringlichkeit des Männchens war der furchtsame Mensch nicht zu bewegen, das Bett zu verlassen. Am andern Morgen trieb ihn doch die Neugierde nach dem Berge hin; auch mag er wohl geglaubt haben, der Schatz sei am Tage sicherer zu heben. Aber er fand nur ein tiefes Loch und daneben einen Topf, in dem noch ein Silberkreuz lag. Nach den Berichten des Männchens von dem vielen Gelde war dies ein wahrer Hohn für den Jüngling. Dieser glaubte zwar, daß ihm die Gelegenheit zur Hebung des Schatzes noch einmal geboten werden würde; doch das graue Männlein zeigte sich nie wieder. —

Der Glaube an verzauberte Schätze ist im Erzgebirge und im Vogtlande weit verbreitet, und man meint, die Gottheit gebe bei gewissen Gelegenheiten den blöden Menschenkindern die Orte an, wo sich solche vorfinden. Dort, wo der Regenbogen auf der Erde steht, oder wo ein herrenloses Licht während der Nacht brennt, braucht man nur nachzugraben, um Massen edler Schätze aufzufinden. Freilich muß man es auch verstehen; denn manchen hat die Geisterwelt geneckt, ohne ihm die erwarteten Gelder in den Schoß zu schütten.

In Adorf gab es eine Frau, die während ihrer ganzen Lebenszeit bestimmt glaubte, daß sie durch die Hebung eines verzauberten Schatzes einmal reich werden würde. Auf einem Felde in der Nähe des Bahnhofes sah sie öfter in der Nacht ein Licht brennen, und sie hegte die feste Überzeugung, daß dies für sie eine bessere Zukunft andeute. Stundenlang grub sie in jenem Felde, um sich in den Besitz der verzauberten Güter zu setzen; allein ihre Mühe war vergeblich. Erst später erfuhr sie, daß einige junge Burschen das Licht auf das Feld gestellt hatten, um sie in ihrem Glauben zu bestärken.

H. Arnold.

Sagen von Wald- und Moosleutchen und dem Wassermann aus dem oberen Vogtlande.

Während die meisten Sagen des Erzgebirges sich mit den Berggeistern, Koboldeu und Dämonen beschäftigen, die es darauf abgesehen hatten, den Bergmann bei seiner Arbeit zu necken und ihm allerlei Schabernack zu spielen, befassen sich viele vogtländische Sagen mit Waldgeistern, Waldmännchen und Waldweibeln, die sich in den Wäldern gezeigt, manchmal Unfug getrieben, meist aber Gutes gestiftet haben sollen. Was die Gestalt anlangt, so sollen dieselben meist drei- bis vierjährigen Kindern ähnlich sein. Ihr Gesicht ist grau und faltig, und wegen der Trockenheit ihrer Haut hat man sie manchmal auch Ledermännchen genannt. In Preuskers „Blicke in die vaterländische Vorzeit“ wird behauptet, daß die Holzmännchen und Holzweibel einem Zwerggeschlechte angehört hätten, das von den übrigen Volksstämmen abgeschlossen war und in einsamen Waldgegenden lebte; die graue Farbe ihrer Haut rühre von ihrem hohen Alter her. Sie hielten sich gern in solchen Häusern auf, wo Frömmigkeit und Gottesfurcht herrschte, und brachten Segen mit; wo jedoch gezankt und geflucht ward, da war ihres Bleibens nicht. Auch dort, wo sie geneckt wurden, mochten sie ihre Wohnstätte nicht aufschlagen; sie verkehrten aber freundlich mit den Menschen, die ihnen Gutes thaten und sich ihrer annahmen, sobald sie von Feinden verfolgt wurden. Ihre Nahrung bestand aus Baumwurzeln und Kräutern, und ihre Wohnung befand sich meist in hohlen Baumstämmen oder in Höhlen, welche sie sich in die Erde gruben. Nicht selten machten sie sich den Menschen nützlich, indem sie ihnen gute Ratschläge erteilten, unter denen der:

„Schneid's Brot gleich,
So wirst du reich“

der bekannteste ist. Auch ein anderer, ähnlicher Sinnspruch soll auf die Holzweibel zurückzuführen sein; er lautet:

„Erzähl' keinen Traum,
Schäl' keinen Baum,
Röste kein Brot,
So hilft dir Gott aus deiner Not.“

Kommen auch die Sagen von diesen Waldzwergen in mancherlei Formen vor, so wiederholen sich doch einzelne davon in verschiedenen Gegenden. Oft wird erzählt, daß die Holzweibel die Hausmütter gebeten hätten, beim Brot-

backen auch einen Laib für sie mit zu versorgen. Bei Gewährung des Wunsches wurde den mitleidigen Hausfrauen der Dank von den Holzweibchen oft in klingendem Golde bezahlt; denn meist fand man das den armen Zwergen gespendete Brot später mit Goldmünzen gefüllt an dem Orte, an den man es hingelegt hatte, wieder vor.

Ein den Holzzwergen ähnliches sagenhaftes Geschlecht bildeten die Moosleutchen, die sich nur dadurch von jenen unterschieden, daß sie anstatt der grauen meist eine grünliche, dem Moose ähnliche Farbe zeigten. Ihre Wohnungen befanden sich unter den Baumwurzeln, und ihre Nahrung bestand aus Moos und Waldkräutern.

Jedenfalls haben wir es bei diesen beiden Zwergarten mit einer Überlieferung aus dem Heidentume zu thun; denn es ist bekannt, daß die noch an viele Götter glaubenden alten Germanen, ebenso wie die alten Griechen, ihre Baum-, Fluß- und Berggötter verehrten und darum auch den Baumfrevel als eine schwere Sünde betrachteten. Schiller weist in seinem Gedichte „Die Götter Griechenlands" wehmütig auf die schöne Zeit hin, da die Götter noch die Welt an der Freude leichtem Gängelband regierten, und kommt auch auf die Wald-, Fluß- und Berggeister zu sprechen, deren Dasein er mit den Worten schildert:

„Diese Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas lebt' in jenem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum."

Nachdem die Heiden zum Christentume bekehrt waren, konnten sie unmöglich ihren alten Glauben sofort aufgeben, sondern sie hielten an vielen Dingen mit einer gewissen Zähigkeit fest. Wie jene alte Frau, die uns Viktor von Scheffel in seinem „Ekkehard" schildert, trotz der Verfolgungswut der christlichen Mönche und trotz der Qualen, die ihr von dem eifernden Volke angethan worden waren, doch nicht von ihren Pferdeopfern ließ, sondern ihren alten Heidengöttern bis zum Tode zugethan blieb, so gab es auch in unseren Gegenden gewiß genug Leute, die noch im geheimen ihren heidnischen Kultus fortbetrieben und nur äußerlich der christlichen Lehre angehörten. Jene alten Götzenhaine mögen oft noch lange nach der Einführung der Christusreligion Zeugen gewesen sein von heimlichen Opfern, die nachts den alten Göttern dargebracht wurden. Und als der heidnische Kultus endlich gänzlich aufhörte, da wurden die geweihten Opferplätze streng gemieden; denn eine gewisse heilige Scheu empfand das Volk immer noch vor den längstvergessenen Berg- und Waldgeistern. Daher mag es kommen, daß sie in mannigfachen Verwandlungen von Geschlecht zu Geschlecht fortlebten und endlich jene zwerghafte Gestalt annahmen, die wir bei den Wald- und Moosleutchen gesehen haben, bis auch diese der immer weitergreifenden Kultur zum Opfer fielen und sich in ein Schattenbild der Phantasie oder in ein Nichts auflösten.

Diese Andeutungen glaubte ich vorausschicken zu müssen, um daraus die Berechtigung abzuleiten, überhaupt über jene sagenhaften Gestalten reden zu dürfen; denn unsere Zeit will Greifbares haben und begnügt sich nicht mit Phantasiegemälden und abergläubischen Dingen. Sofern diese jedoch mit der Kulturgeschichte zusammenhängen (und das wird man in diesem Falle zugeben müssen), haben sie ein Anrecht auf die öffentliche Aufmerksamkeit.

Einzelne Sagen von den Holz- und Moosmännchen und -Weibchen, die im oberen Vogtlande sich erhalten haben, seien hier mitgeteilt.

In Ölsnitz ging einmal eine arme Frau bei einem Busche vorüber und seufzte still vor sich hin. Da rief eine Stimme hinter dem Strauche: „Was fehlt Euch?" Die Frau blickte sich erschrocken um und gewahrte ein graues Männchen, das neben dem Busche saß. Diesem klagte sie ihre Not und gab vor allen Dingen ihre Traurigkeit darüber zu erkennen, daß sie nicht einmal Garn habe, um sich ein Paar Strümpfe stricken zu können. Da händigte ihr die graue Gestalt einen Garnknäuel ein und sagte ihr, daß, solange sie von dem Garne stricke, dies ohne Ende sein werde, sobald sie jedoch einer andern Person davon geben wolle, es sofort abreißen würde. Die Beschenkte freute sich des Wunderknäuels sehr lange, und der Faden nahm kein Ende. Einmal strickte eine andere Frau davon, und sofort war kein Garn mehr vorhanden. —

Ein Knabe, der in der Gegend von Ölsnitz die Kühe weidete, sah während des Frühstücks zwei Holzweibchen. Diese baten ihn um ein Stück Brot, fragten aber vorher erst, ob Kümmel darin sei. Als der Knabe dies bejahte, beauftragten sie ihn, daß er seiner Mutter sagen solle, sie möchte für sie ein Brot ohne Kümmel backen. Der Knabe richtete den Auftrag aus und brachte an einem der nächsten Tage ein Brotlaib mit, in dem sich kein Kümmel befand. Da die grauen Weiblein sich nirgends zeigten, so legte er das Geschenk für sie auf einen Stein. Am andern Tage lag es noch dort, und da er wähnte, daß es verschmäht worden sei, so nahm er es wieder mit heim. Wie erstaunt war er aber, als er das Brot mit Gold angefüllt fand! Die Familie wurde dadurch vermögend und gedachte der Wohlthäterinnen noch oft in größter Liebe. —

In einer Mühle in Markneukirchen erwiesen sich die Holzweibchen als recht brauchbare Gehilfinnen in der Landwirtschaft; denn sie trugen Wasser und Stroh herbei, stampften das Viehfutter und halfen bei der Fütterung mit. Die Mägde waren erfreut über diese mancherlei Dienstleistungen der kleinen Leute und verabreichten ihnen dann und wann ein Stück Brot oder einen Labetrunk. Einst kam aber eine neue Magd ins Haus, die bei der Arbeit fluchte und wetterte, daß den Holzweibchen Hören und Sehen darüber verging und sie vorzogen, das Haus zu meiden. Von der Zeit an sind sie verschwunden und niemals wiedergekehrt. —

Während die Waldweibchen besonders zu den Landleuten Zutrauen haben, leben sie doch in fortwährender Angst vor ihren Feinden. Als solche sind bekannt der wilde Jäger und der Teufel. Man erzählt sich in Breitenfeld folgende Verfolgungsgeschichte: Zu einem Bauer, der auf dem Felde mit Eggen beschäftigt war, kam ein Holzweibel und bat ihn, es vor seinem Verfolger, dem wilden Jäger, zu schützen. Der Bauer hob seine Egge auf und versteckte das kleine, graue Wesen darunter. Gleich darauf kam der wilde Jäger und fragte den Landmann, ob er das Holzweibel nicht gesehen habe. Der Gefragte machte eine Notlüge, indem er vorgab, nichts gesehen zu haben, und der Verfolger zog ruhig weiter. Die Verborgene kroch nunmehr aus ihrem Verstecke und füllte zum Danke für den empfangenen Schutz dem Bauer die Taschen mit Birkenlaub. Dieses verwandelte sich in lauter Goldstücke, und der mitleidige Mann wurde groß und reich. —

Von einem Waldweibchen, das im Schönecker Walde seinen Wohnsitz hatte, wird folgendes erzählt: Da droben im Schönecker Walde lebte vor Zeiten ein Holzhauer, ein braver, stämmiger Bursche, der aber trotz rastloser Thätigkeit kaum so viel verdienen konnte, um eine alte, kranke Mutter und ein paar kleinere Geschwister zu ernähren. Es ging immer knapp her, und doch mußte hie und da noch ein Groschen für ein rotes Band oder etwas dergleichen abfallen, womit der Bursche die Tochter des Nachbars beschenkte. Die jungen Leute waren einander gut, aber ans Heiraten durften sie noch lange nicht denken; denn es fehlte ihnen ein eigenes Hüttchen, und die Eltern hatten nicht Raum für einen neuen Hausstand. Da entschloß sich der Bursche schweren Herzens, ein paar Jahre hinaus in die Welt zu wandern und sich irgendwo zu vermieten, bis er sich das Nötige verdient haben würde. Als er bald darauf durch den grünen Wald zog und trübe Bilder der Zukunft in seiner Seele auftauchten, da sprang plötzlich ein kleines, graues Mütterchen mit einem Korbe voll Reisig aus dem Gebüsch. Wie gehetzt lief es auf ihn zu und bat flehentlich, er möge schnell in eine umgebrochene Fichte, die just über dem Wege lag, drei Kreuze schneiden; denn der wilde Jäger folge ihm auf dem Fuße, und der sei sein Feind und werde es töten. Das alles war das Werk eines Augenblicks. Kaum hatte der Bursche mit seinem Messer drei Kreuze in den Baumstamm geschnitten und war selbst mit dem fremden Weibchen darunter gekrochen, als auch schon das wütende Heer ankam. An den drei Kreuzen aber hatte die Macht des wilden Jägers eine Schranke; er zog sich fluchend und wetternd zurück, und das Holzweibchen war gerettet. Es gab seinem Helfer einen grünen Zweig aus seinem Körbchen, dankte gar geheimnisvoll und — war verschwunden. Dem Burschen war's noch ganz wirbelig und drehend im Kopfe von all dem Spuk; aber so viel war ihm doch klar, daß das graue Mütterchen, wenn es ihm einmal etwas schenken wollte, sich schon ein wenig mehr hätte angreifen können. Mißmutig wollte er den Zweig wegwerfen, besann sich aber doch noch und steckte ihn zum Andenken an das sonderbare Ereignis auf seine Mütze. Als er nun frisch weiterschritt, da ward ihm sein Mützlein immer schwerer und schwerer, und als er es endlich abnahm, da war der Zweig gewachsen. Und was war's überhaupt für ein Zweig geworden? Gelbe, glitzernde Blätter waren daran und wuchsen immer noch mehr, daß ihm schier Sehen und Denken und am Ende die Lust, weiter zu wandern, verging. Er kehrte um, ohne eigentlich zu wissen, warum, und war vor Abend wieder daheim. Wie die alte Mutter sich wundern mochte! Der Tochter des Nachbars aber war die schnelle Heimkehr des Burschen eben recht; denn

„Wiederkommen bringt Freuden."

Der wilde Jäger hatte wohl Ursache, das Weibchen zu verfolgen; denn es hatte aus seinem Garten von dem wunderbaren Goldbaume sich ein Körbchen voll der besten Zweige geholt. Von diesen hatte der Bursche einen bekommen, und der trieb immer neue Blätter. Die Blätter schüttelte unser Holzhauer und verkaufte sie in den Städten, wo sie noch heute von den schönen Damen als Schmuck getragen werden. Nun konnte er freilich des Nachbars Kind heiraten, und das Paar mag sich wohl ein hübsches Haus gebaut haben. Das Goldbäumchen aber ist

mit der Zeit eingegangen; vielleicht hat sich's das Holzweibchen wiedergeholt, vielleicht auch der wilde Jäger. —

Wie die kleinen Holzmännchen und -Weibchen das Fluchen nicht vertragen konnten, so waren sie auch über manche andere Gewohnheiten der Menschen ärgerlich. Im Volksmunde geht die Sage, daß diese Zwerge oftmals darüber geklagt hätten, wie es alle Tage schlimmer auf der Erde werde, da die Leute die Brote in den Ofen und die Klöße in den Topf zählten und die Holzmacher die schöne Gewohnheit, auf jeden Stock eines geschlagenen Baumes drei Kreuze zu machen, nicht mehr ausübten. Diese grauen Leutchen durften nämlich nur von ungezählten Broten und Klößen essen und konnten nur in solchen Baumstöcken wohnen, die mit drei Kreuzen versehen waren, und zwar mußten diese von zwei Personen auf die Oberfläche des Stockes gemacht worden sein, während der Stamm noch im Fallen begriffen war. —

Die Moosweibchen mögen in der Hauptsache mit dem Waldweibchen gleichbedeutend sein; denn sie haben, wie schon oben erwähnt wurde, dieselben Wohnungen, dieselben Gewohnheiten, dieselben Feinde und dieselbe Nahrung.

Grimm erzählt in seinen deutschen Sagen manche hübsche Geschichtchen über die Moosweibchen; in der Hauptsache laufen alle darauf hinaus, daß die kleinen Geschöpfe drei Kreuze auf den von ihnen bewohnten Stöcken haben wollen, um vor ihrem Feinde, dem wilden Jäger, geschützt zu sein. —

In der Gegend von Planschwitz bei Ölsnitz geht über die Moosweibchen folgende Sage:

Seitdem der Teufel vom Himmel gestoßen wurde, jagt er die kleinen Moosweibchen umher. Die armen Wesen können sich vor ihrem Verfolger nur dadurch schützen, daß sie sich unter einen Baumstumpf, der mit den oben erwähnten drei Kreuzen versehen ist, flüchten. Vergißt der Holzhauer, diese Zeichen während des Fällens der Bäume zu machen, so kommen die Gejagten in die Wohnung des Arbeiters, setzen sich auf die Ofenbank und geben durch freundliche Blicke und bittende Gebärden zu verstehen, daß der Holzfäller künftig diese schöne Sitte nicht außer acht lassen und ihnen auf diese Weise einen Zufluchtsort und zugleich eine Ruhestätte im Walde sichern möge. Kaum hörbar ist ihr Schritt, und wenn sie sich durch die Thür wieder entfernen, so glaubt man nur das Säuseln eines Lüftchens zu vernehmen.

Wenn auch das Geschlecht der Moosleute nicht mehr zu bestehen oder doch unsere Nähe zu meiden scheint, so gedenken wir seiner gleichwohl noch gern zur Weihnachtszeit, indem wir unter dem Christbaum einen Moosmann stellen, der ein Licht in der Hand hält und die auf dem Tische ausgebreiteten Sachen beleuchtet. Wir wissen zwar, daß es uns nicht mehr mit seinen goldenen Zweigen und Blättern beglückt; aber dennoch halten wir an der alten vogtländischen Sitte fest und würden es ungern sehen, wenn nicht auch das Lichtlein des Moosmännchens die Christnacht erhellte.

Daß auch die Flüsse und sonstigen Gewässer bei den alten Heiden ihren Gott hatten, wurde schon erwähnt; es dürfte darum von Interesse sein, darauf aufmerksam zu machen, daß die Nixen der Quellen und der Wassermann der Teiche und Flüsse an jene Gottheiten erinnern. Unser Elsterfluß hat auch seinen Wassermann. Sein Alter ist nicht anzugeben, doch soll er moosgrünes Haar und grüne Augen haben und von Gestalt sehr klein sein. An der Jahn-Mühle bei Ölsnitz zeigt er sich, wie die Leute erzählen, oft um die Mittagsstunde, wenn er am Ufer sitzt und sein Haar kämmt. Einen so bezaubernden Gesang, wie die Sirenen und die Lorelei erschallen ließen, vermag er freilich nicht hervorzubringen; auch wird der Kamm, dessen er sich bedient, nicht als ein goldener bezeichnet, und sein struppiges Haar ist mit den goldenen Locken der Lorelei ebenfalls nicht zu vergleichen. Seine Gesänge würden auch keinen Zweck haben, da kein Schiffer sich auf die Elster verirrt und auch sonst niemand Lust bezeigen möchte, sich um der häßlichen Gestalt willen in das Wasser zu stürzen.

Während die griechische Götterlehre meist nur äußerlich prächtige, üppige und tadellos schöne Erscheinungen kannte, die entweder Gutes oder Böses stifteten, haben wir oben gezeigt, daß unser Sagenreich auch häßliche Gestalten aufweist; doch werden diese mehr geliebt als gefürchtet, weil sie gutmütig, freundlich, wohlthätig und gefällig sind und niemandem ein Leid zufügen. Ihre Frömmigkeit wird dadurch bekundet, daß sie von dem Bösen und dem zu ewiger Unruhe verdammten wilden Jäger verfolgt werden und drei Kreuze als ihr Schutzzeichen betrachten. Bewahren wir darum diesen Sagengestalten ein freundliches Gedenken!

H. Arnold.

Holzweibchen.

Sage aus dem Vogtlande.

Es stund eine Mühl' im Elstergrund,
Ein stattliches Gebäude;
Mit dem sich keins vergleichen kunnt'
Wohl in der Näh' und Weite.
Drin haust ein wackeres Geschlecht;
Kein Schimpfwort durften Magd und Knecht,
Kein Fluchwort je gebrauchen.

Da stund die Wirtschaft o, so blank,
Als hätt' es Glück geregnet! —
Die Müllersleute wußten's Dank
Dem Herrn, der Fromme segnet;
Die Nachbarn aber um sie her
Erzählten sich die selt'ne Mär:
Holzweibchen sein's, die hälfen.

Doch weh, es starb die Müllerin! —
Und als die Zeit gekommen,
Der Müller hat nach seinem Sinn
Ein' andre sich genommen.
Die stammt' aus reichem Herrenhaus;
Bei Saitenspiel und Tanz und Schmaus
Hat Einzug sie gehalten!

Gar andre Wirtschaft die begann,
War feindlich frommen Sprüchen,
Hing allem ihren Tadel an,
Gebot mit Schimpf und Flüchen.
Und rückwärts in der Mühle ging's,
Und alle Leut' erzählten rings:
Die Weibchen sei'n — verschwunden!

Karl Völkel.

Petition an König August den Starken.

Aus einem vogtländischen Archiv.

Als Höchstseel. Sr. Königl. Majestät in Pohlen und Churf. Durchl. zu Sachßen nach Pohlen reiseten, so überreichte ein gewisser Pächter, Nahmens Finke, Ihro Majest. kurtz vor dero letzten Abreise nach Pohlen nachfolgendes allerunterthänigstes Memorial in deutschen Versen, worauff er denn auch all Dasjenige, so er darinnen gebeten, erhalten. Es lautet also:

„Tausendguter, lieber König,
Höre doch nur ein klein wenig,
Wie du andern auch gethan,
Deines Knechtes Vortrag an!

Ja, Du hörst mich ohne Zweifel,
Denn ich bin ein armer Teuffel;
Du hast an die Tausend Leuten
In den höchstbeglückten Zeiten,
Da Du Herr und König heißt,
Gnade, Hülf und Schutz geleist.

Drum will ich die Tröstung fassen,
Du wirst mich nicht hülflos lassen.
Jetzo lauf' ich auf dem Lande,
Bald im Kothe, bald im Sande,
Auf dem Felde her und hin,
Weil ich noch Verwalter bin.

Und bin auf dem Würthschafts-Orden
Steiff auf meinen Knochen worden,
Darum bitt' ich, laß mein Flehen
Dir zu Hertz und Ohren gehen,
Räume mir ein Dienstgen ein,
Daß ich kann ein Schreiber sein.

Denn ich wollte gern beim Schreiben,
Bis ich sterben werde, bleiben.
Nun, ich will der Hoffnung leben,
Du wirst mir ein-Aemtgen geben,
Daß ich bei der Schreiberey
Lebenslang versorget sey.

Das ist eins; nun will ich's wagen,
Dir noch etwas vorzutragen:
Wirff von Deinem hohen Throne
Hundert Thaler meinem Sohne,
Landes-Vater, gnädig hin,
Weil ich gäntzlich Willens bin,

Wenn man wird Surrexit[1]) singen,
Ihn nach Wittenberg zu bringen;
Gleichwohl ist zum Unglücke
Kein d'argent[2]) in meiner Ficke,
Drum ist meine Zuversicht
Dießfalls bloß an Dich gericht.

Denn, mein König, diese Gnade
Ist vor Dich ein kleiner Schade.
Wenn mein Sohn vor Deine Gaben
Wird was Gut's gelernet haben,
Alsdann soll er Dir allein
Lebenslang gewidmet seyn.

Laß ihm mit zum Rechten rathen[3]),
Oder mach ihn zum Soldaten.
Das sind nun die beyden Sachen,
Die mir tausend Sorgen machen.
Großer König, setze Du
Diesertwegen mich in Ruh.

Du alleine kannst die Plagen
Mir aus meinem Hertzen jagen,
Selbst der Himmel wird Dir geben
Vor das Wohlthun langes Leben;
Auch ich, und mein armer Sohn
Wünsche, daß Dein Königsthron

Möge fest und herrlich stehen,
Bis die Welt wird untergehen.

[1]) „Er ist auferstanden," — nämlich Christus, d. h. zu Ostern.
[2]) „Geld."
[3]) „Laß ihn einen Rechtsgelehrten werden."

Nun, mein König, will ich schließen,
Laß die Schrift Dich nicht verdrießen,
Wie mein Anfang, so mein Schluß:
Pauper sum diabolus.[1])

Ich bin, bis ich sterbend sinke,
Großer König
Dein
Knecht Finke."
S. S.

Lob des Erzgebirges.

In erzgebirgischer Mundart.

Wenn dr Summr kimmt gegange,
Packt, war Zeit hot un viel Gald,
Fix sei Ränzl, un fort gieht's nu
In de weite, schiene Walt,
In de Alpn, nach Italjn,
Bis ans Mär un nach Barli, —
Miech zieht's nach men Arzgebörge,
Meinr Hamet, lieb un schie.

Zwar, de kimmst net bis zen Wulkn,
Steigst de of de Barge nauf;
Adr bist de uhm, da gieht dr,
Glab mersch sei, dei Harze auf;
Bis nach Böhma un nach Bayern
Guckst de, weit ins Niedrland, —
Nischt gieht übrsch Arzgebörge
Un de Barg, lieb un bekannt.

Un dos Wassr! Bachla porzln
Aus dan Wäldrn vür zengstrim,
Kast's getrust dir schmeckn lassn,
Ka Baccillus schwimmt drin rim.
Un hot's arscht en mächting grußn
Wassrfall be'n Katzenstaa,[2])
Do rennt alls ins Arzgebörge
Un lubt's Wassr, klar un ra.

Un de Luft! Wos Blaursch giebt's a
In dr Schweiz net un Tirul,
Un war an dr Lung rim zieh muß,
Im Gebörg, do ward's 'ne wuhl.
Rute Backla kriegt a jedr,
Dar in unsern Bargn wuhnt, —
Drim lub ich mirsch Arzgebörge
Un de Luft, su karngesund.

Un de Wäldr! Kerzngrode
Reckt siech stulz de finstre Ta';

---

[1]) „Ich bin ein armer Teufel."
[2]) Katzenstein.

Un kimmt's Frühgar arscht, do fängt eich
A Gesing un Pfeifa a:
Stillitz, Hampstlig un Rutkälla,
Zipp un Lärig sing su schie
När in unsrn Arzgebörge
Un dan Wäldrn, frisch un grie.

Un die Leit! Zwar hot's da uhm rim
Gar viel Plag un Armetei,
Adr aach ins klanste Heisl
Zug Zafriednhat mit ei.
Kimmst de nauf, de bist willkumma,
Un drim sog ich a aufs nei: —
Nischt gieht übrsch Arzgebörge
Un die Leit, su lieb un trei!

Theodor Krausch.

Eine Winterfahrt im Erzgebirge.

Nirgends kommt der Winter so zur Geltung wie in den Gebirgen. Ein großartiges Bild von der Macht und zugleich auch von der Schönheit des Winters bietet unser Erzgebirge in seinem oberen Teile, und es ist darum außerordentlich lohnend, dasselbe auch mitten im Winter einmal aufzusuchen.

Unter den acht verschiedenen Linien, die ins Erzgebirge führen, ist wohl die Linie Aue—Eibenstock—Schöneck, eine der anziehendsten. Ich wählte sie deshalb auch zu meiner Winterfahrt. Bereits als ich von dem mittleren Teile des Gebirges aus meine Reise antrat, war alles in blendendes Weiß gehüllt, von dem das dunkle Grün der Fichtenwälder sich deutlich abhob. Je weiter ich aufstieg, desto reizvoller, aber auch desto wilder ward die Landschaft.

Die Mulde, an deren Ufer sich die Bahn bis fast auf den Gebirgskamm bei Hammerbrück hinzieht, und die erst unterhalb Aue durch Verbindung mit dem gleichstarken Schwarzwasser zum eigentlichen Flusse wird, tritt in ihrem Oberlaufe als echtes, mutwilliges Gebirgskind auf. Polternd und schäumend stürmt sie durch das tief eingeschnittene Waldthal. Klar wie Krystall und durch einen grünlichen Schimmer verschönt, drängen sich die glitzernden Wellen durch das mit Granitblöcken übersäete Bett. Zahlreiche Eisschollen treiben auf den Wellen abwärts und zersplittern und zerreiben sich an dem harten Gestein. Sie nehmen aber trotzdem kein Ende; denn jede Nacht bringt wieder neue hervor.

Langsam keuchte das Dampfroß auf dem steil ansteigenden und von frischem Schneefall schlüpfrig gewordenen Schienenwege aufwärts, und ich hatte Muße genug, um nach links und rechts Ausblicke thun zu können. Auf beiden Seiten zeigten sich im tiefen Schnee zahlreiche Spuren des Wildes, das nachts, vom Durste getrieben, aus den Wäldern ins Muldenthal herabgestiegen war oder, durch den Hunger geplagt, sich der Wohnung der tierfreundlichen Bahnwärter genaht hatte. Anfangs entdeckte ich nur Hasenspuren und nur ab und zu auch die Fährte eines Fuchses oder eines Rehes. Später, hinter Eibenstock, wo das

wildreiche Wiltzschhäuser Forstrevier beginnt, bemerkte ich auch häufig die Fährten des edlen Hirsches und erkannte, welche gewaltigen Anstrengungen die armen Waldtiere gemacht hatten, um ihren Hunger mit Baumrinde, mit den Knospen der zitternden Espe und den Zweigspitzen des Weißdorns zu stillen. Bei der Haltestelle Wiltzschhaus kann man am Waldeshange fast jeden Morgen ein starkes Rudel Rotwild in der Nähe irgend eines Futterplatzes stehen sehen. Hier, wo sich die ausgedehntesten Waldungen Sachsens befinden, in denen der Hirsch von jeher heimisch war, sucht ihn der Mensch zwar vor dem Hunger zu schützen; der überaus hohe Schnee aber erschwert dem Wilde nicht nur das Fortkommen, sondern die über dem Schnee lagernde Eisrinde verletzt demselben beim Durchtreten vielfach auch die Läufte, so daß manches stattliche Stück Wild selbst in denjenigen Wäldern zu Grunde geht, wo es nicht an Fütterung fehlt. An vielen Orten haben die sonst scheuen Tiere des Waldes alle Furcht verloren, namentlich in den einsamen Waldorten, wo zumeist ihre guten Bekannten, die Holzmacher, wohnen. Bei Rautenkranz konnte man die Fährten mehrerer starken Hirsche vom Wagen aus ganz leicht weithin verfolgen und sehen, wie die Tiere in der vorhergegangenen Nacht in das Dorf hineingetrollt waren und hier die Hausgärtchen geplündert hatten.

Von Rautenkranz und noch mehr von Jägersgrün ab, über Hammerbrück und Schöneck hinauf, nahm die von schneeschweren Wolken überzogene Landschaft ein echt nordisches Aussehen an. Vom Sturm aufgewühlte und vom Frost festgebannte Schneewellen zogen sich, riesige Furchen bildend, über die verschneiten Waldblößen und Flächen hin, knapp überragt von den Schindeldächern der Gebäude. Manche der letzteren waren hinter dem zusammengewehten Schnee vollständig versteckt, und nur der aus den Essen aufsteigende Rauch, einige Ebereschen oder Lärchen verrieten die unmittelbare Nähe menschlicher Wohnungen. Fast alle Häuser waren von tief ausgegrabenen, stollenartigen Schneegängen umgeben oder durch solche miteinander verbunden, in denen, wie aus den ab und zu auftauchenden Mützen und Kopftüchern zu bemerken war, die Nachbarn fleißig miteinander verkehrten. Die Bewohner dieser außerordentlich rauhen Höhen sind in derartigen Schneearbeiten bewandert; Schnee und Kälte sind hier den größten Teil des Jahres hindurch vorherrschend. In dem tieferliegenden Rautenkranz und Jägersgrün hat es seit mehreren Jahren selbst im Juli und August leichte Fröste gegeben.

Vor Schöneck nahm die eingeleisige Eisenbahn nach und nach die Form einer schmalen, tiefen Rinne an, die sich wohl eine halbe Stunde lang in manneshohem Schnee hinzog; und dieser Schnee blitzte und flimmerte jetzt in der Sonne, als sollte es kein Frühjahr mehr geben und die Erde nie ein anderes Kleid tragen als ihren mit tausend Diamanten besetzten Winterpelz.

Die Station Schöneck, 750 Meter hoch, steckte bis an die Ohren im Schnee. Ein vollständiger Eisenbahnzug und eine Menge Arbeiter waren beschäftigt, den Schnee so weit zu beseitigen, daß ein leidlicher Verkehr auf dem Bahnhofe selbst möglich wurde. Dicht hinter dem Stationsgebäude war ein Pferd im Schnee versunken, und man bemühte sich, dasselbe wieder herauszu-

schaufeln. Nach halbstündigem Aufenthalte und nach einem kurzen, aber herrlichem Rundblick auf das ganze, ebenfalls tief im Schnee liegende Vogtland, das von Schöneck aus fast vollständig zu übersehen ist, trat ich die Rückreise an.

Mein Begleiter war jetzt ein Geistlicher, der in einem Orte bei Hammerbrück schon tags vorher zu einer Haustaufe erwartet worden war, den aber auf dem Wege dahin der Schnee zur Umkehr gezwungen hatte. Jetzt versuchte er, sein Ziel mit Hilfe der Bahn zu erreichen. In der Station Hammerbrück



Eine Schlittenfahrt im Gebirge.

wurde er denn auch von den Gevattersleuten freudig willkommen geheißen. Die Leute dort oben sind an solche „kritische Lagen" gewöhnt; als „gute Christen" bleiben sie dann 24 Stunden lang mutig im Hause des Täuflings beisammen und lassen sich's bei Speise und Trank wohl sein.

Der Winter ist übrigens vom Erzgebirger durchaus nicht so gefürchtet, wie der Niederländer oft glaubt. Er glättet ihm die in der vorhergegangenen Regenzeit oft ganz unfahrbar gewordenen Wege, ermöglicht die Beförderung des Holzes in den unebenen Waldgegenden und verbindet somit mehr, als er trennt.

Außerdem gewährt er ihm ein Vergnügen, das der Bewohner der in milderem Klima liegenden Ebene gar nicht oder doch nur in einer sehr unvollkommenen Weise kennt — die Schlittenfahrt.

In den Häusern bietet die Winterzeit das Bild echter Gemütlichkeit. Auf der breiten Holzbank am riesigen Ofen, in dem knorrige Baumwurzeln und Stöcke im Feuer lustig knistern, und der den ganzen Winter über nie völlig kalt wird, sitzt ein Teil der Familie um den Großvater, der den Erzähler abgiebt; am Tische aber, geschart um des Lichtes gesellige Flamme, wird fleißig geschnitzt, geklöppelt oder sonstige Arbeit getrieben, während der Wind draußen mit den Schneeflocken spielt. Wer aber hinaus muß ins Freie, der nimmt den großen, langen Schafspelz von der Wand, hüllt sich bis über die Ohren hinein und spottet dann des Windes und der Kälte. Der Pelz ist dem Ergebirger ein gar lieber Genosse; fast das ganze Jahr hindurch legt er ihn nicht ganz beiseite, oft bildet er sogar noch sein Pfingstfestkleid. Darum trifft man auch im Munde des Volkes folgendes Verslein:

„Ein deutscher Mann nach alter-Art
Trägt seinen Pelz bis Himmelfahrt;
Und thut ihm da ein Glied noch weh,
So trägt er ihn bis Bartholmä."

Unter solchen Verhältnissen wird die ziemlich acht Monate währende Winterszeit ohne Schwierigkeit überwunden. Ja, der Winter wird vom Erzgebirger sogar zu den Annehmlichkeiten des Jahres gezählt. Würden wir den echten Sohn des Gebirges fragen, ob er nicht lieber während des Winters in den Mauern der Großstadt bei Konzert, Theater und anderen Lustbarkeiten weilen wolle, er würde sicher verächtlich den Kopf schütteln. G. V. Z.

De Kinner im Gebarg.

In erzgebirgischer Mundart.

'S kam aur aus 'n Niederland
In's Gbarg doletzhie nuff;
'S hatt' schtark gereist, dr Fichtelbarg
Hat schu 's Schneemützl uff.

Mit Handschchen an 'ne Fingern dra,
In 'n Pelze, gruß un schwer,
So kimmtr in a klanes Dorf
Un thut, als obs 'n frör.

Do siehtr vur enn niedern Haus,
Dos an dr Schtroße log,
Zwa klane Gung mit barbsgen[1]) Baa,
Die renn en Katzel noch.[2])

Mit barbsgen Baa, ka Mützl uff,
Hemdarmlich, une Gack,[3])
Su renn die Bussn draußn rim
Un lachn in anewag.

Un aus 'n Häusl tritt 'ne Fraa,
(De Muttr vun dan Gung)
Die schreit'n noch: „Laßt's Katzel gieh,
'S setzt Hau — un dos genung!"

Zer Fraa ging nu dar fremme Mah
Un hat se ausgezankt,
Se sullt die Gungeln warm azieh,
Sist würdn se nach krank.

---

[1]) barfüßig. [2]) nach. [3]) Jacke.

„Die krank, mei liebr Harr? Die seis
Gewuhnt“ — su spricht de Fraa;
„„De Kinner im Gebarg, die ham
'n liem Gutt sei Pelzel a!““[1])

Th. Krausch.

Die Gründung von Johanngeorgenstadt.

Der Abschluß des Westfälischen Friedens im Jahre 1648 brachte den Protestanten Böhmens die lang ersehnte freie Religionsüburg nicht. Kaiser Ferdinand III. weigerte sich hartnäckig, den Religionsfrieden auf seine Erblande auszudehnen, und suchte auf alle Weise dem Katholicismus zum Siege zu verhelfen. Deshalb wandten sich die böhmischen Lutheraner an den Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen (1611—1656) und baten ihn um Vermittelung. Gern erfüllte er ihre Bitte; aber alle seine Versuche, den Kaiser zur Milde zu bestimmen, scheiterten. Ferdinand beharrte bei seiner Unduldsamkeit und ließ durch seine Beamten erklären, daß er nicht gesonnen sei, eine andere Religion außer der katholischen in seinen Landen zu dulden, und daß er lieber ein verwüstetes, denn ein ketzerisches Land haben wollte. Diese Verhältnisse veranlaßten den Kurfürsten, zu erklären, daß er bereit wäre, allen denjenigen in seinem Lande eine Zuflucht zu gewähren, welche ihrem protestantischen Glauben treu bleiben und nach Sachsen übertreten wollten. Von diesem Anerbieten machten namentlich die Bewohner der Bergstädte Joachimsthal, Gottesgab, Platten und Abertham Gebrauch und besiedelten verschiedene sächsische Gegenden. So entstand Johanngeorgenstadt, über dessen Gründung hier noch einige nähere Angaben folgen mögen.

Gegen Ende des Jahres 1653 mehrten sich die böhmischen Einwanderungen, welche bisher nur vereinzelt stattgefunden hatten. Dies veranlaßte das Patent, welches unterm 10. Oktober 1653 zu Joachimsthal ausgestellt worden war, und welches die „Gerichte und besonders namhaft gemachte Personen als Meineidige, Treulose, Ehr- und Pflichtvergessene aus den kaiserlichen Landen andern zum Exempel bannisierete, mit dem expressen Befehl, daß, wer von ihnen Böhmen betreten würde, in Ketten und Banden nach Prag geschaffet, und was ihre Prätension und Forderung sei, liegendes oder fahrendes, in Sequestratur genommen, und nichts gefolget werden sollte.“

Die Lutheraner aus Platten wandten sich infolgedessen nach Sachsen; sie richteten ihr Augenmerk auf den Fastenberg, „da nichts denn Stöcke und Steine zu befinden“. Diesen Punkt wählten sie wohl deshalb, weil der Berg nur eine Stunde von ihrem Heimatsorte entfernt ist, und weil auch einzelne der Ihren sich hier bereits in den Jahren 1651 und 1652 mit kurfürstlicher Bewilligung angesiedelt hatten; vielleicht hofften sie auch reiche Silber-, Zinn- und Eisenlager zu finden.

[1]) Ein erzgebirgisches Sprichwort.

Den ersten Anbauern folgten, wie es scheint am Ende des Jahres 1653, 39 Hauswirte, unter ihnen 4 Handelsleute, 6 Fuhrleute, 8 Köhler, 2 Glasmacher, 2 Bäcker, 2 Zimmerleute u. s. w. Sie wählten wohl die Nacht zur Flucht, um einen Teil ihrer Habe „in das bittre Elend" mitnehmen zu können. Ihre Häuser nebst Wiesen und Feldern, welche sie verlassen hatten, wurden durch „unparteiische Ratsfreunde aus Joachimsthal" taxiert und verkauft.

Diesen Exulanten folgten bald andere nach. Als sie sich endlich sicher vor Verfolgungen fühlten, hatten sie neue Prüfungen zu bestehen; denn sie befanden sich in dem wildesten Teile des Erzgebirges. Dazu war ein strenger Winter hereingebrochen, und nur wenige und kleine Wohnhäuser standen ihnen zu Gebote. Es ergreift uns mächtig, wenn wir den Bericht des nachmaligen ersten Pfarrers Polykarp Weber lesen: „Es hat in manchem Hause von Menschen getönet, indem immer in die 12 bis 14 Paar Eheleute, ohne die Kinder und ledigen Personen, bei manchem sich aufgehalten, daß, wer aufgestanden, bald seinen Sitz missen und sich nicht wieder hat niedersetzen können." Aber trotz dieser Übelstände harrten sie mutig aus, und ihre Ausdauer wurde belohnt. Johann Georgs I. Huld und Gnade bereitete ihnen ein besseres Los. Sie beschlossen, um den Aufbau eines förmlichen Städtleins nachzusuchen, und überreichten dem Kurfürsten durch zwei aus ihrer Mitte — es waren Johann Weigel und Gregor Röber — ein Bittschreiben (Datum Fastenberg, den 12. Februar 1654). In diesem wiesen sie auf den reichen Bergsegen hin, welchen sie erhofften, und baten, der Kurfürst möchte einem jeden gegen leidlichen Erbzins Raum und Bauholz zum Aufbau eines Häusleins gewähren, auch ihnen gestatten, Kirche, Gottesacker, Pfarre und Schule zu errichten und einen Pfarrer und Schuldiener Augsburgischer Konfession anzustellen, dabei ihnen auch gönnen und zulassen eines Bergstädtleins Freiheit, Zunft und Innungen samt allen Handwerksgewohnheiten, sowie einen Mahl- und Malzgang und eine Brettmühle; endlich ersuchten sie ihn, er möchte ihnen zur Ausführung ihres Vorhabens diese und jene Erleichterung und Beihilfe bewilligen.

Die vorgetragenen Bitten wurden erfüllt; denn ein kurfürstliches Schreiben bewilligte unterm 23. Februar/2. März 1654 alles Erbetene mit Ausnahme der Mahlmühle. Die kurfürstliche Genehmigung hatte folgenden Inhalt:

„Dem ehrenfesten Unserm Hauptmann der Ämter zu Schwarzenberg und Grünhain und lieben Getreuen Veit Dietrich Wagner zu Sachsenfeld, Oberstleutnant Georg Wolf von Carlwitz zum Rabenstein und Christian Person, Schösser zu Schwarzenberg.*)

Von Gottes Gnaden Johann Georg, Herzog zu Sachsen, Jülich, Cleve und Berg u. s. w., Kurfürst u. s. w.

Ehrenfeste und liebe Getreue! Was an Uns die Exulanten von Platten wegen ihres am Fastenberge geplanten Anbaues wehemütig und unterthänigst haben gelangen lassen, das habt Ihr aus dem Einschluß mit mehrerem zu versehen.

*) Diese drei Männer nahmen sich der Verbannten wiederholt mit der größten Liebe an und übermittelten häufig ihre Anliegen an den Kurfürsten.

Um nun diesen armen bedrängten Leuten billig an die Hand zu gehen, also haben Wir gnädigst bewilligt, daß sie eine Kirche, Gottesacker, Pfarre und Schule daselbst aufbauen und mit Unsers Oberen Consistoriums Vorwissen und Einwilligung einen Pfarr- und Schuldiener annehmen mögen, sind auch gnädigst zufrieden, daß Ihr einem jeden, der dieses Ortes an- und aufbauen will, gegen einen leidlichen Erbzins ein gewisses Stück und etwas Holz, dessen er zum Anbau notwendig bedarf, ohne Entgelt anweisen und das Städtlein, welches Johann Georgens Stadt hinfüro genannt werden soll, den andern Bergstädten gleich mit aller Freiheit, Zunft und Innung, Handwerks-Gewohnheiten, Brauen, Malzen, Schlachten, Backen, Schenken und einer Brettmühle versehen möget. Wir wollen Uns auch betreffs der Biersteuer, wenn Wir den wirklichen Anbau verspüren, gebotenermaßen und auf Euren vorhergehenden unterthänigsten Bericht mit seiner gnädigsten Concession heraus wissen lassen. Davon geschieht Unsre Meinung, und Wir sind Euch mit Gnaden gewogen. Gegeben zu Annaburg am 23. Februar im Jahre 1654.

Johann Georg, Kurfürst."

Eingegangen den 2. März im Jahre 1654.

Dieser Stiftungsbrief von Johanngeorgenstadt konnte verschiedener Verhältnisse wegen erst am 11. März in Gegenwart der 39 Verbannten verkündigt werden, welche sich hocherfreut bedankten, daß sie der Kurfürst zu Unterthanen aufnehmen wollte; zugleich meldeten sich 18 neue Exulanten.

Nun schritt man rüstig ans Werk. Sobald es die Jahreszeit gestattete, wurde — es war am 1. Mai 1654 — mit der Anlage der Stadt begonnen. Die Eingewanderten, deren Anzahl inzwischen beinahe bis auf hundert gestiegen war, bedienten sich eines Grundrisses, welchen der Schulmeister zu Schwarzenberg, Zacharias Georg, mit vielem Geschick entworfen hatte. Der Bau wurde rasch gefördert. Am 10. Mai konnte schon die Thürschwelle zu dem ersten Hause gelegt werden. Aber es waren große Schwierigkeiten zu überwinden. Der Berg war dicht bewaldet und sehr hügelig; auf dem Marktplatze waren z. B. 1690 größere Bäume auszuroden; es fehlte anfänglich an Wasser und Lehm; die gemieteten Maurer und Handwerker waren oft lässig und überdies recht teuer; auch konnten einige wegen Geldmangels den Bau nicht beginnen; andere wurden von dem zeitigen Winter überrascht, noch ehe sie unter Dach waren; noch andere entbehrten acht Jahre lang der Fenster und litten hart unter den Unbilden der Witterung. Die Lage besserte sich etwas, als genügend Wasser und Lehm beim Grundgraben aufgefunden wurden, und als der Amtsschösser Christian Person unterm 25. Juli 1654 eine ernste Verwarnung an die Arbeiter erließ. Auch bestellten Veit Dietrich Wagener und der eben erwähnte Person vorläufig den schon vorher zum Schutze der Anbauer berufenen Georg Röber, der früher Richter zu Platten gewesen war, „zur Beförderung des Kommunwesens und zur Versicherung vor unbilliger Gewalt" zum Richter und gaben ihm sechs Assessoren zur Seite. Überdies erhielten einzelne auf ihr Ansuchen die Erlaubnis, im Auslande um Unterstützung bitten zu dürfen.

Ende Juli 1654 waren bereits 40 Häuser ziemlich vollendet, und Anfang Juni 1659 waren ihrer 150 vorhanden.

Am achten Sonntage nach Trinitatis 1654, d. i. am 16. Juli, erhielten die Ansiedler in der Person des Polykarp Weber einen Seelsorger und Pfarrer (1654—1680), dem noch in dem gleichen Jahre der aus Platten gebürtige Student der Theologie Georgi als Schulmeister zur Seite trat. Im Jahre 1665 machte sich dann auch noch, da die Einwohnerzahl zusehends wuchs, die Anstellung eines Diakonus nötig; der erste Diakonus war Johann Meißner.

Johann Georg I. bewahrte den Bürgern der neuen Stadt seine Huld; er unterstützte sie auch ferner und gewährte ihnen, was sie baten, wenn es berechtigt war. Dasselbe that sein Sohn und Nachfolger in der Regierung, Kurfürst Johann Georg II. (1656—1680). Wichtig für die Bewohner war vor allem die Verleihung der Stadtprivilegien, welche am 14. März 1656, also noch von der Hand Johann Georgs I. († am 8. Oktober 1656) erfolgte. Es erhielt die „neue freie Bergstadt Johann Georgens Stadt" u. a. das Wahlrecht von Bürgermeister, Richtern und Rat, die Erb- oder Untergerichte, ein Stadtsiegel, zwei freie Jahrmärkte, soviel Mahlmühlen, als bei der Stadt bedürftig wären, nebst einer Schneidemühle und ähnliches. Von den gewährten Rechten machte man alsbald Gebrauch; am 21. November 1656 wurden der erste Bürgermeister von Johanngeorgenstadt — es war Johann Löbell sen. — und die übrigen Behörden gewählt und am 3. Dezember desselben Jahres von der kurfürstlichen Landesregierung bestätigt.

Den Grund zur Kirche legte man am 10. Mai 1655 und weihte sie am 15. Februar 1657 feierlichst ein. Auch zum Kirchenbaue hatte der Kurfürst beträchtliche Geldsummen beigesteuert. Über dem Haupteingange war die Inschrift angebracht: „Jesus nobiscum state." Darunter befanden sich die Worte:

„Weil in Verfolgung viel bei Christo sind geblieben
Und die Religion die Plattner hat vertrieben,
Macht ihr Exilium, daß hier durch Gottes Gnad
Gebauet wurd die Kirch und Johann Georgenstadt."

Kurze Zeit darauf (vermittelst Befehls vom 20. Februar 1657) wurde die Jugeler Glashütte, welche bisher nach Eibenstock eingepfarrt gewesen war, der Parochie Johanngeorgenstadt zugewiesen.

Für den Ausbau der Kirche und für die heiligen Geräte sorgten der Kurfürst Johann Georg II. und seine Gemahlin, sowie andere „gutherzige Leute". Bei alledem fehlte es doch sehr häufig an dem nötigen Gelde, so daß der Kirchturm erst 1713 äußerlich vollendet ward. Die Bürger erhielten zu den zwei kleineren Glocken, welche in einem Glockenstuhle auf dem Marktplatze hingen, vom Kurfürsten im Jahre 1671 eine größere von 17 Centner Gewicht und im nächsten Jahre noch eine kleinere von 2 Centner 43 Pfund Gewicht.

Mit dem Rathausbau begann man im Februar 1664 und vollendete ihn im August 1669; am 31. Dezember 1673 erhielt die Stadt das Recht, im Rathause eine Gastwirtschaft zu eröffnen.

Unterrichtet wurde bis zum Bau eines eigenen Hauses, welcher im Frühjahr 1666 in Angriff genommen ward, in einer Wandelschule; seit 1688 waren mehrere Lehrer thätig.

Das Städtchen blühte trotz der vielen Schwierigkeiten, mit welchen die Bewohner anfänglich zu kämpfen hatten, fröhlich und rasch empor; denn immer strömten neue Exulanten herbei, und der Bergbau warf, namentlich um das Jahr 1670, großen Gewinn ab, so daß der Ort im Jahre 1671 bereits 240 Feuerstätten zählte.

Dr. Paul Arras.

Unera Hamet.[1])

In obererzgebirgischer Mundart.

Wenn anr ins Gebörg rauf kimmt
Dort aus n Niedrland,
Do möcht r alles ah su saah,
Wie sinst in Bichrn stahnd.

Do sölln da altn Hammerschmied
In gedn Rast rim stih,
Und Klipplmaad mit Klipplsöck[2])
När citl hutzn[3]) gih.

A Wammes un da Pudlmitz
Un ah da Laadrhus,[4])
Dos sölln da ganzen Leit noch trong,
Geleich, öb klaa, öb gruß.

Do söll, wenn ah schu Summr is,
Dr Schnee zennstrim[5]) noch lieng,
Da Kuhlnbrennr batznweis
In dickn Wald rim krieng.

Naa, naa,[6]) ihr Leit, su is fei net,
Es is viel anrsch wurn,
Es wärd in deren itzing[7]) Zeit
Ka setts alts Zeig geburn.[8])

Gebliem sei när da altn Baarg,
Es Wassr un dr Wind,
Da Menschn sei wos anrsch wurn,
Dos waß gedwedig[9]) Kind.

Gebliem is ah da alta Sproch
Noch bun[10]) a feins paar Leit,
Sa schnaadln[11]) odr egal dra
In daarer itzing Zeit.

---

[1]) Heimat. [2]) Klöppelmädchen mit Klöppelsäcken. [3]) besuchen. [4]) Lederhose. [5]) ringsum. [6]) Nein, nein. [7]) jetzigen. [8]) geboren. [9]) weiß jedes. [10]) bei. [11]) daran schneiden.

Gebliem is ah dr viela Reeng[1])
Un is halt egal reg,
Is gu[2]) wos lus in Annebaarg
Do hot's ah Niedrschlög.

Gebliem is odr ah noch wos
In unrn wing Geblit,
Un söll ah bleim wie unra Baarg:
A orndlich guts Gemit.

C. F. Röder.

(Aus: „Alte und neue Gedichte und Geschichten in erzgebirg. Mundart".)

Weihnachten im Obererzgebirge.

Unter allen Festen des Jahres nimmt unstreitig das Weihnachtsfest die erste Stelle ein. Bereits einige Tage vor dem Heiligen Abende reinigt die Hausfrau mit ihren Töchtern das ganze Haus, putzt Fenster und Gefäße und fegt die Stube. Auf die Dielen der Wohnstube streut sie Stroh, welches auch, solange die zwölf Nächte dauern, liegen bleibt. Der Heilige Abend gilt schon als halber Feiertag. Erwachsene und Kinder haben ihr Sonntagskleid angelegt. Es werden die am Andreastag gebrochenen Reiser herzugeholt, die in der kurzen Zeit bereits kleine Schößlinge getrieben haben. Kaum ist die Sonne zu Rüste gegangen, so vereinigen sich die Familienglieder zum frohen Mahl; denn heute giebt es „Neunerlei". Die sonst so sparsame Hausfrau hat den Ihrigen Semmelmilch, Klöße, Bratwurst und Linsen, Sauerkraut, Heidelbeeren und sonstige erzgebirgische Feiertagsspeisen, so daß sie neun Gerichte bilden, aufgetischt. Nach dem Essen bestreut der Hausvater einige Brotschnitte mit Salz und Nußkernen und giebt sie dem Vieh im Stalle; auch dieses soll wissen, daß heute Weihnachten ist. Um die Obstbäume im Garten schlingt er ein Strohseil, damit die in der Christnacht beschenkten Bäume reichlicher tragen. Brot und Salz bleibt im Tischtuche eingeschlagen auf dem Speisetische liegen; denn nur dann geht das ganze Jahr hindurch der Segen nicht aus. Viele verbringen die Nacht wachend, um, wie sie sagen, die Metten nicht zu verschlafen.

Das junge Volk vertreibt sich die Zeit durch allerhand Kurzweil. In ein volles Wassergefäß gießen die Mädchen durch einen Erbschlüssel flüssiges Blei und suchen aus der Form des plötzlich erstarrten Bleitropfens die Beschäftigung des zukünftigen Bräutigams zu erraten. Drei Silberpfennige läßt man in einer mit Wasser gefüllten Schüssel schwimmen; nähern sie sich, so findet noch im Laufe des Jahres Hochzeit statt, wozu der Pfarrer, welchen der dritte Pfennig darstellt, seinen Segen giebt. Ein Auseinanderschwimmen bedeutet die Lösung einer angeknüpften Bekanntschaft. Die Zahl zwölf ist bedeutungsvoll bei verschiedenen abergläubischen Gebräuchen. Zwölf Schüsseln stellt man auf den Tisch. In der einen liegt ein Brautkranz, in der andern ein Totenkranz, in der dritten ein Gevatitersträußchen u. s. w.; in die vorletzte hat man helles und in die letzte trübes

[1]) Regen. [2]) ja.

Wasser gegossen. Mit verbundenen Augen naht sich die fragende Person; je nach dem Wasser, wonach dieselbe greift, wird das Jahr trüb oder heiter sein. Wehe, wenn sie nach der Schüssel mit dem Totenkranze die Hand ausstreckte! Zwölf Häufchen Salz formt der Landmann in der Christnacht und setzt jedes auf eine Zwiebelschale; nach dem Grade der Feuchtigkeit, welche das Salz bis zum andern Morgen angezogen hat, läßt sich die Witterung der kommenden zwölf Monate bestimmen. Sind mehrere Töchter im Hause, so nimmt eine nach der andern einen Schuh und wirft ihn nach der Thür; zeigt er mit der Spitze nach dem Ausgange, so verläßt das Mädchen im Laufe des neuen Jahres die väterliche Wohnung. Um Mitternacht hört man auf die durch das Kochen des Wassers im Ofentopfe verursachte Musik; sie prophezeit auf das ganze Jahr. Mit Glockenschlag zwölf Uhr aber spendet das Brunnenrohr draußen im Hofe lauteren Wein.

Nach Mitternacht steigen einige Mitglieder der Kantoreifraternität die steilen Stufen im alten Wachtturme bis zur Türmerwohnung empor und singen da Weihnachtslieder. Durch die offenen Fenster schallt der Choral „Vom Himmel hoch, da komm' ich her“ in die schweigende Winternacht hinaus. Noch ist das Licht der Sterne nicht erblichen, da rufen die Kirchenglocken zur Christmette. Reich und arm, groß und klein geht zum Gotteshause; wohl das ganze Jahr hindurch sieht dasselbe selten eine so zahlreiche Menge Andächtiger als an diesem Morgen. Vom Chore herab ertönt das alte lateinische Weihnachtslied:

Quem Pastores laudavere,
quibus, Angeli dixere:
Absit vobis jam timere,
natus est Rex gloriae.

Ad quem Reges ambulabant,
aurum, myrrham, thus portabant,
immolabant haec sincere,
nato Regi gloriae.

Exultemus cum Maria
in coelesti Hierarchia,
jubilando voce pia,
dulci cum symphonia.

Christo Regi, Deo nato,
per Mariam nobis dato,
merito resonet vera,
laus, honor et gloria. (Entstanden um 1400.)

In der Übersetzung lautet dieses Lied:

Den die Hirten lobten sehre
und die Engel noch viel mehre,
fürcht euch fürbaß nimmermehre,
euch ist gebor'n der König der Ehre.

Zu dem die Kön'ge kam'n geritten,
Gold, Weihrauch, Myrrhen brachten sie mitte,
sie fielen nieder auf ihre Knie,
gelobet seist du, Herr, allhie!

Freut euch alle mit Maria
in des Himmels Hierarchia,

da die Engel singen alle
in dem höchsten Thron mit Schalle.

Lobet alle Leut zugleiche
Gottes Sohn vom Himmelreiche;
uns zum Trost ist er geboren,
Lob und Ehr sei Gott dem Herrn!

Auch die Weissagung aus dem Propheten Jesaias, welche im 9. Kapitel steht und mit den Worten anhebt: „Das Volk, so im Finstern wandelt, siehet ein großes Licht“ u. s. w. wird gesungen. Ein jeder Kirchgänger hat sein eigenes Mettenlicht mitgebracht, der Lichtstumpf wird später daheim heilig aufbewahrt; denn zündet man denselben während eines Gewitters an, so schlägt der Blitz nicht ein; so behauptet wenigstens der Aberglaube. Die letzten Klänge der Orgel sind kaum verklungen, so eilt schon die frohe Kinderschar den elterlichen Wohnungen zu; in ihrer Abwesenheit hat ja das Christkind seine Gaben ausgebreitet. Der Leuchter, welcher auch in der ärmsten Hütte nicht fehlt, ist angezündet; die Pyramide dreht sich; der „Berg“ strahlt im hellsten Kerzenlicht. Der „Berg“ ist ein in der Stubenecke terrassenförmig aufgebauter Paradiesgarten mit Stall und Krippe, mit Hirsch und Jäger, mit Engel und Stern, kurz, mit allem, was der Vater in den langen Winterabenden für seine Lieblinge zusammenbaute. Heller jedoch als alle die Lichtlein strahlen die Augen der beglückten Kleinen.

In Geyer knüpft sich an den Mettengottesdienst nachstehende Sage.

Ein altes Mütterchen, welches von Kindheit an gewöhnt war, die Christmetten zu besuchen, legte sich am heiligen Abend nicht schlafen, damit sie das Läuten nicht überhöre. Die Wanduhr war stehen geblieben; da schien es ihr, als ob die Glocken zur Kirche riefen. Rasch machte sie sich zum Kirchgang auf, die großen Bogenfenster der Kirche waren schon hell erleuchtet. Wie gewöhnlich hatte ein jeder Kirchgänger sein Mettenlicht angezündet, die Weissagung wurde gesungen, so auch das Quem pastores. Nur deuchte es ihr, als ob die Andächtigen bleicher als sonst aussähen, und als sie näher hinschaute, waren es lauter Verstorbene. Eine Nachbarin zupfte sie am Kleide und wisperte ihr ins Ohr: „Gevatterin, Ihr seid zu früh und deshalb in die Totenmetten gekommen; dort seht Ihr die Schattenbilder derer, die in dem kommenden Jahre die unsern werden. Damit Ihr nicht auch dazu kommt, so werft beim Verlassen der Kirche den Mantel ab.“ Erschreckt verließ das Mütterlein das Gotteshaus, that aber, wie ihr die Gevatterin geheißen. Am andern Morgen fanden die Kirchgänger auf jedem Grabe des Friedhofes, welcher die Kirche umgiebt, ein Stücklein des Mantels, den die alte Frau beim Besuche der Totenmetten getragen hatte.

Hermann Lungwitz.

Annaberg und die Industrie des oberen Erzgebirges.

Annaberg, die bedeutendste Stadt des obern Erzgebirges, oberhalb der Sehma und unterhalb des sargähnlichen, über die Hochebene gelagerten Pöhlberges, wird in wenig Jahren das Jubelfest seines 400jährigen Bestehens feiern; es gehört demnach zu den jüngeren Städten unseres lieben Vaterlandes, ist auch

nicht, wie der größere Teil seiner Schwestern, von den Sorben gegründet, sondern rein deutschen Ursprunges.

Annaberg verdankt, gleich wie Freiberg, Schneeberg und Marienberg, seine Entstehung dem Silberreichtume des Erzgebirges. Der Stadt gegenüber, am jenseitigen Ufer der Sehma, liegt der Schreckenberg; und hier war es, wo im Jahre 1492 Silbererz entdeckt wurde. Die Sage erzählt darüber folgendes: Am Vorabende des Fronleichnamsfestes des Jahres 1492 ging der Bergmann Kaspar Nietzold aus dem Orte Frohnau nach der nahen Sehma, um Fische für den folgenden Festtag zu fangen. Um das Wasser zu trüben, störte er mit einem dicken Stocke im Flusse herum. Dabei lockerte er einen Teil des überhängenden Ufers; ein großer Erdklumpen fiel herab, und an der entblößten Stelle zeigte sich ein Gestein, das der kundige Bergmann sofort für edles Erz erkannte. In Geyer, wo damals bereits der Bergbau blühte, wurde das Erz untersucht, und es ergab sich, daß es außerordentlich reich an Silber war. Nietzelt grub nun emsig weiter, und fand so viel Silbererz, daß er bald ein sehr reicher Mann ward.

Natürlich gruben sofort auch andere nach den unterirdischen Schätzen, und in kurzer Zeit wühlte und klopfte es in einem großen Umkreise. Aus dem ganzen Gebirge, sogar auch aus ferneren Landesteilen, strömten die Erzsucher herbei, und die Gegend ward dadurch so volkreich, daß man beschloß, eine Stadt zu bauen. So entstand der Plan zur Gründung der Stadt Annaberg. Am 21. September 1496 ward der Grundstein gelegt, und ein Jahr später stand das erste Haus fix und fertig da.

Anfangs führte der Ort den Namen „Neustadt am Schreckenberge“, später aber, im Jahre 1501, wurde dieser Name durch kaiserlichen Erlaß in Sankt Annaberg umgewandelt. Noch heute deuten im Wappen der Stadt zwei Bergleute, die das Bildnis der heiligen Anna, der Mutter der Jungfrau Maria, halten, auf den Ursprung dieses Namens hin.

Der Silberreichtum der Bergwerke am Schrecken- und Schottenberge war ein unermeßlicher. Es wurde zuweilen so viel des edlen Metalles gefunden, daß es nicht in Geld umgeprägt und nur im Auslande verwertet werden konnte. Annaberg hatte zwar eine Münzstätte, allein sie reichte nicht hin, den Bergsegen zu bewältigen; mehrfach kam es vor, daß anstatt mit Geld mit Silberkuchen bezahlt werden mußte. Die in Annaberg geschlagenen Münzstücke, die nach unserem Gelde einen Wert von etwa 40 Pfennig hatten, führten nach dem Hauptfundorte des Silbers den Namen „Schreckenberger“ oder nach ihrem Gepräge „Engelsgroschen“.

Im 16. Jahrhundert galt Annaberg für einen der reichsten Orte des Landes. Überall ging die Rede von dem Reichtume der Annaberger Bergherren, und im Volksmunde bezeichnete man schließlich mit dem Worte „Annaberger“ jeden wohlhabenden, behäbigen Mann.

„Bist ein reicher Annaberger,
Hast den Sack voll Schreckenberger“

lautete ein Sprichwort jener Tage. Und in der That, die Annaberger Bergherren waren unbeschreiblich reich. Viele machten von ihrem Reichtume einen



Annaberg-Buchholz mit dem Pöhlberg.

Verlag von Herm. Graser in Annaberg.

gar guten Gebrauch, und die Namen Christoph Uttmann und Heinrich von Elterlein stehen noch heute in hohen Ehren. Vielfach verleitete aber auch der große Überfluß zu einer Üppigkeit und Verschwendung, die geradezu unglaublich ist. Bekannt nach dieser Seite hin ist der Bergherr Kaspar Kirschner. Derselbe gab Gastmähler, bei denen so viel gegessen und getrunken wurde, daß die Gäste ihrer Glieder nicht mehr mächtig waren und heimgefahren werden mußten. Er badete, um seinen Appetit zu reizen, seine Füße in Malvasier und ließ sie mit Semmel trocken reiben. Freilich hat derselbe Mann zuletzt sein Brot an den Thüren der Kirchen erbetteln müssen.

Der Silberreichtum in den Gruben der Annaberger Gegend erzeugte auch in den gewöhnlichen Bürgerkreisen und unter den arbeitenden Bergleuten die Liebe zu Prunk und Wohlleben, wie man aus folgenden Versen erkennt:

„Der Bergleute Weise gefällt mir so wohl,
Sie trinken sich alle Sonntage voll
In Städten und in Dörfern.
Sie trinken das Bier und den kühlen Wein,
Sie thun miteinander brav lustig sein."

Allein dieses lustige Leben nahm mit der Zeit ein Ende. Die Bergwerke waren erschöpft, und während z. B. die Fundgrube „Himmlisch Heer" von 1536 bis 1593 eine Ausbeute von 1800000 Mark geliefert hatte, konnte man in späteren Jahrhunderten von dem Ertrage kaum die Kosten des Betriebes decken. Zuletzt gab man den Bergbau ganz auf, und heute sind die Gruben verödet und verfallen.

Wie wichtig war es für Annaberg zur Zeit des Niederganges und des Verfalls der Silbergewinnung, und wie bedeutungsvoll ist es für das heutige Annaberg und das ganze obere Erzgebirge geworden, daß sich im Laufe der Zeit die Industrie dort einbürgerte, namentlich die Spitzen- und die Posamentenmacherei!

Die Spitzenerzeugung ist von den beiden Gewerben das ältere. Ursprünglich war das Spitzenmachen eine sehr schwierige Arbeit. Im Mittelalter wurden Spitzen nur genäht und gestickt; sie wurden namentlich für Kirchen und Meßgewänder hergestellt und daher auch in der Hauptsache in den Nonnenklöstern verfertigt. Später erfand man das Spitzenklöppeln. In Frankreich und den Niederlanden war solche Art der Erzeugung bereits im 15. Jahrhundert bekannt. Nach Sachsen ist diese Kunst im 16. Jahrhundert verpflanzt worden und zwar durch eine Brabanterin, die angeblich um ihres Glaubens willen aus ihrem Vaterlande geflohen war. Diese kunstfertige Frau kam nach Annaberg und fand hier freundliche Aufnahme.

Barbara Uttmann, die Tochter des schon erwähnten Heinrich von Elterlein und Gemahlin des reichen Bergherrn Christoph Uttmann in Annaberg, gewährte der armen Vertriebenen Obdach und Unterhalt, und diese bewies ihre Dankbarkeit dadurch, daß sie ihre Wohlthäterin im Spitzenklöppeln unterrichtete. Barbara Uttmann erkannte die hohe Wichtigkeit dieser Kunst, und durch ihren persönlichen Einfluß und ihre reichlichen Unterstützungen breitete sich dieselbe gar bald in Annaberg und Umgegend in einer Weise aus, daß wir ihr wohl das Verdienst zuschreiben



Das Denkmal der Barbara Uttmann zu Annaberg.

müssen, das Spitzenklöppeln in Sachsen eingeführt zu haben. Das Jahr 1561 wird gewöhnlich als das Gründungsjahr dieses Industriezweiges genannt.

Das Werkzeug, mit dem die herrlichen Spitzen hervorgebracht werden, ist ein sehr einfaches. Es besteht aus einem walzenförmigen Kissen, dem Klöppelsacke, und einer großen Anzahl kurzer Holzpflöckchen, die infolge der Ähnlichkeit, welche sie mit kleinen Trommelklöppeln haben, den Namen Klöppel führen. Auf diese Klöppel wird das Garn gewunden, das zur Erzeugung der Spitzen verwendet wird. Damit das Garn nicht durch die Finger der Klöpplerin beschmutzt wird, ist jeder Klöppel mit einer lockeren Hülse versehen, die ihn vollständig deckt. So viel Fäden das Spitzenmuster erfordert, so viel Klöppel werden am Klöppelsacke angeknüpft, so viel hängen von demselben herab und müssen von der Klöpplerin genau im Auge behalten werden. Zu feinen breiten Spitzen sind oft 100 Klöppel erforderlich. Sehr wichtig beim Klöppeln ist der Klöppelbrief. Dieser enthält das durch Punkte bezeichnete Muster, nach dem die Spitzen anzufertigen sind. Der Klöppelbrief wird auf dem Kissen befestigt, und an jedem Punkte wird eine Nadel eingesteckt. Nun beginnt die Arbeit. Die Klöpplerin schlingt nach einer bestimmten Regel die an den Klöppeln befindlichen Fäden um die Nadeln, indem sie die Klöppel selbst hin- und herbewegt. In der richtigen und geschickten Handhabung der Klöppel besteht die ganze Kunst; würde nur ein einziger von den 100 Fäden um eine falsche Nadel geschlungen, so wäre das Muster verdorben und die Arbeit nicht viel wert.

Zu der Bewegung der Klöppel gehört eine Handfertigkeit, die nur durch große Übung von jung auf erzielt werden kann; darum werden schon Kinder im frühen Lebensalter zum Klöppeln angehalten und in den zahlreichen Klöppelschulen regelrecht in dieser Kunst unterrichtet.

Lange Zeit, namentlich als die Mode das Tragen von Spitzen begünstigte bildete das Klöppeln einen Hauptnahrungszweig des oberen Erzgebirges. Nach und nach aber ist die Einträglichkeit dieser Beschäftigung sehr zurückgegangen, und heutzutage verdient eine fleißige Klöpplerin oft nur 4 bis 5 Pfennige in der Stunde.

Ein Industriezweig, der neben dem Spitzenklöppeln einen nicht geringen Teil der Bewohner des obern Erzgebirges beschäftigt, ist die Posamentenfabrikation. Sie ist fast ebenso alt wie die Spitzenklöppelei und hat sich hauptsächlich von der am Schottenberge, Annaberg gegenüber liegenden, im Jahre 1504 gegründeten Stadt Buchholz aus verbreitet, in der sie auch jetzt noch ihren Mittelpunkt und Hauptsitz hat.

Von einigen wird die Einführung der Posamentenmacherei ebenfalls vertriebenen Brabantern zugeschrieben; andere nennen als Begründer derselben den aus Dinkelsbühl in Bayern gegen Ende des 16. Jahrhunderts eingewanderten Posamentierer Georg Einenkel. Die Posamentenfabrikation ist wesentlich vielseitiger als die Fabrikation von Spitzen. Alles, was Kleiderbesatz und Garnitur heißt: Ornament, Knopf, Borte, Franse, Quaste, Schnur wird unter der Bezeichnung Posamenten auf den Tausenden von Posamentenstühlen, Mühlstühlen und Chenillemaschinen gewirkt oder als Handarbeit geschlungen, gedreht und genäht. Auch dieses Gewerbe beschäftigt schon Kinder im zarten Alter, und nur dadurch'

daß die ganze Familie bis zu den jüngsten Sprossen herab mit arbeitet, läßt sich bei den geringen Preisen, die gezahlt werden, ein Verdienst erzielen, der bei bescheidenen Ansprüchen zur Beschaffung der nötigsten Lebensbedürfnisse hinreicht.

Welche Massen von Spitzen und Posamenten im obern Erzgebirge verfertigt werden, geht daraus hervor, daß Annaberg über 100, Buchholz über 30 Posamenten- und Spitzenhandlungen aufzuweisen hat, und daß in Annaberg über 600 und in Buchholz über 400 Posamentierer wohnen. Ein großer Teil der gefertigten Waren, jährlich für mehr als 5 Millionen, geht nach Nordamerika, weshalb die Vereinigten Staaten auch ein eigenes Konsulat in Annaberg errichtet haben.

Da der Handelsverkehr mit Amerika durch die hohen Zölle etwas beschränkt worden ist, so haben sich neuerdings in Annaberg und Buchholz noch andere Erwerbszweige eingebürgert. In bedeutenden Kartonnagenfabriken fertigt man Kartons von den einfachsten Apothekerschachteln bis zu den feinsten Bonbonnièren mit kostbaren Stickereien und Gemälden, sowie Holzkästen von den billigsten Sparbüchsen und Federkästchen bis zu den schönsten Schreib-, Cigarren- und Nähschatullen. Die Prägeanstalten liefern aus Gold- und Silberpapier Sargverzierungen, welche besonders in Ungarn, Spanien und Südamerika beliebt sind, und bereiten aus Silber- und Papierkanevas tausenderlei Unterlagen zu Stickereien, von den Buch- und Lesezeichen an bis zu Lampentellern und Schirmen, Papierlaternen, papiernen Soldaten, Christbaumschmuck u. dergl. Holzbildhauerwerkstätten erzeugen kunstvolle Möbelverzierungen und Gesimse, und auf eigenartigen Stühlen werden Perlengewebe für Etuis und Portefeuilles, Sessel, Kissen, Ofenschirme u. s. w. als Ersatz für kostspielige Stickereien hergestellt.

Diese neue Industrie entwickelt sich so rasch und kräftig, daß sie einen Ersatz für das im Niedergang begriffene Spitzen- und Posamentengewerbe bietet. So ist dafür gesorgt, daß Annaberg im Verein mit der Schwesterstadt Buchholz unserm obern Erzgebirge auch in Zukunft das bleiben wird, was es bisher war: das Herz, von dem alles Leben ausgeht, und nach dem alles Leben wieder zurückströmt.

Moritz Baron.

Der Greifenstein und seine Sagen.

Wie mächtige Marksteine erheben sich zwischen den alten Bergstädten Geyer, Thum und Ehrenfriedersdorf auf einer Anhöhe die Felsen des Greifensteins. Gern betrachtet jede der eben genannten Städte den Greifenstein als ihr zugehörig, obwohl Christian Lehmann in seinem „Historischen Schauplatz“ schon vor zweihundert Jahren ausdrücklich sagt, daß die Felsen zur Ehrenfriedersdorfer Gerichtsbarkeit gehörten und der Freiwald, in dem der Greifenstein liegt, seit Menschengedenken im Ehrenfriedersdorfer Gebiete zu suchen sei.

Jäh treten die Felsen aus dem Boden hervor, und gar seltsam sind ihre Gebilde. Da ruht Block auf Block, als hätten Cyklopen die Steine aufgetürmt. Es ist Granit, der bei seinem Durchbruche Teile des Glimmerschiefers losgerissen und in seine Masse eingeschlossen hat. Die Verwitterung trat ein; durch die Zersetzung wurde das Losbrechen des Glimmerschiefers herbeigeführt, und der Granit

löste sich in plattenartige Bänke auf, ein äußerst seltenes Vorkommnis, das den Besuch vieler Geologen veranlaßt.

Aus der Ferne gesehen, gleichen die sieben Felsen den Trümmern eines Riesenschlosses. Kein Wunder, daß die im Volke überall vorhandene Neigung zur Mythenbildung die Steine, wie der Epheu die Burgruine, mit einem bunten Kranze von Sagen umsponnen hat. In diesen Sagen ist viel von einer Ritterburg die Rede. Ist dies Singen und Sagen bloß der Romantik entsprossen, oder hat es einen historischen Hintergrund? Nach Herzog im Archiv für sächsische Geschichte gab es eine Burg „Gryfenstein", und es wird dieselbe als markgräfliches Lehen der Dynasten von Waldenburg urkundlich im Jahre 1373 erwähnt. Der Herausgeber des Historischen Schauplatzes hat den Greifenstein am 7. August 1683 bestiegen. Er giebt über seine Beobachtungen einen ausführlichen Bericht, findet Reste von altem Gemäuer, Steine, an denen noch Kalk klebt, Eisenwerk, Pfitzschepfeile, kurz allerlei Spuren einer menschlichen Wohnung. Ja, man will sogar den Zerstörer der Burg und das Jahr der Zerstörung (nämlich 1397) wissen. P. J. Rehtmeyer, welcher die alte Büntingsche Chronik von Braunschweig und Lüneburg neu herausgegeben hat, sagt: „Anno 1397 zog Herzog Otto der Jüngere, regierender Fürst im Lande Göttingen und an der Leine, mit Hilfe etlicher Thüringer über die Weser und vor die Hindenburg; die ward hart belagert und eingenommen und wurden daselbst vierundvierzig Straßenräuber befunden und aufgehänget. Das Schloß ward desoliert und zerrissen. Also hat man auch auf dem Greifstein gethan, und damit hat er den Schnapphähnen und Straßenräubern ein großes Schrecken eingejaget."

Haben die Schnapphähne auf unserem Greifenstein gehaust? Nach einem alten Ortsverzeichnis in der Braunschweiger Bibliothek wäre die Hindenburg in der Nähe des Harzes zu suchen; hier muß auch der nur beiläufig erwähnte Greifenstein gelegen haben. Hätte Herzog Otto der Jüngere einen so weiten Kriegszug bis zu uns herauf in das Meißener Land unternommen, so hätte dies auf alle Fälle der Chronist erwähnt. Wie steht es nun mit Christian Lehmanns Wahrnehmungen? Der alte Verfasser des Historischen Schauplatzes beobachtet gut, wie unter anderm auch aus den beigefügten Zeichnungen des Greifensteins zu ersehen ist. Das Gemäuer, welches er vorgefunden hat, kann jedoch in alten Zeiten von Bergleuten angelegt worden sein; denn sicher ist es, daß auf dem Greifenstein schon Bergbau getrieben wurde, noch ehe man das Schießpulver als Sprengmittel anwandte. Es bleibt uns nur noch Herzogs Angabe übrig. Die Dynasten aus dem schon längst erloschenen Hause Waldenburg, welche auf Wolkenstein seßhaft waren, haben mit der Gründung der drei Bergstädte viel zu schaffen gehabt. Doch genügt Herzogs kurze Notiz noch nicht für den endgültigen Beweis, daß mit der Burg „Gryfenstein" auch unser Greifenstein gemeint sei.

Verlassen wir das Gebiet der Geschichte, und steigen wir die Stufen hinauf, auf den einen Felsen; welch überraschender Anblick bietet sich dem staunenden Auge dar! Wir sehen südwärts den ganzen Kamm des Erzgebirges mit den wichtigsten Höhepunkten, als Fichtel- und Keilberg, Scheibenberg, Auersberg, Pöhlberg, Bärenstein, Haßberg u. s. w. Die Städte Annaberg, Scheibenberg, Schlettau

und Thum liegen ganz in der Nähe und gewähren ein reizendes Bild. Mit bewaffnetem Auge sieht man das Schloß Frauenstein, die Heinzebank, die Brüderhöhe mit Eisenturm, den Marienberger Turm, die Kirche von Sayda, Öderan, Schloß Augustusburg mit Schellenberg, Schloß Sachsenburg, die Türme von Oschatz, im Norden den Rochlitzer Berg und den Collmberg bei Oschatz. Weiter westlich liegen zunächst die beiden Städte Hohenstein und Ernstthal vor uns; über die sogenannte „Langenberger Höhe" hinweg eröffnet sich uns eine neue Aussicht nach der Gegend von Crimmitschau, die sich in nördlicher Richtung bis zum Petersberg bei Halle erstreckt.

Das Kreuz auf dem gegenüberliegenden Felsen wurde von einem Arbeiter der Solbrigschen Kammgarnspinnerei in Harthau zur Erinnerung an den im heißen Kampfe fürs Vaterland im deutsch-französischen Kriege am 2. November 1870 gefallenen Sohn des damaligen Spinnereibesitzers, Oskar Solbrig, errichtet.

Am Fuße der Granitfelsen befinden sich Steinbrüche, in denen der sehr harte Stein zu Treppenstufen, Trottoirplatten u. dergl. verarbeitet wird. Auch werden in der Nähe des Greifensteines sehr schöne Apatitkrystalle, sowie Turmaline und Topase gefunden, ebenso auch der sogenaunte Veilchenstein, ein von einer Alge (Byssus Jolithus) überzogener Stein, der, wenn er angefeuchtet wird, einen veilchenartigen Wohlgeruch entwickelt.

Lassen wir nun einige der schönsten Greifensteinsagen folgen.

Die Berggeister des Greifensteins beschenken einen Wandersmann.

Es zog einst aus den Ebenen von Sachsen ein Wandersmann ins Erzgebirge, um von da hinabzusteigen in die gesegneten Auen von Böhmen. Unkundig des Gebirges, verlor er den Heerweg und betrat, nicht wissend, wohin er geraten möchte, einen stark befahrenen Kohlenweg, der nach einer Meilerstätte des Freiwaldes führte. Beim blassen Scheine des Mondes durchzog er den Wald; er durchspähte sorgsam jede Rodung und horchte leise atmend auf das Bellen der Hunde, welches die Abendluft aus der Ferne herübertrug. Als er den Tönen nachzog, trat ihm plötzlich eine kleine Geistergestalt entgegen und forderte ihn auf, ihr zu folgen. Ihr Weg ging nun über Stock und Stein und fand endlich an den Felsen des Greifensteines sein Ziel. Kaum waren sie in eine daselbst befindliche Höhle eingetreten, als sich auf einmal ein ungeheures Gewölbe dem staunenden Wanderer öffnete. Seine Wände schienen von Silber, seine Tische von Gold zu sein. Aus tausend goldnen, mit Edelsteinen besetzten Leuchtern, in denen die Strahlen der Lichter sich unzählige Male brachen, strömte ein überirdischer Glanz über das ganze Gewölbe. An einer langen, köstlich besetzten Tafel saßen ehrwürdige Männer, die sich an den aufgetragenen Speisen sättigten. Ein Diener lud den Fremdling ein, sich zu setzen, und ein anderer brachte ihm schon, während jener noch sprach, Speisen von der Tafel. Sowie der Wanderer davon genoß, ward er zusehends erquickt und war fröhlich und guten Mutes. Die ehrwürdigen Berggeister aber freuten sich sichtlich über ihn und befahlen den Dienern, ihm den Reisesack zu füllen, den er bei sich hatte. Mit herzlichem Danke schied er darauf von seinen

Wirten. Als er aber nach einer ungeduldig durchwachten Nacht bei den ersten Strahlen der Morgensonne den Sack aufthat, blitzten ihm die Goldgeschirre und Edelsteine entgegen, deren Glanz ihn schon im Gewölbe in Erstaunen gesetzt hatte. Zum Überfluß hatten ihn die gütigen Berggeister hart an die Straße gebracht, auf welcher er fröhlich gen Böhmen zog. Später siedelte er sich ohnweit des Freiwaldes an und lebte in einem ruhigen Genusse seines Reichtums bis in ein spätes Alter. (Erzgebirgischer Bote, Zwickau 1809.)

Der Schatz auf dem Greifenstein sömmert sich.

Eines Tages gingen zwei Mägde durch den Wald, in welchem der Greifenstein liegt; sie hatten Streu gesammelt und trugen dieselbe in ihren Tragkörben nach Hause. Als sie nun auf einem schmalen Wege von der Höhe abwärts stiegen, sahen sie an den Zweigen der Fichten zu beiden Seiten Strohhalme hängen. Darüber wunderten sie sich; es sah nämlich aus, als ob von einem mit Stroh beladenen Wagen durch die zum Teil über den Weg hängenden Zweige einzelne Halme losgerissen worden seien, wie man solches ja häufig an den mit Bäumen besetzten Landstraßen sieht. Als die Mädchen aber nach Hause gekommen waren und ihre Streu ausgeschüttet hatten, fanden sie darunter eitel goldene Ketten. Der Schatz des Greifensteins hatte sich in Gestalt von Strohhalmen an diesem Tage gesommert und so waren einzelne Halme in die Körbe gefallen, wo sie sich in goldene Ketten verwandelt hatten.

Als der früher in Ehrenfriedersdorf angestellte Förster Töpel eines Tages an dem Greifensteine vorbeiritt, hingen so viel Gras- und Strohhalme von den nahen Bäumen herab, daß er kaum hindurchreiten konnte. Dabei blieben einige Halme auf seinem Hute liegen. Als er daheim seinen Hut abnahm, fand er, daß um denselben eine goldene Kette gewunden war. Es soll noch ein Stück von dieser Kette vorhanden sein. (Moritz Spieß, Aberglaube u. s. w. 1862.)

Die Geyerschen Stadtpfeifer werden vom Greifenstein beschenkt.

Einst hatten die Geyerschen Stadtpfeifer den Tanzenden im Thumer Rathaussaale bis tief in die Nacht hinein aufgespielt. Nachdem der Reigen beendet war, traten sie den Heimweg über den Greifenstein an. Als sie in die Nähe der alten Felsen kamen, schien es ihnen, als ob dieselben in einem besonderen Lichte erglänzten. Ein Spielmann machte den Vorschlag, zu Ehren des Greifensteins eine muntere Weise zu blasen. Wie gesagt, so gethan. Beim Abstieg nach Geyer sahen die Stadtpfeifer beim Scheine des Mondes große Zinnstufen am Wege liegen; sie meinten, der letzte heftige Gewitterregen habe sie ausgewaschen. Ohne Säumen hoben sie die Stufen auf und steckten sie in ihren Rucksack. Als die Frauen und die Kinder am andern Morgen die Rucksäcke nach einem Wurstzipfel oder sonst einer Gabe durchsuchten, wurden sie die Stufen gewahr und brachten sie dem Schmelzmeister. Der erkannte sie als pures Silber und lohnte die Frauen reichlich. Nutzen soll aber die reiche Spende des Greifensteins den Stadtpfeifern nicht gebracht haben; es wird erzählt, es sei alles wieder durch die Musikantenkehle geflossen. Hermann Lungwitz.

Die lange Schicht von Ehrenfriedersdorf.

Wer kennt nicht Johann Peter Hebels herrliche Erzählung „Unverhofftes Wiedersehen"! Ein Bergmann wird in einem tiefen Schachte verschüttet. Nach Verlauf von fünfzig Jahren findet man seinen Leichnam wieder auf und zwar noch unversehrt, als hätte erst gestern der Todesengel seine Seele abgerufen. Kein Mensch kennt den Toten. Da wankt, auf Krücken gestützt, ein Mütterlein daher; mehr mit freudigem Entzücken als mit Schmerz sinkt die Alte auf die geliebte Leiche nieder; sie hat ihn erkannt, ihren Bräutigam vor fünfzig Jahren! Das Volk sieht mit Verwunderung die Wiedervereinigung dieses seltenen Paares, davon das eine im Tode und in tiefer Gruft das jugendliche Aussehen, das andere bei dem Verwelken und Veralten des Leibes die jugendliche Liebe treu und unverändert erhalten hat, und wie bei dieser fünfzigjährigen goldnen Hochzeit der noch jugendliche Bräutigam starr und kalt, die altersgraue Braut voll warmer Liebe ist. Hebel hat bei seiner Erzählung willkürlich die Jahreszahl 1809 angenommen, während das Ereignis, welches der Dichter erzählt, im Dezember 1719 zu Falun sich zutrug. Der verfallene Bergmann hieß Matthias Israelis, doch wird er gewöhnlich in den Erzählungen einfach der Bergmann zu Falun genannt.

Aber auch unser Sachsenland hat ein ähnliches Ereignis zu verzeichnen; dasselbe ist unter dem Namen „die lange Schicht von Ehrenfriedersdorf" im ganzen Gebirge bekannt. Noch heute nennt sich in der erwähnten Stadt eine Begräbnisbrüderschaft „lange Schicht". Es ist dies eine allgemeine Verbrüderung der dasigen Bergleute und Bergmannsfreunde zu dem Zwecke, sich gegenseitig zur Religiosität und zu einem stillen Lebenswandel zu ermuntern, einander auch im Tode nicht zu verlassen und bei dem Ableben eines Mitgliedes nicht nur dessen Hinterbliebenen zu den Beerdigungskosten einen Beitrag zu leisten, sondern auch für ein würdiges Begräbnis durch unentgeltliche Gewährung des bergmännischen brüderschaftlichen Leichenornats, der freiwilligen Träger aus ihrer Mitte und einer angemessenen Begleitung zur Ruhestatt zu sorgen.

Die beiden bekanntesten Chronisten des Erzgebirges, Christian Meltzer und Christian Lehmann, erwähnen in ihren Schriften das Ehrenfriedersdorfer Ereignis. Letzterer berichtet: Ein altes Bergbuch zu Ehrenfriedersdorf, angefangen vom Jahre 1543, lautet also: „Kund und zu wissen sei, daß nachverzeichnete Alten, mit Namen: Thomas Kandler, Andreas Reiter der Ältere zu Ehrenfriedersdorf und Simon Löser zu Drebach vor mir, Valentin Feigen, Bergmeister und Thomas Langern, Geschwornen im Bergamt, ausgesagt, daß ihnen wohl wissend und in gutem Gedächtniß sei, daß einer, mit Namen Oßwald Barthel, Bergmann, welcher allhier zu Ehrenfriedersdorf unten im Flecken in einem kleinen Häuslein gewohnet, da dieser Zeit Hans Rößler innen ist, im Jahre 1508 am Tage Katherina den 25. November im Sauberge verfallen, also daß ihm kein Mensch zu Rettung hat kommen können. Derselbe Oßwald Barthel ist heute Montags den 20. September im 1568. Jahr aus Brünlers Fundgrube im Sauberge, da man dieselbe abgewältigt, ungefähr in der 7. Lachter unter dem tiefen Saubergsstolln wiedergefunden worden. Ist also 60 Jahr, 9 Wochen und 3 Tage im Sauberge unter

Berg und Wasser gelegen. Darauf ist er den 26. September 1568 christlicher Weise auf der Gewerken des Sauberger-Stollns Unkosten zur Erde bestätigt worden, mit einer schönen Leichenpredigt, die der Achtbare, Ehrwürdige und Wohlgelehrte Herr Mag. Georg Raudte, der Zeit unser Pfarrer allhier, gethan und im Anfange der Predigt uns dieses zu Gemüthe geführet, daß groß zu verwundern, daß er einem eine Leichenpredigt thun sollte, welcher 35 Jahre eher, als er, der Pfarrer, geboren, gestorben wäre. Es ist aber gemeldeter Oßwald Barthel seelig, da in Gewältigen geräumt worden, erstlich ganz gefunden worden, also, daß nichts an ihm gemangelt, sondern der Leib, Kopf, Arme und Beine beisammen gewesen, hat eine Berghaube, wie die Alten gepflogen, auf dem Haupt gehabt, und schwarze Haare halber Ellen lang, einen weißen Zippelpelz am Leibe, ein Paar Grubenhosen, Schuhe an den Füßen, eine Unschlitttasche, einen Grubenzscherger*) mit Blei begossen umgürtet. Es sind auch Schuhe, Hosen und Pelz ganz gewesen. Und man wohl dem Ansehen nach vermeinet, ihn ganz aus dem Sauberge zu bringen, da er aber angegriffen, ist er mitten entzwei gebrochen und also in zwei Stücken herausgebracht worden. Das zum Zeugniß, daß es eigentlich und gewiß geschehen, ist zur Beglaubigung alsobald ins Bergbuch einverleibt und männiglich, der es begehret, zur Nachricht eingeschrieben worden. Den 20. September im 1568. Jahr."

Die von Mag. Georg Raudte gehaltene Leichenpredigt wurde 1588 in Freiberg bei Georg Hoffmann gedruckt, und ein Exemplar dieser gewiß seltenen Rede befindet sich heute noch im Pfarrarchive zu Ehrenfriedersdorf. Nachdem der Prediger über den Bibelspruch: „Der Du lässest die Menschen sterben und sprichst: Kommt wieder, Menschenkinder", sich verbreitet hat, fährt er fort: „Da Moses sagt: Denn Tausend Jahr sind wie der Tag, der gestern vergangen ist. Will also den gottlosen Weltkindern einen Schweiß austreiben, die da denken, der Tod sei über Tausend Meilen, sie sind noch jung und stark, können noch viele Jahre leben, es habe lange noch keine Noth mit ihnen, und wenn sie also ihr Datum auf dies zeitliche Leben setzen, denken, sie haben noch viel Jahre für sich, so ist's bei Gott als eins, Tausend Jahr so vergangen sind als der heutige Tag, der heutige Tag aber als Tausend Jahr, denn bei Gott ist keine Zeit. Omne tempus est nunc et nihil habemus de tempore nisi nunc. Wir haben von der Zeit nichts, denn das gegenwärtige Nu. Praeteritum, das Vergangene, das ist nicht da, Futurum, das Zukünftige, ist auch nicht da, und stehet derhalben unser Leben auf dem Nunc, auf der gegenwärtigen Stunde oder Augenblicke, darin wir leben, gehen, stehen und sterben, darum sich niemand auf seine Jugend, Gesundheit und Stärke verlassen oder sich noch viele Jahre zu leben die Rechnung machen soll, und ob einer gleich Tausend Jahre lebte, so ist doch solche lange Zeit vor Gott anders und mehr nicht, denn als hätte er nur einen Tag gelebt. Eine Fliege oder Mücke fleucht vorüber, der Wind, der fähret dahin, das Wasser fleußt auch hinweg, und hat doch Alles seine Zeit, die man merken kann, es sei so schnell es

*) Ein am Gürtel getragenes Grubenmesser, dessen Griff durch Bleiarabesken verziert war.

immer wolle, aber Tausend Jahr und ein einiger Tag gegen einander zu setzen, will sich gar nicht reimen.

Praeterit ista dies nescitur origo secundi
An labor an requies, sic transit gloria mundi.

Der heutge Tag vorübergeht,
Vom morgenden gar nichts versteht
Menschlicher Witz, ob er uns Ruh
Oder Arbeit werd' bringen zu,
All Ehr' und Reichthum dieser Welt
Ist ungewiß, endlich dahinfällt."

Hermann Lungwitz.

Hieronymus Lotter, kurfürstlicher Baumeister.

Im Jahre 1509 siedelte von Nürnberg nach Annaberg, der rasch emporblühenden Bergstadt im sächsischen Erzgebirge, Michael Lotter über. Ein Erbschaftsprozeß soll denselben zum Verlassen der alten Reichsstadt bewogen haben. Er kam mit seinen beiden Söhnen Hieronymus, welcher Ende 1497 oder Anfang 1498 in Nürnberg geboren war, und dem sechs Jahre jüngeren Anton in Annaberg an. Vater Michael Lotter muß großen Wert auf die Erziehung seiner Söhne gelegt haben, da die Chronik berichtet, es sei auch der Lehrer der beiden Knaben, mit Namen Michael Hausleuter, in die sächsische Bergstadt mit gezogen. Die reiche Ausbeute der Silbergruben verschaffte dem Nürnberger Kaufmann bald Reichtum und Ansehen in seiner neuen Heimat, so daß die Annaberger Bürger 1536 Michael Lotter zu ihrem Bürgermeister erwählten. Von dieser Zeit an fügte er zur Besoldung des Pfarrers aus eigenen Mitteln jährlich 50 Gulden hinzu. Unter den verschiedenen Bildern, welche die Brüstung der Empore in der herrlichen St. Annenkirche in Annaberg schmücken, trug das 28. Bild, Kains Brudermord darstellend, die Inschrift der Stifter: „Michael Lotter und Barbara, dessen Ehefrau."

Die beiden Söhne des Annaberger Bürgermeisters, Hieronymus, welcher das Bauhandwerk erlernt hatte, und Anton, der sich der Kaufmannschaft widmete, wandten sich nach erlangter Selbständigkeit nach Leipzig, wo sie infolge ihrer Rührigkeit und Ausdauer allmählich zu Wohlstand gelangten. Vor allem war es Hieronymus, welcher hier als Baumeister sich auszeichnete. Von ihm sagt Dr. Wustmann in seiner trefflichen Arbeit über Hieronymus Lotter: „Es ist der einzige große Baumeister, den Leipzig während des ganzen 16. und 17. Jahrhunderts aufzuweisen hat, und vergleicht man mit seinen Bauwerken die Leipziger Architektur des 18. und 19. Jahrhunderts, so kann man sogar noch weiter gehen und ihn mit Fug und Recht den ‚Baumeister von Leipzig' nennen."

Lotter baute das Kornhaus auf dem Brühl, dem Frauenkollegium gegenüber, des Badstubenhaus am Ranstädter Thore, erhöhte den Nicolaikirchturm und versah ihn mit einer Wächterwohnung, brach das alte Rathaus ab und vollendete den Neubau bis zur Bewohnbarkeit binnen 9 Monaten. Fremde Kaufleute, heißt es, die zur Ostermesse den Beginn des Neubaues mit angesehen hatten, waren,

als sie zur Michaelismesse wiederkehrten, „mit Verwunderung über so unverhofften Fortgang fast erstarret“. Dieses Rathaus, welches heute noch steht und von Lotter im Jahre 1556 erbaut wurde, zeigt seiner ursprünglichen Gestalt gegenüber nur geringe Abweichungen. An der Stelle, wo sich heute die Kaufmannsgewölbe befinden, war früher ein auf Säulen ruhender, bedeckter Laubengang. Das Pegauer Rathaus, eine vereinfachte und etwas abgeänderte Wiederholung des Leipziger Rathauses, ist nach Lotters Plänen von dem Leipziger Steinmetzen Paul Widemann erbaut worden. Übrigens besitzt ersteres das lebensgroße Bildnis des großen Baumeisters aus dem Jahre 1564.*)



Hieronymus Lotter.

Auch die Gunst seines Landesherrn, des Kurfürsten Moritz, erwarb sich Lotter in hohem Grade, und es ward ihm der Auftrag, die Pleißenburg als Schloß und Festungsbau neu herzustellen. Mit der Weiterführung dieses großartigen Baues wurde er als kurfürstlicher Baumeister auch nach dem am 9. Juli 1553 in der Schlacht bei Sievershausen erfolgten Tode des Kurfürsten Moritz von dessen Bruder und Nachfolger, dem Kurfürsten August, betraut. Kurfürst August, unter dem Beinamen „Vater August“ in der Geschichte bekannt, ehrte seinen Baumeister, indem er, allein oder in Begleitung seiner Gemahlin, der Kurfürstin Anna, bei seinem Besuche der Stadt Leipzig in Lotters Behausung abstieg. Einst äußerte

*) Nach diesem Ölgemälde ist vorstehendes Bildnis gefertigt.



Das Rathaus in Leipzig in seiner ursprünglichen Gestalt.

die Kurfürstin Anna den Wunsch, einen Kanarienvogel zu haben. Lotter, der einen solchen damals in Deutschland noch äußerst seltenen Vogel besaß, beeilte sich, seiner hohen Herrin ein derartiges Vöglein nach Dresden zu senden.

Mit dem Jahre 1560 finden wir Hieronymus Lotter in der alten Bergstadt Geyer. Er kaufte in dem erwähnten Jahre den sogenannten Preußerhof, einen damals mit Rittergutsgerechtsamen, selbst mit „Gerichten über Hals und Hand“ versehenen Freihof. Nach fünfjährigem Besitze veräußerte er diesen und erwarb dafür das Rittergut Geyersberg nebst etlichen nahestehenden Bürgerhäusern, die er zum Teil abtrug, als er sein Wohnhaus vom Grund aus neu aufführte, diesen soliden, zweistöckigen Bau mit sandsteinernen, einfach profilierten Fenstergewänden, der heute noch steht. Mit Lotter begann in der Stadt Geyer ein neues Leben. Durch seine Kunstfertigkeit zur Baulust angeregt, ließ der Rat die beiden damals vorhandenen Brauhäuser und den Rathausturm neu herstellen und den Wachtturm mit Türmerwohnung und Glocken versehen. Vorzugsweise nahm aber der Bergbau im Geyersberge Lotters Thätigkeit in Anspruch. Um demselben näher zu sein, hatte er den Freihof gekauft und neu hergestellt. Daher findet sich seitdem der Name Geyersberg auf diesen Freihof übertragen, so daß an die Stelle der bisherigen Benennung Lehngut oder Freihof „aufm Geyer“ der Name Lotters „Geyersbergscher Hof“ oder „Rittergut Geyersberg“ tritt. Überblickt man die gesamte Geschichte des Rittergutes, so erreichte dasselbe zugleich mit dem Bergbaue im Geyersberg unter Lotter unzweifelhaft seine Blütezeit.

Wie in Leipzig, so war auch auf dem Lotterhofe in Geyer der Kurfürst nebst seiner Familie, so oft er im Gebirge weilte, Lotters Gast. Hier suchte Kurfürst August seinen Baumeister zu bestimmen, ihm auf dem Schellenberge ein Schloß, die spätere Augustusburg, zu erbauen. Als ob Lotter geahnt hätte, wieviel Beschwerlichkeit, Kümmernis und Undank gerade dieser Bau ihm bringen würde, ging er anfangs nicht auf den Plan ein, sondern schützte sein hohes Alter — er stand damals in seinem 69. Lebensjahre — vor. Erst durch die Kurfürstin Anna ließ Lotter sich bestimmen, ihrem Herrn und Gemahl die Bitte nicht abzuschlagen.

Im September 1567 besprachen Bauherr und Baumeister auf dem Schellenberge die nötigen Vorbereitungen und die Baupläne, welche Lotter nebst dem geschnitzten Modell dem Kurfürsten übergab. Am 30. Mai 1568 fand die Grundsteinlegung zum Bau des Schlosses statt. Auf der Baustelle waren anfangs 232 Maurer, 120 Helfer, 84 Kalkjungen, 30 Kalkstößer, 63 Kalkführer, 52 Kalksetzer, 232 Handarbeiter, 10 Rüstmeister, kurz, an 1000 Menschen beschäftigt; doch ermäßigte sich diese Zahl bisweilen, wenn die Zuführung der Materialien bei dem Fortschreiten des Baues ins Stocken geriet. Man kann sich heutzutage schwer einen Begriff machen von den Schwierigkeiten, die damals beim Bau eines so umfangreichen Schlosses auf einem so hohen und steilen Berge, fern von allen größeren Niederlassungen, bei dem Mangel von fahrbaren Straßen u. s. w. obgewaltet haben müssen. Schon die Heranziehung so vieler Arbeiter verursachte nicht geringe Mühe. Aber noch schwieriger war es, sie im Zaum zu halten und bei der Arbeit zu beaufsichtigen. Anfangs erhielten die Maurer wöchentlich 18 Groschen Lohn. Durch wiederholte Meutereien (Aus-

stände) suchten sie bald kürzere Arbeitszeit, bald höheren Lohn zu erzwingen. Obwohl man mit Strenge gegen sie vorging und die Rädelsführer ohne weiteres in die Gefängnisse brachte, deren der Kurfürst gleich bei Beginn des Baues mehrere hatte errichten lassen, so gab es doch mancherlei Störung und Verdruß, bis später der Lohn auf 21 Groschen wöchentlich, eine für die damalige Zeit sehr hohe Bezahlung, für die Maurer erhöht worden war. Neben den eigentlichen Bauleuten mußten auch die Amtsunterthanen harte Fronden leisten, die Begüterten die Materialien anfahren und mit den Unangesessenen täglich hundert Handlanger stellen. Auch die benachbarten Herren vom Adel wurden um Leistungen von Fuhren angegangen. Die Schlösser der Ämter Schwarzenberg, Grünhain, Wolkenstein und Lauterstein, ja selbst Nossen, Colditz, Rochlitz und Leisnig mußten für Kalk sorgen u. s. w.

Das Schloß Augustusburg gehört in seiner ursprünglichen Anlage zu dem Großartigsten und Herrlichsten, was das sechzehnte Jahrhundert auf dem Gebiete der Baukunst überhaupt geschaffen hat. Auf dem breiten Rücken des Berges erhebt sich in einer durchschnittlichen Frontenlänge von 168 Meter ein quadratischer Bau. Denselben flankieren 4 gewaltige Eckhäuser: vorn, nach Norden und Westen das „Sommerhaus“ und das nach der vor ihm sich erhebenden uralten Linde benannte „Lindenhaus“, hinten links das „Küchen“- und rechts das „Hasenhaus“. Zwischen diesen Eckbauten fügen sich die Thorgebäude, der Saalbau und der Kirchenbau dergestalt, daß der Hof, abgesehen von den vortretenden Treppenhäusern, ein gleichschenkliges Kreuz bildet. Das Schloß ruht auf mächtigem, kasemattenartigem Unterbau. Im Norden, Westen und Osten schließen sich Grabenmauern an das Thorhaus an. Zum Haupteingange gelangt man über den Graben auf einer steinernen Brücke, deren vorderes Ende wieder durch das Thorhaus brückenkopfartig bewehrt ist. So macht das Ganze durchaus den Eindruck einer kleinen Festung. Die hohen Wände zeigen geringen architektonischen Schmuck; nur das Portal und kleinere Pforten beleben mit den Fenstern in etwas die öde Fläche. Oben zog sich um das ganze Haus ein Sims und längs der äußeren wie inneren Fronten des Schlosses ein steinerner Rundgang, der sogenannte „Schloßgang“, welcher mit Bleiplatten abgedeckt war. Die Dächer waren ursprünglich mit buntglasierten Ziegeln eingedeckt; kupferne Knäufe mit Windfahnen, welche das kurfürstliche Wappen zeigten, und hohe Schornsteine belebten das Äußere des Schlosses und ließen es, wie die Abbildung S. 97 (Dilichs Federzeichnung) beweist, um vieles zierlicher erscheinen, als dies jetzt der Fall ist. Der Volksmund sagt, das Schloß hat so viele Fenster als Tage, so viele Essen als Wochen und so viele Wetterfahnen, als Monate im Jahre sind. Das Schloß selber ist jetzt zum Teil verfallen und wesentlich entstellt. Es enthielt ursprünglich 5 große Säle, 7 Vorsäle, 74 Zimmer, 96 Kammern, 3 Küchen und 25 Keller. Reich war das Schloß mit Metallarbeiten, Möbeln, orientalischen Teppichen, venetianischem Glaswerk geschmückt, namentlich auch mit Gehörnen von Hirschen, Rehen, Elens, Steinböcken, Gemsen u. s. w. Es wird von 4201 Stück berichtet.

Nachdem die Nachfolger des Erbauers der Augustusburg verschiedene Veränderungen an derselben hatten vornehmen lassen, erlitt sie während des dreißig-

jährigen Krieges schwere Verwüstungen, namentlich durch die Kroaten im August 1632. Schlimmeres noch verschuldete der Aberglaube 1669. In dem Glauben, Blei habe sich nach Verlauf von hundert Jahren in Silber verwandelt, riß man den Bleibelag von den Galerien ab und verursachte hierdurch deren Untergang. Das folgende Jahrhundert, in welchem die Augustusburg, namentlich während des siebenjährigen Krieges, öfters militärisch besetzt ward, ließ sie weiter verfallen, bis dann im Jahre 1798 die völlige Abtragung der Galerien sowie der oberen Zimmer und Erker erfolgte und die letzteren überdeckt wurden. In den Jahren 1800 bis 1802 erhielt das Schloß das Aussehen, das es in der Hauptsache jetzt noch hat.

Zu den Merkwürdigkeiten der Augustusburg gehört heute noch der Brunnen, den ebenfalls im Jahre 1568 Lotter und der Bergmeister Martin Planer zu Freiberg zu bauen begannen, der aber erst nach 1572 vollendet ward. Er ist 170 Meter tief und fast in seiner ganzen Tiefe in stark eisenhaltigen Fels getrieben. Bis zum Jahre 1879 war er in Betrieb und versorgte das Schloß, ja, teilweise auch die Stadt Schellenberg mit Wasser, ohne jemals zu versiegen. Nur einmal wurde er gänzlich ausgeschöpft, nämlich im Jahre 1651, als bei einem Jagdfeste, das Johann Georg I. mit dem Landgrafen von Hessen hielt, 1000 Pferde 26 Tage lang auf dem Schlosse Augustusburg waren und täglich 150 Eimer Wasser verbraucht wurden.

Lotter hat den größten und schwierigsten Bau seines Lebens nicht vollendet. Es wurde ihm die schmerzliche Demütigung, daß der Bau kurz vor seiner Vollendung dem Grafen Rochus von Linar übertragen wurde. Dem ungeduldigen und äußerst sparsamen Kurfürsten schritt der Bau zu langsam vorwärts; auch verschlang er zu große Summen. Dazu mag noch gekommen sein, daß Neider dem Kurfürsten ins Ohr flüsterten, Lotter bereichere sich an den Baugeldern, während es doch Thatsache ist, daß er noch von der kurfürstlichen Kasse 15000 Gulden zu fordern hatte, welche ihm aber niemals ausgezahlt worden sind, und ferner Thatsache, daß der reiche Leipziger Kaufmann und Baumeister wenige Jahre nach Vollendung der Augustusburg ein armer Mann war.

Lotter war bei seinem Kurfürsten in Ungnade gefallen. Tiefgekränkt zog er sich auf seinen Hof Geyersberg zurück. Früher schon hatte er sich eines armen, verwaisten Knaben, Hans Heinrich Bauer, welcher aus Joachimsthal und wahrscheinlich ein naher Verwandter seiner Gattin war, auf deren Bitten als Vormund und Pflegevater angenommen. Er hatte keine Mühe gescheut, von den Trümmern der väterlichen Verlassenschaft dieses Knaben zu retten, was zu retten war, so daß der Knabe schließlich 11000 Thaler besaß. Leider wagte es Lotter, der in dieser Zeit seinen Geyerschen Bergbau mit aller Energie betrieb, in der Hoffnung, durch Anwendung größerer Mittel zu noch größerem Gewinne zu gelangen, jene Summe größtenteils für seinen Bergbau zu verwenden. Doch dieser täuschte seine Hoffnung. Jetzt — es war im Jahre 1575 — verlangte der inzwischen mündig gewordene Bauer von seinem Vormunde mit der Rechnung die Herausgabe seines Vermögens. Dazu standen andere Gläubiger mit großen Forderungen auf. Bei der Verheiratung seiner drei Söhne, Albrecht, Ludwig und Hieronymus, hatte Lotter in seiner günstigen Periode bedeutende Versprechungen als „Wider-

lage" der Mitgift ihrer Frauen gemacht, zu deren Erfüllung er jetzt allseitig gedrängt wurde. Zu seiner Beschämung mußte Lotter gestehen, daß er seine Gläubiger augenblicklich nicht befriedigen könne. Da schritt Bauer zu dem Äußersten, so sehr er auch dadurch seinen Pflegevater kränkte. Lotter, den einst seine Mitbürger in Leipzig zweimal als Bürgermeister gewählt hatten, der im ganzen Lande wegen seiner mit ausgezeichneter Geschicklichkeit allenthalben ausgeführten Bauten geachtet war, mußte es erleben, daß Bauer, der ihm doch alles zu verdanken hatte, „vom Rat und Gerichte Kummer (Verkümmerung) in sein Haus verstattet worden", und, heißt es in dem an die kurfürstliche Regierung gerichteten Briefe weiter: „wie derselbe, damit noch nicht zufrieden, mit dem alten und neuen Richter, Schöppen, Unterschöppschreibern und Gerichtsnotarien über den Markt in sein Haus gegangen, ihm, dem gewesenen Bürgermeister, der, ohne Ruhmrede, bei gemeiner Stadt soviel Gutes gethan, zu Schimpf und Unehren einen Span aus der Thür schneiden lassen. Zudem habe seine Schwiegertochter, die Albrecht Lotterin, als sie aus dem Rittergut gezogen, 23 Fuder Geräte mit sich genommen, während sie doch wenig mitgebracht gehabt." In einem weiteren Briefe vom 5. Juni 1576 klagt Lotter seinen Schmerz dem Kurfürsten August: „Ich hab' mir's von Jugend auf sauer werden lassen und einem Herrn zwanzig Jahre aneinander gedient, in Handelsgewerb und sonderlich als ich bei der Mannsfeldischen Saigerhandlung verwandt gewest, mein vornehmst Vermögen auf dem Geyer unter Eurer Kurfürstlichen Gnaden in mein Zinnbergwerk des Geyerbergs gewandt, der bei meinen Zeiten um 3 bis 400 Gulden zu kaufen und zu erlangen gewest; ich hab' aber den Gregor Schützischen Erben beinahent um den halben Teil seines Geyersbergs, wie Euer Kurfürstlichen Gnaden das gnädigste Wissen tragen, 7000 Gulden baar Geld bezahlt, welches bemeldtem Zinnbergwerk nicht zu kleinem Aufnahmen gereicht, und ein groß Geld daselbst hin verbaut. Als ich nunmehr meines Alters im 79. Jahre durch meine Dienstleistungen und auferlegte Ämter mich abgearbeitet, alt und unvermöglich worden: so überfallen mich meine Kinder und unterstehen sich aus einem Mißtrauen, mich bei meinem Leben zu beerben, also daß ich ihnen ein groß Geld vergnügt (gegeben) und mit meinen Leipzig'schen Gütern und baarem Geld bezahlt und zufriedengestellt hab', daß also sie mich nun bei meinem überbleibenden väterlichen Vermögen müssen bleiben lassen und mich um nichts mehr zu mahnen haben." Lotter erwähnt dann weiter, daß er zum Betriebe seines Bergbaues 4000 Gulden von seiner Schwester Tochtermann, einem Ratsherrn in Leipzig, habe erborgen müssen und ihm nur zur Versicherung sein Geyersbergisch Zinnbergwerk mit Schmelzhütten, Pochwerken und stattlichen Gebäuden verpfänden wolle, und schließt darauf mit der unterthänigen Bitte: „Eure Kurfürstlichen Gnaden wolle Ihren Konsens und Bewilligung in Schriften gnädigst mitteilen lassen und mein gnädigster Kurfürst sein und bleiben. Das will ich als Euer alter dreißigjähriger Diener nach Vermögen mit meinen gehorsamsten und unterthänigsten Diensten jederzeit willig und mit Fleiß verdienen. Datum, Leipzig u. s. w."

Erst nach drei Jahren kam mit Bauer ein Vergleich zustande. Es war am 8. Dezember 1579, als hierzu die kurfürstlichen Kommissarien in Geyer erschienen.

Der kranke Lotter ließ sich durch seinen Sohn Ludwig vertreten. Man kam dahin überein: Von dem Kaufgelde des Leipziger Hauses, von welchem Bauer bereits 2000 Gulden ausgezahlt erhalten hatte, solle er die noch übrigen deponierten 2000 Gulden erhalten, wegen seiner noch rückständigen Forderung aber solle ihm Hypothek auf das Rittergut gegeben und allmählich Abzahlung durch Lotters Sustentationsgelder — wöchentlich 6 Gulden oder jährlich 316 Gulden betragend — von dessen Tode an geleistet werden. Lotter hatte sich nämlich endlich auch seines ihm in doppeltem Sinne so teuren Zinnbergwerks entäußern und dasselbe seinem Leipziger Gläubiger zur Benutzung bis auf Abtrag der Schuld überlassen müssen, wobei er sich zu seinem Lebensunterhalte jene 6 Gulden wöchentlich vorbehalten hatte, die nach seinem Tode auf seine Söhne, nun aber auf Bauer übergehen sollten.

So weit war es also mit Lotter gekommen, daß er als 82jähriger Greis nur noch eine verschuldete Wohnung und ein kleines Verpflegungsgeld hatte. Er bedurfte dessen nicht lange. Am 24. Juli 1580 legte er sein müdes Haupt zur Ruhe. In der St. Lorenzkirche zu Geyer hat der große Lotter seine letzte Ruhestätte gefunden.

Hermann Lungwitz.

Evan Evans,

der erste Baumwollspinner Sachsens.

Die Zeiten, in welchen die Hausfrau mit ihren Töchtern und Mägden während der langen Winterabende am Spinnrade saß und spann, sind vorüber; nur dem Namen nach hat sich das Andenken daran in verschiedenen Gegenden erhalten. „Sie geht zu Rocken,“ sagt man wohl noch heutzutage im Gebirge, wenn eine Nachbarin die andere besucht; indes ist an Stelle des Spinnrades und des Rockens oder der Kunkel das „Böckel“ getreten, worauf die „schwarze Arbeit“, welche zum Verzieren der Frauenkleider dient, aufgerollt wird. Das Spinnen besorgen die großen Spinnereien, die sich überall in unserem Gebirge, wo irgend eine genügende Wasserkraft vorhanden war, angesiedelt haben. Und doch sind noch nicht hundert Jahre verstrichen, seitdem es überhaupt in Sachsen Spinnereien giebt!

Die Maschinenspinnerei ist bekanntlich eine englische Erfindung; man schreibt sie gewöhnlich Richard Arkwright zu. Doch haben spätere Nachforschungen ergeben, daß Arkwright wohl ein großer Verbesserer, aber nicht der Erfinder der Spinnerei gewesen ist. Schon im Jahre 1730 spann Wyatt in Litchfield einen Baumwollfaden ohne Hilfe der Finger; doch hatte sein Versuch keine weiteren Folgen. Im Königreiche Sachsen waren in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts kleine Handmaschinen zum Spinnen der Baumwolle in Gebrauch. Gegen Ende des Jahrhunderts führte Carl Friedrich Bernhard das englische Spinnereisystem in Sachsen ein. Seine Maschinen waren Mulemaschinen; sie wurden in einem dazu errichteten Gebäude in Harthau bei Chemnitz durch einen Engländer, Namens Watson, aufgestellt. Da Watson als bloßer Maschinenbauer die Maschinen nicht in Gang zu bringen wußte, namentlich, so

wird erzählt, die Trommelschnur nicht aufzuziehen verstand, wurde im März des Jahres 1802 der englische Spinner Evan Evans herübergezogen, der auch alsbald auf den Maschinen Garn spann. C. F. Bernhard hatte sich im Jahre 1801 mit seinem Bruder Ludwig vereinigt, und sie führten die Firma: Gebrüder Bernhard.

Evan Evans ward 1765 in Llangellidt in Caernarvonshire in Nord-Wales des Königreichs Großbritannien geboren und kam im März 1802, wie schon erwähnt, auf erhaltene Veranlassung aus Manchester als Werkmeister zu den Gebrüdern Bernhard in Harthau. Bei diesen, denen das Verdienst des Unternehmens gebührt, spann er auf neu von ihm konstruierten Maschinen die ersten Mulegarne, erfand hier die so weit verbreitete Spindelschleifmaschine, ehe eine dergleichen in England existierte, erhielt auch dafür von der sächsischen Staatsregierung außer 400 Thalern Prämie eine Verdienstmedaille. Er war zugleich der Lehrer der ersten Spinner in Sachsen. Im Jahre 1806 fing er an, zu Dittersdorf selbständig sich mit Maschinenbauen zu beschäftigen, wählte aber 1809 Geyer zur Fortsetzung seiner zu immer höherer Anerkennung gelangenden Arbeiten. Evan Evans fertigte die Maschinen für eine Menge neu entstehender Fabriken in Erfenschlag, Wolkenburg, Wegefahrt, Mühlau, Lugau, Plaue, Schlettau u. s. w., auch für viele kleinere Etablissements im Erzgebirge und im Vogtlande sowie in und um Chemnitz. Im Jahre 1810 brachte er die selbsterfundene, später vielfach kopierte Maschine zum Cylinderreifeln am Wasser in Gang, während man sich damals selbst in England noch der Handarbeiten dazu bediente. Zwei Jahre später, 1812, legte er den Grund zu seiner Fabrik in Siebenhöfen bei Geyer, die später im Besitze eines seiner Söhne fortblühte. 1823 brachte er die erste sächsische Spulmaschine (Flyer) nach eigner Erfindung in Gang und empfing dafür von der Regierung eine Belohnung von 500 Thalern. Ebenso erfand er eine andere Spulmaschine zum Abwickeln des Garns, deren Kopien weit verbreitet waren. Auf der im Jahre 1840 in Dresden stattgefundenen Ausstellung von sächsischen Gewerbeerzeugnissen erhielt der rührige Spinnmeister und Spinnereibesitzer die große silberne Medaille auf ein Bündel von baumwollenem rohen, zweidrähtigen Zwirn, von welchem der amtliche Bericht sagt, daß die ausgezeichnete Beschaffenheit des Fadens, sowohl hinsichtlich der Egalität als auch der Haltbarkeit, alles zu übertreffen scheine, was bisher in dieser Art in Sachsen geleistet worden sei. Evan Evans ist in einem Alter von 79 Jahren am 9. Dezember 1844 gestorben und auf dem Friedhofe neben der Hauptkirche zu Geyer beerdigt.

Der Ruhm der Evansschen Spinnerei lebte unter Eli Evans, dem Sohne des Gründers, eine lange Zeit fort. 1845 erhielt die Spinnerei auf der Dresdner Ausstellung die goldene Medaille für die ausgestellten zweidrähtigen Zwirne (Lacethread) Nr. 70 bis Nr. 120. Sie erschienen nicht nur an sich vollkommen, sondern auch in dieser Vollkommenheit und in Darstellung der höheren Nummern in ganz Deutschland als einzig in ihrer Art, und auch die Preise stellten sich verhältnismäßig billig.

Über Evan Evans Persönlichkeit berichtet Pastor F. G. Blüher: „In einem 24jährigen Umgange habe ich Herrn Evans kennen, schätzen, verehren

gelernt als einen Mann, der unter allen Wechseln der Zeit eine Redlichkeit, eine Hoheit des Charakters bewahrt hat, wie sie uns hienieden nur selten begegnet. Alle, die ihn kannten, werden mir beistimmen.“ Ja, Blüher hat mit folgenden Worten in der „Leipziger Zeitung“ zur Errichtung eines Denkmals für Evan Evans aufgefordert: „Möge mich die Hochachtung für den Hingeschiedenen entschuldigen, wenn ich es wage, dem Gedanken vieler seiner dankbaren Verehrer eine Sprache zu geben und den Vorschlag zu einem Denkmale zu machen, das dem um das ganze Sachsenland so hochverdienten Manne gesetzt werden möge an der Stätte, wo er seinen letzten Schlummer schläft. In Geyer hatte er zuerst seine selbständige Werkstätte auf dauernde Weise errichtet, in Geyer sich durch die Thätigkeit seines hochbegabten Geistes die Mittel zur Begründung der eignen Fabrik in dem angrenzenden Siebenhöfen erworben; Geyer galt ihm immer als seine zweite Heimat, und hier war es, wo er sich seine letzte Ruhestätte neben Gattin und Enkeln selbst erwählte. Hier dürfte sonach die passendste Stätte für das Ehrendenkmal sein, das seine Verdienste erheischen und seine dankbaren Verehrer ihm wünschen. Wohlan also, lassen Sie den gethanen Vorschlag Wiederhall in Ihrem Herzen finden! Das Denkmal jenes Mannes sei zugleich ein Ehrendenkmal Sachsens und gebe Zeugnis, daß das Vaterland die Männer zu würdigen weiß, die seinen Ruhm und sein Wohl erhöhen!“

Die erwerbslosen Jahre, welche den politisch so hochbewegten Jahren vorausgingen, ließen den schönen Vorschlag Blühers nicht zur Reife gedeihen; der gesammelte Betrag wurde zu einer Evansstiftung an den technischen Staatslehranstalten in Chemnitz verwendet. Ein Denkmal von Stein erwarb sich Evan Evans nicht, wohl aber das Gedenken in den Herzen aller Edelgesinnten. Die Saat, die Evans gestreut, grünt und blüht noch heute im Gebirge und im ganzen Königreiche fort. Zwar ist in dem mächtigen, von dorischen Halbsäulen flankierten Baue in Siebenhöfen jetzt eine schwunghaft betriebene Pappenfabrik und Präganstalt untergebracht; aber es haben sich doch an den Ufern der Zschopau und ihrer Zuflüsse, zu denen auch der Geyersche Stadtbach zu rechnen ist, der kurz unterhalb der ehemaligen Evansschen Spinnerei einmündet, die größten und bedeutendsten Spinnereien des Sachsenlandes angesiedelt.

Zu den beiden Faktoren, Steinkohle und Eisen, welche die Welt regieren, ist als dritter die Baumwolle hinzugekommen. Der dünne baumwollene Faden bildet eine starke Kette von Erdteil zu Erdteil, von Volk zu Volk, von Werkstatt zu Werkstatt. Tausend fleißige Hände müssen sich regen, ehe die Baumwolle verarbeitet in den Besitz des Produzenten zurückkehrt. Zum Beleg für das Gesagte diene folgendes Beispiel. Ein Neger arbeitet in einer Baumwollplantage Brasiliens. Die gewonnene Baumwolle wird dem Händler eingeliefert, wandert über den Ocean und kommt, nehmen wir an, in die Spinnerei von Arno und Moritz Meister in Erdmannsdorf im sächsischen Erzgebirge. Als gesponnenes Garn geht sie nach Thum, wird hier gewirkt, und die Weltfirma Moritz Samuel Esche in Chemnitz schickt sie über das Weltmeer zurück nach Amerika, und hier gelangt sie schließlich als Strumpf wieder in die Hände desjenigen Negers, der sie seinerzeit als Wolle in der Kapsel von der Staude pflückte.

Hermann Lungwitz.

Die Hungersnot im sächsischen Erzgebirge in den Jahren 1771 und 1772.

Auch der beste Ertrag der Felder unseres Erzgebirges ist zur Ernährung der dichten Bevölkerung nicht völlig hinreichend. Wir sind bei dem Getreideeinkauf auf die Niederungen angewiesen, mit deren Bewohnern wir gegen unsere Industrieerzeugnisse Brot eintauschen. Jetzt umspannt das Eisenbahnnetz das ganze Festland; aus den entferntesten Gegenden wird mit Leichtigkeit Getreide herbeigebracht. Wie war es aber früher, als es noch keine Bahnen gab, die Straßen nicht im besten Zustande waren und oft der verschneite Hohlweg den Verkehr auf Tage, ja auf Wochen hemmte? Auch in den Zeiten vor Errichtung der Bahnen mußte das Getreide drunten im Niederlande gekauft oder aus den gesegneten Gefilden des nahen Böhmerlandes herbeigeschafft werden. Der Haupthandelsplatz war die Stadt Zwickau; hierher brachte der Altenburger Bauer sein Korn; die Müller und Bäcker aus dem Gebirge kauften da ein. Wenn aber auch in den Niederungen Mißernte war, wenn Böhmen die Grenzen sperrte und kein Getreide herausließ, dann pochte die drückende Sorge um das tägliche Brot an die Pforten der Wohnungen unserer sonst so frohgesinnten Gebirgsbewohner, dann trat wohl eine Hungersnot ein, wie sie unsere Altvordern in den Jahren 1771 und 1772 erlebt haben. Da es gut ist, in den Tagen des Glückes auch der trüben Zeiten zu gedenken, so laß dir, freundlicher Leser, von der großen Hungersnot in den erwähnten Jahren das berichten, was uns wahrheitsgetreue Aufzeichnungen überliefert haben.

Schon im Frühjahr 1770, als ein später Schneefall den Wintersaaten großen Schaden zufügte und darauf anhaltendes Regenwetter folgte, begann eine allgemeine Besorgnis um die Zukunft sich der Gemüter zu bemächtigen; sie vermehrte sich, als nach Johannis von Woche zu Woche die Getreidepreise stiegen und eine Mißernte eintrat, die sich nicht bloß über das Erzgebirge und über Sachsen, sondern über die fruchtbarsten Gegenden Deutschlands erstreckte. War die Bedrängnis, welche dadurch für die dichte Bevölkerung des Obererzgebirges herbeigeführt ward, schon groß, so mußte sie sich zur höchsten Not steigern, als im nächsten Jahre der späte Schneefall und die regnerische Witterung sich wiederholten. Die Felder boten den düstersten Anblick, sie waren von den Eigentümern entweder mit selbst erbautem geringen oder teuer erkauftem Samen nur ganz dünn bestreut oder aus Mangel an solchem gar nicht besäet, und die Kartoffelsaat war hier und da durch die Armen wieder aufgewühlt. So war das Schlimmste zu befürchten, eine nochmalige Mißernte. Und sie trat ein! — trat zu einer Zeit ein, als auch die andern Nahrungsquellen bei der herrschenden Erwerbslosigkeit versiegten und jedwede Zufuhr aus Sachsens Kornkammern, Böhmen und Altenburg, gehemmt war. Jetzt entrollte sich das Bild der furchtbarsten Hungersnot, die je erlebt worden war, vollständig. Man sah ganze Scharen von Bettlern umherziehen, darunter Greise, die, von ihren Angehörigen nicht mehr ernährt, fremde Unterstützung suchen mußten; Jünglinge, die, sonst kräftig und blühend, jetzt halb verschmachtet, mehr durch ihren Anblick als durch Worte sich Mit-

leid erflehten; Männer, die nach Verkauf des letzten, was sie hatten, selbst ihrer Werkzeuge, an den Bettelstab gebracht waren; Leute, die bisher in Wohlstand gelebt, jetzt mit bittern Thränen andrer Milde ansprechen mußten. Man sah Scharen von Kindern, die, von Eltern hilflos gelassen, Brot aus reicheren Händen zur Stillung ihres Hungers zu erlangen suchten. Die Zahl der Bettler war so groß, daß, wie der Pfarrer Oesfeld in Lößnitz im Erzgebirge versichert, dort an einem Tage oft mehr als 400 vor den Thüren die Mildthätigkeit in Anspruch nahmen.

Der Kornpreis war vom Frühjahr 1770 bis dahin 1772 von 1 Thlr. 4 Ggr. auf 14 Thlr. gestiegen. Wie vielen Familien mochte es da unmöglich geworden sein, das tägliche Brot zu kaufen! Bald nahm man seine Zuflucht selbst zu den unnatürlichsten Nahrungsmitteln: die gröbsten Kleien, unreife Waldbeeren, gekochtes Gras, zu Mehl zerriebene Baumrinde und dergleichen mehr mußten zur Stillung des peinigenden Hungers dienen.

Die unausbleiblichen Folgen waren bösartige, ansteckende Fieber, die allenthalben im Jahre 1772 die Opfer des Todes ins unglaubliche vermehrten. In Geyer zählte man deren 423, während sonst in einem Jahre etwa 60 Leute starben. Nach einer Angabe des Geyerschen Rates hatte man am 19. Mai schon 192 Leichen, darunter 50 Hausbesitzer. In Ehrenfriedersdorf konnte man keine Bretter mehr auffinden zu Särgen für die Verstorbenen. Im Quartalbuch der Fleischerinnung derselben Stadt heißt es vom Anfang des Jahres 1773: „Das ehrsame Handwerk ist so in Verfall gekommen, daß keiner imstande gewesen ist, zu schlachten. Das liebe Brot mußte mit Einteilung gegessen werden. Es sind in diesem Jahre 585 Personen gestorben.“ In der Parochie Lößnitz wurden 587 Leichen gezählt, 200 mehr als im Jahre 1633, da die Pest in dieser Stadt wütete. Die meisten Einwohner waren vom Hunger völlig abgemattet. Manche sanken auf offener Straße um und blieben tot liegen. Wie es in solcher Zeit um die Ernährung und Pflege der Kinder im Hause und ihre Sittlichkeit außer demselben stand, kann man leicht vermuten.

Das 49. Stück des Dresdner Gelehrten Anzeigers vom Jahre 1772 schreibt: „Hier ist ein Auszug aus einem Briefe eines sichern Mannes, der am 4. September die Gegend nach Johanngeorgenstadt zu durchreist hat. Ich habe das Elend in Breitenbrunn, Rittersgrün, Wiesenthal, Crottendorf, Pöhla, Wildenthal, Eibenstock und Neudorf gesehen. Nie wünsche ich mir und keinem andern, einen so traurigen Anblick wieder zu erleben. Schon auf der Reise fand ich nicht wenige unbesäet gebliebene, zum Teil schon zur Aussaat aufgerissene Felder; auf diesen nichts als Gras, das kaum zur Hutung nützen kann. Auf den Wiesen noch vieles Heu, das nicht hatte eingebracht werden können und nun verderben mußte, weil das Zugvieh und die erforderlichen Kosten gemangelt hatten, oder wo der Hauswirth krank oder gar gestorben war und ein Haus voll hilfloser Waisen verlassen hatte; die Feldfrüchte, die nur in wenig Roggen, meist in Hafer bestunden, gar dünne und noch hin und wieder grün wie Gras und bei den schon einfallenden kalten Nächten nicht viel Hoffnung zu ihrer Reifung. Die in Vergleichung mit andern Jahren wenig eingelegten Erdäpfel waren schon großentheils aus-

gegraben und halb unreif verzehrt, die noch in der Erde liegenden der Dieberei ausgesetzt, und auf allen nur ein Vorrath auf einige Wochen. Das innere Elend der Orte wage ich mich gar nicht zu schildern. Traurig war es, von vielen sogenannten Halb- und Viertelgutsbesitzern zu hören, daß sie nicht eine Hand voll Samen ausgesäet hätten, daß ihr Rindvieh größtentheils verstoßen und die wenigen Pferde aus Mangel an Futter gefallen wären; noch viel trauriger, die meisten Einwohner nicht so nothdürftig bekleidet, daß sie ihre Blöße bedecken konnten, und ihre Wohnungen von allem Hausgeräthe, ihr Lager von Betten leer zu sehen. Kleider, Wäsche, Betten, Haus- und Handwerksgeräthe hatten die meisten, ja viele die eisernen Töpfe und blechernen Röhren aus den Öfen, die Schlösser von den Thüren und ihre Äxte verstoßen und um ein Geringes verkaufen müssen — viele haben sogar die Fenster, die Ziegelsteine von den Feueressen u. s. w. aus Noth verkauft; viele Häuser, die ausgestorben waren, sind von ihren Nachbarn eingerissen und das Holz verbrannt worden —, um ihr und ihrer Kinder Leben auf einige Tage zu fristen. Handwerker und Professionisten hatten keinen Verdienst. Zu der schweren Arbeit in Eisenhämmern und Holzschlägen, welche sonst den Mannspersonen ihren Verdienst schaffen, jedoch itzt auch liegen, sind sehr viele zu entkräftet. Oft müssen sie von der Arbeit wieder abgehen, oft davon hinweg getragen werden: ja einige sind todt dabei liegen geblieben. Ich habe Männer in ihren besten Jahren gesehen, die nicht im Stande waren, das ihnen geschenkte Holz im Walde zu hauen und herein zu holen. Der Winter setzet die Männer außer allen Verdienst. Der Lohn bei den Fabriken, für welche die Weibspersonen und Kinder arbeiten, reichet nicht zu, das Brot der arbeitenden Person zu bezahlen, geschweige ganze Familien zu ernähren, Kranke zu erquicken, Kleider, Betten, Hausgeräthe anzuschaffen. Ja, ich habe Klöpplerinnen gefunden, die der Hunger dumm und blind gemacht hatte, andere, die wegen zurückgebliebener Mattigkeit und blöden Gesichtes wie die Kinder wieder mit kleinen Zäckchen und schmalen Borten zu arbeiten anfangen mußten. Ich erstaunte über die Gelassenheit der vielen Elenden, die mir allenthalben entgegen kamen, aber selbst zu Kummer und Klagen schon zu empfindungslos, zum Theil schon sorglos für sich und die Ihrigen waren, weil sie, wie mir einige selbst sagten, sich auf den bevorstehenden Winter weder zu rathen, noch zu helfen wußten. Viele haben sich schon des Lebens begeben. Die Krankheiten hatten auch wieder sehr überhand genommen, vornehmlich durch den Genuß unreifer Erdfrüchte und durch die Erkältung wegen Mangels hinlänglicher Bedeckung am Tage sowohl als besonders des Nachts. Die meisten Genesenden können sich wegen der schweren Kost nicht wieder erholen. — Mit Nahrungsmitteln, die im Niederlande zu dem nothdürftigsten Unterhalte gehören, kann man hier Sterbende retten. Doch habe ich in Breitenbrunn etliche vor Hunger schon halb Verschmachtete gesehen, die keine Gabe mehr retten, sondern ihnen den Tod nur weniger peinlich machen konnte. Viele wissen keine Krankheit und Schmerzen zu klagen, aber geschwollen, keuchend, ganz verschmachtet taumeln sie umher; vermuthlich sind ihre Eingeweide zusammengeschrumpft. — Nur erst vor vierzehn Tagen hatte man in der Gegend von Eibenstock zwei Kinder, die in den Wald gegangen waren, um sogenannte Schwarzbeeren zu holen, auf der Straße

aus Mattigkeit umgefallen und todt gefunden. Die fremden Almosen nehmen ab, und die Kollekten jedes Ortes sind, wenn gleich diejenigen, die noch wohlhabend heißen, über ihr Vermögen thun, doch ein Weniges für so viele Arme, die sich täglich vermehren. Mancher, der noch vor etlichen Monaten Almosen gab, bittet itzt um Almosen, und dadurch wächst die Zahl der Armen, soviel auch hinwegsterben, doch immer wieder so sehr, daß die an sich beträchtlichen Gnadengeschenke nur kleine Gaben werden. 150 Scheffel Korn mußten jüngst unter 12800 Arme vertheilt werden."

Ferner teilt die erwähnte Zeitung später mit: „Bei einem Bereisen einiger Dorfschaften im Monat März fand ein gebirgischer Medicus zu Rittersgrün in einem Hause den Wirth mit seiner Frau und sechs Kindern in äußerster Armuth, das siebente, eine Tochter von neunzehn Jahren, die für sich und die übrigen noch Brod verdienen konnte, war vor etlichen Wochen gestorben, eine Tochter von sechzehn Jahren lag seit einigen Tagen vor Hunger an einer Diarrhoea sanguinolenta, ein Kind von neun Jahren an der Auszehrung darnieder. Von zween Broden, die der Hausvater in einer Woche noch verdienen konnte, und etwas Milch von seiner Kuh mußten sie alle leben. Seine Kinder zu retten, hatte er diese Kuh verkaufen wollen, aber nirgends einen Käufer gefunden. In einem andern Hause waren drei Genesene, aber der Hunger warf sie von neuem nieder. Ein Hausgenosse war vor zwei Tagen verhungert, lag aber noch in dem Bette, in dem er gestorben war, weil Wittwe und Kinder, alle ganz unbedeckt, nichts zum Sarge auftreiben konnten. Nicht weit davon lag der Wirth vom Hause abgemattet auf dem Boden, ohne etwas klagen zu können. — Dessen Bruder mit einer Frau nebst sechs Kindern waren seit sechs Wochen eines nach dem andern verhungert. — In Crottendorf fand er einen Hausgenossen, dem in der Nacht vorher ein Kind verhungert war, und zwei Kinder nebst der Mutter lagen verschmachtet, dem Tode nahe. Aus eben diesem Hause war ein Knabe betteln ausgegangen, aber Abends nicht heimgekommen. Tages darauf, da man das Haus öffnete, lag er todt vor der Thür, ohne Geld, ohne Brod u. s. w."

Der Notschrei, welcher vom Gebirge her erklang, fand im ganzen Sachsenlande und darüber hinaus Wiederhall; durch Spenden suchte man die Not zu lindern. Seit dem 12. Januar 1771 bis Ende des Jahres 1773 sind allein aus dem Leipziger Intelligenz-Comptoir 25726 Thlr. 6 Gr. 9 Pfg. bares Geld, 300 Scheffel Getreide, 37 Centner Reis, auch viele Bücher und Kleidungsstücke eingegangen und ins Erzgebirge abgesendet worden. Chemnitz, Ehrenfriedersdorf, Eibenstock, Geyer, Johanngeorgenstadt und Schneeberg werden als die Schauplätze des größten Elendes damaliger Zeit genannt.

Die immer hoffnungsreicher hervortretende Ernte des Jahres 1773 richtete endlich die fast bis zur Verzweiflung niedergebeugten Gebirgsbewohner wieder auf und half durch ihre Gaben die letzte Not überwinden. Der Scheffel Korn, welcher 1772 mit 14 bis 15 Thaler bezahlt wurde, galt 1773 nur 4 Thaler und zu Anfang des Jahres 1774 nur 2 Thaler. Der Scheffel Kartoffeln kostete während der Hungerjahre 2 Thaler 18 Groschen, am Anfang des Jahres 1774 nur 8 Groschen. In einigen Städten ließ man Denkmünzen schlagen, auf

welchen die Getreidepreise in den Zeiten der großen Teuerung verzeichnet sind.*) Am 16. August 1773 ward in Geyer mit dem Erntefest das ausgeschriebene allgemeine Dankfest für Rettung aus der großen Drangsal verbunden. Mit welcher Rührung und Inbrunst mögen die Geretteten daran teilgenommen haben!

Unter denen, welche die Bewohner des Erzgebirges während der Zeit der großen Not unterstützten, ist zunächst die sächsische Staatsregierung zu nennen. Die Bergleute erhielten das Korn auf Staatskosten um den halben Preis. Unter der Leitung des Landeshauptmannes Grafen von Solms sind 1938 Kinder unentgeltlich unterrichtet, gespeist und zum Teil auch gekleidet worden. Auch sind edeldenkende Gewerke zu erwähnen, welche in diesen Jahren den Bergbau weitertrieben, obgleich sie keine Ausbeute zu ersehen vermochten. So haben holländische Gewerke in Johanngeorgenstadt, Marienberg und Ehrenfriedersdorf weiter gebaut. In Schneeberg ließ der Ratsherr und Kaufmann Christian Heinrich Richter an einem wüsten Berge einen schönen Lustgarten anlegen, und dabei hat er in dieser brotlosen Zeit vieler Armen Hände zu beschäftigen und mit Brot zu versehen gewußt. In gleicher Weise werden die Namen Michael Landgraf in Lößnitz und Hans Heinrich von Elterlein in den Berichten rühmend genannt.

Im September 1773 bereiste der damalige Kurfürst und spätere König Friedrich August I. nebst Gemahlin und Gefolge das Gebirge, überall reiche Mittel und infolge seiner Teilnahme Trost spendend. Von Marienberg ging am 7. September die Reise zu Pferde über Ehrenfriedersdorf, Geyer, Zwönitz, Lößnitz, Schlema nach Schneeberg und von da an demselben Tage wieder zurück nach Marienberg. Am 9. September war der hohe Landesherr mit großem Gefolge in Annaberg. Hier**) war alles in fröhlichem Aufruhr, und die halbe Bevölkerung des Gebirges hatte den Pöhlberg vom Fuß bis auf die Höhe besetzt. Als der geliebte Fürst aus der Stadt heraus in stattlichem Aufzuge dem Berg entgegenritt, da rauschte die Musik, da donnerte es aus den von Bergleuten in Basaltsteine eingebohrten, mit Pulver gefüllten Höhlungen, und weithin schallte der Jubelruf der unabsehbaren Menge. Auf dem dazu gebahnten Wege, am Westabhange des Berges, ritt der Kurfürst, begleitet vom Bürgermeister der Stadt, Wex mit Namen, aufwärts. Als der Fürst die Anhöhe bald erreicht hatte, gaben die Freischützen, die zur Begrüßung oben auf dem Berge aufgestellt waren, plötzlich eine Salve. Von dem plötzlichen Knall erschrak das Pferd des Kurfürsten und machte einen Sprung nach dem Abhange zu. Nur die Besonnenheit des Bürgermeisters, der das Pferd noch zu rechter Zeit am Zügel auf den Weg herüberriß, rettete das Leben des Kurfürsten.

Hermann Lungwitz.

---

*) Die im Besitz des Verfassers befindliche Denkmünze zeigt auf der einen Seite einen aus Wolken hervorragenden Arm mit einer Rute in der Hand, dazu die Umschrift: „Gottes Hand schlägt das Land.“ Auf der andern Seite: „Große Theurung 1771 und 1772. 1 Scheffel Korn 15 Thlr. 1 Scheffel Weizen 16 Thlr. 1 Scheffel Gerste 12 Thlr. 1 Scheffel Hafer 6 Thlr. Dresdner Maaß. 1 ℔. Brot 2 Grsch.“

**) Spieß und Berlet: Sächsische Geschichte.

Erzgebirgische Zufriedenheit.

In obererzgebirgischer Mundart.

Ihr Kinnr, sogt mr, wos r wollt,
Bun uns is wahrlich schie!
Mr hoom gerod net Pfahr un Gold,
Doch en zasriedna Si![1])
Wechst ah bun uns ka Citern[2]),
Ka Wei un annr Zeig:
Uns machn unnra Schwarzbär fruh
Un viel Ardöppeln reich.

Wos nutzet en da[3]) viel Gelanz
Un a gruß mölichs Haus?
Is när's Suntigswammes ganz,
's annra macht nischt aus.
Ho ich a Kihla[4]) in men Stall,
Do hot's gar kana Nut;
A Seila[5]) find't sich ah noch ball —
Dr lieba Gott schafft Brut.

Un kimmt dr lieba Sunntig ra,
Do härt da Arbet auf;
Mr stimma unnr Mornglied[6]) a
Un steing zr Körch dorauf.
Do predigt unnr Pastr doch
Bun lieba Gott gar schie!
Mr batn 's Vatrunsr nooch
Un thun na wiedr gih.

Un manchmol singt dr Kantr ah
Un 'n Pastr seina Maad',
Dazu geigt unnr Pfeifr[7]) na,
's wackelt's Harz fr Fraad.
Da Körch is aus, 's giht ahamm[8]),
Mei Alta schwitzt gewieß!
Sa hot gekocht (du förstlich Laam!)[9])
'n größtn Topp voll Klies.[10])

Un kimmt dr Sunntig Nogmittog,
Do ginna mr za Bier,
Vrgassn alla Sorg un Plog,
Spieln Schofkopp unnr vier.
Gedroschn is 's wing Getraad,
Da Zinsn sei bezohlt —
Nu, Wintr, kumm! Ka Harzalad[11])
Is, wenn 'r Bluma mohlt.

---

[1]) Sinn. [2]) Citrone. [3]) denn. [4]) kleine Kuh. [5]) kleines Schwein. [6]) Morgenlied. [7]) Stadtpfeifer, Stadtmusikus. [8]) nach Heim. [9]) Leben. [10]) Klöße. [11]) Herzeleid.

Mr hoom n Budn vollr Steck
Un Reisig ah genunk!
Werd's alla, gieht's halt im da Eck
In Wald, 's is när a Sprunk.
Dr Kachlufen is vrschmiert,
's ka kaa Raach[1]) meh dorch;
Da Ufnbank is reperiert —
Un wettr hot's kaa Sorg.

Un wenn's halt draußn arthaft[2]) schneit,
Werd's Pfeifl agezindt;
Eh's Heisl eischneit, hots schu Zeit,
Dos giht net su geschwind.
Werd's ohmst[3]), do kumma Hutzngest[4]),
Nooch werd halt dischkeriert[5]),
Weibsvölkr[6]) klippln, hart un fest
An Klipplstock retriert.

Oft werd drbei aans agestimmt,
Mr singa alla miet;
Su giht's bis unnr Kunzgust[7]) kimmt,
Nooch stieht mr auf un gieht.
„Loschaa,[8]) kummt fei morng wiedr haar!"
Su sogt mr bun Gelat.[9])
Da Kelt is net fr Larefaar,[10])
Hult noch en Stock, ihr Maad.

Da Alta hot drweil ins Bett
'n Wärmstaa nei getha,
Mei Sixen! do drfriert mr net,
Do sieht mrsch[11]) schu drim a.
Kimmt endlich 's Frihjahr amarschiert,
Giht's ah geleich ins Fald,
Do haaßt's sich orndlich eigeschmiert,
Fr Togluh[12]) hot's kaa Gald.

Su chobert mr 'n Summer dorch
Un plogt sich mit 'n Hei;
Mr hot do schu sei bissl Sorg —
Doch missn Sorng ah sei.
Su laam[13]) mrsch 's lieba langa Gahr!
Un is dos Laam[14]) net schie?
Do blebt uns bis zr Tudtenbahr
Doch a zafriednr Si.

C. F. Röder.

(Aus: „Alte und neue Gedichte und Geschichten in erzgebirg. Mundart.")

---

[1]) kein Rauch. [2]) viel. [3]) abends. [4]) Besuchsgäste. [5]) diskuriert. [6]) Frauen. [7]) Name des Nachtwächters. [8]) Laß geschehen. [9]) Geleit. [10]) Larifari. [11]) man es. [12]) Tagelohn. [13]) leben. [14]) Leben.

Kleinstädterleben im Erzgebirge am Ende des 16. Jahrhunderts.

Die Leser werden nicht ohne Interesse nachfolgende Mitteilungen über öffentliche Zustände des Volkslebens innerhalb unseres engeren Vaterlandes vor mehr als 300 Jahren entgegennehmen. Dieselben sind in einem Aktenstücke vom 15. Januar 1584 enthalten, in welchem der Rat der Stadt Schlettau im Erzgebirge eine „Stadt-Ordnung"*) aufgestellt hat.

Man kann jene Zeit recht wohl zur „guten alten Zeit" rechnen. Sie fällt in den von einer fast 70jährigen Friedensperiode gesegneten Zeitraum von 1553 bis 1618, in welchem in Stadt und Land Wohlhabenheit herrschte, Handel und Wandel blühte und das Volksleben feurig pulsierte, in dem aber auch allerhand Ausschreitungen vorkamen.

Kein Wunder, wenn die Obrigkeiten bemüht waren, der überschüssigen Lebenskraft und Lust durch strenge „Ordnungen" einen Damm zu setzen. Sowohl die „Straffälle", wie die „Strafen" geben ein treues Bild der Zustände in jener Zeit. Wir wählen einige Züge aus diesem Bilde aus.

Zunächst lag dem Rate die sittliche und kirchliche Ordnung in der Stadt am Herzen. Er verordnete daher, daß jeder Einwohner an Sonn-, Fest- und Feiertagen mit Weib, Kindern und Gesinde vor- und nachmittags zur Kirche gehen, auch daß die Wochentagspredigten aus jedem Hause von einer oder zwo Personen besucht werden sollten. Zuwiderhandlungen sollten mit 5 Groschen gestraft werden, wovon die eine Hälfte dem Gotteshause, die andere dem Rate zufallen sollte.

Sodann wird bekannt gegeben, daß der „Stadtknecht" mit Eifer darauf zu achten habe, daß in der Kirche niemand „Vermutz (Vorwitz?)", Plaudern und Waschen und Mutwillen treibe. Wer dabei betroffen werde, solle mit 6 Groschen oder mit „Gefängnus" gestraft werden.

Weiter solle in den Winkelzechen und verdächtigen Orten an Sonntagen unter der Predigt Zechen, Völlerei und sonderlich das Spielen ganz und gar verboten sein. Ein Hauswirt soll in seinem Hause auf Völlerei und Spielen wohl acht haben, im Betretungsfalle wird er, wie die Betroffenen, mit 5 Groschen Strafe belegt.

Es soll zwar einem Nachbar „vergünnt" sein, zum andern zu gehen und eine Kanne Bier zu trinken oder die Tochter und die Magd spinnen gehen zu lassen, doch sollen dabei keine Thörlichkeiten und Ungebührlichkeiten getrieben oder verdächtige Personen zugezogen werden.

Auch warnt der Rat, daß Personen, wo zwo einen Abschied (Vertrag) oder Vereinigung schließen, welche den einen nachher nicht „erbaut", dann den Schreiber, die Gerichtsleut oder gar den Bürgermeister und Rat der Lügen bezichtigen. Es soll jeder ernstlich und treulich verwarnt sein. Würden einer oder auch mehrere mit solchen Worten oder Übelmachen betroffen, so sich zur Ver-

*) Bemerkt sei noch, daß das Aktenstück teilweise durch Unterschriften vom Bürgermeister und sieben Ratsmitgliedern, sowie durch Beidruckung des Stadtwappens und der Wappen der Mitglieder des Ratskollegiums beglaubigt ist.

schmälerung der Gerichte oder deren Benachteiligung richteten, sei er, wer er wolle, der solle mit einem guten Schock Geldes oder mit Gefängnis gestraft werden. Wer aber solches höre und verschweige, sonderlich wenn er mit „Eidespflichten verhafftet“ sei, der solle nach Erkenntnis mit zwiefacher Strafe unnachlässig gestraft werden.

Bezüglich der Gassenknechte, Gotteslästerer und des Gassengeschreies, „so sehr überhand nimmt“, ist folgende Ordnung geschaffen: So sicher einer oder mehrere um 9 Uhr abends zur Sommer- und Winterszeit zur Nacht mit losen Worten, Singen, Schreien und andern Leichtfertigkeiten ergreifen läßt, der soll mit 30 Groschen Strafe oder mit 8 Tagen Gefängnis belegt werden, die Gotteslästerer sollen 3 Sonntage vor der Kirche an den Pranger gestellt oder sonst nach den geistlichen Konstitutionen gestraft werden.

Wie auf sittliche und geistliche Ordnung, so hatte der Rat des „Stedleins Schlettau“ auch auf das leibliche Wohlergehen der Bürgerschaft ein wachsames Auge.

Darum faßte er das Bierbrauen, sonderlich das Bierverkaufen und das Bierverzapfen, ins Auge, damit es nicht „etlichen gelinge, welche gern schnell teure Zeit, insbesondere für Malz und Hopfen und anderes Getreyde, welche hoch von nöten sind, herzuschicken wollen und das Ansehen des Städtleins ins Verderbnis bringen“.

Zu diesem Zwecke wird folgende „Ordnung“ aufgerichtet:

(Vorbemerkt sei, daß das Bierbrauen noch nicht ein gesondertes Gewerbe war, sondern ein jeder Bürger seine „Braupfanne“ hatte, und daß auch ein jeder in bestimmter Reihenfolge und Zeit Bier verschenken und verzapfen durfte. Solche Schenkstellen, die durch ein besonderes Bierzeichen — eine ausgestellte Kugel — bemerklich gemacht wurden, sind wohl mit den jetzt ganz ungebräuchlich gewordenen weiter unten genannten „Örtern“ gemeint.)

An hohen Festen und Sonntagen sollen die „Örter und Zechen“ nur aufgethan werden, wenn die Glocken geschlagen, d. i. wenn der Gottesdienst beendet ist, und wer dann in die Örter kommt, soll dem Wirte erst $2^1/_2$ Groschen zu erlegen schuldig sein, ehe er anfängt zu trinken.

Es soll auch nur bis 7 Uhr abends getrunken werden und alsdann der Wirt „nicht Macht haben, mehr zu geben“.

Sollten sich aber „gute Freunde und Nachbarn“ noch länger an einem Trunke Bier „ergetzen“ wollen, soll es ihnen „vor ihr Geld“ noch „vergunnt“ sein, nur nicht länger als bis 9 Uhr. Das Spielen soll aber „ganz und gar“ verboten sein, auch „Braten und gehaltene Mahlzeiten“ mit 5 Groschen „Straff“ belegt werden.

Daß es auch in der „guten alten Zeit“ an allerlei losen Leuten nicht gefehlt hat, geht aus der Bestimmung des Rats in Schlettau hervor, daß, wer in den Örtern dem Wirte die Zeche nicht zahlt, „ohne behelf“ (ohne Widerrede) außer der Zeche noch 5 Groschen „Straff“ zu zahlen gehalten sein oder ins Gefängnis gesteckt werden soll, bis er bezahle. Ebenso soll, wer dem Wirte heimlich davonschleicht und ihm zum Fenster hinein gute Nacht wünscht und die Thür verschließt, mit Gefängnis und doppelter „Straff“, 10 Groschen, belegt werden.

Auch am Mittwoch soll Bier aufgethan werden; wer „darüber schreitet" (also am andern Tage schenkt), soll mit 5 Groschen „Straff" haften.

Damit immer gutes Bier zu haben sei, soll kein Wirt mehr Bier vom Brauer aufgießen lassen, als er „tragen" (verschenken) mag. Auch soll er im Keller „nicht Kofent" (Dünnbier) zum Biere gießen. Wenn er es versucht, soll ihm das Schenken verboten sein, damit die Leute vor Schaden behütet werden.

Der Rat hat auch erfahren, daß Leute in der Stadt sind, welche das Bier auf die Dorfschaften tragen, wie der Schuster die „Schuhe", und es für einen „Kauf" (Preis) geben, so sie es selbst nicht haben können, so daß man nicht wisse, ob es Bier oder Kofent sei (heutzutage Bierpanscher genannt), dadurch „das Stedlein in Vornehmen" (soll wohl heißen in Verruf) gerät, daß die Dorfschaften ihr Bier anderswo einladen.

Weil für Malz und Hopfen „jetzund teure Zeit" ist, soll einer ein Faß gut Bier nicht anders denn um 5 K. (wahrscheinlich Gülden) verkaufen, und kann er einen höheren Wert erzielen, soll es ihm „vergunnt" sein; er soll sich aber nach den Preisen in den umliegenden Flecken richten, „bis der liebe Gott wieder andere Gelegenheit geben möchte" (d. i. billigere Zeiten beschert).

Wer aber andern zum Schaden handelt (also billiger verkauft), soll zwei Jahre seiner (Brau-)Gerechtigkeit verlustig gehen.

Wegen richtigen Maßes soll, daß dem Armen wie dem Reichen sein Recht geschehe, der verordnete Bürgermeister samt Konsorten (Ratsherren und Viertelsmeistern) mit „ernst darauf sehen, daß jedem, der Bier verzapfet, sein richtiges Maß eingesetzt werde. So aber einer im Verschulden befunden wird, soll er 5 Groschen ‚Straff' zahlen".

Daß es auch damals „störrige Leut'" gab, ersieht der Leser aus der Verordnung des Rats, daß, „so einer durch den Stadtknecht gefordert wird (? aufs Rathaus) und sich verleugnet oder gar ausbleibt und sich nicht stellt, ohne sonderlich erhebliches Versuchen (Entschuldigung), soll dem Rate sobalde zu 5 Groschen Strafe verfallen sein, und wenn er zum andern betroffen wird und sich nicht stellt und sich gegen den Fronknecht unnütze Worte vermerken läßt, der soll ohne alle Mittel (Nachsicht) Zwehen (2) Tage in der Dimnitz (Haft) gefänglich gehalten werden und seine Straff' nicht missen (entgehen)".

Betreffs Säumiger im Zahlen der Steuern und Strafgelder wird geordnet:

Wenn jemand durch Ungehorsam (durch Strafgelderauferlegung) in große Schulden geraten, was gegen Rats und gemeinen Nutzen gehe, so soll der Kämmerer (Einnehmer) gehalten sein, „weil (sobald) ordentlich und gründlich abgerechnet ist: den Leuten (Schuldnern) leidliche Frist zu stellen, auch was jeder verwillige (in Terminen zu zahlen) annehmen und mit ernst von ihnen erzwinge, damit es einbracht werde".

Dazu soll der verordnete Bürgermeister dem Kämmerer behilflich sein und ihm „Gerichtsschutz" mitteilen, sonsten aber weder Gunst, noch Freundschaft oder Feindschaft ansehen.

Da auch die Viertelsmeister (obrigkeitlich mit der Aufsicht über einzelne Stadtteile betraute Männer) klagen, daß sie das „Wachgeld" (städtische Steuer)

nicht erlangen können, so wird ihnen die Einziehung desselben abgenommen und jeder Einwohner verpflichtet, sein Wachgeld unaufgefordert jedes halbe Jahr auf das Rathaus selbst zu bringen bei Vermeidung von 5 Groschen Strafe.

Von den Landessteuern soll gelten:

„Was unsers gnädigsten Herren (des Kurfürsten) Gefälle anlanget, als Erbzins, Martinizins und Schulzwang, so soll es so gehalten werden:

Der Fronknecht soll 8 bis 14 Tage vorher vor den Kirchen ausrufen, wenn der Rat die Gefälle einnehmen will. Wer nicht längstens 3 Tage nach den Terminen, welche abgewartet werden sollen, zahlet, soll in die Fronveste eingetrieben und nicht eher herausgelassen werden, bis daß er bezahlet."

Auch eine Ordnung über das Hausgenossenwesen und über Anmeldung bei An- und Umzug auf dem Rathause wird festgestellt. Namentlich werden auch Vorkehrungen gegen Feuersbrünste getroffen (Instandhaltung der Feueressen und Aufstellen von Gefäßen mit Wasser vor den Thüren, namentlich zur Sommerszeit), gegen Verunreinigung der Straßen, sowie gegen Begrenzung des Viehstandes (niemand soll mehr als zwei Ziegen halten, was dem gemeinen [Gemeinde-]Walde nur zum Schaden gereiche).

Bemerkenswert dürfte noch sein, daß der Rat zu Schlettau auch für nötig fand, seiner Bürgerschaft „gute Manieren" anzugewöhnen. Er verordnet: „Wer vor dem Rate und den Gerichten etwas zu schaffen hat, der soll mit bescheidenen Worten vor- und abtreten, auch nicht ohne Erlaubnis und Vorladung in die Ratsstube eintreten bei 5 bis 20 Groschen Strafe je nach Verbrechung".

W. Schilling.

Freiberg am Ende des 16. Jahrhunderts.

Wandern wir in der Gegenwart durch die herrlichen Promenaden Freibergs, die den älteren Teil der Stadt umgeben, bei dem Schlüssel- und den beiden Kreuzteichen, dem Schwedendenkmal und den nach Möglichkeit treu behüteten Überresten der alten Festungsmauer vorüber, so führt uns jeder Schritt hinweg aus der Jetztzeit in Freibergs ruhmreiche Vergangenheit. — Schauen wir uns nun einmal das Freiberg am Ende des 16. Jahrhunderts an!

Im Verlaufe von vier Jahrhunderten ist aus der Sächsstadt*) eine volkreiche, starke Stadt geworden. Umschlossen ist sie von mächtigen Ringmauern, welche mit ungefähr 40 Türmen (der Stall- oder obere Wasserturm ist der stärkste) geschmückt und zudem mit Außenwerken versehen sind. Fünf mit Brustwehren und Zugbrücken ausgestattete Thore sind vorhanden, z. B. das Kreuzthor, in dessen Nähe auf dem Boden der alten Burg Freistein das kurfürstliche Schloß Freudenstein von 1572—1577 erbaut ward, und zehn Festungsteiche speisen den Graben.

Innerhalb der Stadt fällt die auf den gepflasterten Gassen und Plätzen herrschende Sauberkeit, die Schönheit mancher Häuser (in der Stadt sind es

*) Dieser Name des ältesten Stadtteiles erinnert mit großer Wahrscheinlichkeit an die Gründung der Stadt durch Fuhr- und Bergleute aus Goslar in Niedersachsen (1163).

über 1800, in den Vorstädten 1900) auf, die alle nach dem Brande, der Freiberg im Jahre 1484 binnen drei Stunden fast vollständig vernichtete, mit steinernen Giebeln und Ziegeldächern versehen sind, und von denen viele noch zur Erinnerung an Heinrichs des Frommen Wahlspruch: Verbum dei manet in aeternum, d. h. Gottes Wort bleibt in Ewigkeit! über den Hausthüren die Buchstaben V. D. M. I. Æ. zeigen.

Unter den Kirchen hebt sich infolge ihrer hohen Lage und ihrer drei Türme die Peterskirche heraus, deren Türmer allstündlich den Zugseiger zu ziehen, durch Blasen der Trompete um 3 und 11 Uhr vormittags und um 7 oder 8 Uhr nachmittags den Bergleuten den Anfang der „Schicht“ zu melden, weiter bei Annäherung eines Reitertrupps in die Trompete zu stoßen und eine weiße, bei Ausbruch eines Feuers aber eine rote Fahne auszustecken, zudem als Stadtpfeifer täglich von 5—6 Uhr nachmittags vom Turme aus gute christliche Lieder abzublasen hat. Vor allem aber ist des Domes zu gedenken, der nach dem letzten Brande mit Hilfe des Ertrags des vom Papste zunächst auf 20 Jahre bewilligten Ablasses und der Butterbriefe in neuer Schönheit erstand. Viele Leute kommen herzu, um die „goldene Pforte“ zu betrachten, das ist diejenige der vorhandenen fünf Pforten des Domes, welche nach Mittag gelegen ist und durch vergoldete Figuren das durch den Heiland gebrachte Reich Gottes darstellt. Auch das mit Wappen und Bildnissen reich verzierte Innere des Domes, sowie die kunstvoll ausgestatteten Grabstätten Heinrichs des Frommen und seiner Söhne Moritz und Vater August finden zahlreiche Beschauer und Bewunderer.*)

Am Obermarkte steht das stattliche Rathaus mit der Sitzungsstube des Rates, über deren Thür das zur Gerechtigkeit mahnende Sprüchlein steht: „Halb ist eines Mannes Rede, Drumb soll man hören beede“, der Rüstkammer, der Gerichtsstube, den Salz- und Brotbänken und anderen Gewölben, der Marterkammer und kleinen Gefängniszellen. (In einer derselben saß Kunz von Kaufungen gefangen, ehe er auf dem Markte enthauptet ward.) Unweit des Rathauses erhebt sich das 1545 erbaute Kaufhaus. In demselben befinden sich zu ebener Erde die 67 den Stadtfleischern erblich verliehenen Bänke, während der obere Saal den Tuchmachern, Kürschnern und Schuhmachern eingeräumt ist. Zwischen dem Erbischen und dem nach dem ehemaligen Schutzheiligen der Stadt genannten Petersthore steht das Kornhaus mit beträchtlichem Getreidevorrat, bestimmt, bei Belagerungen die Stadt vor Hungersnot zu bewahren.

Bildungszwecken dient die 1514 errichtete, eines bedeutenden Zuspruchs sich erfreuende Lateinschule, deren vielfach arme, bei den Bürgern wohnende Schüler sich durch Singumgang und durch Unterricht der Bürgerstöchter den Lebensunterhalt erwerben. Auch eine Mädchenschule besteht, 1538 von Spalatin nach Wittenberger Art ins Leben gerufen.

Zur Aufnahme der armen Kranken und Siechen dienen zwei Hospitäler;

*) Freiberg war von 1505—1539 Heinrichs des Frommen Residenz, Geburtsstadt von Moritz und August und kurfürstliches Erbbegräbnis von 1541—1694. Alle evangelischen Fürsten unseres Landes liegen hier begraben.

auch ein Findelhaus ist vorhanden. Eine Apotheke giebt es schon seit langer Zeit; bestimmte doch der Rat 1475, daß niemand Konfekt und andere Waren, die in die Apotheke gehören, verkaufen solle, ohne zu Jahrmärkten und Ablaßzwecken; dagegen darf der Apotheker, gleich den Kramern, mit „Würze" handeln, nur muß er für diese Vergünstigung die Stadt mit „Siegelwachse und Tinten, soviel der Rat bedarf", freihalten. 1588 wurden sogar zwei Ärzte gegen jährliche Kündigung und eine Besoldung von 90 Gulden angestellt, ihnen aber befohlen, die Gebrechen nicht schwerer zu machen, als sie seien, nicht fremde, teuere Arzneien zu ver-



Freiberg.

schreiben und darauf zu halten, daß in den Apotheken — es gab damals vorübergehend derselben zwei — zu jeder Leipziger Messe die Arzneien erneuert würden.

Gutes Trinkwasser, durch Röhren aus dem Berthelsdorfer Teiche u. s. w. in die auf den Gassen und Plätzen errichteten Röhrkästen oder in die Bürgerhäuser geleitet, giebt es zur Genüge, und die Baderei mit je einer Stube für Männer und Frauen sorgt dafür, daß auch der Ärmste die beliebten Warmbäder nehmen kann, während die Reichen in ihren Häusern eigene Badestuben haben.

Abends durchschreiten Wächter mit brennenden Laternen die Stadt. Bricht zu dieser Zeit ein Feuer aus, so werden seit 1556 an den Gassenecken zur Beleuchtung Feuerpfannen aufgestellt; erfolgt solches Unglück hingegen am Tage, so werden von bestimmten Bürgern sofort die Thore besetzt, damit kein Raub-

gesindel sich einschleichen kann. Allen Innungen ist im voraus eine bestimmte Thätigkeit zugewiesen, und jeder brauberechtigte Bürger hat mit Löschgeräten zu erscheinen.

Da die Pest die Stadt mehrfach arg heimgesucht hat — waren doch im Herbste 1520 in der Stadt und ihrer Umgebung 2000 Menschen daran gestorben —, so besagt die Pestordnung von 1521, daß zu solchen Zeiten keine Person einzulassen ist, die nicht den Nachweis vierwöchentlichen Aufenthalts in einer „reinen" Stadt erbringen kann, daß die Bürger nicht auf fremde Märkte ziehen oder nach der Rückkehr wenigstens 14 Tage vor der Stadt bleiben sollen, und daß die Schulen und die Baderei zu schließen sind. Bestimmte Pestbarbiere, Totengräber und Träger mit vorgeschriebenen Abzeichen an den Kleidern werden dann bestellt u. s. w. Von dem letztgenannten Jahre ab haben die Begräbnisse innerhalb der Stadt aufgehört. Die Beerdigungen erfolgen jetzt auf dem Friedhofe vor dem die Stadt und die Umgebung beherrschenden Donathsthore, dem ältesten Thore Freibergs.

Da Freiberg seine Entstehung und seine Bedeutung dem Erzreichtum des Gebirges zu verdanken hat, so dürfen wir uns auch nicht wundern, daß alles, was man in den Straßen der Stadt oder in ihrer nächsten Umgegend zu beobachten Gelegenheit hat, an den Bergbau erinnert. Bergleute mit schmutzigen Kitteln, Grubenledern und Grubenlämpchen begegnen uns in Scharen. Sie kommen von der Schicht oder wollen in einer der zahlreichen Gruben einfahren, von denen einige sogar mitten in der Stadt, die meisten aber im Umkreise gelegen sind. Ihr fröhlicher Gruß „Glück auf!" läßt uns dieselben als gemütvolle und biedere Leute erkennen, denen wir sofort unsere Sympathie zuwenden.

Die Landesherren bewiesen der Stadt in Ansehung des Reichtums, den dieselbe ihnen zuführte, jederzeit ganz besonderes Wohlwollen. Sie blieb daher bei allen Teilungen bis 1485 gemeinsamer Besitz, ihr Bergbau sogar bis zur Wittenberger Kapitulation. Die Bürger Freibergs hielten aber auch seit alter Zeit treu zu ihren Fürsten; in den Zeiten der Kriege der Söhne Albrechts des Entarteten mit ihrem Vater, als die deutschen Kaiser Adolf von Nassau und Albrecht von Österreich gierig die Hand nach dem Meißner Lande ausstreckten, haben sie ihre Opferfreudigkeit und unverbrüchliche Treue gegen ihr Fürstenhaus glänzend bewiesen.

Die von Otto dem Reichen gewährten Freiheiten waren von seinen Nachfolgern noch erweitert worden, sie erstreckten sich sogar auf Befreiung von jedwedem Frondienste, auf freien Bergbau, alleinigen Bier- und Salzverkauf für das ganze Gebirge, zollfreien Ab- und Zuzug der Bewohner u. s. w., so daß z. B. seit 1318 die Straße nach Böhmen nur über Freiberg gehen durfte und die Fuhrleute hier „3 Sonnenscheine üblichen Gebrauches nach" freihalten mußten. Infolge dieser Vergünstigungen hat die Stadt bedeutende Einnahmen, die z. B. in dem Zolle für die nach und durch Freiberg gebrachten Waren (1 Wagen mit Getreide bezahlt 2 Schillinge; für 1 Körbel Kirschen ist 1 Heller zu entrichten), in den Erträgen der Wage und des Salzes, sowie in den Abgaben für die Brauberechtigung, besonders aber in dem Anteile an dem Segen des Bergbaues bestehen.

Da infolge des steinigen Bodens Ackerbau und Viehzucht in Freibergs Um-

gebung wenig lohnen, so findet hauptsächlich mit Böhmen ein lebhafter **Handelsverkehr** statt. Dieses Land sendet Wein, Getreide, Hopfen, Obst u. s. w.; dafür erhält es im Durchfuhrhandel aus der Niederlage der Stadt das unentbehrliche Salz, die schmackhaften Heringe und allerhand gewerbliche Erzeugnisse, namentlich vortreffliches Tuch u. s. w.

Daß Freiberg nach und nach der Mittelpunkt des Verkehrs für das ganze Gebirge geworden ist, zeigt der reiche Besuch der beiden **Jahr- und der Wochenmärkte**. Während auf dem Obermarkte die Gemüsehändler — nach dem Dorfe



Der Abrahamsschacht bei Freiberg.

Grund Gründer genannt — ihre Waren auslegen, halten auf dem Untermarkte die fremden Töpfer und die zahlreichen Obsthändler feil. (1562 waren einmal 70 Fuder Obst da, so daß ein Scheffel Borsdorfer Äpfel für 6 Groschen zu haben war.) An einem anderen Orte der Stadt kann man sich mit Forellen und anderen Fischen, auch Krebsen versorgen; jedoch müssen sich die Fischhändler streng nach dem auf dem Fischmarkte am Röhrkasten aufgestellten Fischmodell, welches die Größe der zu verkaufenden Fohren (Forellen), Hechte u. s. w. bestimmt, richten. Anderwärts kann man böhmischen, holländischen und anderen Käse, böhmischen und anderen Kuchen, Federn, Kastanien und hunderterlei Gegenstände einhandeln so daß das Sprichwort gäng und gäbe ist: „Wenn Leipzig mein wäre, so wollte ich es zu Freiberg verzehren.“

Trotzdem leiden unter dieser Zufuhr die Gewerbtreibenden Freibergs nicht, da der Rat der Stadt denselben kräftigen Schutz verleiht. Die Gesetze für Handel und Verkehr sind sehr streng: Die Müller, die an der ungefähr eine halbe Stunde entfernten, durch die Flöße für die Stadt wichtigen Mulde wohnen, müssen Wagen haben, damit sich jedermann von der richtigen Menge des gekauften Mehls überzeugen kann; die Bäcker dürfen nur nach der auf ein messingenes Täfelchen gestochenen Brotrechnung, welche z. B. bestimmt, daß bei einem Scheffelpreise von 4 Groschen ein Zweipfennigbrot 5 Pfund 22 Lot wiegen soll, verkaufen und werden häufig von einem Ratsmanne, dem Brotschätzer, der sich besonders von der Güte des Gebäcks überzeugt, besucht; die Fleischer, die nur im Kaufhause verkaufen und ihr Vieh in dreien der vier Schlachthäuser der Stadt töten müssen (das vierte ist den fremden Fleischern eingeräumt), haben ihre Waren täglich von einem andern Ratsmanne, Fleischschätzer genannt, besichtigen zu lassen (laut Ordnung von 1598 dürfen für 1 Pfund des besten polnischen Rindfleisches nur 9 Pfennige verlangt werden); auch die Tuchmacher und Leinweber sind gehalten ihre Erzeugnisse nach Länge, Breite und Güte von Sachverständigen prüfen und mit dem Stadtwappen versehen zu lassen; kein Weinhändler darf nach der Ordnung von 1569 zweierlei Sorten führen, und jeder muß am Sonnabend von 12 Uhr mittags an durch die dazu verordneten Weinrufer zur Prüfung und Preisbestimmung Proben nach dem Rathause senden (die Kanne besten Rheinweines kostete 1552 1 Groschen, die Kanne Landwein 8 und 6 Pfennige); es müssen auch die Brauhäuserherren, d. h. die brauberechtigten Bürger, bevor sie in einem der 12 Brauhäuser brauen dürfen, den Nachweis erbringen, daß sie sich mit Hopfen und Malz gehörig versorgt haben (1573 kostete eine Kanne Bier 4 Pfennige). Durch solche und andere strenge Maßregeln sind aber die verschiedenen Gewerbe der Stadt nicht geschädigt worden, sondern haben sich vielmehr bedeutend gehoben.

Es giebt auch gewisse Vorschriften, die städtischen Handwerke direkt zu schützen. Es darf z. B. kein ausländischer Händler herrengraues Tuch führen, da das hier hergestellte einen großen Ruf erlangt hat; das Freiberger Gebäck, nach dem Koche Friedrichs des Freudigen „Bauernhase“ genannt, darf nur in Freiberg hergestellt und von hier aus versandt werden u. s. w. Bemerkenswert für die Begünstigungen, welche die Stadt genießt, ist ferner, daß zu der Zeit, als Kurfürst Moritz 1542 mit seinem Heere in Ungarn stand, zwei Freiberger Bürger den ganzen Sommer hindurch mit 13 Geschirren dem Heere Bier zuführen durften.

Freiberger Bier hat einen großen Ruf. Brauen doch Breslau, Frankfurt a. O. und andere Städte ihr Bier nach hiesiger Art, und erbittet man sich doch vielfach vom Rate der Stadt Mälzer und Brauer! Freiberg versandte das Getränk vielfach auch als Ehrengeschenk; dem lieben Melanchthon z. B. war Freiberger Bier ganz besonders willkommen. Die an der Mulde gelegene Papiermühle liefert derart festes, besonders zu Zeugnissen und wichtigen Niederschriften geeignetes Papier, daß die Wittenberger Reformatoren sich oft davon schicken ließen. Schon seit 1550 besteht auch eine Druckerei, und Glocken und Geschütze werden seit Jahrzehnten in der Stadt gegossen.

Infolge aller dieser glücklichen Umstände herrscht großer Wohlstand in Freiberg, der sich nicht selten in Kleiderpracht und sonstigem Luxus zeigt; oft werden auch große und glänzende Feste abgehalten, die gewaltige Summen verschlingen. Das 1572 abgehaltene Fürstenschießen hat der Stadt allein 1395 Gulden gekostet.

Besonders beliebt waren früher die geistlichen Schauspiele. Sie wurden an den drei Pfingstfeiertagen öffentlich auf dem Markte abgehalten. Am ersten Tage wurden gewöhnlich der Fall der Engel, die Erschaffung und der Fall der Menschen, die Vertreibung aus dem Paradiese und die ungleichen Kinder Adams, am zweiten Tage unter Hinweis auf die Weissagungen die Verkündigung, die Geburt, das Leiden und Sterben, die Auferstehung und Himmelfahrt Christi und am dritten Tage das Gleichnis von dem jüngsten Tage dargestellt. Da sich aber 1523 am dritten Tage unter den Zwölfen, welche in der Gestalt der Teufel zu erscheinen hatten, wahrscheinlich der rechte Satanas eingestellt hatte — der eine der Zwölfe ward nämlich von Stund an nicht mehr gesehen —, so haben die Spiele aufgehört.

* * *

Das ist ein Bild Freibergs aus früheren Jahrhunderten! —

Die Zeiten sind andere geworden. Die alten Vorrechte sind gefallen, und der Ertrag des Silberbergbaues ist bedeutend zurückgegangen. Die Thatkraft der Bürger aber hat, begünstigt durch die Eisenbahnen, Freiberg in gewerblicher Beziehung zu hoffnungsfreudiger Blüte gebracht. Im Anschluß an das Hüttenwesen sind die Fabrikation von künstlichen Düngemitteln, von Zinn- und Blei-, Gold- und Silberdrahtwaren, Sprengstoffen, Eisenwaren und dergl. entstanden.

Schreite auf dieser Bahn fort, du Stütze des Hauses Wettin! „Glück auf!"

Rob. Schwenke.

Halsbrücke und der höchste Schornstein der Welt.

Der Reisende, welcher zum ersten Mal auf der Eisenbahn von Dresden nach Freiberg fährt, blickt gewöhnlich höchst verwundert aus dem Fenster seines Wagens, wenn der Zug bei den Muldener Hütten anlangt und auf hoher Brücke die Freiberger Mulde überschreitet, an deren rauchgeschwärzten und unfruchtbarem rechten Ufer hier die königlichen Schmelzhütten und die Münze liegen. Begierig fragt er: „Woher kommt es, daß in der Umgebung dieser Hüttenwerke nur ein so kümmerlicher Pflanzenwuchs zu finden ist?" Gewöhnlich wird er zur Antwort erhalten: „Daran ist der Hüttenrauch schuld." Und der Fragende sucht sich nun selbst zu erklären, warum hier der Rauch viel schädlicher wirkt als etwa der Qualm, welcher über großen Fabrikorten lagert. Ob der Nachdenkende aber immer die richtige Erklärung findet, ist zweifelhaft.

Allgemein bekannt dürfte sein, daß in den Schmelzwerken zu Muldenhütten und Halsbrücke — letzterer Ort etwa 4,5 km nördlich von Freiberg gelegen — die durch den sächsischen und auch durch ausländischen Bergbau gewonnenen Erze

auf Gold, Silber, Blei, Kupfer, Zink u. s. w. „verhüttet“ werden. Diese Metalle sind fast immer mit Schwefel und Arsenik aufs engste verbunden, und eben diese Verbindungen, welchen sich oft auch erdige Bestandteile zugesellen, nennt man Erze. Die Metalle von ihren Zusätzen zu befreien, darin besteht die Arbeit des Hüttenmannes; den Vorgang, durch welchen es geschieht, nennt man Hüttenprozeß. Er nimmt folgenden Verlauf: Die Erze werden zunächst in Poch- oder Walzwerken zu Staub zerkleinert und vielfach auch gewaschen, damit der leichte erdige Schlamm abfließe und das Erz reiner zurückbleibe. Der so gewonnene und geläuterte Erzstaub wird alsdann geröstet. Dies geschieht in großen Öfen, gewaltigen Backöfen nicht ganz unähnlich, in denen unter beständigem Rühren seitens der Hüttenleute Schwefel und Arsenik als schwefelige und arsenige Säure, sowie als Staub — Giftmehl oder Flugstaub genannt — entweichen. Schlagen sich diese scharfen Säuren und dieser Staub nieder, ehe sie sich mit großen Mengen reiner Luft verbunden haben, wie es wohl bei trübem und regnerischem Wetter geschieht, wo der Rauch bekanntlich fällt, so werden die in der Gegend wachsenden Pflanzen krank und sterben oft ganz ab; und die Tiere, welch derartige Pflanzen fressen, werden nicht selten dadurch vergiftet.

Seit langer Zeit war es daher das Bestreben unserer Hüttenbeamten, dem Hüttenrauche möglichst viel von seinen schädlichen Eigenschaften zu nehmen. Schon längst fängt man den giftigen Flugstaub auf, um ihn zu gewinnbringenden Stoffen weiter zu verarbeiten. Auch die schwefelige Säure wird in großen Kanälen und Kammern, deren Wände aus Bleiplatten bestehen, zusammengehalten, dann fortgeleitet und auf chemischem Wege in Schwefelsäure verwandelt. Doch haben alle getroffenen Einrichtungen bis jetzt noch nicht dahin geführt, die schädlichen Dämpfe ganz zu bannen und nutzbar zu machen. Ein kleiner Teil derselben entweicht noch immer und thut den Feldfrüchten und dem Viehfutter nach wie vor großen Schaden.

Die Regierung des Landes hat im Laufe der Zeit schon sehr große Summen zur Vergütung der durch den Hüttenrauch angerichteten Schäden gezahlt; nebenbei aber blieb sie ununterbrochen bestrebt, die Belästigungen der Landwirtschaft durch die flüchtigen giftigen Stoffe auf das geringste Maß zurückzuführen. Und eben dieses Streben ist der Beweggrund zur Errichtung eines gewaltigen Bauwerkes gewesen, nämlich des größten Schornsteines der Welt. Durch dieselbe soll es möglich werden, die schädlichen Gase in so hohe Luftschichten zu führen und dort eine derartige Verteilung derselben zu erzielen, daß eine belästigende Wirkung auf das Pflanzen- und Tierleben ausgeschlossen ist.

Während das Dorf Halsbrücke mit seinen Schmelzhütten zumeist im tie eingeschnittenen Thale der Mulde liegt, erhebt sich das genannte großartige Bauwerk auf einem nördlich davon befindlichen 366 m hohen Hügel. Majestätisch überschaut es weite Strecken unseres Vaterlandes und übertrifft mit seiner Höhe von 140 m nicht nur alle Schornsteine der Welt, sondern unter anderem auch den Turm der Stephanskirche in Wien. Steht der Beschauer auf dem Landrücken zwischen Freiberg und Halsbrücke, und sieht er die Schatten der Wolken an dem prächtigen, schlanken Schornsteine auf- und abgleiten, so staunt er darüber,

daß Menschen es wagten, ein so zierliches Gemäuer in die Lüfte zu bauen. Wie unscheinbar stehen dagegen die zweistöckigen Häuser der Umgegend da, wie niedrig, fast plump, erscheint der 72 m hohe Petersturm der Stadt Freiberg — Zwerge neben einem Riesen! Aber erst in nächster Nähe, an seinem Sockel stehend, erkennt man die ganze Mächtigkeit des gewaltigen Schlotes. Seine Grundfläche, ein Geviert bildend, umfaßt 144 qm, also mehr als vielleicht mancher Tanzsaal. Die Seiten des Sockels sind 10 m lang. Beim Emporblicken nach der höchsten Höhe des Bauwerkes können sich die meisten Beschauer des Gefühls von Schwindel nicht erwehren, und selten wird einer derselben glauben wollen, daß die obere lichte Weite noch 2,5 m, der Durchmesser 3 m beträgt.

Die große Esse ist durchweg aus massiven Thonsteinen, als dem besten Baustoffe, welcher zu diesem Zwecke zu finden war, hergestellt. Die Grube „Ilse“ bei Senftenberg lieferte dieselben, und zwar waren 4 140 000 kg davon erforderlich. Zur Bereitung des Mörtels wurden 170 000 kg böhmischer Kalk, 1 030 000 kg Elbsand und 60 000 kg Cement gebraucht. Das Gewicht des Baumaterials betrug insgesamt 5 400 000 kg. Es würden mithin neun Eisenbahnzüge zu je 60 Wagen dazu gehören, um diese Massen fortzuschaffen.

Um das Besteigen des Schornsteines während des Baues und später zu ermöglichen, wurden außen und innen Steigeisen eingemauert. Die äußeren, welche auch für spätere Untersuchungen dienen sollen, wurden außerdem mit Schutzbügeln versehen, welche den Aufsteigenden vor dem Absturze rücklings schützen und ihm bei Ruhepausen zur Rückenstütze dienen. Zu beiden Seiten dieser Vorrichtung führt ein 10 mm starker Kupferdraht bis an den Essenkopf hinauf und abwärts in die Erde, um das Bauwerk vor der Beschädigung durch Blitz zu bewahren. Damit der Schornstein nicht aufreißen kann, wird er von starken eisernen Ringen umgeben, welche, unten 5,5 m voneinander entfernt, nach oben immer näher bei einander liegen, so daß ihre Entfernung zuletzt nur noch 2 m beträgt.

Der Bau wurde nach dem von der Bauverwaltung der Schmelzhütten aufgestellten Plane durch das Specialgeschäft für Fabrikschornsteinbauten von H. R. Heinicke in Chemnitz am 22. September 1888 begonnen und am 28. Oktober 1889 vollendet; er kostete 130 000 Mark, wovon 120 200 Mark an den Baumeister ausgezahlt worden sind. Noch im Herbste des Jahres 1888 wurden in 52 Tagen 650 cbm Mauerwerk hergestellt, welches freilich nur den Grund und eine Hälfte des Sockels bildet. Während des Winters ruhte dann der Bau bis zum 10. April 1889, und auch dann konnte er nur langsam betrieben werden, weil die Anlieferung des Materials nicht rasch genug von statten ging. Anfangs arbeiteten acht, später sechs, zuletzt nur noch vier Maurer an der Höherführung der Esse, da der Platz eine Beteiligung weiterer Arbeitsleute verbot. Die Herstellung erfolgte von innen in der Weise, daß die Maurer auf dem ziemlich starken Mauerwerke ihren Standpunkt hatten. Die Zuführung der Materialien geschah mittels Krans, welcher oben immer nachgezogen und an den inneren Steigeisen befestigt ward. Eine am Fuße der Esse stehende Dampfmaschine, welche später auch die Maschine zur Erzeugung elektrischen Lichtes mit zu treiben hatte, lieferte die hebende Kraft.

Nachdem man am 4. Mai 1889 mit der Herstellung der eigentlichen Essensäule begonnen hatte, wurde im Juni und Juli das Werk durch Sturm und Regen häufig gestört. Um nun auch schöne Abend- und Nachtstunden zum Arbeiten benutzen zu können, ließ der Baumeister elektrisches Licht, oben vier Bogenlampen von je 400 Kerzen Leuchtkraft, in der Essensäule und unten auf dem Bauplatze Glühlampen anbringen, und rasch und glücklich wurde nun das gewaltige Werk zu Ende geführt.

Um den riesenhaften Schlot seinem Zwecke dienstbar zu machen, war noch ein **Kanal** in Länge von 500 m von den Hüttenöfen bis an den Fuß desselben anzulegen, wobei man auch die Mulde überbrücken mußte. Dieser Kanal besteht aus zwei Teilen. Der erste Teil, in unmittelbarer Nähe der Hütten, wird von einer gewaltigen Bleikammer gebildet, deren Wände aus Bleiblechen im Gesamtgewicht von 103 000 kg hergestellt sind, und die zur Ablagerung von Flugstaubmassen dient; dieser Teil übersetzt auch die Mulde und reicht bis an den jenseitigen Uferabhang. Der andere Teil des Kanals, welcher am Ufer empor bis zur Esse reicht, besteht aus Mauerwerk von 1250 cbm Inhalt. Die ganze Leitung wurde durch ständige Hüttenbauleute ausgeführt und erforderte einen Aufwand von 105000 Mk. Ende April 1890 wurde die vollständige Anlage in Betrieb gesetzt.

Zu den berg- und hüttenmännischen Sehenswürdigkeiten bei Freiberg ist mit der Errichtung der Halsbrücker Esse eine neue getreten. Zuversichtlich erhofft man von ihr die Beseitigung der bisherigen großen Schäden für die Landwirtschaft und den Wegfall der bedeutenden Hüttenrauchentschädigungen. Möge die Anlage diese Hoffnung erfüllen, damit Sachsens Fluren fröhlich grünen und blühen auch da, wo der Bergmann der Silberader nachgräbt und der Hüttenmann sein heißes Werk vollbringt. — Glück auf!

Hermann Hennig.

Die Waldfee.

Eine Erzählung aus dem oberen Erzgebirge.

Wie las ich als Knabe voll Glückseligkeit
Von holden, wohlthätigen Feen;
Süß grüßt sie herüber, die wonnige Zeit,
Wie blütenerweckendes Wehn.

Wie sehr doch dem Knaben das Märchen gefiel!
Welch Wehgefühl er dann empfand,
Als bald in des Lebens vielwechselndem Spiel
Der kindliche Glaube entschwand!

Und doch giebt es Feen in Menschengestalt,
Und Feen, die Engeln gleich sind.
Die unsern Hans grüßte dort draußen im Wald —
Die kennst du gewiß, Sachsenkind!

R. R.

I.

Der Auerhahn.

„Herrendienst ist doch ein saurer Dienst! Statt im Städtchen drunten heut abend mit Freunden lustig beisammen sein zu können, muß ich hier im öden Walde bleiben.“

Unter diesen mürrischen Worten trat ein hochgewachsener, kräftiger Mann mit sonnenverbranntem Antlitz in die einfache Waldschenke ein, die oben im unwirtbaren Erzgebirge nahe der sächsisch-böhmischen Grenze sich befand. Sie sollte dem verdrießlichen Gaste, dem Forstgehilfen Herrn Andreas Peters, für die nahende Nacht Aufenthalt bieten. Seine Gesichtszüge ließen allerdings auf das Vorhandensein einer ihm reichlich innewohnenden Lebenslust schließen, einer Lebenslust, die man ihm in seinen Bekanntenkreisen um so weniger verdachte, als er jederzeit reichlich mit Geld versehen war, mehr, als man seinem Einkommen gemäß glaubte erwarten zu dürfen.

Der nächste Vorgesetzte Peters', Herr Oberförster Redlich, der in diesem ihm ungefähr seit einem halben Jahre zugewiesenen Gehilfen einen brauchbaren Jäger erkannt hatte, legte auf die Leichtlebigkeit desselben kein allzugroßes Gewicht. Ihm war es genug, daß er an dem Manne im Dienste nichts zu tadeln fand. Nur seine unerbittliche Härte gegen arme Leute, Holz- und Beerensucher, mißfiel dem alten Forstmanne, der trotz seines poltrigen Wesens ein warmes Herz für die Armut besaß. Schon manchmal hatte er Peters kopfschüttelnd beobachtet.

„Was steht Herrn Peters zu Diensten?“ fragte der Wirt, auf seinen Gast zutretend und ihm die Hand entgegenhaltend, während er mit der andern sein Käppchen lüftete.

Obwohl anerkanntermaßen der Forstgehilfe Augen besaß wie ein Luchs, übersah er doch die treuherzig gebotene Hand. Während er sein Jagdgewehr in die Ecke lehnte, fuhr er ärgerlich fort:

„Was soll es weiter sein? Einen Hahn ‚verhören‘, von dem alle Welt ohnehin weiß, daß er sich am schwarzen Felsen ‚einschwingt‘, und wozu das? Damit ihn große Herren ‚anspringen‘. Gebt mir etwas zu essen und zu trinken und haltet das Zimmer hübsch warm — es wird wieder abscheulich frisch draußen — bis ich wiederkomme, um morgen in aller Frühe von hier aus dem Herrn gehorsamst entgegenzugehen und ihm zu melden, daß der Hahn noch auf dem alten Platze sitzt.“

Er redete in seiner Jägersprache von einem Auerhahn, der des Abends belauscht wird, damit ihn früh der Jäger sicher beschleichen kann.

„Gott sei es geklagt,“ entgegnete der Wirt mit fester Stimme, „wie dreist Ihr redet von unserem guten Herrn! Alle Leute ringsum freuen sich, wenn er zu uns kommt; und wie ihn selbst, so verehrt man allgemein seine liebreiche Gemahlin. Er sollte Euch nur einmal hören!“

„Wie? Ihr wollt wohl den Ankläger machen? he?“ zischte Peters, und seine Augen funkelten wie die einer giftigen Schlange. „Kehrt vor Eurer Thür! Man munkelt allerlei von Wilddiebereien gewisser Leute. Hütet Euch!“

Sprachlos vor Entrüstung stand der biedere Wirt eine Weile still; bedenklich rötete sich sein Gesicht. Da trat seine Frau herein, die alles angehört haben mochte. Mit einem tiefernsten Blicke schaute sie ihren Mann an, als wenn sie ihm sagen wollte: „Um Gottes willen, zanke nicht mit dem zornmütigen Menschen; du weißt, er ist mitleidslos und streitsüchtig.“ Sich gewaltsam bezwingend, hob der Wirt bloß warnend die Hand und sagte:

„Hütet Euch, Herr Peters; man hat es schon öfters erlebt, daß der, dem die Ehre eines andern nicht heilig ist, leicht um die seine kommt!“

Er verließ das Zimmer und vermied es, dem unlieben Manne, der nach gethanem Waldgange in der Schenke kurzer Ruhe pflegte, wieder unter die Augen zu kommen.

Am andern Morgen in aller Frühe, es war noch vor Sonnenaufgang, marschierte vor einem von der Waldschenke nicht allzufern liegenden Jagdschlößchen ein graubärtiger Forstmann auf und ab. Den Rauch seiner Pfeife blies er lustig in die reifkalte Nacht hinein. Es war der erwähnte Oberförster, ein Freiberger Kind, der in seinen jungen Tagen den Unterricht des Dichters und Schulmannes Döring genossen hatte. Daher kam es wohl auch, daß er eben leise aus dem „Bergmannsgruß“ citierte:

„Noch schweigend ruht die Flur,
Im heil'gen Dunkel schlummert die Natur,
Der Vogel selbst regt nur die raschen Schwingen,
Wenn Furcht, wenn Hoffnung ihn im Traum umfingen.“

Die letzten Worte mußte er wohl etwas lauter gesagt haben, so daß sie der eben herantretende Schloßherr hatte hören können.

„Glück auf, mein poetischer Herr Oberförster!“ grüßte derselbe mit wohlklingender Stimme; „es scheint mir kein gutes Omen zu sein, wenn Jäger früh dichten. Es könnte ja leicht kommen, daß uns die Hoffnung auf glückliche Jagd nur im Traum umfinge, in Wirklichkeit aber täuschte. Wir sind doch sicher, daß wir den Hahn antreffen?“

Der Oberförster grüßte ehrerbietigst und antwortete dann:

„Ganz sicher; es müßte denn ein tückischer Kobold sein Spiel treiben. Ich habe Peters schon gestern abend vorausgeschickt und —“

„Und so bauen wir auf Hoffnung unverdrossen fort,“ fiel der Schloßherr ein, der in seiner Leutseligkeit sich nicht nur hier im Walde die ihm zukommenden Titulaturen verbeten hatte, sondern es auch gern sah, wenn der Oberförster sein Pfeifchen auf ihren gemeinschaftlichen Jagdgängen rauchte.

„Peters ist zuverlässig, wie?“ fragte der Schloßherr, sich dabei an ein Wort seiner menschenkundigen Gemahlin erinnernd, welcher der Forstgehilfe bei einer Begegnung mißfallen hatte.

„Gewiß, gnädiger Herr; er war ja Soldat!“ lautete die Antwort.

Das Gespräch verstummte. Während die beiden Jagdfreunde im Dunkel des Hochwaldes verschwinden, werde der Herr des Schlosses den lieben Lesern etwas bekannt gemacht. Die Herrschaften in großen Städten haben vielfach Landsitze, die sie nach des Winters Öde gern beziehen. Dieser Herr war nun mit seiner Gemahlin im Frühjahre gekommen, da er die Freuden der Jagd zu solcher Zeit liebte, und da in diesem Jahre trotz der noch kühlen Nächte der Lenz so wonnig war, daß seine Gattin zugleich ihren Malstudien im Freien obliegen konnte. Sie wohnten für gewöhnlich in der Residenz, wo sie eine sehr verantwortungsreiche Stellung einnahmen. Von vornehmen Ansprüchen brachten sie aber herzlich wenig mit heraus in den Wald; da trat vielmehr ihre leutselige Weise ganz besonders zu Tage.

Der Herr, das haben wir schon im Morgengrauen bemerken können, war eine stattliche Erscheinung. Er trug eine graue Joppe, hohe Stiefel und eine Mütze, ähnlich der Dienstmütze des Oberförsters. An einem schön gestickten Bande führte er ein kostbares Gewehr mit sich, bei dessen Anblick der Oberförster liebäugelnd schon manchmal gemurmelt hatte: „Wie thut sich das Herze mir auf!"

An bestimmter Stelle trat Peters zu ihnen und versicherte, daß alles in Ordnung sei. Obwohl das Ziel, der schwarze Felsen, noch eine weite Strecke entfernt war, schritten doch die drei schon jetzt geräuschlos dahin. Der Weg führte über loses Geröll, durch Felsschluchten hindurch, an lustigen Bächlein dahin, die der Lenz den versteckten Schneelagern im Walde entlockte, und die nun geschwätzig dem Bache zueilten, der ob seiner weißschäumenden Fluten Weißeritz (d. i. die Schäumende) hieß.

Inzwischen näherte sich dem schwarzen Felsen von der entgegengesetzten Seite ein wunderliches Gefährt, ein vierrädriger Handwagen, einem kleinen Leiterwagen gleich, gezogen von einem blassen Weibe in ländlicher Tracht, mit einem bunten Tuche auf dem Kopfe, geschoben von einem blondlockigen Knaben im Alter von ungefähr acht Jahren, dessen roter Mund mancherlei plauderte, ohne daß ihm auf alles Antwort geworden wäre. Die Mutter brauchte ihren Atem; denn der Weg war steil und der Wagen schwer. Der Vater, der in demselben gefahren wurde, war krank. Aus dem großen Kriege von 1870 bis 1871 war er zwar mit dem eisernen Kreuze geschmückt, aber auch in krankem Zustande zurückgekehrt. Sein Leiden hatte sich nach und nach verschlimmert. Trotzdem hatte man dem Braven die anfangs gezahlte Pension gekürzt und ihn damit den Nahrungssorgen ausgesetzt. Bald war die Not für August Peters und seine Familie sehr groß geworden. Jetzt saß er im Wagen und ächzte bei jedem Stoß an einen Stein und schauerte in der Kühle. Der Rheumatismus hatte ihn darniedergeworfen; die Beine waren wie gelähmt, sogar das Sprechen strengte ihn an und vermehrte seinen quälenden Husten. Was wollte er aber im Walde? Suchte er etwa Herrn Andreas Peters? O nein! Zwar war dieser sein Vetter und hatte Ursache, ihm dankbar zu sein; doch unser Invalid und seine Frau wußten nichts von dessen Hiersein. Sie suchten den vielvermögenden Herrn aus der Residenz, von dessen Verweilen im Schlosse sie gehört hatten. Wenn ein Mensch Rat schaffen konnte, so war es dieser Herr, von dem man wußte, daß er im Wetteifer mit seiner edlen Gemahlin brave Invaliden besonders gern unterstützte. Sie hatten den Bericht über ihr Mißgeschick zu Papier gebracht; den wollten sie dem Herrn geben und dabei ihre Bitten aussprechen.

Von fernher, aus einem armen Gebirgsdörflein, kamen sie so früh, um recht viel Zeit zu haben, dem Herrn nahen und dann bis zum Abend wieder heimkehren zu können. Oftmals hielt das Gefährt still, damit der Vater sich erhole. Auch für die Mutter waren Pausen nötig; denn der Knabe am Hinterteile des Wagens konnte nicht viel dazu beitragen, denselben vorwärtszubringen. War es doch schon zu rühmen, daß er so tapfer die Nacht durchwandert und keine Furcht gezeigt hatte. Wie er es in einem Märchenbuche gelesen, das ihm früher einmal von einem lieben Paten geschenkt worden war, meinte er, der Wald sei

von guten Geistern belebt, die mit ihrer menschenfreundlichen Herrin, der Waldfee an der Spitze, gern armen Leuten sichtbar würden. Wiederholt hatte er gesagt:

„Gieb acht, die Waldfee kommt noch; sie ist mir schon einmal im Traume erschienen!“

Der Vater hatte immer ungläubig gelächelt und die Mutter zuletzt gemeint:

„Sei nicht so thöricht, Hans; es giebt gar keine Waldfee.“

Hans wußte das aber besser, und wieder und wieder ließ er seine hellen Blicke umherschweifen. Als sie die Höhe des Weges erreicht hatten und die Mutter anhielt, schaute Hans in das Thal zurück und sagte dann tröstend:

„Vater, der Tag wird schön, die Elfen ducken sich im Thale; bald wird dich nicht mehr frieren.“

Er war eben in seiner Kindlichkeit noch ganz dem Märchenglauben zugethan; wir würden sagen: „Das Fallen des Nebels läßt auf helles Wetter schließen.“

Als sich jetzt Gelegenheit bot, den holperigen Fahrweg mit einem allem Anscheine nach gleichlaufenden Waldpfade zu vertauschen, that dies die Mutter um des Kranken willen gar gern. Dabei hatte keines von ihnen eine Ahnung, daß sie sich zu sehr unrechter Zeit dem schwarzen Felsen näherten, dem Aufenthaltsorte des vielbegehrten Auerhahnes. Leicht glitt der Wagen über weiches Moos dahin.

Auf der andern Seite des Felsens nahten mit der größten Vorsicht die Jäger. Als ihnen zum ersten Male die sonderbaren Laute des königlichen Vogels entgegenklangen, blieben der Oberförster und Peters unbeweglich zurück, um unnötiges Geräusch zu vermeiden. Sie standen wie Salzsäulen. Der Auerhahn ist nämlich ein äußerst scheuer Vogel, den der Jäger nur während des sogenannten „Abschlags“ beschleichen kann, das sind die letzten Töne seines Geschreis, bei denen er einen wunderlichen Rundtanz aufführt, die Kehlfedern aufstreift und die Flügel zitternd hängen läßt. So ist der absonderliche Vogel zugleich Spielmann und Tänzer. Der Jäger sagt: Der Hahn balzt. Regungslos muß der Verfolger stehen, ob ihm das Herz vor Jagdbegier auch noch so sehr klopft. Ruhe, Totenstille muß herrschen. Nur während des Abschlags sieht und hört der Bedrohte nicht. Da darf der Jäger drei Sprünge vorwärts thun, bis er endlich einen günstigen Standpunkt erreicht hat, von dem aus er das tödliche Geschoß entsenden kann.

Die große Mühe und Vorsicht, welche der Jäger aufzuwenden hat, womit will sie der Leser wohl vergleichen? Vielleicht mit dem langen, mühsamen Schreiben eines Briefes, in dem kein einziger Fehler stehen darf. Mag er das thun. Wie nun, wenn beim Schlußpunkt ihm jemand die Feder aus der Hand schlüge, daß ein Klex würde, wer weiß wie groß?

Die lieben Leser ahnen gewiß schon, was nun kommt. —

Eben hatte der Herr einen vortrefflichen Standpunkt erreicht und der Oberförster den besten Zeitpunkt gewählt, um zu flüstern, unhörbar für das feinste Ohr: „Hilf, Gott, und gieb Gedeihen dem Beginnen!“ Da, o weh! quitschte etwas um den Felsen herum mit häßlichem Tone, und rumpelnd stieß es an eine vorstehende Wurzel, als erwachten böse Geister, die schliefen. Als der Finger des jagdfrohen Herrn eben den Drücker des Gewehres berührte, da entschwand der

Vogel, und die Jagd war verdorben. Mißmutig setzte der Herr die Büchse ab; da stürzte schon mit zorngerötetem Gesicht schnell wie ein Hirsch der Oberförster an ihm vorbei und Peters hinterher dem Orte zu, wo der Störenfried zu vermuten war.

„Das wird ein schönes Wetter geben," sagte der Herr und verließ den unglückseligen Ort.

Bald vernahm er auch aus etlicher Entfernung des Oberförsters grimmiges Schelten, das allerdings von der poetischen Anlage des alten Weidmanns nichts verriet; Peters Worte und Laute einer kräftigen, weiblichen Stimme klangen dazwischen. Der Herr hatte keine große Sehnsucht, den Streitenden nahe zu kommen, und langsam schritt er vorwärts. Halb und halb verstand er die Reden. Jetzt zeterte die Frauenstimme: „Ein ehemaliger Soldat ist mehr wert als Euer lumpiger Auerhahn!"

Sie konnte grob sein, der Oberförster aber auch. Wie durfte die Thörichte es wagen, verächtlich von einem Auerhahn zu sprechen?

„Was?" schrie der Oberförster heftig, „Sie heillose Person mit ihrem Schandfuhrwerke in meinem schönen Walde? Einen so prächtigen Burschen giebt es gar nicht wieder — ihr — ihr Gesindel!"

„I, was der Herr sagen!" sprudelte die Frau erbost; „wir wären Gesindel? Und der Wald wäre sein? Das sind lauter Lügen!"

So klang es hin und her, bis der aufs äußerste erzürnte Oberförster donnerte:

„Peters, schaffen Sie die Gesellschaft ins Dorf; der Gemeindevorstand mag sie einsperren; das sind Staatsverbrecher; die Sache muß untersucht werden!"

„Vielleicht kommen wir hierdurch unsern Wilddieben auf die Spur," setzte Peters hinzu, worauf er sich beeilte, den befohlenen Transport auszuführen. Als der Herr herantrat, verschwand der Zug gerade im Walde. Beruhigend sprach der Herr:

„Lassen Sie es gut sein, Herr Oberförster! Warum so erregt? Wir versuchen es morgen anderswo. Wer waren denn eigentlich die Leute?"

„Daß mir das passieren muß, gnädiger Herr! Aber Sie sagten es gleich, ein Jäger solle früh sich nicht dichterisch benehmen wollen. Ich bin trostlos!"

„Nur ruhig, Freund! Wer waren die Leute? Wie kommen sie jetzt hierher in den Wald?"

Betroffen sprach der Oberförster:

„Was sie hier wollten, weiß ich wirklich nicht; ich bitte um Vergebung, danach fragte ich nicht. Ich ärgerte mich zu sehr über die Frauensperson, daß sie sagte, ein ehermaliger Soldat sei mehr wert als ein — lumpiger Auerhahn. Gnädiger Herr, das waren ihre Worte!"

„Und ist das nicht wahr!" sprach der Herr ernst und langsam.

Da schoß dem Oberförster eine Blutwelle ins Gesicht, und jener fragte weiter:

„War denn ein Soldat dabei?"

„Ja, gnädiger Herr," gestand der Oberförster offen, „und ich will nicht verheimlichen, derselbe war krank; er wurde von seinem Weibe und einem kleinen Jungen gefahren, und — er trug — das eiserne Kreuz."

„Wie? das eiserne Kreuz?"

„Ich hätte es vielleicht nicht gesehen; aber er zeigte es mir, ohne dazu reden zu können."

„Und diese Leute wollen Sie gefangen setzen lassen? Herr Oberförster, ich möchte irre an Ihnen werden. Hoffentlich nimmt Peters Ihren Befehl nicht wörtlich. Wir werden die Leute entschädigen müssen. Doch jetzt kommen Sie! Führt dieser Weg nach dem Lerchenhübel? Bitte, gehen Sie voran!"

Schweigend gehorchte der Oberförster, obwohl er auf den zweiten Teil der Jagd gern verzichtet hätte. Jetzt war nicht nur die Auerhahnjagd verdorben, sondern der gütige Schloßherr zürnte ihm auch — und das mit Recht. Dabei konnte der Betrübte sich nicht einmal damit trösten, daß Peters die armen Leute gut behandeln werde. Sorgenvoll schritt er dahin. Gänzlich vergaß er zu citieren, was jetzt doch so gut am Platze gewesen wäre:

„Des Himmels Pforten thun sich auf im Morgen,
Und hoch errötend tritt, noch halb verborgen,
Aurora in die nachtbedeckte Welt,
Die noch der Schlaf in seinen Armen hält.
Gleich Fackeln flammt's an Bergeshöh'n empor,
Der Himmel schwimmt in einem Feuerregen,
Und wie ein wunderreiches Meteor
Tritt bald die Sonne auf die Bahn voll Segen."

II.

Die Fee.

Wenn man wieder einmal monatelang unter Menschen gelebt hat, die durcheinander hasten und kaum Zeit haben, sich gegenseitig freundlichen Gruß zuzurufen; wenn nach langen Nebeltagen über dem Häusermeere der Stadt ein klarer Himmel wieder sommerlich blaut; wenn in das Gewühl der engen Straßen und auch zum geöffneten Fenster herein linde Luft neue Frühlingsbotschaft aus Feld und Wald bringt; wenn der Steinkohlendunst des Winters mit den Veilchendüften des Lenzes im Streite liegt — dann zieht es uns hinaus, ach! von Jahr zu Jahr mehr, hinaus in den Wald, wo das Rauschen der Bäume zu flüstern scheint: „Vergiß deine Sorgen, du vielgeplagtes Menschenkind; ich grüße dich von deinen jungen Tagen, sende Mut und Kraft dir in dein Herz!" Wie sehnt man sich doch, wenn wieder lau die Lüfte wehen, nach einem unbelauschten, friedlichen Fleckchen im Walde mit seinem märchenhaften Zauber! Dort unter hohen Tannen und Fichten, unter Buchen und Birken mit jungem Laube, durch das goldige Lichter niederzucken auf die grüne Samtdecke, dort, bei der plätschernden Quelle träumt es sich so süß. Jedes Jahr fragt sie mit leisem Vorwurfe: „Warum kommst du nur so selten zu mir? Weißt du nicht, daß einmal ein Sommer — wer weiß, ob nicht schon der nächste! — in das Land ziehen wird, ohne daß du zu mir kommen kannst?" So heimlich lieb und traut ist es dort draußen, daß das alternde Herz wieder jung sich fühlt! —

So war es unseren Fuhrwerksbesitzern nicht zu Mute, obwohl sie nun alle die von uns Stadtmenschen ersehnten Dinge um sich hatten: Frühlingswehen und

Waldesrauschen, schwellendes Moos und Quellengesang und beglückenden Frieden, ein reines Paradies; dazu eine echt romantische Hütte, wie nur je ein Maler sie gemalt. Kinder des Waldes, harzduftige Tannen- und Fichtenstämme, denen der naturfreundliche Baumeister ihr Rindenkleid gelassen, bildeten ein Viereck, das mit Ästen und Rindenstücken bedeckt war, nicht allzu dicht, damit der Ausguck nach Sonne oder Mond nicht verhindert würde. Der Baustil der Fenster konnte dem Stile des Gesamtbaues nicht widersprechen, sie fehlten nämlich gänzlich; denn die vorhandenen Fugen und Spalten waren doch nicht als solche zu betrachten. Ein größeres Loch in dem Gefüge schien die Thüre vorstellen zu sollen. In der Nähe der Hütte kreuzten sich mehrere Waldpfade, um sich danach bald im Waldesdunkel zu verlieren. — Da drinnen saßen die drei Auerhahnverscheucher mit betrübten Gesichtern. Wie kamen sie hierher?

Zwar war es dem Vetter Andreas Peters, der durch das unverhoffte Zusammentreffen nicht minder überrascht worden war als sie, nicht ganz gelungen, sein verdächtigendes Wort von den Wilddieben zu entschuldigen; aber er hatte sie doch nicht nach des bösen Oberförsters Befehl im Dorfe einschließen lassen und hatte auch — allerdings unter dringendem Hinweis auf schnelle, notwendige Heimkehr — ihnen eine Wendung ihrer Verhältnisse zum Besseren in Aussicht gestellt. Freilich, fort mußten sie auf der Stelle, und nie wieder sollten sie ohne ihn etwas wagen. Er war dabei recht heftig geworden. Aber Frau Peters hatte sich nicht so schnell beruhigen lassen.

„Daß wir den Herrn auffinden, ist unsere letzte Hoffnung; wir leiden Hunger, haben nichts mehr zu verkaufen, und der Vater muß ins Bad. Der Herr wird uns helfen, er muß uns helfen; es geht nicht anders!“ So hatte sie gesagt. Dem Vetter war aber sehr viel daran gelegen, die so plötzlich erschienenen, unbequemen Bittsteller schnell von der Bildfläche wieder zu entfernen. In seiner Verlegenheit hatte er sich mit einer Notlüge — er hielt seine Unwahrheit für eine solche — beholfen.

„Der Herr, an den ihr denkt, ist ja gar nicht da,“ hatte er geeifert, „dessen Jagdschloß liegt wohl zehn Meilen von hier, und diesen Sommer kommt er gar nicht dorthin, da reist er nach Schlesien. Der Herr aber, der hier ist, kümmert sich um euch nicht mehr wie um einen Pappenstiel. Macht, daß ihr fortkommt! Wenn man euch einmal einsperrt, dann kann ich euch nicht mehr helfen.“

„Da hat man uns ganz falsch berichtet,“ hatte die Frau geklagt; „ach, die bösen Menschen! Nun haben wir den ganzen Weg umsonst gemacht; die Anstrengung kann dem Vater viel schaden.“

Der Vetter hatte ihnen Geld und viele schöne Redensarten gegeben und fest versprochen, mit solcher Kraft für sie einzutreten, daß ein Erfolg nicht ausbleiben könne; sie sollten nur geduldig heimkehren. Sie hatten dies auch gewollt; aber der Zustand des Vaters verlangte dringend längere Ruhezeit, und so war denn der Vetter darauf gekommen, ihnen dieses abgelegene Asyl anzuweisen. Danach war er fortgeeilt, um anderen dringenden Pflichten nachzukommen. Eine geheime Angst, daß ihm doch noch Unheil aus der ganzen Sache erwachsen könne, wurde er dabei nicht los. Er hatte ja früher schändlich an den Leuten gehandelt und ihr Vertrauen schmählich betrogen.

Jungen Leuten, wenn sie auch ein noch so teilnehmendes Herz haben, kann man es nicht wohl begreiflich machen, wie finster es in einem Menschen aussieht, den in großer Not eine Hoffnung um die andere trügt. Die Leute in der Hütte waren so unbeschreiblich traurig und mutlos.

Der Vater litt offenbar schwere Schmerzen; die Mutter weinte, als müsse ihr das Herz brechen; die Tröstungen des Vetters wollten bei ihr nicht mehr verfangen. Der Knabe schaute von einem zum andern und vergaß bei seinem Kummer die Bitte um Brot. Dabei schaute er auch zu den Ritzen in den Wänden hinaus ins grüne Reich des Waldes, in das um die Hütte golden niederflutende Sonnenlicht. Da draußen wohnt die Waldfee; ob sie wohl käme, wenn man sie laut riefe? Da kriecht ein braunglänzender Käfer in der Ritze hin. Wo kommst du her; wo gehst du so eilig hin?

„Mutter, ich will vor die Hütte gehen!“ bat Hans schmeichelnd. „Ich komme gleich wieder.“

Ob die Mutter die Bitte gehört, wir wissen es nicht. Ein Blick aus Vaters Auge schien aber Hans Gewährung zu verheißen. So stand denn der Knabe bald in seinem ärmlichen Kleide vor der Hütte. Der Sonnenschein umhüllte die jungen Glieder; leise spielte der Wind mit den lichten Locken. Was schreien da oben die Raben und Krähen? Ja so, sie haben einen Hühnerhabicht entdeckt, einen kecken Räuber. „Weiche, weiche aus unserm Gebiet!“ kreischen sie; „was hier zu stehlen ist, nehmen wir selber!“ Hans versteht das nicht; er meint, sie reden ihm zu, immer die Fee zu suchen. Eine Amsel pfeift vom Bache her. Springt nicht da oben ein Eichhorn? Hans sah und hörte das alles.

Jetzt schritt er vorwärts.

Da — was war das? Da grüßte ihn eine Fee dort vom grünlichen Felsen her, eine engelschöne Fee in himmelblauem Gewande. Der kleine Hans hatte es nicht wohl sehen können, woher die freundliche Erscheinung gekommen war, aber wir hätten es bemerken müssen, wenn wir ausgeschaut hätten.

Dort den geebneten Waldpfad her war die Fee gekommen mit zwei anderen Feen und einem gar feinen Diener in glänzender Kleidung. Dieser trug verschiedenes Gerät, darunter eine kleine Staffelei, einige Kästchen, Feldstühle und einen Teppich. So leicht und leis waren sie gekommen, als ob sie wirklich der Feenwelt angehörten. Die vorderste der Damen in dem himmelblauen Kleide gewahrte den Hans vor der Hütte zuerst und war sofort von dem reizenden Bilde, das er in seiner Unschuld darbot, eingenommen; sie war ja Malerin. Sie befahl ihrer Begleitung, zurückzubleiben und ging auf Hans zu, ihm freundlich winkend.

Hans spürte nun nichts mehr vom Walde und dem Leben darin; er sah nur die Fee. Wie ein Zauberschein strahlte der Blick aus ihren Augen ihm entgegen. Als ob er diesem Banne folgen müsse, schritt er näher und näher. Jetzt faßte die Fee gar mild und sanft nach seinem Händchen und sprach mit bestrickender Stimme:

„Du herziges Bürschlein, komm ganz her!“

Ein tiefinniges Vertrauen leuchtete aus den Augen des Kindes der Dame entgegen.

„Bist du die Fee?“ fragte der Knabe.

„Die Fee?“ antwortete die Dame erstaunt; schnell fand sie sich in die ihr angewiesene Rolle und fuhr fort:

„Vielleicht — für dich. Und wer bist du?“

„Der Hans!“ klang es kurz zurück, als ob sich dies von selbst verstünde.

Die Feenschaft der Dame erlitt durch ihre menschliche Unkenntnis verratende Frage in Hansens Augen keine Einbuße. Er zeigte überhaupt eine so zuversichtliche und siegesgewisse Miene, als ob er die ganze Sachlage in erwünschter Ordnung fände. Und er ward denn auch so mitteilsam, daß die Dame, ohne große Fragekunst anwenden zu müssen, bald klar war über alle Wünsche des kleinen Herzens und über die Notlage der Familie. Sie hatte gehört, daß Hans von der Fee erwarte, sie werde ihn und die Eltern mit Kuchen und Wein speisen, dann in schönem Wagen nach Hause fahren und Geld, viel Geld geben für Brot und für den Vater zum Bade, damit er nicht sterben müsse. Aus den Augen des lieben Kindes waren dabei zwei Thränen hervorgerollt, die hatten der Dame kostbarer geschienen als teure Perlen aus des Meeres tiefunterstem Grunde. So kam es, daß sie zum nicht geringen Erstaunen ihrer in einiger Entfernung verharrenden Begleitung mit dem Knaben an der Hand in der Hütte verschwand.

Was da drinnen alles gesprochen ward? Wer weiß es? Das Bächlein, das geschwätzig schnell vorbeifloß, hielt nicht einen Augenblick an in seinem Laufe, um zu horchen, und es hätte doch viel Gutes vernehmen können.

„Wohl,“ sagte die eine Dame der Begleitung, ihr Haar war schon mit einigen Silberfäden, den ersten Boten des Alters, durchzogen, „wohl hat Gott unserer teuren Herrin das Glück nicht beschert, eigne Kindlein zu hegen und zu pflegen; dafür aber ist sie eine Mutter für alle Kinder weit und breit.“

„Und für die armen zumeist,“ sagte die zweite Dame, die jünger, aber auch recht freundlich war.

„Gott segne sie reich; sie ist eine Mutter auch für uns Alte!“ fügte der Diener halblaut hinzu.

III.

Im Schlosse.

Bald bewegte sich das uns bekannte Gefährt wieder durch den Wald hin, diesmal auf dem bequemen Wege, welchen die Damen und der Diener vorhin gekommen waren. Zu Hansens nicht geringem Erstaunen hatte die Fee nach längerer Unterhaltung mit den Eltern ohne sonderliche Mühe hilfreiche Hände herbeigerufen, die den Vater mit dem weichen Teppich umhüllten. Ob der die Mutter im Ziehen des Wagens vertretende würdige Alte auch in das Feenreich gehörte, das hätte Hans gar gern gefragt und vieles andere noch dazu. Neben dem Wagen schritt nun die gütige Fee, liebreich dem Kranken Trost zusprechend. Die anderen Feen gingen mit Hans und der Mutter.

Die Dame mochte wohl rechtes Erbarmen mit dem Invaliden haben, dessen hohler Husten in der That beängstigend klang; sie vergaß neben ihm scheinbar die übrigen. Mit tiefem Bedauern hatte sie in der Hütte die Leidensgeschichte

der Familie angehört und auch vernommen, daß diese das Schloß des Herrn, welcher helfen sollte, jetzt meilenweit seitwärts wähnten. Auch den schriftlichen Bericht hatte sie erhalten. Da war ihr denn klar geworden, wie sie am besten helfen könne. Noch hatte sie aber ihren Namen und Stand nicht verraten.

Als Frau Peters jetzt die Gelegenheit für günstig hielt, eine ihr zur Seite gehende Dame danach zu fragen, vernahm die Herrin dies doch. Sich zurückwendend rief sie:

„Sagen Sie einfach: Frau Albert. Das genügt."

Die anderen Damen lächelten unwillkürlich, und Frau Peters hatte alle Veranlassung, diese Auskunft gegenüber ihrem in verschwenderischer Ausführlichkeit gegebenen Familienbericht als eine magere Gegenleistung zu betrachten. Jetzt tauchte vor ihren Augen das uns schon in früher Morgenstunde bekannt gewordene Jagdschloß auf. Hell blitzten dessen Fenster in der Sonne.

Was Hansens kindliche Seele zu hoffen sich erlaubt hatte, geschah. Der Zugführer lenkte hinein. Da hielt Hans Augen und Ohren offen; denn das passiert einem nicht alle Tage, in ein Feenschloß eintreten zu dürfen. Dort hinter dem Gitter grasten zwei zahme Rehe. Fröhlich bellende Hunde sprangen den Ankommenden entgegen.

„Sie bellen ganz natürlich, die Feenhunde," meinte der beobachtende Knabe. Nicht ohne Verwunderung sah er auch die vielen Hirschgeweihe, welche den Hausflur schmückten. Dessen hätte er sich von einem Schlosse zarter Feen nicht in erster Linie versehen. Dafür fand er ganz in der Ordnung, daß man ihn und die Eltern in ein behagliches Zimmer brachte und ihnen alsbald allerlei Speisen und Getränke, darunter auch den erhofften Kuchen und Wein, vorsetzte. Überlassen wir es ihnen, damit fertig zu werden. —

Auch am Lerchenhübel hatte sich das Jagdglück nicht gut gelaunt gezeigt. Als die beiden Jäger heimkehrten, konnte man von dem Gesicht des aller Verstellung rein unfähigen Oberförsters Redlich eine ganze Stufenleiter widerwärtiger Empfindungen ablesen. Wiederholentlich hatte er sich heute leise gelobt, nie wieder vor einem Pirschgange Verse zu sagen, weder Döringsche noch andere. Die nach den Jägern ausschauende Schloßherrin, die blaue Fee, sah mit der Liebe scharfem Auge, daß auch ihrem Gemahl die volle Zufriedenheit fehlte, obwohl er ihr schon von weitem grüßend winkte. Das that ihr leid; denn sie wünschte dem Geliebten, dem seine Stellung allezeit schwere Sorgen brachte, von Herzen heitere Erholung. Doch sie wußte schon, daß sein elastischer Geist kleine Verstimmungen bald überwinde. Der Aufenthalt im Walde, ob mit oder ohne Jagderfolg, und ihre fürsorgende Liebe waren ihm Haupterfordernisse zur Erhaltung ungetrübter Gemütsruhe. Der irdische Reichtum hatte die beiden nicht verwöhnt.

Trotzdem hielt es die Herrin für rätlich, mit ihrem Bittgesuche für ihre eingeschmuggelten Armen noch ein wenig zu warten und somit eine Tugend zu üben, die vielen anderen Menschen bedauerlicherweise abgeht.

Kaum in den Schloßhof eingetreten, schickte der Oberförster einen zuverlässigen Diener nach dem Dorfe mit dem bestimmten Auftrage, die dem Gemeindevorstande übergebenen Leute sofort in das Schloß zu bringen — aber hübsch manierlich;

der Schloßherr wolle sie sprechen. Als er danach dem Herrn in eines der Schloßzimmer folgte, fand er bei ihm die Herrin, die lächelnd den Jagdbericht ihres Gemahls vernahm. Sie verstand dabei so liebenswürdig zu scherzen, daß auch von des Oberförsters Stirn langsam die Wolken des Mißmuts verflogen.

Inzwischen kam der ausgesandte Bote zum Gemeindevorstand und brachte sein Anliegen vor. Der schüttelte anfangs den Kopf.

„Mir sind keine Leute übergeben," sagte er nachsinnend; „doch der Tausend, sollte der Herr Oberförster die meinen? Gestern brachte der Gendarm zwei Spitzbuben, zwei Zigeuner; die ließen wir im Gemeindehause einsperren. Sollte der Herr sich für diese interessieren?"

„Das weiß ich nun zwar nicht," sagte der Diener, „aber wenn keine anderen Leute da sind, so sind jedenfalls diese gemeint, und wir müssen sie in manierlicher Art hinbefördern."

Der Gemeindevorstand brummte allerlei; endlich ward er mit dem Diener einig, behufs geeigneter Transportierung der plötzlich interessant gewordenen Vagabunden seine Staatskutsche zu benutzen.

„Das mag geschehen," erwiderte der Diener.

So widerfuhr denn den Zigeunern das Unerwartete, zur Belohnung für ausgeführte Diebereien in des Dorfes bester Kutsche nach Hansens Feenschloß gefahren zu werden. Ob sie im Anschluß an dieses Feenkunststück auch auf ein wohlvorbereitetes Frühstück hofften, darüber hatten sie nicht Zeit, sich auszusprechen; denn der Vorstand, der es sich nicht hatte nehmen lassen, selbst zu kutschieren, hieb gewaltig auf die Pferde ein und brachte so seine kostbare Ladung schnell in das Schloß. Dort wurden die schwarzen Gesellen in ihrer vollen Unsauberkeit — es blitzte nichts an ihnen als die listigen Äuglein — vor den Herrn gebracht. Das war demselben doch zu arg. Der Oberförster sah ganz verdutzt drein. Die Dame staunte; sie wußte nicht, auf wessen Antrieb dieser Besuch herbeigeführt worden war. Im Selbstgefühl treuer Pflichterfüllung standen hinter den Strolchen der Diener und der Gemeindevorsteher. Lachend beschaute die strahlende Sonne das seltsame Bild.

„Wollen Sie mich aufklären, Herr Oberförster?" sagte der Herr frostig.

Der redliche Forstmann wußte aber selbst nicht, wie ihm geschah, und konnte mit dem besten Willen nicht erklären, wie und wodurch die Verwandlung des Invaliden, dessen Frau und Jungen in zwei vollwichtige Zigeuner möglich geworden war. Daran konnte die Dichterei doch nicht schuld sein!

„Ich will, daß man mir den kranken Soldaten mit seiner Familie vorführe," sprach jetzt der Herr. Damit wandte er sich und trat in ein Nebenzimmer. Seine Gemahlin folgte ihm.

Da stand denn nun der Oberförster mit den wie aus allen Himmeln gefallenen vier Personen. Die Unglückszigeuner faßten sich zuerst und schienen in Ruhe und Geduld abwarten zu wollen, inwieweit das in Aussicht stehende Hagelwetter sie treffen werde. Nachdem die nötige Entfernung von den herrschaftlichen Zimmern gewonnen war, brach der Sturm in aller Gewalt los. Der Oberförster übertraf sich selbst in urderben Wendungen, als ob er Hoffnung hege, damit die Zauber-

formel für die wünschenswerte Rückverwandlung der Personen zu finden. Der Gemeindevorstand, den der Diener treulos verließ, versicherte wiederholt, daß ihm andere Leute nicht übergeben worden seien; sein Einwurf fand aber nicht die verdiente Würdigung. Endlich wurde er auch unhöflich und fuhr, ohne Abschied zu nehmen, mit seinen Zigeunern davon, nur die sehr wahren Worte zurückrufend:

„Sie können reden, was Sie wollen, Herr Oberförster, hexen kann ich aber keinen Soldaten, weder ohne, noch mit Familie."

In seiner Not fiel dem Oberförster endlich Peters ein, welchem er mit gutem Grunde die alleinige Schuld an diesem letzten Ärgernis zusprach.

„Der muß herzu!" schnaubte er mehrere Diener an, die sich am Schauspiel ergötzt hatten, nun aber das Gesicht in ernste Falten zogen. Mit der scharfen Weisung, schnellstens den Verlangten anherzuliefern, sandte er sie nach verschiedenen Seiten aus. Er selbst stürmte eine Strecke in den Wald hinein.

„Der ganze Tag ist verpfuscht," zürnte er dabei weiter, „was fällt mir auch ein, frühmorgens die Waldnacht anzusingen, als ob ich ein lyrisch gestimmter Jüngling wäre! Der Herr traf gleich früh den Nagel auf den Kopf. Ein Jäger mag das Dichten anderen Leuten überlassen!"

Inzwischen hatte die Dame mit ihrem Gemahl ein Zwiegespräch. Hierbei betonte derselbe:

„Jeder brave Mensch verdient Ehre und, sofern es not thut, Teilnahme und Unterstützung; ein braver Soldat aber ist mir ein Kamerad — und, wenn er das eiserne Kreuz trägt, ein lieber Kamerad. Ist ein solcher Ehrenmann aber krank, vielleicht krank infolge von Kriegsstrapazen, und will sich mir nahen, so soll ihn niemand von mir weisen. Das hat unser Oberförster zwar nicht gewollt, dazu trägt er seinen Namen mit zu großem Recht; allein er ließ sich durch seinen Jagdeifer zu einem ungesetzlichen Befehl hinreißen und führt mir nun — zwei Vagabunden vor."

„Das ist eine Verwechslung; dafür kann der gute Redlich sicher nicht," meinte die Gattin begütigend.

„Glaube wohl; doch diese fatale Verwechslung scheint mir ein Beweis dafür, daß man die unschuldigen Leute gleich diesen Zigeunern in ehrverletzender Weise eingesperrt hat."

„Ich glaube selbst, daß diese Familie gefangen sitzt," entgegnete sie lächelnd, „wer weiß aber, ob derselben dies unangenehm ist!"

„Was?" klang es fragend zurück.

„Bedenke auch, die Leute haben ein wenig Strafe immerhin verdient; sie störten dir die Jagd, und dem Oberförster war deren guter Verlauf doch Ehrensache; zudem war die Frau sehr hitzig ihm gegenüber."

„Das sehe ich alles ein; deswegen kann aber die Frau doch brav und wie die Ihrigen ehrenhaft sein."

„Soll ich ihnen helfen?"

„Diesmal kommst du zu spät, liebe Allerweltshelferin; du siehst, wie es mir selber schwer gemacht wird, das ihnen zugefügte Unrecht auszugleichen."

„Vielleicht könnte ich es doch; ich fühle mich heute so ganz als Fee.“

„Für mich bist du es stets, du Teure; in dem vorliegenden Falle aber kannst du jetzt nicht helfen; späterhin magst du immer deinen mildthätigen Sinn auch nach dieser Seite bethätigen.“

„Mich hat heute schon ein fremder Mund Fee genannt; habe Respekt vor meiner Kunst!“

„Möglich, du findest ja immer bedürftige Wesen auf. Prüfe ja, ob sie deine Liebe verdienen!“

„Soviel wie deine Schützlinge gewiß.“

„Hm, der Mann war Soldat.“

„Das macht's noch nicht, der Forstgehilfe Peters war auch Soldat und ist gar nicht brav.“

Sage das nicht so schnell! Und wenn auch, mein Soldat hat das eiserne Kreuz!“

„Mein Schützling auch!“

„So? auch?“ Der Herr fixierte seine Gemahlin scharf. Als er fand, daß sie in vollem Ernste redete, fuhr er fort: „Mein Soldat hat Familie.“

„Meiner auch.“

„Eine Frau und einen kleinen, hilflosen Jungen.“

„Meiner auch.“

„Und ist ganz arm und sehr krank.“

„Meiner auch.“

„Und muß in einem Wagen gefahren werden.“

„Meiner auch.“ Und damit umarmte sie den verwunderten Gatten. „So glaube es nur, deine Fee ist dir in deinem guten Werke zuvorgekommen, und meine Schützlinge sind die deinen.“

„Aber, Kind, wie geht das zu?“

„Feenhaft, mein lieber Herr, wie sonst? Hier, lies dies!“ Damit nahm sie das Bittschreiben des Invaliden aus ihrer Tasche.

„Du weißt also mehr von ihnen?“

„So gut wie alles!“

„Da hast du sie wohl in der Nähe?“

„Gut geraten! Doch lies nur, das Schreiben ist an dich gerichtet, dann sollst du sie sehen und hören.“

Mit wachsendem Staunen hatte der Schloßherr seine Gemahlin betrachtet, als ob es gar noch möglich wäre, daß sie unter Rosenschein und Rosenduft vor seinen Augen entschwinde. Sie aber schlang ihren Arm in den seinen und wiederholte: „Lies nur!“

Der Herr entfaltete das Papier und las mit Aufmerksamkeit, was darauf geschrieben war. Die Darstellung war umständlich und bedurfte mitunter eines erklärenden Wortes der Dame. Geben wir hier den Bericht nach unserer Weise:

Der Bittsteller August Peters war aus den ersten Schlachten des deutsch-französischen Krieges, an denen Sachsen beteiligt waren, unverwundet und mit Ehren hervorgegangen. Bei St. Privat hatte er sich bereits das eiserne Kreuz

verdient. In der großen, blutigen Schlacht bei Sedan am 1. September 1870 hatte er sich wieder ausgezeichnet. Es war dies im Kampfe gegen die Zuaven geschehen, welcher, nachdem die Munition verschossen war, mit Kolben und Hirschfänger hatte geführt werden müssen. Der Befehlshaber des Bataillons, ein Major Graf von Holtzendorff, hatte Peters danach öffentlich belobt. Auch in dieser für die braven Sachsen so mörderischen Schlacht war er unverwundet geblieben; aber er hatte sich dabei eine so gefährliche Erkältung zugezogen, daß er im Lazarett nur mit Mühe dem Leben erhalten werden konnte. In die Heimat entlassen, hatte er unter der Pflege seiner Frau Besserung gefunden und leichtere Arbeiten wieder verrichten können. Auch war ihm eine angemessene Pension bewilligt worden. Da war es ihnen nicht nötig erschienen, von der ihm durch den genannten Grafen erteilten schriftlichen Empfehlung für Übertragung einer geeigneten Stellung oder zur Erlangung der Mittel für eine Badekur Gebrauch zu machen. Später aber war sein Leiden in erneuter Heftigkeit wiedergekehrt. Bald hatte er gar nichts mehr verdienen können. Dazu war die Pensionssumme gekürzt worden. Dem Zureden des Vetters folgend, hatte man diesem zu weiterer Benutzung, natürlich im Interesse der Familie, die gräfliche Empfehlung und auch den letzten Notpfennig anvertraut, alles ohne Erfolg.

Dies und mehr noch las der Herr aus dem Berichte, der mit der dringenden Bitte um Abhilfe des eingetretenen Notzustandes schloß.

„Die Familie ist zu bedauern,“ sagte der Herr; „sie ist schmählich behandelt und betrogen worden. Bitte, führe mich zu ihr!“

Das that die edle Dame gar gern. Auf dem Wege zu den Armen flüsterte sie ihm noch zu:

„Sie kennen mich bloß unter dem Namen Frau Albert; wenn es dir recht ist, lassen wir sie dabei.“

Als das Paar in das Zimmer trat, in welchem den aufgetragenen Leckerbissen wacker zugesprochen worden war, und der Invalid den Herrn sah, ging eine große Veränderung in seinem Gesicht vor. Er wollte reden; infolge großer Aufregung brachte er aber nicht einen Laut hervor. Auch schien es, als wolle er sich erheben; doch blieb es natürlich bei dem schwachen Versuche.

Der Herr trat auf ihn zu.

„Still, kranker Kamerad,“ sprach er, „reden Sie nicht, bleiben Sie ganz ruhig! Ich komme in der Absicht, Ihrem Mißgeschick abzuhelfen, und bin dabei nichts anderes als“ — er lächelte seiner Gemahlin zu — „als der Mann dieser Dame hier, also kurz: Herr Albert!“

Mit leuchtenden Augen saß der Invalid da; die Hände lagen gefaltet in seinem Schoße, als wäre er in der Kirche. Die Frau stand neben ihm und wartete bescheiden ab, was weiter erfolgen werde. Hans staunte, daß die Fee auch einen Gatten besaß. Von solcher Ausdehnung der Feenrechte hatte sich sein Knabenverstand nichts träumen lassen.

Die Dame zog den Knaben an sich heran und strich ihm leise über die blühenden Wangen. Der Herr begann zu examinieren. Sein Blick ruhte dabei mit durchdringender Kraft auf dem Antlitz der Frau Peters, so daß diese hinterher sagte:

„In solche Augen habe ich noch nicht gesehen. Da schauten Milde und Geduld, zugleich aber auch Feuer und Kraft heraus. Ich glaube, dem Herrn könnte kein Mensch in das Angesicht lügen.“

Bei dem Verhöre stellte sich denn nun mit voller Gewißheit heraus, daß die Familie Peters von dem Forstgehilfen schmählich übervorteilt worden war. Derselbe hatte volles Vertrauen genossen, alle Quittungen unterzeichnet, die Pensionsbeträge einkassiert — kurz, ohne bisher zur Rechenschaft gezogen worden zu sein, den Kranken in seinen wenigen Rechten vertreten — und ihm auch noch bares Geld abgeschwindelt. Wären die Betrogenen nicht mit einem letzten Reste von Thatkraft



aufgebrochen, um persönlich Hilfe zu suchen, hätte man nicht infolge glücklichen Zusammentreffens verschiedener Umstände auf sie aufmerksam werden müssen, so wäre ihnen wohl niemals eine Hoffnung auf Besserung geworden.

Frau Peters wußte zwar noch nicht, daß sie den gesuchten, vielvermögenden Herrn vor sich hatte; aber sie fühlte unter seinem Schutze trotzdem eine gar große Beruhigung.

„Sie vermögen uns sicher zu helfen, edler Herr; ach, thun Sie es um Gottes willen!“ bat sie inständig. „Hungern ist schlimm, und wir waren immer ordentlich und haben noch nie gebettelt. Helfen Sie uns! Wenn Sie sich erbarmen, wird auch unser Vater nicht sterben. Wir haben niemand auf Gottes weiter Welt, der uns hilft. Auf den Vetter können wir uns doch nicht verlassen.“

„Das scheint mir auch so, liebe Frau," antwortete der Herr, „gebt Euch zufrieden, Euer Recht wird Euch werden!" —

Als der Oberförster sich einigermaßen beruhigt hatte und in das Schloß zurückkehrte, hörte er von dieser sonderbaren Geschichte, die ihm in ihrer Abscheulichkeit fast unmöglich schien.

„Ihr Befehl von heute morgen," sprach der Schloßherr, „war ungesetzlich und unverzeihlich, ob Sie auch die Störung verdrießen mußte. Helfen Sie mir nun, den Betrüger zu entlarven. Ich möchte, daß er ungewarnt vor mich tritt, und zweitens, daß die Dorfpolizei unter Vermeidung von Aufsehen — also ohne Kutsche — in das Schloß kommt. Wollen Sie das übernehmen, Herr Oberförster, so bin ich Ihnen dankbar."

Selbstverständlich war der Oberförster gern bereit, diesen Wünschen nachzukommen. So geschah es, daß der Forstgehilfe Peters die Ehre hatte, schon weit vor dem Schlosse von seinem Vorgesetzten in Empfang genommen zu werden und sich seiner Begleitung zu erfreuen. Lustig pfeifend war er dahergekommen. Hatte er sich doch überzeugt, daß seine Verwandten aus der Waldhütte verschwunden waren. Der Oberförster ging schweigend neben Peters her, da es ihm nicht möglich war, gleichgiltige Worte zu sprechen und er auch nichts verraten wollte. Peters kannte ihn zu genau; er wußte nicht, was er denken sollte. Das Schweigen seines Vorgesetzten, dessen sonderbare Seitenblicke machten den Dreisten betreten.

„Herr Oberförster," sagte er mit scheinbarer Offenheit, nur um ein Gespräch in Gang zu bringen, „werden Sie verzeihen? Ich habe die Leute, welche uns die Jagd störten, davonziehen lassen. Ihr Befehl war doch etwas streng. Ich meinte Sie würden hinterher damit einverstanden sein."

„Hm, hm!" brummte der Oberförster.

„Was soll das heißen? Ein andermal würde er auffahren. Ich muß ihn zum Reden veranlassen." Hierauf sagte Peters laut:

„Es war recht ärgerlich, der Auerhahn hatte einen ausgezeichneten Stand. Den Herrn verdroß es wohl auch sehr. Da kann ihm aber nichts helfen. Wir hatten die meiste Mühe damit."

„Unterlassen Sie ein für allemal solche nichtswürdige Bemerkungen!" versetzte der Oberförster ernst.

Ohne daß Peters den Mut fassen konnte, nach dem Warum zu fragen, wurde er vor den Schloßherrn geführt. Aus einem Nebenzimmer trat auch dessen Gemahlin herzu, die Verbindungsthür offen lassend.

Nun begann das Verhör, dessen Einzelheiten wir übergehen. Die Ausflüchte und Lügen des bösen Menschen verdienen unsere Aufmerksamkeit nicht. Genug, von den Fragen des jetzt sehr strengen Herrn hart bedrängt, verwirrte er sich in seinen Aussagen. Als nun gar aus dem Nebenzimmer Frau Peters mit Hans hereintrat und der Kranke auf einem Rollstuhle hereingefahren ward, da erblaßte der Betrüger. Traurig sah der Invalid auf den Treulosen hin, dessen frecher Mut jetzt zusammenbrach.

Seine Schandthaten wurden offenbar. Die Pensionssumme war nie gekürzt worden, sondern jahrelang zum größten Teile in des falschen Peters Tasche

geflossen. Umsonst berief sich der Schlaue darauf, daß eine Urkundenfälschung, also ein besonders hart zu bestrafendes Verbrechen, ihm nicht nachgewiesen werden könne, da er die Quittungen mit A. Peters unterzeichnet habe, was auch sein Name sei, und daß ihm die leichtsinnige Gutmütigkeit seiner Verwandten den Betrug an die Hand gegeben habe. Der Herr entgegnete abweisend, man werde das vor Gericht schon genau untersuchen.

So sah denn der falsche Mann keinen Ausweg mehr vor sich. Nun sollte und mußte er ernten, was er gesäet hatte. Zerknirscht gestand er endlich auch ein, daß er die gräfliche Empfehlung zur Erlangung seiner gegenwärtigen Stellung und den letzten Notpfennig der Familie in seinem alleinigen Nutzen verwandt habe.

Die Dorfpolizei war demnach nicht vergebens herbeigerufen worden. Sie hatte Grund genug, den tiefgesunkenen Mann festzunehmen und fortzuführen nach dem Landgerichte einer größeren Stadt, deren Vergnügungen er nach der Meinung seiner Wirtshausfreunde immer ersehnt hatte. Niemand wagte, für ihn zu bitten; niemand mochte ihn auch bedauern, als man von seiner Bestrafung hörte.

Frau Peters bekam eine sehr eindringliche Verwarnung wegen ihrer Vertrauensseligkeit. Sie schlug zwar jetzt in großer Aufregung über solche unerhörte Bosheit die Hände über dem Kopfe zusammen, erkannte aber ihre Schuld und klagte sich selbst streng an. Unter ihrer Verantwortung war alles geschehen. Ihr sonst mehr überlegender Mann war durch sein langwieriges Körperleiden auch im Wollen geschwächt worden. Trotzdem hatte er sie zu verschiedenen Malen gewarnt. Laut gelobte sie, von nun an besonnener zu handeln. — Der Herr winkte ihr, zu schweigen, und wandte sich zu dem Oberförster:

„Zwischen uns bedarf es keiner Auseinandersetzungen weiter. Sie sind nach wie vor mein redlicher Redlich. Wollen Sie für Ihren allzugroßen Jagdeifer noch etwas büßen, so sorgen Sie nur freundlichst dafür, daß diese braven Leute mit dem Notwendigsten versehen und in einem bequemen Wagen nach Hause gebracht werden. Dann aber müssen Sie uns auch weiter helfen, mir, wie auch meiner Gemahlin, welche bei jedem guten Werke, das in meiner Nähe geschieht, fast immer den Hauptanteil hat, und darüber nachdenken, was für diese unsere Jagdstörer noch zu thun ist."

Tief ergriffen bückte sich der alte Forstmann und küßte seinem gnädigen Herrn die Hand; begeistert strahlten dabei seine Augen. Dieser aber wandte sich nun zum Kranken und sprach:

„Kamerad, was Ihre Frau in dem vorliegenden Falle versehen hat, haben geschickte, mir so liebe Hände wieder gut gemacht. Der liebe Gott wird es nun auch fügen, daß Sie wieder gesund werden. Wollt Ihr mir aber," damit schaute er auf beide Eheleute, „ein wenig dankbar sein, so betet daheim und lehrt Euer Kind das gleiche Gebet, daß Gott zum Segen für mich und für so viele weit und breit lange noch erhalte — meine innigstgeliebte Gattin!"

Dem Invaliden rollten zwei Thränen über die bleichen Wangen; Frau Peters schluchzte laut. In die trostlose Nacht ihres Elendes war ein heller Strahl hoffnungspendender Liebe gefallen. So kam es, daß sie weinten. Ihre Thränen waren nun nicht mehr vom Kummer erpreßt, es waren Dankes- und Freudenthränen.

Hans hatte die Vorgänge des Tages nicht in ihrer schwerwiegenden Bedeutung erfaßt; aber das sah er, daß seine Fee eine Hauptperson dabei gewesen war. Er suchte allein ihre lieben Augen, aus denen ein Himmel voll stillen Glücks strahlte. Er erhob die kleinen Ärmchen — und sieh, was geschieht? Die Dame mit dem herrlichen Gemüt neigt sich hernieder und läßt sich von Hänschen umschlingen.

„Hast du mich lieb?“ fragte sie leise.

Da nickte Hans selig.

* * *

Nicht viel, aber doch gar Schönes ist noch zu erzählen. Feenhaft war die Heimfahrt der Familie Peters. In einem herrlichen Wagen, der noch mancherlei schöne und nützliche, auch etliche eßbare Geschenke für seine Insassen barg, gewiegt auf schwellenden Polstern, kamen die in der Nacht so armselig Ausgezogenen zum großen Erstaunen aller Nachbarn in ihr Dörfchen zurück. Wenige Tage darauf brachte sie derselbe Wagen zur Eisenbahnstation. Alle drei mußten ins Bad reisen, wo sie bequem untergebracht wurden. Die Badekur war von gutem Erfolg begleitet. Der Invalid lernte seine Gliedmaßen wieder gebrauchen. Wer ihn mit seiner Frau und seinem Hans im Kurgarten spazieren gehen sah, erst an Krücken, dann frei und aufrecht, der hätte in ihm und den Seinen die traurigen Gäste der einsamen Waldhütte nicht wieder erkannt. Ihres Glückes sich erfreuend, kehrten sie heim. War ihnen Gnade erwiesen worden, so wurde ihnen nun auch ihr Recht gewährt. —

Was den wahren Namen der wohlthätigen Herrschaft anlangt, so ist nur zu melden, daß Frau Peters längst genaue Auskunft darüber erhalten hatte. Hans wollte sich aber nicht belehren lassen; er blieb noch lange dabei:

„Die gute Dame war die Waldfee.“

Als er später groß genug war, um einzusehen, daß es trotz seines Märchenbuches Feen, wie man als Kind sie sich erträumt, heutzutage nicht mehr giebt, da sagte er, was allen wohl gefallen dürfte:

„Die edle Dame ist ein Engel!“

Richard Rother.

Die Eigenart der sächsischen Stämme.

Man hat den Sachsen von alters her wenig Schlimmes nachgesagt, und das ist um so höher anzuschlagen, als der Spott der Stämme untereinander in der Regel recht derb ist und selbst die Vorzüge gern als Schwächen hinstellt. Die Höflichkeit und Gemütlichkeit der Sachsen wird schon im vorigen Jahrhunderte von fremden Reiseschriftstellern anerkannt und heute noch von Freund und Feind gerühmt; freilich versucht der letztere gern, die Übertreibung der Höflichkeit so darzustellen, daß sie lächerlich wirkt. Die guten und schlechten Witze über diese übertriebene Höflichkeit finden immer dankbare Hörer; auch der Sachse selbst hört sie gern und beweist damit, daß sie ihn nicht treffen. Daß die Anspruchslosigkeit im Genusse ihm die Namen Kaffee- und Kartoffelsachse gegeben hat, kann er sich füg-

lich gefallen lassen, obwohl weder der eine, noch der andere vollkommen berechtigt ist. Endlich ist auch die „Helligkeit“ der Sachsen, obschon sie mehr spöttisch als ehrlich gemeint wird, als ein Stammesvorzug derselben anerkannt. Es wäre interessant, zu erkunden, wann und auf welche Weise das zum geflügelten Worte gewordene Attribut der Sachsen entstanden ist. Freilich ist die Untersuchung darüber ungemein schwer und wird voraussichtlich auch zu keinem ganz giltigen Ergebnisse führen. Der Gedanke, welcher dem Beiworte zu Grunde liegt, ist alt. In den meisten Reisebeschreibungen aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts wird die „Aufklärung“, die „Bildung“, der „Verstand“ des Sachsenvolkes gerühmt; und wenn diese Ausdrücke auch dem Sinne nach nicht mit der sprichwörtlich gewordenen „Helligkeit“ übereinstimmen, so dürfte doch diese Bezeichnung aus dergleichen Beobachtungen hervorgegangen sein.

Eine Eigenart des gesamten sächsischen Stammes giebt es im Grunde genommen nicht. Wohl sind manche gemeinsame Grundzüge vorhanden, aber mehr noch Verschiedenheiten, und diese sind so tiefgreifend, daß beispielsweise der Leipziger mit dem Erzgebirger wenig Ähnlichkeiten aufweist. Wer tiefer forscht und einen feinen Spürsinn für gewisse Besonderheiten hat, wird finden, daß sich Abweichungen in den die Eigenart bestimmenden Zügen nicht nur bei den verschiedenen Stämmen, sondern auch in den verschiedenen Thälern des Stammes, ja, sogar in den verschiedenen Städten und Ortschaften finden. Übrigens schleifen sich diese Eigentümlichkeiten, je mehr der Verkehr überhand nimmt, immer mehr ab. Eine gänzliche Entäußerung ist gegenwärtig unmöglich; vielleicht wird sie einmal möglich werden, wenn jener Zug nach Einerleiheit, der immer bemerkbarer wird, weiter mächtig bleibt. Das Tiefland mit seiner unterschiedlosen, gleichförmigen Bodenentwickelung ist der Erhaltung der Eigenart weit weniger günstig als das dem Hereinwogen fremder Einflüsse mehr verschlossene, in Thalzüge und Höhengruppen sich zerspaltende Hochland. So sind denn auch die Stammesunterschiede im nordsächsischen Tieflande weit mehr geschwunden als im sächsischen Hochlande. Vollständig unberührt von dem verwischenden, gleichmachenden Hauche der Kultur ist auch das Hochland nicht geblieben; doch können wir hier noch vier besondere Stämme wohl unterscheiden, die Vogtländer, die Erzgebirger, die deutschen Lausitzer und die Bewohner des Meißner Hochlandes.

Der **Vogtländer** gilt im Lande als Urbild strotzender Gesundheit und mächtiger Kraftfülle. Wenn man vom „vogtländischen Typus“ spricht, so versteht man darunter eine Erscheinung, der die Gesundheit aus den hellen Augen und den roten Wangen leuchtet, deren Kraft sich in der Stämmigkeit des Wuchses und der Schwerfülle der Glieder kundgiebt. Freilich ist das blühende Äußere nicht immer ein Zeichen innerer Gesundheit; Lungenkrankheiten sind nicht selten, und der Kropf kommt beim weiblichen Geschlechte häufig vor, häufiger wenigstens als im Niederlande. Sein derbes, gesundes Aussehen verdankt der Vogtländer nicht nur der herrlichen Luft seiner Heimat, sondern auch dem Umstande, daß man in der Regel gut und reichlich ißt. Fleisch ist zwar bei wohlhabenden Bauern nicht alltägliches Gericht; dafür sind aber auch die Portionen nach den gewöhnlichen Begriffen ungemein groß. Die Kartoffel bildet das Hauptnahrungsmittel; aber

der Vogtländer versteht wie kaum ein anderer, den Genuß derselben mannigfaltig zu gestalten; die „grünen Klöße" werden auch im Niederlande gern gegessen, während Hefenklöße und der vielgerühmte „Pampus" (eine Art Kartoffelschmarren) wenig Verehrer außerhalb des Vogtlandes gefunden haben.

Derb wie das Äußere ist auch das Auftreten und Wesen des Vogtländers. Alles Zimperliche und Zarte, alles Sentimentale und Weichliche ist ihm zuwider und fordert seinen Spott heraus, mit dem er überhaupt nicht zu kargen pflegt. Oft entwickelt sich die Derbheit zur eigentlichen Grobheit; doch muß man wohl unterscheiden, ob die Grobheit beabsichtigt ist oder nicht. Bei dem echten Vogtländer klingt selbst eine beabsichtigte Höflichkeit, ja, eine versuchte Schmeichelei oft grob. Gerät er aber in Zorn, dann steht ihm eine Menge von Worten zu Gebote, die man in solcher Stärke und in solch elementarer Kraft bei keinem anderen Stamme findet. Doch soll damit nicht gesagt sein, daß der Vogtländer im eigentlichen Sinne händelsüchtig sei wie etwa sein südlicher Nachbar. Die gute Laune behält in der Regel die Oberhand und verhindert eine Ausartung des Streites.

Jene Derbheit des vogtländischen Wesens ist aber um so höher zu schätzen, als sie Hand in Hand geht mit einer herzlichen Biederkeit, auf die man sich verlassen kann. Wenn das Mißtrauen, nicht eine besondere Eigenheit des vogtländischen Stammes, sondern wie so manches andere eine allgemein bäuerliche Eigentümlichkeit, einmal überwunden ist — und die Überwindung desselben ist verhältnismäßig nicht schwer —, so giebt sich der Vogtländer, wie er ist, nicht mit jener Verschlossenheit, welche den Wenden nie verläßt, oder jener scheuen Zurückhaltung, welche der Erzgebirger einem Fremden gegenüber zu zeigen pflegt. Man wird selten einen Volksstamm finden, der dem Fremden so rückhaltlos einen Einblick in sein Wesen gestattet, wie es der Vogtländer thut.

Diese Biederkeit ist aber nicht etwa die Folge mangelhafter Begabung. Im Gegenteil: findige Klugheit und praktischer Verstand, Anstelligkeit und schnelles Erfassen sind den Vogtländern in hervorragendem Maße eigen. Sie verdienen durchaus nicht die üble Nachrede, welche sie gern in Verbindung mit jenen Tieren bringt, die in ihrer Stammesheimat ganz vorzüglich gedeihen. Wenn der vogtländische Bauer den Neuerungen etwas mißtrauisch gegenübersteht, so ist auch dies nicht Stammeseigenschaft, sondern er hat diese Eigentümlichkeit mit den meisten deutschen Bauern gemein. Das, was man Mutterwitz zu nennen pflegt, ist im Vogtlande ganz besonders zu Hause. Mutterwitz leuchtet schon aus dem hellen Auge der Kleinen; Mutterwitz spricht aus den Versen, die Burschen und Mädchen in der Spinnstube oder zu Sommerszeiten auf dem Dorfplatze einander entgegenrufen; Mutterwitz blitzt auch aus dem grauumbuschten Auge des alten Bauern, den irgend ein allerweltskluger Großstädter beschwatzen will. Der Mutterwitz äußert sich in einer Schlagfertigkeit, der es selten am rechten Worte und an der treffenden Gegenrede gebricht.

Ein wesentlicher Zug würde aber im Gesamtbilde des Vogtländers fehlen, wenn sein Hang zu fröhlicher Geselligkeit unerwähnt bliebe. Früher bot im Winter die „Huzzenstube", d. h. die Spinnstube, die allgemein beliebte Gelegenheit zu

geselligem Beisammensein. Es ist bekannt, daß diese Spinnstuben, weil sie oft zu Stätten der Unsittlichkeit wurden oder doch wenigstens Beförderungsmittel derselben zu sein schienen, durch die Verwaltungsbehörden verboten worden sind. Dieses Verbot hat sie zwar nicht ganz vertilgt, aber doch seltener gemacht. Im Sommer tritt an Stelle der Spinnstube der „Summerhausen", d. h. die Vereinigung lediger Burschen und Mädchen an einem Platze der Dorfstraße oder des Dorfangers. Von hier aus pflegen dann die jungen Leute in breiter Reihe, Arm in Arm oder Hand in Hand, durch die Dorfgasse zu schlendern und allerhand Lieder und Rundas zu singen. Das Hauptvergnügen nicht nur des jungen, sondern auch des alten Vogtländers ist der Tanz. Ihm giebt er sich mit ganzer Seele hin, in ihm geht er vollständig auf. Der vogtländische Tanz hat nicht das Nüchterne, Schulmäßige und Angelernte, was der Tanz des Niederländers zu zeigen pflegt, sondern etwas Ursprüngliches; er erinnert in seiner Lebendigkeit an den bayerischen und Tiroler Tanz. Von seinen fränkischen Ahnen hat der Vogtländer die Liebe zur Musik und die Freude am Gesange geerbt. Er singt, wo er nur singen kann, und hat nicht nur ein gutes Gedächtnis für Melodien, die er gehört hat, sondern auch eine bewundernswerte Fähigkeit, sich selbst für irgend ein Liedchen eine Weise zu schaffen oder wenigstens eine ihm bekannte umzumodeln. Eins hat der Vogtländer mit dem Norddeutschen gemein: bei der Feldarbeit singt er gewöhnlich nicht, es müßte denn die Art der Arbeit selbst zum Gesang ihn herausfordern. Wenn aber die „Hofleute" vom Felde heimwärts gehen, dann pflegt das erste Wort eine Aufforderung zu gemeinschaftlichem Gesange zu sein.

Fröhlich und mitunter in überschäumender Lust feiert der Vogtländer seine Feste, unter denen die „Kirmst" und Weihnachten die bedeutendsten sind. Zur Kirmeß ist er außerordentlich gastfrei und freut sich um so mehr, je mehr Gäste ihm die Ehre anthun. Speise und Trank giebt es an diesem Feste auch in den Hütten der Ärmeren in Hülle und Fülle; mit einer gewissen Beharrlichkeit arbeitet man sich durch die Genüsse hindurch; es ist eine Ehrenpflicht, die Freuden der Kirmeß nicht nur oberflächlich zu kosten. Das Weihnachtsfest ist im Vogtlande mit lieblichen Bräuchen und sinnigem Zauber noch mehr umwoben als anderswo. „Bornkinnel" heißt das Fest sowohl, als auch das Geschenk, das es bringt; Krippen, teilweise von des Vaters Hand geschnitzt, werden aufgestellt; Christbäume oder öfter noch Papierpyramiden oder sogenannte Kronleuchter werden angezündet; die ganze festliche Zeit ist eine Zeit nicht nur der Ruhe, sondern auch innigen Zusammenlebens und mannigfacher Feier.

Gar vieles hat der Vogtländer mit dem Erzgebirger gemeinsam. Man könnte den Unterschied dahin zusammenfassen, daß dieser gemütlicher, jener derber, dieser bescheidener, jener selbstbewußter, dieser sinniger, jener fröhlicher sei; aber derartige Zusammenfassungen haben bei Charakterisierungen immer ihr Bedenkliches, hier aber besonders deswegen, weil der erzgebirgische Hauptstamm in eine ziemliche Anzahl von Einzelstämmen zerfällt, die, wenn auch nicht in wesentlichen Punkten, so doch in manchen Eigenheiten sich voneinander unterscheiden. Schon im viel kleineren Vogtlande kann man den Obervogtländer, der um Adorf und Brambach wohnt,

von dem niederen Vogtländer um Reichenbach und Mylau wohl unterscheiden; je näher dem Niederlande, desto weniger pflegen die stammlichen Besonderheiten ausgebildet zu sein. Im Erzgebirge ist nun nicht allein der Unterschied zwischen dem südlichen Hochlande und der nördlichen Abdachung bemerkbar, sondern auch der zwischen dem östlichen niederen und dem westlichen höheren Gebirgszuge. Das, was im folgenden als Eigenart des Erzgebirgers besprochen werden wird, findet sich in ungetrübter Reinheit nur in dem Teile, den man sonst sächsisches Sibirien nannte; aber einzelne Spuren, wenn auch verwischt und verschwommen, lassen sich noch bis dahin nachweisen, wo das Hügelland zum Wellenlande wird. Während im Norden die ausgleichende Macht der Ebene bemerkbar wird, läßt sich im Osten schon der eigentlich meißnische und weiter nach Süden hin, besonders in den Zinngegenden, der böhmische Einfluß beobachten.

Wohl über kein Land und keinen Stamm haben sich die herrschenden Ansichten in den letzten Jahren so geändert, wie über das vermeintliche sächsische Sibirien und seine Bewohner. Man hat gesehen, daß dieses vielverkannte und vielgeschmähte Bergland eine Fülle landschaftlicher Schönheiten in seinen bachdurchrauschten Thälern, in seinen würzig duftenden Wäldern, auf seinen weit ins Land lugenden Höhen beut; man hat bemerkt, daß auch der Winter, obgleich hier von ihm das Wort des Claudius, daß er ein harter Mann sei, kernfest und auf die Dauer, in ganz anderem Sinne noch Geltung hat als in der Ebene, nicht sibirische Zustände schafft, sondern manches wahrhaft große Landschaftsbild und manche Annehmlichkeit, welche der zahme Winter der Ebene nicht zu bieten vermag. Das Urteil über die Bewohner, die man früher für fast bedürfnislos und damit für fast vollkommen kulturlos hielt, hat sich in gleicher Weise geändert, wenn auch nicht allenthalben. Man lernt eben das Land eher kennen als die Leute; und wie viele giebt es, die sich gar nicht Mühe geben, die letzteren kennen zu lernen! Aber auch derjenige, welcher mit der in unserem Zeitalter des Dampfes üblich gewordenen geschäftsmäßigen Hast die erzgebirgischen Höhen und Thäler durchwandert hat, wird bemerkt haben, daß die Erzgebirger wohl ein ärmliches und bedürfnisloses Volk sind, daß aber dieser Stamm auch seine Vorzüge und seine Besonderheiten hat, um die ihn der kulturmüde, aller Eigenart beraubte Sohn der Großstadt beneiden könnte.

Im allgemeinen ist der Erzgebirger schwächer und blässer als sein westlicher Nachbar. Urkräftige Gestalten mit allen Zeichen der Frische und Gesundheit, wie wir sie im Vogtlande oft, ja fast regelmäßig finden, begegnen uns hier ungleich seltener. Daß dieser Umstand zum Teil aus der mangelhaften Ernährung der ärmeren Klasse, die im oberen Erzgebirge den Grundstock der Bevölkerung bildet, zu erklären ist, soll nicht im mindesten geleugnet werden, obwohl die in den landläufigen Volkskunden verbreiteten Nachrichten über die Ernährung und Wohnung der Erzgebirger zumeist sehr übertrieben sind. Fleisch wird allerdings selten gegessen, am Sonntage aber fehlt es bei den wenigsten Familien; dagegen ist der Käse, bekanntlich eines der am meisten eiweißhaltigen Nahrungsmittel, fast allgemeine Zuspeise. Daß die Kartoffel die Hauptkost mittags und abends bildet, ist keine besondere erzgebirgische Eigentümlichkeit; in den Dörfern des Meißner

Hochlandes, wie überhaupt in den meisten ländlichen Haushaltungen ist das gleiche der Fall. Der Erzgebirger hat aber vor dem Niederländer das voraus, daß er aus der Kartoffel allerhand verschiedene und schmackhafte Gerichte zu bereiten versteht. Er kann alltäglich in der Woche Kartoffeln essen und ißt doch an keinem Tage das gleiche Gericht. In Palästen wohnt der Erzgebirger nicht, aber auch nicht in Hütten, die von den Höhlen der Urmenschen wenig verschieden wären. Die Wohnungen auch der Armen machen meist einen freundlichen Eindruck, insbesondere da der Bewohner des Gebirges mit seiner Lust am Schnitzeln und „Pesteln" und bei seiner Liebhaberei für Bilder und Blumen mancherlei zum Schmucke seines Wohnraumes anbringt. In übervölkerten Dörfern herrscht eine Art Wohnungsnot, die aber lange nicht so schwer und von so unheilvollen Folgen begleitet ist wie die Wohnungsnot in den modernen Stadtkolossen. Daß eine Stube durch Kreidestriche in vier Teile geteilt wird, von denen jeder von einer Familie bewohnt wird, kann vielleicht einmal vorkommen, es aber als Regel, als besondere Eigentümlichkeit des Erzgebirges hinzustellen, ist durchaus unberechtigt. Auch daß das Lager der Leute im oberen Gebirge oft nur Stroh und Moos sei, ist ein Irrtum. Damit soll das Vorhandensein der Armut nicht im mindesten geleugnet werden. Das obere Erzgebirge ist arm. Die Gründe dieser Erscheinung sind zu bekannt, als daß sie einer besonderen Aufzählung bedürfen.

Der Erzgebirger selbst ist an seiner Armut selten schuld; er ist fleißig. Schon die Kinder erzieht er zu nützlicher und einträglicher Geschäftigkeit. Während sie im Sommer die mannigfachen Schätze des Waldes, die „schwarzen und die roten Beer'", die Suppen- und Heilkräuter, wohl auch die Tannenzapfen und anderes zusammensuchen, sitzen sie im Winter am „Klipplkasten" oder an der Spule oder fangen an zu schnitzen und zu schneiden. „Viel Kinder, viel Segen" gilt daher im Erzgebirge in ganz besonderem Sinne; hier helfen die Kinder nicht nur verzehren, sondern auch verdienen. Bettler sind selten in den Dörfern. Als der Touristenstrom noch nicht durch die erzgebirgischen Thäler wogte, sah man selten bettelnde Kinder; jetzt freilich ist das in jenen Gegenden, durch welche der Hauptweg führt, nicht ohne Schuld der Fremden selbst, etwas anders geworden. Eine Eigenschaft fehlt den Bewohnern des Erzgebirges vollständig, das ist die Willenskraft. Seine Gemächlichkeit zeigt sich schon in seiner Mundart, in der Weise des Sprechens und in der Eigenart seiner Bewegungen. Der Vogtländer hat noch eine Spur von der bayerischen „Schneid'", dem Erzgebirger fehlt sie ganz. Am liebsten bleibt er das, was der Vater gewesen; und mag ein anderer Beruf noch soviel klingenden Lohn versprechen, er wendet sich nicht von dem ererbten oder gewählten ab. Wie viele erzgebirgische Hausierer klagen über die Not der Zeit; allein auf die Aufforderung, sich doch einem anderen Gewerbe zuzuwenden, bringen sie nichts anderes vor als: „Doas ka ich net!" Die Gewohnheit ist eine Macht im Leben des Erzgebirgers. Neuerungen brechen sich langsam Bahn, mit Mißtrauen werden neue Erwerbszweige angesehen. Wer, um die Lage der Leute zu verbessern, irgend ein gewerbliches Unternehmen anfing, hatte von diesen Eigentümlichkeiten des Stammes viel zu leiden. Wenn nun einerseits diese Gemächlichkeit insofern bedenklich ist, als sie eine kräftige Willensthätigkeit ausschließt

oder wenigstens nicht sofort aufkommen läßt, so hängt doch mit ihr auch jene tiefinnerliche Gemütlichkeit zusammen, die den Erzgebirger auszeichnet. Diese Gemütlichkeit äußert sich überall. Er hängt mit großer Liebe an seinen Blumen, an seinen Vögeln, nach deren Besitz er so lüstern ist, daß er schon oft genug mit den Wächtern der staatlichen Ordnung in bösen Streit kam; er ist ungemein sorglich und mitleidig mit seinem Vieh. Das Leben in der Familie und zwischen den verschiedenen Familien ist vertraulich und herzlich. Wie er an seinen Ahnen und Eltern mit großer Liebe hängt und mit einer seltenen Hochachtung zu ihnen emporschaut, so ist er auch durch die Bande innigster, nie verlöschender Liebe mit seinem Heimatlande verknüpft. In der Fremde verläßt ihn das Heimweh nimmer; die Äußerungen desselben sind um so rührender, als sie den Eindruck unmittelbarer Empfindung machen und wie von selbst hervorzuquellen scheinen. Der „Lettermann“, der seine Leitern und Rechen durch die Dörfer fährt, der „Karlsfelder“ mit seinem hohen Tragkasten, der Spitzenmann und der „Schiehader“ (Schönheider), sie alle sehnen sich heim und freuen sich, wenn sie um die Adventszeit sich zur Heimkehr rüsten dürfen. Auch an den alten Resten verschwindenden Volkstumes und Volksglaubens hängt der Erzgebirger mit wunderbarer Festigkeit; Sagen und Märchen, die sonst verschwunden sind, haben sich hier erhalten.

In den erzgebirgischen Familien ist die Überlieferung noch lebendig. Die alte Ahne im Lehnstuhl, die nicht mehr klöppeln kann, weil ihre Finger zittern, erzählt den Kleinen die Wundersagen und die besonderen Geschichten des Thales und des Dorfes, und diese erhalten sich in den Herzen und Köpfen und werden von den altgewordenen Hörern weiter vererbt. Hier eben ist noch manches lebendig, was anderwärts schon lange tot und mit Moder bedeckt ist. Hier leben in den langen Winterabenden die Gestalten der altdeutschen Sage wieder auf, und leuchtenden Auges lauschen die Kleinen den Märchen von dem reichen Silberherrn, den der Satan geholt, von dem Bergmanne, der die Silberstufen gefunden, von dem grauen Männchen in Schneeberg und dem Schwarzkünstler zu Geyer. Wie an seiner Heimat und deren Sagen, so hängt er auch an den alten Bräuchen und Sitten. Die erzgebirgische Tracht ist zwar fast ganz verschwunden — nur vereinzelt sieht man noch den roten Brustlatz mit blanken Knöpfen, öfter noch die schwarzledernen Hosen und den Samtbartel —, aber mit ihr nicht die eigenartige Sitte des Gebirges. Besonders mächtig ist noch die christliche Sitte. Was man im Niederlande schon als überlebt beiseite geworfen hat, ist in den Bergen noch lebendig. Die christliche Sitte ist eben keine bloße Äußerlichkeit; sie ist ein Ausdruck des Erzgebirgers, der sich nicht nur in seinem Thun und Treiben, nicht nur in seinem Verhältnisse zur Kirche und deren Dienern, sondern auch in seinen Sprichwörtern und seinen sprichwörtlichen Redensarten kundgiebt. Gemeinsam mit dem Vogtländer ist ihm die sinnige Feier des Weihnachtsfestes. Was bei jenem die Krippe, ist bei ihm das Bethlehem, eine Darstellung des Weihnachtswunders, oft vom Vater geschnitzt, oft auch in den Familien forterbend, um welche sich die Familie zum Feste sammelt. Die Stelle des Lichterbaumes wird, besonders in den Bergwerksgegenden, durch einen Bergmann vertreten, der ein Licht hält, oder auch durch einen großen Leuchter. Die Art der Festvorbereitung, der Fest-

feier und ihre Bedeutung für das Gemeinschaftsleben erinnert in den meisten Punkten an das Vogtland.

Eine Kunst versteht der erzgebirgische Arbeiter nicht, die Kunst des Sparens. In der Regel wird das Verdiente auch verbraucht, und die Mehrzahl der kleinen Leute lebt im eigentlichen Sinne aus der Hand in den Mund. Wenn der Erzgebirger demnach oft selbst die Schuld trägt, daß Schmalhans Küchenmeister wird, so ist er doch wiederum so genügsam und so heiter, daß er den Mangel leicht erträgt. In seinen Liedern wird die Genügsamkeit manchmal in herzlicher und herzbewegender Weise laut. Seine Heiterkeit sprudelt nicht so über, wie die des Vogtländers; sie ist stiller, wie das ganze Wesen des Erzgebirgers ein innerlicheres ist. Das schließt freilich nicht aus, daß hin und wieder diese heitere Grundstimmung des Gemütes in neckischem Scherze, in fröhlichem Witze und in frischem Sange laut wird; aber der Erzgebirger singt weit seltener als sein westlicher Nachbar.

Verhältnismäßig kurz können wir uns über die Eigenart der Lausitzer und der Bewohner des Meißner Hochlandes fassen. Die Gebirge sind im Osten unseres Vaterlandes niedriger und schon viel länger dem allgemeinen Verkehre geöffnet als die weltfernen Thäler und die unwegsamen Höhen des Erzgebirges; die unmittelbare Folge dieser Thatsache ist die schon weiter vorgeschrittene Abschleifung der besonderen Eigentümlichkeiten des Stammes.

Der Lausitzer, mehr noch der Westlausitzer um „Steewumsdg“ (Steinichtwolmsdorf) und „Cunewahle“ (Cunewalde) als der Ostlausitzer bei Zittau und Warnsdorf, ist rauher und derber als der Erzgebirger. Schon aus der Mundart geht dies hervor. Die Lausitzer Mundart mit ihrem rollenden R-Laut, ihren dumpfen Vokalen, ihrer ganzen poltrigen Art hat etwas Rauhes und scheinbar Hartes. „Kummt ockerei'“ (Kommt doch herein) klingt ebensowenig wie eine freundliche Einladung, wie jene fast zum geflügelten Worte gewordene Frage: „Aß't 'r oh no mie?“ (Eßt ihr auch noch mehr?) Aber die Härte ist nur eine scheinbare. Derb und zugehackt wie seine Sprache ist wohl auch die Art des Lausitzers; aber die rauhe Schale birgt in der Regel einen guten Kern. Wenn man ihm auch im allgemeinen große Innerlichkeit nicht zuschreiben kann, so ist doch sein Gemütsleben nicht arm; er verschmäht es nur, seinen Gefühlen Ausdruck zu geben. Oft aber leuchtet aus einem einzigen Worte, aus einer Redewendung, einer eigentümlichen Tonart die Tiefe seines Gefühles hervor. An seiner Heimat mit ihren „schianen, schianen Barg'n“ hängt er mit treuer Anhänglichkeit und fast schwärmerischer Sehnsucht, und das Gefühl der Stammeszugehörigkeit ist mächtig entwickelt, so daß er in der Fremde gern sich zu Stammesgenossen hält. Zu harter Arbeit ist er gezwungen, das macht ihn ernst und still. Die Sangeslust des nachbarlichen Wenden besitzt er nicht, die ausgelassene Lustigkeit des Vogtländers ist ihm vollkommen fremd. Eine gewisse Neigung zur Einsamkeit und zum Grübeln ist ihm nicht abzusprechen. Daher kommt es auch, daß der deutsche Lausitzer gern sich liberal nennt und gern für aufgeklärt gilt.

Von dem Bewohner des Meißner Hochlandes läßt sich inbezug auf seine Eigenart noch weniger sagen. Er bildet, wie geographisch, so auch volkspsychologisch den Übergang vom Erzgebirger zum Lausitzer. Bestimmend hat

außerdem auf die Entwickelung seines besonderen Wesens der Umstand gewirkt, daß er seit langer Zeit schon in lebhaften Verkehr mit Leuten anderen Stammes trat. Ein Reisender rühmt am Ende des vorigen Jahrhunderts die Offenheit und Biederkeit der Bewohner der „Heide", wie man damals das Meißner Hochland nannte; auch von der Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit derselben weiß er mancherlei zu erzählen. Das Meißner Hochland ist inzwischen zu einem beliebten Wanderziel geworden; aus ganz Deutschland ziehen wanderlustige Leute durch das Hauptthal und seine beliebtesten Nebenthäler. Daß unter solchen Umständen mancher eigenartige Zug verschwindet, mancher weniger hervortritt, ist selbstverständlich; man muß schon in die vom Hauptwege weiter abseits liegenden Thäler gehen, wenn man die Eigenart der Leute ohne fremden Zusatz kennen lernen will. Ein besonders hervorstechender Zug im Charakterbilde ist die Sauberkeit, weniger noch an der eigenen Person als an der Behausung. Schmuck sind die Dörfer und Häuser, schmuck die Straßen und Wege, schmuck ganz besonders die Schulhäuser, für die man in der Regel besser sorgt als für die Kirchen. Fleißig und rührig sind die Bewohner; was ihnen die karge Natur versagt hat, suchen sie durch Emsigkeit und Regsamkeit zu ersetzen. Die Folge dieser rührigen Thätigkeit ist ein allgemeiner Wohlstand, der freilich mehr auf der an das eigentliche Hochland grenzenden Hochebene als in diesem selbst zu Hause ist. Dagegen geht den Bewohnern des Meißner Hochlandes der Sinn für ihre besondere Eigenart fast gänzlich ab. Daß sie sich nicht als einen Stamm fühlen, geht schon daraus hervor, daß sie keinen Gesamtnamen für den Stamm haben.

Wohl kann man das allmähliche Verschwinden der Stammeseigentümlichkeiten bedauern, hindern wird man es nicht können. Der gleichmachende, alle bezeichnenden Unterschiede verwischende Zug der Zeit hat bereits begonnen, sich auch in den weltfernsten Teilen unseres Vaterlandes bemerklich zu machen, und er wird von Jahr zu Jahr immer mächtiger, seine Thätigkeit wird immer sichtbarer werden. Mit jedem Schienenstrange, der in ein bisher unberührtes Thal gelegt wird, schwindet ein Stück der Eigenart; durch jede Erleichterung des Verkehrs wird jene Vermischung der Eigentümlichkeiten unterstützt. Es ist deshalb von besonderem Interesse, die Eigenart der Stämme zu beobachten, solange noch eine solche Beobachtung möglich ist. Bald genug wird auch das Bild eines Vogtländers und Erzgebirgers, wie wir es zu schildern versucht haben, der Vergangenheit angehören.

Dr. Georg Oertel.

Wahlsprüche und goldene Worte sächsischer Fürsten.

Schon im grauen Altertume begegnen wir der schönen Sitte, ein Sprichwort, eine kurzgefaßte Weisheitslehre als Wahlspruch, als Leitstern und Richtschnur des Handelns anzunehmen. Meist gesellte sich zum Sinnspruch ein Sinnbild, um das erwählte Losungswort sich und anderen anschaulich und dadurch eindringlicher zu machen. Agamemnon, der Anführer der Griechen auf dem Zuge gegen Troja, führte einen Bärenkopf im Schilde mit der Umschrift: „Das ist der Schrecken der

Menschen.“ Im Trauerspiele des griechischen Dichters Äschylus „Die Sieben vor Theben“ erscheinen alle diese Helden mit sinnbildlichen Figuren und entsprechenden Umschriften auf den Schilden.

Mit griechischer Bildung kam der Brauch nach Rom, und von fast jedem namhaften Dichter, Gelehrten und Schriftsteller ist uns ein Sinnspruch, ein Losungswort überliefert, welches seine Gefühls- und Denkungsweise ausdrücken sollte. Auch die Kaiser folgten dieser Sitte.

Die christliche Kirche nahm diesen Gebrauch auf, heiligte ihn und bildete ihn zur christlichen Symbolik aus. Bei den geistlichen und den nach deren Vorbilde gestifteten weltlichen Ritterorden wurde die Sitte, einen Wahlspruch zu führen, zur stehenden Regel. Durch die Orden kamen die Turniere und Wappen in Brauch und mit den Wappen die Wappensprüche. Bald durfte auf keinem Turniere die Schildinschrift (Devise) fehlen, welche man stolz „Die Philosophie des Edelmanns“ oder „Die Sprache der Helden“ nannte, im Gegensatze zur „Weisheit auf der Gasse“, dem vom Volksgeiste geschaffenen Sprichworte. Die Wahl eines Denkspruchs für den zum Ritter geschlagenen Knappen war eine wichtige Angelegenheit. Einige wählten einen Spruch, der geeignet schien, sie auf dem Pfade der Tugend und der Ehre zu erhalten, andere geheimnisvolle Buchstaben und Bildzeichen, ein Brauch, dem der jetzt wieder so beliebte Rebus seine Entstehung verdankt.

Die Blütezeit der Spruchpoesie fällt in den Zeitraum vom Anfange des 15. bis ins 17. Jahrhundert. Allmählich artete der schöne Gebrauch in Überladung und gelehrte Spielerei aus. Oft wurden einer und derselben Person eine ganze Reihe Wahlsprüche zugeschrieben, die vielleicht unter wechselnden Verhältnissen gewählt wurden, aber dann aufhörten, einen sicheren Schluß auf das Wesen ihrer Träger zu gestatten.

Ein edles Fürstengeschlecht wie das der Wettiner, welches immer auf der Höhe seiner Zeit stand und an deren geistigen Bewegungen und Gewohnheiten nicht nur hervorragenden Anteil nahm, sondern dieselben sogar oft wesentlich mit gestalten half, entzog sich auch dem ritterlichen Brauche nicht, Wahlsprüche zu erkiesen. Von beinahe allen sächsischen Fürsten sind uns Sprüche überliefert, die fast ausnahmslos Eigenart und Gesinnung derselben knapp und treffend angeben, in jedem Falle aber ein Zeugnis der edlen Absichten sind, von denen ihre Träger beseelt waren.

Eine Zusammenstellung dieser in den Quellenschriften der vaterländischen Geschichte vereinzelt auftretenden Sprüche liefert den Beweis, daß die Sachsen sich immerdar des Wortes getrösten konnten: „Wohl dem Lande, des König edel ist!“ *)

*) Wo aus den zu Gebote stehenden Quellen ein bestimmter Wahlspruch sich nicht ermitteln ließ, tritt an dessen Stelle ein bedeutungsvolles „goldenes Wort“ des betreffenden Fürsten. Aus den Bemerkungen über die Zeit der Entstehung und die Ausbreitung der Sitte, Losungsworte zu erwählen, ergiebt sich der Grund, weshalb die Zusammenstellung nicht eher begonnen werden konnte als mit dem Stammvater unseres erhabenen Königshauses.

Albrecht der Beherzte (1485—1500). „Ich bin gewohnt, nicht wie Weiber mit Worten, sondern mit Mut und Faust zu kriegen."

Friedrich der Weise (1486—1525). „Crux Christi nostra gloria." (Christi Kreuz unser Ruhm.) „Verbum Dei manet in Aeternum" abgekürzt: V. D. M. I. Æ. (Gottes Wort bleibet in Ewigkeit.) Sein Lieblingsspruch war: „Ohne mich könnet ihr nichts thun." Joh. 15, 5. — An eine Wand im Schlosse Lochau schrieb er den Vers:

„Wenn ein Fürst selbst ist ein Kind,
Hat Rät', die unerfahren sind,
Priester, die bös Exempel geben,
Leut', die ohne Gottesfurcht leben,
Ein' unversuchte Ritterschaft,
Ein'n Adel, der kein' Tugend acht't,
Ein'n Richter, der kein Unrecht straft,
Da steht das Recht auf Gunst und Gab',
Und nehmen Land und Leute ab."

Johann der Beständige (1525—1532). „Ich kann des göttlichen Wortes so wenig entraten als des Essens und Trinkens." „Es sind zween Wege, entweder Gott verleugnen oder die Welt; denke nun ein jeglicher, welches am besten sei." „V. D. M. I. Æ."

Johann Friedrich der Großmütige (Kurfürst bis 1547, † 1554). „Alles in Ehren." „Ich habs gestallt ins Herrn Gewalt."

Georg der Bärtige (1500—1539). „Semper laus ejus in ore meo." (Sein Lob ist immerdar in meinem Munde. Ps. 34, 2.) „Geradezu macht gute Renner."

Heinrich der Fromme (1539—1541). „V. D. M. I. Æ." Seine Hofbedienten führten diese Buchstaben in Seide gestickt auf ihren Ärmeln.

Moritz (1541—1553). „Vielleicht gelingt's! Vielleicht glückt mir's auch!" „Fortes fortuna adjuvat!" (Dem Tapfern hilft das Glück!)

Vater August (1553—1586). „Tandem bona causa triumphat." (Endlich siegt die gute Sache.) „Omnis victoria a Deo." (Aller Sieg von Gott.) „Ach Gott, erhalte uns bei Deinem Wort." Ps. 119, 108.

Christian I. (1586—1591). „Fide et vide!" (Trau und schau!)

Christian II. (1591—1611). „Fide sed vide!" (Trau, aber schau!) „Haud timet mortem, qui vitam sperat." (Wer das Leben hofft, fürchtet nicht den Tod.) „Time Deum, honora Caesarem!" (Fürchte Gott, ehre den Kaiser!) „Parva etiam virtus vim magnam vincit et iram." (Auch schwache Tugend besiegt große Kraft und großen Zorn.) „Ich wollte, daß ich jedermann könnte reich machen."

Johann Georg I. (1611—1656). „O Herr, in allen Sachen mein wollst Anfang Du und Ende sein." „Caste et pie!" (Keusch und fromm!") „Scopus vitae meae Christus!" (Christus, meines Lebens Ziel!) „Meinen Jesum laß ich nicht."

Johann Georg II. (1656—1680). „Maternis precibus nil fortius." (Nichts ist stärker als mütterliche Gebete.)

Johann Georg III. (1680—1691). „Jehova vexillum meum." (Der Herr ist mein Panier.)

Johann Georg IV. (1691—1694). „Sola gloriosa, quae justa." (Nur was gerecht, ist rühmlich.)

August der Starke (1694—1733). Als Kurprinz: „Divinae sedes doctrinae firma manebit." (Der Thron göttlicher Lehre wird fest bleiben.) Später: „Tantum quantum possum." (Soviel, als ich vermag.)

August II. (1733—1763). „Fas!" (Recht!)

Friedrich Christian (1763). „Cum Deo et die." (Mit Gott und mit der Zeit.)

Friedrich August der Gerechte (1763—1827). „Meine Politik ist die eines ehrlichen Mannes." „In einem 45jährigen Zeitraume Unserer Regierung haben Wir unter dem Wechsel der Ereignisse die Wohlfahrt des Landes und das Beste Unserer Unterthanen zum einzigen Gegenstande Unserer Bestrebungen gemacht und für alle Sorgen in dem sich immer gleich gebliebenen Vertrauen und der unverbrüchlichen Anhänglichkeit Unseres Volks die erwünschteste Belohnung gefunden." (Patent vom 23. Febr. 1813.) „Providentiae memor!" (Der Vorsehung eingedenk.) Devise des von ihm 1807 gestifteten Ordens der Rautenkrone.

Anton der Gütige (1827—1836). „Suum cuique!" (Jedem das Seine!)*)

Friedrich August II. (1831—1836 Mitregent, bis 1854 König). „Vertrauen erweckt wieder Vertrauen."

Johann (1854—1873). „Mit Gott für das Recht!" (Proklamation vom 14. Juni 1866.) „Mit derselben Treue, mit der ich zum alten Bunde gestanden, werde ich zu der neuen Verbindung halten." (Proklamation vom 26. Okt. 1866.)

Albert. „Providentiae memor." (Der Vorsehung eingedenk.)

Prinz Georg. „Ist Gott mit mir, wer will wider mich sein!" Röm. 8, 31.

Randumschrift der Silberthaler sächsischen Gepräges, Wahlspruch und tägliches Gebet aller treuen Sachsenherzen: „Gott segne Sachsen!"

P. Kruschwitz.

Sachsentreue.

Zu Wittenberg, im alten, got'schen Zimmer,
Sitzt Meister Lukas Cranach still, allein;
Vom hohen Bogenfenster fällt der Flimmer
Der warmen Morgensonne hell herein.
Die Elbe rollte wieder ihre Wogen
Dahin, von starrem Wintereis befreit,
Der holde Lenz war ringsum, weit und breit,
Sieghaft in Wald und Fluren eingezogen.

---

*) Als dem Könige am 17. Oktober 1829 bei seiner Anwesenheit in Zittau ein lateinisches Gedicht überreicht wurde, antwortete er, das Latein habe er ziemlich vergessen, nur die für einen König wichtigen Worte ‚Suum cuique' vergesse er nie.

Dem Meister will der Frühtrunk heut' nicht munden,
Ein banger Kummer drückt sein Herze schwer,
Die Kunst, in der er sonst in manchen Stunde
So reichen Trost für alles Leid gefunden,
Sie dünkt ihm heute elend, nichtig, leer.

Er hebt den Blick: Was er schon lange plante,
Das Bild schaut halb nur fertig von der Wand,
Als ob es zur Vollendung streng ihn mahnte:
Auf, Meister, spute dich und rühr' die Hand!

Er greift zum Pinsel endlich, greift zum Stabe;
Wie scheint ihm beides jetzo ungewohnt.
Ach, traurig schaut der holde Jesusknabe,
Es schaut Maria, die auf Wolken thront,
Mit Schmerzen hin auf ihn, den sie geboren,
Auf den sie, aller Himmelswonnen voll,
Die Blicke, göttlich leuchtend, wenden soll,
Als wär' er schon als Kind dem Tod erkoren.

Doch weh, was zittert die sonst sichre Hand?
Was wirfst du, Meister, Stab und Griffel wieder
Von dir hinweg? Was sinkst du unverwandt
Auf deinen Lehnstuhl wie gebrochen nieder?

Ach, seit dem Tage, da der grüne Tann
Sich rot gefärbt von deines Herren Wunde,
Seit jenem Tag bei Mühlberg, da die Kunde,
Die schwere, dich getroffen, — da begann
Das Leid, das, ob es Nacht war, ob es tagte,
An deinem Herzen kummervoll dir nagte!

Er fährt empor, der tiefbeklemmten Brust
Entringen sich die schmerzensvollen Laute:
„O Wittenberg, du meine Freud' und Lust,
Du meines Herzens Buhle, wonnigtraute,
Bist du nicht jetzt ein ödes, stilles Grab,
Seit alles, dem mein Sinnen nachgehangen,
Aus deinen Mauern jach hinweggegangen,
Seit ich des Landes Herrn verloren hab'?

War's nicht genug, daß in der Schlacht geschlagen,
Mein edler Johann Friedrich unterlag?
Das hätte ich, so schwer es auch, ohn' Klagen
Erdulden wollen. Aber wie vermag
Ich das zu dulden in des Alters Tagen,

Daß er, an dem das Land mit Liebe hing,
Gefangen, und des Throns verlustig ging?

Ja, müssen nicht des Volkes Thränen fließen?
Der Kaiser will, ich hör's, auf Albas Rat,
Das Todesurteil, früher oder spat,
An meinem Herrn, den Ketten eng umschließen,
Vollziehn, er will das teure Blut vergießen!



Lukas Cranach.

Und du, bei dem ich Trost in Gottes Wort,
Durch Liebeswerke jederzeit gefunden,
Philippe, unsrer teuren Kirche Hort,
Du schlugest meinem Herzen tiefe Wunden,
Als du dich angeschickt, hinwegzuziehn!
Ihr, lieben Freunde, die in allen Stunden
Mir hilfreich, willig ihren Schutz verliehn,
Was mußtet ihr, da in den schweren Zeiten
Die Feinde Tod und Untergang bereiten,
Aus meinem lieben Wittenberg entfliehn?

Doch täuscht mich nicht mein Ohr? Drauß' an der Pforte
Erknarrt der Riegel, so den Eintritt wehrt?"

Ein Bote ist's, schon hört er seine Worte.
Er tritt hinaus, er sieht auf hohem Pferd
Aus Karols Lager einen Hakenschützen,
Der reicht ihm einen Brief herab zu Hand:

„Vom Kaiser," spricht er, „was soll ich ihm nützen?
Vom Kaiser Karl ein Brief, an mich gesandt?"

Er liest, ob seine Augen ihn nicht trügen,
Hat er vom Kaiser wirklich das empfahn?

Er liest, da steht's in deutlich großen Zügen,
Er solle dem Befehl sich eiligst fügen
Und sich des Feindes Lagerplatze nahn.

Schon sitzt der Greis auf andalusischem Rosse,
Schon fliegt er über Wiesen hin und Feld,
Gefolgt von span'scher Reiter flinkem Trosse,
Und kommt mit Bangen an des Kaisers Zelt.

Doch welch Empfangen wird ihm hier bereitet!
Ist das des Kaisers stolze Majestät,
Die sich durch Blick und Miene schon verrät,
Die, ohn' ihn zu beachten, vor ihm schreitet?
Der Welten Herrscher lädt zum Sitz ihn ein;
Schon ist geraume Zeit dahingegangen,
Glühn jugendwarm des Meisters greise Wangen,
Denn nicht von Kriegesnöten nur allein,
Von allem Möglichen muß er erzählen,
Und immer weiß der Meister klug und fein
Bei jedem Stoff die Worte auszuwählen.

Indes in solcher Rede Allerlei
Die Zeit den beiden unvermerkt verronnen,
Kommt schließlich das Gespräch auf Malerei,
Als Karl zu Cranach also nun begonnen:

„Ei, Meister, du verstehst wohl deine Kunst
Wie sonst ein andrer kaum in deutschen Landen,
Bei Fürsten bist du, bist bei mir in Gunst,
Ist mir doch selbst ein Bild von dir zu Handen,
Das Sachsens Kurfürst, der mich schwer gekränkt,
Zu Speier, in der deutschen Stadt, der alten,
Da wir vor Jahren Reichstag dort gehalten,
Zur Kurzweil mir zu jener Zeit geschenkt.

Ist mir das eine Bild schon Augenweide,
An dem mit Lust ich, sinnend, gern verweilt,
Heg' ich ein andres noch wie ein Geschmeide,
Das oft von Trübsal mich und Kummer heilt.
Es ist in meinen treuen Niederlanden
Ein lieb Gedenken an die Jugendzeit,
An dem ich oft mit Rührung still gestanden:
Ich war ein Kind, da du mich konterfeit:
Weißt du, wie alt ich damals war als Knabe?"

Der greise Meister thut es eiligst kund:
„Ist mir's doch just, ich hätt' das Bild zur Stund'
Gemalt, das damals ich vollendet habe!

Zu Mecheln, im ehrwürd'gen, alten Saal,
Harrt' ich, des Dienst's bereit, der Majestäten.
Ganz plötzlich seh' ich durch das Hauptportal,
Gott hab' ihn selig, Max, den Kaiser, treten,
Euch, hocherlauchten Prinzen, an der Hand.
Es war in jenen Tagen aller Orten,
Da Ihr acht Jahre zähltet, dort zu Land
Des Kaisers Enkel, Euch, gehuldigt worden.

Ich ging ans Werk, ein Sessel ward gebracht,
Der Ältervater hieß ihn Euch besteigen.

Er sprach zu Euch: ‚Mein Karl, nun gieb mir acht,
Sitz' still, dem Meister folgsam dich zu zeigen!'

Die ersten Züge warf ich flüchtig hin
Und glaubte schon das Schwerste leicht vollendet,
Als Ihr, in leichtem, jugendlichem Sinn,
Voll Ungeduld Euch hin- und hergewendet,
Ihr machtet, Majestät, bei solchem Sitzen
Den armen Meister wahrlich weidlich schwitzen!

Wer war der Retter nun aus dieser Pein?
Was keinem in dem Saale glücken wollte,
Ja selbst des Kaisers Ansehn nicht, das sollte
Dem Herrn Präceptor vorbehalten sein.
Er war's, der Eures Herzens Neigung kannte,
Gar wohl berechnend eines Kind's Natur
Kam er, ohn' lang zu grübeln, auf die Spur,
Wie er den Sinn in strenge Fesseln bannte.

Ein Pfeil, von selten auserles'ner Pracht,
Von Elfenbein, mit Goldblech leicht beschlagen,
Ward von dem strengen Herrn herbeigetragen
Und an der Wand genüber angebracht.
Das wollt' des Kaisers Enkelsohn behagen.

Nun saht Ihr, die Ihr vorher nur gedahlt,
Fein ruhig sitzend, nach dem Waffenstücke
Und rührtet Euch nicht mehr. Mir war's zum Glücke,
Den Griffel faßt' ich, herzhaft ward gemalt;
Und da wir so Euch leichtiglich bezwungen,
Kam's, daß Ihr baß vergnügt darein geschaut.
Bald war das Bild der Tafel anvertraut,
Gefiel mir selbst doch, was wir so errungen!"

Weil diese Worte Karls Gemüt erfreu'n,
Spricht er: „Du machst, da sich der Kindheit Stunden
Durch deine Wort' erinnernd mir erneu'n,
Vom Gram, der an mir naget, mich gesunden,
Nie soll mich, daß ich dich dahier gefunden,
Nie dieses Tages eine Stunde reu'n!

Du weißt, das Reich, das mir der Herr gegeben,
Erstreckt sich über der Welten weites Meer,
Doch bin ich arm, so reich euch dünkt mein Leben,
Mein Thron ist einsam, ist an Freuden leer!
Auf die ich sonst geblickt, die wen'gen Lieben,
Sie sanken alle längst vor mir hinab —
Was ist dem mächt'gen Karl noch übrig blieben,
Als was des ärmsten Bettlers harrt, ein Grab!

Gesuchet haben wir in allen Landen,
Wo offen uns entgegenschlüg' ein Herz,
Doch wir gewahrten, ach, zu uns'rem Schmerz,
Daß wir nicht, was wir mühsam suchten, fanden!
Die Räte alle, die uns rings umstanden,
Die ehrfurchtsvoll vor uns gebeugt das Knie,
Die Fürsten, Grafen, die hispan'schen Granden —
Dem Herzen nahe kamen sie uns nie!

Du aber, deutsch in Fühlen und in Denken,
Du tratest, kaum gesehn, dem Herzen nah,
Auf dich mußt' ich mein Auge freudig lenken,
Da ich nach langer Zeit dich wiedersah!
O, bleib' bei mir! Gleich einem zweiten Vater

Sollst du an meinem Hof gehalten sein;
Ein Freund mir, ein willkommener Berater,
Geh' an dem Throne aus bei mir und ein!
Nach blut'gem Krieg ersehne ich den Frieden,
Der mir seit langer, langer Zeit geraubt,
Komm' mit mir, sei es mir durch dich beschieden,
Gieb mir, was längst verloren ich geglaubt,
Zutrau'n zu Menschen wieder, gieb mir Frieden!"

Längst rollten Thränen von des Meisters Wang',
Sein Busen keucht, es zittern ihm die Glieder,
Aufs Knie stürzt er vorm mächt'gen Herrscher nieder
Und ruft, aufseufzend unter Thränen bang':

„Ach, allgewalt'ger Herr, übt an mir Gnade,
An mir, dem alten, hilfsbedürft'gen Mann,
Ob Zorn ich auf mein greises Haupt auch lade,
Laßt ab von dem, der Euch nicht dienen kann!
Zwar weiß ich, was Ihr bietet, voll zu schätzen,
Weiß, was Ihr mir vor allen andren schenkt:
Ein Herz, das für mich schlägt und edel denkt,
Doch kann ich Euch nicht dienen; denn verletzen
Würd' ich dann eine hohe, hehre Pflicht!
Durch einen heil'gen Eid bin ich gebunden
An einen, dem es jetzt an Macht gebricht,
Der, ach, in seinem Kerker bang' die Stunden
Des Lebens, das ihm noch verbleibet, zählt.
Der Eine, brauch ich ihn Euch erst zu nennen,
Der sich in Zweifeln schier sein Herz zerquält,
Der Eine ist's, sollt' ich mich von ihm trennen,
Von Johann Friedrich, meinem güt'gen Herrn?
Dem treu ich stets gedient seit langen Jahren,
Sollt' ich im Unglück nicht die Treue wahren?
Nur dies verlangt nicht, dieses sei mir fern!
Ich kann nicht anders, laßt, laßt mich enteilen,
Laßt mit dem Fürsten mich den Kerker teilen!"

Ein Schatten legt sich über Karls Gesicht,
Die Stirne decken fast des Unmuts Falten,
Doch weiß er sich zu fassen, und er spricht:

„Es sei mir ferne, dich zurückzuhalten.
Nun erst erkenn' ich deinen ganzen Wert!
Gott sei mir für, solch Sinnen muß ich ehren,
Die Bitte sei dir ganz und voll gewährt,

Zieh hin in Frieden, nicht will ich dir wehren!
Ja, ich thu' mehr, wie du von mir verlangt:
Des Zweifels Qual, in der dir schmerzlich bangt,
Will ich mit einem Male dich entheben.
Und daß du ganz mein Innres kennen lernst,
Will ich dir sagen: Niemals war mir's Ernst,
Den Fürsten seinen Richtern preiszugeben.
Geschlossen bleibt zwar jetzo und hinfür
Ihm des Gewahrsams leicht gefügte Thür',
Doch, wisse, niemals wollt' ich ihm ans Leben

Leb' wohl, bring' in den Kerker ihm die Post,
Wie mein Gewissen reiflich sie ermessen,
Leb', Meister, wohl, sei immerdar getrost,
Ich will der heut'gen Stunde nie vergessen!" —

* * *

Vergangen waren Jahre, und die Haft
Bot wenig freud'ge, manche trübe Stunden,
Doch ungebrochen blieb die alte Kraft,
Da beide Tröstung im Gebet gefunden.
Der Meister wußte durch die holde Kunst
Die stillen Zeiten freundlich zu gestalten
Und sich des edlen Fürsten volle Gunst,
Wie einst im Glück, im Unglück zu erhalten.

Da kam ein Tag, an dem der Sonne Strahl
Wie nie so wonnig heiter wieder lachte,
Ein Tag, der die Erlösung aus der Qual,
Der in der alten Heimat trautem Thal
Die nie gehoffte Freiheit endlich brachte.

Und als nun wieder drauf ein langes Jahr
Dahingegangen, läuteten die Glocken,
Da lag der Meister auf der Totenbahr',
Kein Auge blieb bei seinem Scheiden trocken.
Mit seinem Herren und der Kunst allzeit
War er geblieben treu und eng verkettet,
Und wurde, unter fürstlichem Geleit,
Zur letzten Ruhe feierlich gebettet
In Weimars Kirche, wo sein schönstes Bild,
Der Herr am Kreuz, zum Schiffe niederschauet,
Das alle Frommen segensreich und mild
Zu Gott erhebt und ihr Gemüt erbauet.

An jedem Festtag, wenn von der Empore
In mächt'gem Ton die Orgel niederrauscht,
Dünkt es noch heut dem andachtsvollen Ohre,
Das unter jenem Bild dem Klange lauscht,
Als sänge sie, wie einst, auch heut' aufs neue
Von Meister Cranachs Kunst und seiner Treue.

Emil Irmscher.

Kronprinz Albert von Sachsen im Liede seiner Soldaten.

Zu den erlauchten Fürsten aus dem Hause Wettin, deren Heldenstirn der Siegeslorbeer schmückt, und denen es vorbehalten war, in den schweren Kriegszeiten sich unverwelklichen Ruhm zu erwerben, gehört in erster Linie König Albert von Sachsen. Schon seit frühester Jugendzeit, bereits vor seinem Eintritte in das Offiziercorps des sächsischen Heeres als aktiver Offizier im Leibinfanterieregiment (24. Okt. 1843), war er dem Militär mit herzlicher Liebe zugethan; und weil er von jeher durchaus Soldat mit Leib und Seele gewesen ist und ein echt kameradschaftliches Mitgefühl sowohl den Offizieren wie auch den Soldaten entgegengebracht hat, so war er und ist er noch der erkorene Liebling seiner Soldaten, in deren Kreis er sich allgemeinster Verehrung und größter Beliebtheit erfreut.

In allen Feldzügen gab Prinz, später Kronprinz Albert, immer an der Spitze der wehrhaften Jünglinge und Mannen des Sachsenlandes stehend, seinen Truppen ein leuchtendes Beispiel soldatischer Bravour, indem er nicht von ihrer Seite wich, vielmehr die kämpfenden Söhne seines Vaterlandes durch ermutigende Worte zur Tapferkeit anfeuerte. Mußte es nicht begeisternd auf die Truppen wirken, wenn Prinz Albert, was am 13. April 1849 im dänischen Kriege geschah, sich im heftigsten Geschütz- und Gewehrfeuer zeigte und die sächsischen Soldaten zum Ausharren ermunterte? Solche Beweise von Unerschrockenheit, Kaltblütigkeit und persönlicher Tapferkeit eines fürstlichen Helden vergessen die Soldaten nicht so leicht. Sie bilden den Gegenstand ihrer Unterhaltung im Biwak, auf dem Marsche, in den Kasernenstuben. Wird einmal auf dem Marsche ein erfrischendes Lied angestimmt, was kann dann anders sein Inhalt sein als die Thaten und die löblichen Soldateneigenschaften des königlichen Helden? Überwältigt von seiner Persönlichkeit, sangen ehemals die braven Erstürmer der Düppler Schanzen, die wackeren Streiter und Sieger in Jütland:

„Alsobald hat man die ganzen
Tod und Wunden spei'nden Schanzen
Festen Sturmschritts in Gewalt.
Prinz Albert, jung, ein tapfrer Degen,
Als Kamerad im Kugelregen
Feuert an, wo's platzt und knallt!
Drum, ihr Brüder, stoßt an:
Hoch lebe der General,

Prinz Albert soll leben,
Der die Schanzen that nehmen,
Und ein jeder Offizier!
Tapf're Sachsen sind wir."

Oder:

Wer wollte nicht zu Felde, Felde ziehn,
Wenn uns der Oberst führt?
Wer wollte nicht wie Mauern, Mauern stehn,
Wenn uns Prinz Albert kommandiert?
Wenn's heißt, der Feind rückt an,
Freut sich ein jeder Mann.
Legt an! Gebt Feuer und ladet, ladet schnell
Und weicht von keiner Stell'!"

Wie die im dänischen Kriege und in den Manövern und Übungen bewiesene echt soldatische Haltung den hohen Beifall des Vaters*) des königlichen Helden und den des Generals von Prittwitz**) fand, der seinem Ordonnanzoffizier, dem Prinzen Albert, uneingeschränktes Lob zollte, so gefiel sein leutseliges Wesen besonders dem gemeinen Soldaten, und dieser feierte die Anspruchslosigkeit seines Führers, der die Entbehrungen der Soldaten auf dem Marsch und im Biwak gern und freiwillig mit ertrug, in einfachen, aber herzlichen Weisen:

„Soldat, das ist mein Leben,
Soldat ist meine Lust,
Der Kronprinz kommandieret,
Trägt Sterne auf der Brust.

Er schaut auf uns hernieder,
Er reitet uns voran,
Es kennet unser Albert
Wohl einen jeden Mann.

Er thut mit uns kampieren
Im Biwak auf dem Feld:
‚Guten Morgen, Kameraden!'
Das Leben mir gefällt."

Der unglückliche Ausgang des Krieges in Böhmen 1866 that dem Glauben an die Kriegstüchtigkeit und das Feldherrntalent des Kronprinzen, das

*) Prinz Johann erzählt in seinem Tagebuche: „Während wir (im Rittergut Zschorna gelegentlich eines Manövers) beim Souper saßen, kam Albert herein, um etwas Nahrungsmittel zu fassen. Ich lud ihn ein, an meinem Tische Platz zu nehmen; er lehnte es aber ab, um zu seinem Posten zurückzukehren. Diese echt militärische Haltung des jungen Mannes gefiel mir sehr gut, sowie ich überhaupt mit Freude hörte, daß er sich sehr ausdauernd und soldatisch gezeigt habe."

**) Der die sächsischen Truppen befehligende General von Prittwitz schrieb (16. Aug. 1849) an den Prinzen Johann: „Prinz Albert besitzt die Gabe, nicht allein die Verehrung und treue Anhänglichkeit einzelner Personen, sondern auch die Herzen aller derer zu gewinnen, welche nur irgend des Vorzugs teilhaftig werden, in Berührung mit Sr. Königl. Hoheit zu kommen. Diese Gabe, verbunden mit Verachtung der Kriegsgefahr, Bewahrung des kalten Blutes in den ernsten Lagen und dem Geschick, Offizieren und Soldaten gegenüber stets die richtige That oder das richtige Wort zu finden, haben den Prinzen schnell auf einen Punkt gestellt, der eine Leitung entbehrlich machte . ." u. s. w.

sich bei Gitschin und Königgrätz bewährt hatte, keinen Abbruch. Die Soldatenpoesie bekennt die Unerschrockenheit, die Tüchtigkeit des Feldherrn:

„In Böhmen, Kameraden,
Der Kronprinz kommandiert';
‚Thu keiner sich ergeben,
Und niemand retirier'.'"

Und:

„Mit unserm Kronprinz an der Schar
Ging's frisch hinein in die Gefahr,
Da reitet Albert zu uns 'ran:
‚Stell' heute jeder seinen Mann!'"

Trotz des Mißerfolges blieb er der erklärte Liebling, das Ideal seiner ihm treu ergebenen Soldaten; sie sangen:

„Kronprinz Albert steigt zu Pferde,
Zieht mit uns ins Feld; —
‚Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen,
Sterben als ein tapfrer Held.'"

Wer hört nicht in den wuchtigen Tönen dieses echten Soldatenliedes die Siegeszuversicht und das unbedingte Vertrauen zum erprobten Schlachtenführer? Es ist dieses Soldatenlied: „Kronprinz Albert steigt zu Pferde" zu einem Gemeingut aller Sachsen geworden, die des Königs Rock getragen haben und tragen, eine Lieblingsweise des sächsischen Heeres. Als nun in den Augusttagen des Jahres 1870 die todesmutigen Sachsensöhne mit unvergleichlicher Tapferkeit unter den Augen ihres Feldherrn die festungsähnlichen Höhen von Roncourt und Marie aux chênes stürmten und mit flatternden Fahnen in die feuersprühenden Gassen von St. Privat eindrangen, da war diesem Soldatenliede ein neuer, lebenskräftiger Inhalt gegeben, da erfuhr es bald eine Weiterbildung und Ausgestaltung:

„Kronprinz Albert steigt zu Pferde,
Reitet uns voran,
Wenn ihn sehn die roten Hosen,
Fliehet jedermann.
Brüder, auf mit lust'gem Klange
Kronprinz Albert hoch,
Der voran mit der Kolonne
Ein nach Frankreich zog!"

Als Kronprinz Albert immer neue Lorbeeren um seine fürstliche Stirne wand und die für unbesiegbar gehaltenen Franzosen in mehreren entscheidungsvollen Kämpfen schlug, einmal sogar in der Nacht seine Truppen wecken ließ und mit einem Teile derselben die feindlichen Führer frühmorgens überraschte und dann beim weltgeschichtlichen Entscheidungskampfe fünf Stunden früher eingriff, als er erwartet wurde — fünf ereignisreiche, schwerwiegende Stunden —, da war seinen kampfesmutigen und sangesfreudigen Kriegern für ihre schlichten Dichtungen ein würdiger, großartiger Stoff gegeben, und die Erinnerungen an diese unvergleichlichen Siege boten Veranlassung zu folgenden Soldatenweisen:

„Vivat hoch, der Kronprinz lebe,
Unser tapfrer Kommandeur!
‚Immer vorwärts' heißt es eilen,
Also machet ihm auch Ehr'!

Hoch im Winde flattern Fahnen,
Grün und weiß; hurra!
Stürmen wir vom Berg hernieder,
Ist kein Feind mehr da.

Kronprinz Albert thät sie fangen
Früh am hellen Tag,
Tausend von den roten Hosen,
All' auf einen Schlag.

Unser sind die Mitrailleusen,
Die Monturen rot,
Da dem Feind die Kanonade
Guten Morgen bot."

Und einem bekannten, den preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm feiernden Volksliede nachgebildet, sangen die Sachsenbrüder:

„Unser Albert, Prinz von Sachsen,
War dem Marschall auch gewachsen,
Schloß sogar den Kaiser ein
Und dabei noch obendrein
Mac Mahon, Mac Mahon,
Albert kommt und hat ihn schon."

Die hervorragende Thätigkeit des Kronprinzen beim „Kesseltreiben" von Sedan und seine große Neigung, die er dem edlen Weidwerk in Friedenszeiten entgegenbringt, gaben später einem sächsischen Soldaten Anlaß zu nachfolgender Dichtung:

„Herr Albert wollt' einst jagen
Wohl in den Augusttagen
Ein Wild gar seltner Art.
Er ließ die Treiber wecken:
‚Fahrt aus durch Busch und Hecken,
Nur sachte, mit Bedacht!'
Halli, hallo, halli, hallo,
Der Kronprinz **weckte** so.

‚Daß keiner mir jetzt schwatze,
Sein Pfeiflein keiner schmatze,
Gebt Feuer nicht noch Dampf!
Wenn ihr es habt gefangen,
Könnt alles ihr verlangen,
Doch vorwärts jetzt zum Kampf!'
Halli, hallo, halli, hallo,
Der Kronprinz **jagte** so.

Bald war das Wild gefunden
In frühen Morgenstunden,
Im Schlummer lag es noch.
In wald'gen Thalesgründen,
Da war das Wild zu finden.
Früh aufsteh'n lohnt sich doch.
Halli, hallo, halli, hallo,
Der Kronprinz **fing** es so.

Und als vorbei das Jagen,
Spricht Albert mit Behagen:
‚Das habt ihr gut gemacht!
Jetzt sucht hervor die Pfeife,
Zum Brotsack jeder greife,
Die Jagd ist nun vollbracht!'
Halli, hallo, halli, hallo,
Der Kronprinz **lobte** so."*)

So wurden alle wichtigen und erfolgreichen Ereignisse, welche die von Kronprinz Albert befehligten Krieger in ihrer Gesamtheit berührten, in schlichte Verse gebracht. In diesen fand sowohl die gemeinsame Stimmung als auch die tüchtige Gesinnung unserer sächsischen Kriegsleute einen vollkommenen, wahren

*) Die vorstehenden Dichtungen sind dem Werke: „Freytag, Historische Volkslieder des sächsischen Heeres. Dresden 1892. Glöß" entnommen.

und unverfälschten Ausdruck. Haftet diesen Klängen auch manches Rauhe und Ungefüge in Wort und Wendung an, so machten sie dennoch bald die Runde durch alle Truppenteile und waren in aller Munde, bis endlich neuere Ereignisse sie verdrängten und die Gemüter, welche von der lebendigeren Gegenwart näher berührt werden, davon abgelenkt wurden.

Die schlichten Weisen der singenden streitbaren sächsischen Kriegsleute aber sind von hoher Bedeutung: ein deutliches Zeugnis der hohen Verehrung für ihren bewährten Kriegsherrn, den sie auf gleiche Höhe mit den gefeiertsten Helden Deutschlands stellen: Prinz Eugen, Friedrich II. und Wilhelm I., die im Liede fortleben werden bis in die fernsten Zeiten.

Ernst Rich. Freytag.

Der Sachsen Dank.

Zu Dir, o König, schaut in Treuen
Dein glücklich Sachsenvolk empor.
Was Du ihm bist, in immer neuen
Und freud'gern Liedern quillt's hervor.
Wie auch des Schicksals Lose fallen
In Zukunft unserm Vaterland:
Um Deinen Thron die Fahnen wallen,
Gelobend hebt sich Herz und Hand.

In großer Zeit hast Du gerungen
Für unsers Reiches Herrlichkeit.
Um Deine Stirne ist geschlungen
Der Lorbeerkranz für alle Zeit.
Drum, wenn sich ringsum Wolken türmen,
Blickt man auf Dich voll Zuversicht:
Du Säul' des Reichs, erprobt in Stürmen,
Wir rufen's stolz: Du wankest nicht!

Nun ist in goldnen Friedensjahren
Dein königliches Haar gebleicht.
Das höchste Glück hast Du erfahren,
Dem wohl auf Erden keines gleicht;
Nicht einsam stehst Du auf dem Throne,
Fremd Deinem Volk und Deiner Zeit:
Nein, jugendfrisch trägst Du die Krone,
Die Du dem höchsten Dienst geweiht!

Was Deines Volkes Wohlfahrt mehrte,
Mit Vatersinn brachst Du ihm Bahn.
Was Edles uns die Kunst bescherte,
An Deinen Namen knüpft sich's an.
So ist's Dein Geist, der uns erhoben,
Dein edles Herz, das uns entflammt:
Noch ferne Tage werden loben
Den Segen, der von Dir entstammt!

Und Dir, o **Königin**, gebühret
In gleicher Treu der tiefste Dank,
Den Dir so manches Herz gerühret
Im stillen widmet lebenslang!
Wir brauchten des nicht Zeugnis geben,
Was innig jeder Mund bekennt:
Du weihtest Dein erhabnes Leben
Dem Volke, das Dich Mutter nennt!

Wann hätte je die Not gefunden
Dich, hohe Frau, nicht hilfsbereit?
Und für des Unglücks tiefe Wunden
Fandst Du nicht Balsam allezeit?
Die Armut ging mit reichen Gaben
Von Deiner königlichen Thür:
Ihr Dankblick möge reich Dich laben!
O sei gesegnet für und für!

Heil uns, daß wir die Zeiten schauen,
Die unsre Väter einst erharrt,
Und treuen Sinns am Werke bauen
Im Friedensglück der Gegenwart!
Heil Dir, dem edlen **Fürstenpaare**!
Du schreitest uns auf lichter Bahn
Für alles Große, Gute, Wahre
Mit königlichem Sinn voran!

Rudolf Schlitterlau.



Buchdruckerei Julius Klinkhardt, Leipzig.

